

Preussische Jahrbücher

Rudolf Haym,
Heinrich von
Treitschke, ...

PGerm 322.1

Bound

VOL 1 - 1908



Harvard College Library

FROM THE

PRICE GREENLEAF FUND

Residuary legacy of \$711,563 from E. Price Greenleaf,
of Boston, nearly one half of the income from
which is applied to the expenses of the
College Library.

Preussische Jahrbücher.

Herausgegeben

• von

Hans Delbrück.

Ein hundrederteinunddreißigster Band.

Januar bis März 1908.



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1908.

1321
13-1-2

PGerm 322.1

Inhaltsverzeichnis

des

131. Bandes der „Preussischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

	Seite
Anders, S. H. D., Ofsian	1
Baumert, Einzelrichter oder Kollegialgericht?	54
v. Bonin, B., Vom ersten brandenburgischen Generalauditeur und General= gewaltiger	260
Briefe	197
Brud., W. F., Goethe und die Botanik	29
Conrad, S., Besprechung von R. Wüller, Geschichte der englischen Literatur	144
— „ — M. Luce, A. Handbook to the Works of W. Shakespeare	146
— „ — G. Bleibtreu, Der wahre Shakespeare	147
— „ — W. J. Craig, The Arden Shakespeare	147
— „ — Die neue Hofbühne in Weimar	317
— „ — G. Atherton, Ancestors	529
Croner, E., Amerikanische und deutsche Hauswirtschaft. Entgegnung	521
Daniels, E., Besprechung von Th. Kroschius, Erinnerungen aus dem Feld= zuge 1870—71	331
— „ — Regensberg, 1870—71. Der deutsch-französische Krieg	332
— „ — F. Depner, Der Schutz der Deutschen in Frankreich 1870 und 71	333
— „ — M. G., Besprechung von G. Berl, Briefe der Marquise von Pompadour	544
— „ — B. von Ségur, Erinnerungen	544
— „ — F. Neubauer, Preußens Fall und Erhebung	545
— „ — G. Just, Als die Völker erwachten	545
— „ — F. v. Nottbed, Erlebnisse und Erinnerungen aus dem russisch-japa= nischen Kriege	545
Danneel, M., Hans von Bülow	523
Delbrück, S., König Servius Tullius und das römische Wahlrecht	87
Drews, A., Besprechung von J. Kurth, Utamaro	333
Fuhrmann, M., Besprechung von M. Klerlein, Im Tal der Jugend	148
— „ — S. de la Pasture, Peters Mutter	148
— „ — M. Sid, Ein Blumenstrauß	149
— „ — G. Ulfers, Ostloorn	150
— „ — G. de Raupassant, Bauerngeschichten	151
— „ — A. Gerlach, Das Hausbuch des Franz Xaver Meier aus Lauchheim	152

	Seite
Fuhrmann, R. Presber, Die sieben törichten Jungfrauen.	530
— „ — J. Jakobsen, Sehnen und Suchen	531
— „ — J. Jaffe, Französische Lyrik alter und neuer Zeit in deutschen Versen	533
— „ — M. Kreßer, Söhne ihrer Väter	534
— „ — A. Salkind, A. Schnitzler	535
— „ — F. Gundelfinger, Romantiker-Briefe	536
Geisrig-Korodi, L., Gözendämmerung	349
Gundelfinger, F., Emerson	252
— „ — Besprechung von G. Misch, Geschichte der Autobiographie	336
— „ — Besprechung von J. Savits, Von der Absicht des Dramas	526
Harnack, A., Ein neues Evangelienbruchstück	201
— „ — Das Urchristentum und die sozialen Fragen	443
v. Hartmann, A., Architektur und Aesthetik	61
Holl, R., Besprechung von R. Müller, Luther und Karlstadt	328
Kirchberg, M., Geldspannung und Kreditorganisation	71
Lehmann, M., Major von Wrangel, der angebliche Urheber der Konvention von Taurroggen	428
Leo, F., Die Entdeckung Menanders	414
Moos, P., Die Baukunst als unfreie Kunst	336
Meusel, F., Mawis' Schilderung der altpreussischen Armee	460
Müller, E. (Stuttgart), Goethes Momunculus und Euphorion	485
Müller, E. (Hamburg), Besprechung von Heinrich Bredow, Lieder eines Heimkehrenden	526
v. Oppeln-Bronikowski, Fr., Charles Baudelaire	37
Polly, A., Die gegenwärtige Finanzlage Rußlands	103
— „ — Brief	520
Prellwitz, G., Besprechung von W. v. Scholz, Heinrich von Suso	340
— „ — D. Freimark, Moderne Geisterbeschwörer und Wahrheitsfucher	342
— „ — M. Krüger, Vaganten-Lieder	343
— „ — F. Blumberger, Mikreuznach	343
— „ — E. Weimann-Bischoff, Gedichte	344
— „ — Theaterkorrespondenz	355
— „ — Theaterkorrespondenz	351
Rohrbach, P., Nachschrift zu Polly, Die gegenwärtige Finanzlage Rußlands	125
— „ — Selbstanzeige: Deutsche Kolonialwirtschaft I	141
— „ — Die Eingeborenenpolitik der europäischen Kolonialmächte in Afrika	275
— „ — Besprechung von S. Passarge, Südafrika	344
— „ — Besprechung von A. Harnack, Die Apostelgeschichte	346
— „ — Besprechung von R. K. Graß, Die russischen Sekten	538
Schmidt, F. J., Besprechung von G. Laffon, Hegels Phänomenologie des Geistes	136
— „ — Wider den Pseudo-Monismus	385
Schachner, R., Das Kontraktkulivwesen	507
Schulz, W. M., Amerikanische und deutsche Hauswirtschaft	211
Simons, E., Besprechung von A. Hausrath, Richard Rothe und seine Freunde	137

Besprochene Werke.

Anton, G. R., Die Siedelungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika	174
Atherton, G., Ancestors	529
Bleibtreu, R., Der wahre Shakespeare	147
Blumberger, F., Mikreuznach	343
Bredow, H., Lieder eines Heimkehrenden	526
v. Bülow, H., Briefe VI	523
Craig, W. J., The Arden Shakespeare	147
Drews, A., Der Monismus	396
Emerson, R. W., Natur und Geist	252
Freimark, D., Moderne Geisterbeschwörer und Wahrheitsfucher	342
Gerlach, A., Das Hausbuch des Franz Xaver Reiter aus Lauchheim	152

	Seite
Graf, K. K., Die russischen Sekten	538
Gundelfinger, F., Romantiker-Briefe	537
Hansen, A., Goethes Metamorphose der Pflanzen	29
Harnack, A., Die Apostelgeschichte	346
Hauptmann, G., Kaiser Karls Geißel	355
Hausrath, A., Richard Kothe und seine Freunde	137
Hepner, A., Der Schutz der Deutschen in Frankreich 1870 und 71	333
Jaffé, J., Französische Lyrik alter und neuer Zeit in deutschen Versen	533
Jakobsen, J., Sehnen und Suchen	531
Just, G., Als die Völker erwachten	545
Klerlein, M., Im Tal der Jugend	148
Krofisius, Th., Erinnerungen aus dem Feldzuge 1870—71	331
Krüger, M., Baganten-Lieder	343
Kurth, J., Utamaro	334
Kreßer, M., Söhne ihrer Väter	534
Lasson, G., Hegels Phänomenologie des Geistes	136
Luce, M., A. Handbook to the Works of W. Shakespeare	146
Marwitz, Fr. A. L. v. d., Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege	460
Maupassant, G. de, Bauerngeschichten	151
Misch, G., Geschichte der Autobiographie	336
Müller, K., Luther und Karlstadt	328
Müller-Gutenbrunn, A., Götzendämmerung	349
Neubauer, F., Preußens Fall und Erhebung	545
v. Rottbed, F., Erlebnisse und Erinnerungen aus dem russisch-japanischen Kriege	551
Passarge, S., Südafrika	344
Pasture, H. de la, Peters Mutter	148
Polenpolitik und Landarbeiterfrage	371
Perl, G., Briefe der Marquise von Pompadour	544
Presber, M., Die sieben törichten Jungfrauen	530
Regensberg, Fr., 1870—71. Der deutsch-französische Krieg	332
Rohrbach, P., Deutsche Kolonialwirtschaft I	141
v. Scholz, W., Heinrich von Suso	340
Schüding, W., Das Nationalitäten-Problem	189
Sid, J. M., Ein Blumenstrauß	149
Shakspere, W., Heinrich V.	351
Smith, F., Die römische Timokratie	87
Salkind, A., Arthur Schnitzler	535
Savits, J., Von der Absicht des Dramas	526
v. Ségur, P. P., Erinnerungen	544
Troeltsch, E., Die Soziallehren der christlichen Kirchen I	443
Ulfers, S., Ostloorn	150
Washburne, E. B., Der Schutz der Deutschen in Frankreich 1870 und 71	333
Weimann-Bischhoff, E., Gedichte	344
Wilhelm, Landlose Polen	371
Wüller, K., Geschichte der englischen Literatur	144

Politische Korrespondenz.

D., Blok und Steuern	183
— „ — Ostmarken-Vorlagen	186
— „ — Krisis im Flottenverein	191
— „ — Prozeß Harden-Wolke	194
— „ — Die Modifikation der Enteignungsvorlage	371
— „ — Fürst Bülow's Erklärung zur Wahlreform und die Zukunft des Bloks	374
— „ — Ostmarkenvorlage. — Der neue Reichschatzsekretär und die allgemeine Politik	565

	Seite
Goldschmidt, D., Zur Beamtenvorlage	360
Korodi, L., Replik	160
— „ — Kossuthistische Götterdämmerung	165
— „ — Oesterreich-Ungarn als Gesamtstaat. — Der Weg nach dem Balkan. „Bangermanistische Anschläge“? — Das Deutschtum in Süd- und Westungarn. — Krise des ungarischen Parlamentarismus	547
Neugeboren, E., Die politische Haltung der Siebenbürger Sachsen	155
Kohrbach, P., Koloniales und Auswärtiges. Südwestafrika. Entschädigung der Landgesellschaften. Negrophile, Eingeborenenpolitik in Ostafrika? — Bagdad- und Mekkabahn. Persien	167
— „ — Reform der Besiedlungsprinzipien in Südwestafrika. Die Beschwerde der ostafrikanischen Ansiedler	366
— „ — Die Balkanbahnprojekte und die politische Lage im Orient. — Russische Kriegsgerüchte und russische Finanzen. — Koloniales	552

Prenkische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.



Inhalt:

Seite

Dr. G. H. E. Schubert, Privatdozent an der Universität Greifswald: Linné	1
Dr. W. K. Pring, Privatdozent des Botanik a. d. Universität Würzen: Noche und die Wänter	24
Friedrich von Lippin, Bontifawoff, Berlin: Charles Baudelaire	37
Dr. Baumert, Justizrat, Spandau: Einzelrichter oder Kollegialrecht	54
Hilma von Hartmann, Hof-Richterliche: Architektur und Schönheit	59
Dr. jur. Manfred Hildeberg, Hildes: Reidbankung und Kreditorganisations	71
Hans Delbrück: Anna Seiditz, Julius und die sonstige Wänter	87
Dr. Marius Volk, St. Sekretär: Die gegenwärtige Finanzlage Italiens	100
Dr. Paul Konrad, Berlin: Nachdruck	123

(Fortsetzung des Inhalts)

Erkrint jeden Monat.

zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 30 Pf.

Berlin

Verlag von Georg Stilke

1908.

Notizen und Besprechungen.

- Philosophie.** Direktor Dr. Ferdinand Jakob Schmidt, Berlin: W. Lajson, Hegels Phänomenologie des Geistes. (S. 136.)
- Theologie.** Eduard Simons, Professor der Theologie an der Univ. Berlin: A. Hausrath, Richard Rothe und seine Freunde. (S. 137.)
- Kolonien.** Lic. Dr. Paul Rohrbach, Berlin: Selbstanzeige, Deutsche Kolonialwirtschaft Bd. I. (S. 141.)
- Literatur.** Professor Dr. Hermann Conrad, Groß-Lichterfelde: R. Wülfer, Geschichte der englischen Literatur. (S. 144.) — M. Luce, A Handbook to the Works of W. Shakespeare. (S. 146.) — K. Bleibtreu, Der wahre Shakespeare. (S. 147.) — W. J. Craig, The Art of Shakespeare. (S. 147.) — Marie Fuhrmann, Greifswald: M. Klerlein, Im Tal der Jugend. (S. 148.) — H. de la Pasture, Peters Mutter. (S. 148.) — J. M. Sieb, Ein Blumenstrauch. (S. 149.) — S. Ulfers, Ostloorn. (S. 150.) — G. de Maupassant, Bauerngeschichten. (S. 151.) — H. Gerlach, Das Hausbuch des Franz Xaver Reiter aus Lauchheim. (S. 152.)

Politische Korrespondenz.

- Emil Neugeboren, Hermannstadt: Die politische Haltung der Siebenbürger Sachsen. (S. 155.)
- Lup Korodi: Revüt. (S. 160.)
- „ Kossuthistische Götterdämmerung. (S. 165.)
- Paul Rohrbach: Koloniales und Auswärtiges. Südwestafrika. Entschädigung der Landgesellschaften. Negrophile Eingeborenenpolitik in Ostafrika? Bagdad- und Mekkahahn Persien. (S. 167.)
- D.: Bloch und Steuern. (S. 183.) — Ostmarken-Vorlagen. (S. 186.) — Krisis im Flottenverein. (S. 191.) — Prozeß Harden-Moltke. (S. 194.)

Briefe. (S. 197.)



Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. == (Alte Stuttgarter) ==

— Gegründet 1854. —

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand	Mark 800 Million.
Bankvermögen	287 „
Seither t. d. Versich. erzielte Überschüsse	115 „

Bei Erwerbsunfähigkeit (Invaldität) Vortreibung v. der Prämienzahlung.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Geschichte

der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Im Auftrage der Akademie bearbeitet von Adolf Harnack.

erste Volks-Ausgabe. 50 Bogen gr. 8°, elegant broschiert 10 Mark ord., halbband gebunden 12 Mark ord.

Dieses Buch enthält in der Form einer Geschichte der Akademie der Wissenschaften die

Geschichte des wissenschaftlichen und geistigen Lebens Deutschlands der letzten beiden Jahrhunderte.

R Greenleaf Fund

Ossian.

Von

H. R. D. Anders.

Es sind gerade hundert Jahre verflossen, seitdem die Highland Society in London den gälischen Text der von Macpherson angeblich übersetzten Lieder Ossians (respektive Oisians) der Oeffentlichkeit übergab. Die Streitfrage über die Echtheit Ossians schien somit endgültig geklärt und erledigt. Der Täuschungsversuch war so schlau berechnet, so klug angelegt worden, daß sich selbst manche der besten Keltologen haben irreführen lassen, und heute noch kann der Laie, der seinen Meyer, seinen Brockhaus, oder das sonst vorzügliche Dictionary of National Biography nachschlägt, nicht die reine Wahrheit erfahren über Fragen, über die für die strenge Wissenschaft kein Zweifel vorhanden sein kann. Nur wer die Tatsachen nicht genau kennt, wer nicht selbst auf dem Gebiet geforscht hat, steht dem Wirrwarr ratlos gegenüber, bis er für das komplizierte Labyrinth den Ariadnesfaden gefunden.

Das Kapitel über Ossian wird man notwendig als ganzes und einheitliches behandeln müssen. Es wird unsere Aufgabe sein, zu versuchen, nicht nur die im Urteil und in der Wertung der Mit- und Nachwelt schwankende Gestalt diesmal festzuhalten, sondern auch Macphersons Leben und Wirken, seine Bildung und Belesenheit, sofern sie Licht auf die Ossianfrage zu werfen geeignet sind, näher ins Auge zu fassen. Die Echtheitsfrage wird dann um so leichter zu lösen sein, wenn wir den richtigen Gesichtspunkt gefunden haben.

Werfen wir also, ehe wir ihren Siegeslauf durch die Welt verfolgen, einen kurzen Blick auf diese Gedichte selbst. Sie handeln, wie bekannt ist, von den Kämpfen der Albanogälen gegen die Iren, die Skandinavier und sogar gegen die Römer. Fingal ist die Hauptfigur; Ossian sein Sohn, — jetzt alt und blind, der allein übrig gebliebene Held in Selmas Hallen, der die Taten anderer

Zeiten besingt, the tales of other times. Die Figuren, die uns in den Liedern entgegentreten, sind alle schattenhaft, nebelhaft, ohne Konturen, und nur dünne Fäden halten die Partien, die mehr melodramatisch als episch sind, zusammen. Die Wirkung der Ossianischen Lieder besteht fast lediglich in der Stimmung. Im allgemeinen erinnert die Sprache Ossians auch viel weniger an die plastische Dichtung Homers, mit dem man ihn gerne verglich, als an die hebräische Poesie. Der Stil ist feierlich, gehoben, deklamatorisch. Weniger an die Bibel gemahnt uns der weiche elegisch-sentimentale Zug, die süße Wollust des Schmerzes, die dem Zeitalter Macphersons eigen war.

Zu den schönsten Liedern gehören die Songs of Selma, jene Gesänge, die Werther der Lotte vorliest. Prächtig hebt das Gedicht, das übrigens in Goethes Uebersetzung gewonnen hat, an:

Stern der dämmernden Nacht, schön funkelt du in Westen, hebst dein strahlend Haupt aus deiner Wolke, wandelst stattlich deinen Hügel hin. Wonach blickst du auf die Heide? Die stürmenden Winde haben sich gelegt: von ferne kommt des Wiesbachs Murmel; rauschende Wellen spielen am Felsen ferne: das Gesumme der Abendfliegen schwärmt übers Feld. Wonach siehst du, schönes Licht? Aber du lächelst und gehst; freudig umgeben dich die Wellen und baden dein liebliches Haar. Lebe wohl, ruhiger Strahl! Erscheine, du herrliches Licht von Ossian's Seele!

Auch andere Lieder haben ihre Bewunderer, wie Berrathon, Ossians Schwanengesang (der übrigens auch von Werther zitiert wird), und Darthula, und Carthon — „das treffliche Gedicht“ nennt es Schiller in seinem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung —, mit der berühmten Anrede an die Sonne:

O du, die du droben rollst, rund wie der Schild meiner Väter! Woher sind deine Strahlen, o Sonne! woher dein ewiges Licht? Du kommst hervor in deiner erhabenen Schönheit; die Sterne verbergen sich im Himmel; der Mond, kalt und bleich, sinkt in die westliche Woge. Du aber schreitest allein: wer kann ein Gefährte deines Laufes sein? Die Eichen der Berge fallen: die Berge selber vergehen mit den Jahren; der Ozean sinkt und schwillt wieder: der Mond selber ist im Himmel verloren: du aber bleibest immer, wie du bist: und freuest dich in dem Glanze deines Laufes. Wenn dunkle Stürme die Welt verdunkeln; wenn der Donner rollt, und der Blitz fliegt; schauest du in deiner Schönheit aus den Wolken und lachest des Sturmes. Aber für Ossian schauest du vergebens; denn er sieht deine Strahlen nicht; ob nun deine gelben Haare auf den Wolken hinschließen, oder ob du an den Thoren des Westens zitterst. Aber du bist vielleicht, wie ich, nur für eine Zeit, deine Jahre nehmen ein Ende. Du wirst in deinen Wolken schlafen, unbesorgt der Stimme des Morgens. Sei freudig denn, Sonne, in der Kraft deiner Jugend! Das Alter ist finster und unhold; es gleicht dem dämmernden

Licht des Mondes, wenn es durch gebrochene Wolken scheint, und der Nebel auf den Hügeln ist: der Sturm des Nordens ist auf der Ebene, der Wanderer schauert in der Mitte seiner Reise.

In Carthou steht auch folgende Stelle, die oft in Musik gesetzt worden ist:

Ich habe die Mauern Balcluthas gesehen, aber sie waren verwüstet. Das Feuer hatte ihre Hallen zerstreuen, und die Stimme des Volkes hört man nicht mehr. Der Strom Cluthas wurde aus seinem vorigen Lauf entfernt, durch den Fall der Mauern. Dort schüttelt die Distel ihr einsames Haupt: das Moos pfliff im Winde. Der Fuchs schaute aus den Fenstern heraus; das wilde Gras der Mauer umwallt ihr Haupt. Verwüstet ist die Wohnung Moinas, stumm ist das Haus ihrer Väter.

Solche Stellen gehören zu den allerbesten im „Ossian“. Die Gedichte Macphersons sind aber sehr ungleich und auf die Dauer furchtbar eintönig. Poor, moaning, monotonous Macpherson nennt ihn Carlyle. Jammernd, eintönig — die Alliteration läßt sich im deutschen nicht wiedergeben — sind in der That zutreffende Epitheta. Es ist immer nur eine Tonart, die angestimmt wird, und immer kehren dieselben Motive wieder: Wehmut, Jammer, Vergänglichkeit. Die Helden sind alle nach einem Schema geschaffen, sie haben nur andere Namen, — deren gibt es allerdings genug, bis zum Ueberdruß. „Die Dichtungen haben etwas jugendlich Unreifes“, wie Stern richtig bemerkt. Mehr witzig als gerecht ist Dr. Johnsons bekanntes Urteil, das er gleich nach dem Erscheinen des Ossian ausgesprochen hat. Gefragt, ob ein Mann seines Zeitalters solche Gedichte schreiben könnte, antwortete er: „Zawohl, viele Männer, viele Frauen und viele Kinder.“ — Der Stil Ossians ist übrigens von verschiedenen, mit geringerem Erfolg, nachgeahmt worden.

Auf der anderen Seite ist aber auch das Zeugnis der vielen Ossianverehrer zu beachten. Es muß doch etwas von echter Poesie in den Liedern stecken, die einen Gottfried Herder zu dem Urteil, das uns allerdings etwas überschwenglich scheinen mag, veranlassen konnte: „Die meisten Stücke der Herderschen Dichtkunst kann ich nicht besser, als feierliche Trauergesänge nennen, an die nichts im Altertume, und was diese Seite des Gefühls betrifft, selbst nichts im griechischen Altertume reicht.“ „Offenbar“, hat Herder im späteren Lebensalter gesagt, „trug die abgerissene Gestalt dieser Erzählungen, ihre hohe Einfachheit, und wenn ich so sagen darf, ihr niederer Himmel, ihre schmale Einfassung zu dem Eindruck bei, den sie auf alle, insonderheit jugendliche Seelen, machten.“ Diese Bemerkung

bezieht sich auf die Fragmente und die kleineren Gedichte.*) Für „Temora“ hat sich auch Herder weniger begeistert. Die süße Wehmut jener Lieder, in romantisches Gewand gekleidet, ihre „hohe Einfalt“, ihre ahnungsvollen Töne und magische Naturszenerie können heute noch ihre rührende und anziehende Wirkung auf ein empfängliches Gemüt ausüben. Aber Ossian kann dem 20. Jahrhundert nicht das sein, was er den Zeitgenossen Herders vorübergehend war. Der alte Zauber, der Glorienschein, der ihn einst umgab, ist dahin. Denn das wird kaum zu bezweifeln sein, daß äußere Umstände mehr zur Verhimmelung der Ossianischen Gesänge beigetragen haben, als ihr innerer Wert.

Zu denen, die den Ossian glorifizierten, gehört vor allem Dr. Hugh Blair (dessen Schüler Herder ist), der angesehene, gelehrte Professor der Rhetorik und belles lettres in Edinburgh, der bei der Taufe des neugeborenen Wunderkindes die Patenstelle mit Freuden übernimmt. Fest überzeugt von der Echtheit der Gedichte, unterstützt er Macpherson eifrig in seinen Bemühungen. Er hält Vorlesungen über Ossian und schreibt eine geistvolle Abhandlung, vergleicht ihn mit Homer, der in mancher Hinsicht weit hinter jenem stehe (mit Homer, beiläufig erwähnt, hatte Addison die Chevy-Chase-Ballade verglichen), und findet in den Gesängen des keltischen Barden, 'the poetry of the heart', echte Herzenspoesie.

Wenn nun Ossian so groß oder größer ist wie Homer, so ist ja seine Entdeckung ein Ereignis allerersten Ranges. Das begriff man rasch. Der Erfolg, der die Lieder begleitete, war ein über die Maßen großer. Auflage folgte auf Auflage. Die Gesänge erschienen in deutscher, italienischer, französischer, spanischer, holländischer, dänischer, schwedischer, polnischer, russischer und später auch in neugriechischer Sprache. Kein britischer Autor, außer Defoe, war je so populär geworden. Kein Land, kein Volk im kultivierten Europa, wo man nicht die Stimme Conas hörte, wie sie in Selmas Hallen oder draußen im Sturmwinde, traurige und schaurige Geschichten anderer Zeiten auf der Harfe vortrug.

*) Die deutsche Uebersetzung des Ossian, in Hexametern, von Denis, erschien 1768—69. Schon 1764 war aber eine Prosa-Uebersetzung der Fragmente und einiger anderer kleinerer Gedichte von Engelbrecht in Hamburg erschienen. „Vielleicht“, schreibt Herder (1795), „sind mehrere Liebhaber Ossians, die ihn in dieser Gestalt (d. h. Fragmente), in der sie ihn zuerst kennen lernten, immer noch am meisten lieben.“ Die kleineren Gedichte Macphersons sind fraglos weit wirkungsvoller und besser als seine langen Epen.

In Deutschland bringt man dem schottischen Varden fast ungeteilte, einstimmige Begeisterung entgegen. Die Größten gehen mit dem Beispiel voran. Dem Dichter des Messias sind Ossians Werke „wahre Meisterstücke“, die er so sehr liebt, daß er sie „über einige griechische der besten Zeit“ setzt. In seinen Vardieten und in den Oden aus den Jahren 1764—67 finden sich denn auch zahlreiche Ossianische Nachklänge. Herder, den ich schon erwähnte, ist so enthusiastisch, daß er gleich nach Schottland reisen möchte, um dort „die Gefänge eines lebenden Volkes lebendig hören“ zu können und „eine Zeitlang ein alter Kaledonier zu werden“, wie er in seinen Briefen über Ossian in den Blättern von deutscher Art und Kunst schreibt. Goethe erwähnt Ossian einmal neben Shakespeare und übersetzt, wie wir sahen, die Lieder von Selma; ebenso ist auch Schiller ein Bewunderer — aber ein maßvoller — Ossians. Es gab wohl zu jener Zeit, so dürfen wir getrost allgemein behaupten, keinen einzigen deutschen Dichter, der von dem Einfluß des keltischen Homer unberührt geblieben wäre. Vor allem verehren ihn die Originalgenies als den typischsten Naturdichter.

In Italien und Frankreich wird Ossian ebenfalls Mode. Die Gedichte sind in Cesarottis italienischer Uebersetzung Napoleons Lieblingslektüre und begleiten ihn bis nach St. Helena. Von den Romantikern sind vor allem Chateaubriand und Lamartine als große Bewunderer des gälischen Varden hier zu nennen.

Zur Verbreitung des Ossian haben auch die Künste das ihre beigetragen. Maler und Zeichner haben gewisse Szenen darzustellen versucht, und berühmte Komponisten wie Sackendoff, Schubert, Brahms, Löwe und Weber, haben ausgewählte Partien in rauschende Musik gesetzt.

Für die einstige Ossian-Schwärmerei sind auch die heute noch weit verbreiteten Namen Selma, Malvine, Oscar, beredte Zeugen. Oscar hat sich so eingebürgert, daß er heute kaum noch als undeutsch empfunden wird. Er kommt aber vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland nicht vor. Osgar resp. Osea(i)r ist zweifellos ein keltisches Lehnwort aus dem altnordischen Ásgeirr. Es wird erzählt, daß der Name Oscar, den Bernadotte seinem Sohn gegeben hatte, dem schwedischen Volk besonders sympathisch gewesen sei, und daß er bei der Wahl Bernadottes zum König — sein Enkel war der soeben verstorbene König Oskar II. — nicht unschwer ins Gewicht gefallen sei. Bei der Wahl von Namen, wie von Eltern, kann man also nicht vorsichtig genug sein. Selma ist eigentlich gar

kein Mädchenname, sondern der von Macpherson erfundene Name der königlichen Residenz und bedeutet so viel wie Bellevue, schöne Aussicht! Malvina dagegen ist ganz willkürlich gebildet.

So stand es also mit Ossian auf dem Festland. In England selbst ging es Ossian, resp. Macpherson, wie manch anderem Propheten in seiner Heimat. Zwar schwellt Ossian auch hier den Strom der Romantik an. Die „Kinder“ Byron und Chatterton ahmen ihm nach. Der Knabe Walter Scott verschlingt die Gesänge gierig. Bei Coleridge, Burns, Blake, Shelley und anderen finden wir Spuren Ossianischen Einflusses. Im allgemeinen ist aber doch die Begeisterung für den keltischen Homer in England geringer und weniger ungeteilt. Denn der Zweifel an seiner Echtheit, der schon früh aufgetaucht und nicht zum Schweigen zu bringen war, dämpft den Enthusiasmus. Man sieht, eine Rose unter einem anderen Namen riecht nicht mehr so schön.

Lenken wir nun unser Augenmerk zunächst auf den Herausgeber jener Lieder, der den Schlüssel zu dem großen Geheimnis besitzt!

James Macpherson wurde geboren im Jahre 1736 als Sohn eines armen Kleinbauern in dem Dörfchen Ruthven in Invernesshire in Hochschottland. Barfuß im Kilt besuchte er die dortige Dorfschule, wo er sich durch Intelligenz auszeichnete. Seine Eltern kannten keinen höheren Ehrgeiz, als ihren Sohn auf der Kanzel zu sehen. Er ging deshalb nach Aberdeen und Edinburgh, um Theologie und Literatur zu studieren. Mit Fleiß widmet er sich seinen Studien. „A very good scholar“ nennt ihn David Hume in einem Empfehlungsbrief im Jahre 1761. Die Bibel, Homer, Virgil kennt er gut und ist bewandert in der englischen Literatur.

Die ärmlichen Verhältnisse zwingen ihn dann, als Dorfschullehrer in Ruthven kleine Kinder zu unterrichten, was seinen Ambitionen wenig entsprechen mochte. Warum sollte ihm nicht auch einmal das Glück lachen? War nicht schon mancher Schriftsteller aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen und durch seine Feder berühmt geworden? Fleißig sein ist alles. Unser ehrgeiziger Dorfschullehrer arbeitet also emsig. Er liest viel, wie es scheint, und schreibt selbst englische Gedichte. 1758 erscheint anonym sein Epos *The Highlander*, in Edinburgh gedruckt. Der Erfolg blieb aber aus. Mehrere Gedichte mit der Unterschrift J. M. resp. J. M'P., die das *Scots Magazine* um diese Zeit brachte, stammen aus seiner

Feder. In einem der frühesten dieser Erzeugnisse feiert er seinen Landsmann, den preussischen Feldmarschall Jakob Keith, der bei Hochkirch fiel, und dessen Standbild heute auf dem Wilhelmsplatz in Berlin steht. Außerdem hat er noch andere Gedichte verfaßt, die ungedruckt blieben: *Death*, in Anlehnung an *Blairs Grave*, und *The Hunter*, der teilweise von Thomson beeinflusst ist.

Im Jahre 1758 wird Macpherson Hauslehrer in Balgowan in guter Familie. Bald darauf trifft er in Moffat den rühmlich bekannten Literaten John Home, der sich für hochländische Poesie interessiert, von der er gehört hat. Home gefiel der junge, begabte Hochländer: stolz, aber doch von bescheidenen Manieren, von hohem stattlichem Wuchs, mit schönem, intelligentem Gesicht, klaren grauen Augen und rötlichem Haar. (Portraitiert haben ihn Reynolds und Romney.) Als ihn Home um eine Probe bat, legte er ihm das Gedicht über den Tod Oscars in englischer Uebersetzung vor und nach einigen Tagen weitere Lieder des keltischen Barden Oseian. Der vertrauensfelige Home nimmt sie mit nach Edinburgh und zeigt sie seinen Freunden. Professor Blair ist entzückt und drängt Macpherson, die Gedichte zu veröffentlichen, und Macpherson läßt sich drängen. Blair schreibt selbst für ihn das Vorwort, und Ende Juni 1760 — Macpherson war damals 23 Jahre alt — erscheint ein ganz kleines, aber bedeutsames Bändchen, 15 (in der bald darauffolgenden Auflage 16) Lieder enthaltend, unter dem Titel *Fragments of Ancient Poetry, Collected in the Highlands of Scotland and Translated from the Gallie or Erse Language, 1760*. Rauschender Beifall lohnt dem jungen Entdecker und Uebersetzer der romantisch-empfindsamen Volkslieder, die sowohl in England wie in Schottland süßes Staunen — diesen Ausdruck braucht Herder einmal — erwecken. Gray z. B., der berühmte Dichter, der einige Lieder vor ihrem Erscheinen im Manuscript gesehen hatte, schreibt in einem uns erhaltenen Brief an Dr. Wharton, Juli 1760: „Ich war von ihrer unendlichen Schönheit so entzückt, extasié, daß ich nach Schottland geschrieben habe, um tausend Fragen zu stellen.“ Selbst Hume, der große Skeptiker, vergleicht die Gesänge mit Homer und verteidigt ihre Echtheit. „The authenticity“, schreibt er am 16. August 1760, sei „beyond all question.“

Im Vorwort der Fragmente konnte man lesen, daß es noch viele andere solche Gedichte gäbe. Es galt jetzt, diese zu sammeln. Wer könnte dies besser tun als Macpherson? Es fehlte nur an nötigen Mitteln. Eine Subskription wurde deshalb in Edinburgh

eröffnet, an der sich auch Hume mit einem Beitrag von ein oder zwei Guineen beteiligte. Mit 60—100 £ in der Tasche konnte nun Macpherson seine Entdeckungsreise in die Hochlande antreten, um weitere Schätze zu heben. Hier hat er etwa vier Monate fleißig gearbeitet. Es wird erzählt, daß er manche Nächte über Büchern und Papier zugebracht habe, und daß er sich gälische Volkslieder vorsagen ließ.

Anfang 1761 kehrt er *veni vidi vici* wieder zurück nach Edinburgh und zeigt seinen erstaunten Freunden seine neuen Funde. Sodann begibt er sich, mit den besten Empfehlungsbriefen ausgerüstet, nach London. Die Konstellation ist die denkbar günstigste. Denn der schottische Graf, Lord Bute, der Günstling Georgs III., ist allmächtig am Hofe und wird auch bald Premierminister. Selbstverständlich protegiert dieser den Herausgeber des schottischen Homer. Schon Ende 1761 erscheint *Fingal, an Ancient Epic Poem, in six Books: Together with several other Poems, composed by Ossian the son of Fingal. Translated from the Galic, by James Macpherson, London 1762* (tatsächlich schon Dezember 1761), und bald darauf folgt der zweite Band mit einer Widmung an Bute, den hohen Gönner: *Temora . . . Together with several other Poems, composed by Ossian, usw., London, 1763.*

Hat nun Macpherson alte Lieder getreu übersetzt, wie er die Welt versichert hatte? Oder sind seine Gedichte freie Uebersetzungen oder gar selbständige Schöpfungen, wie andere behauptet haben? Zwei Wege führen uns zur Lösung dieser einst heiß umstrittenen Frage, zum selben sicheren Resultat. Erstens bekunden die Gedichte ihre eigene Herkunft und Vaterschaft, zweitens hat Macpherson selbst die stärksten äußeren Beweise geliefert, die alle Zweifel zerstreuen.

Daß es gälische Volkslieder in Hochschottland gab, die Macpherson gekannt hat, ist unzweifelhaft. Von welcher Beschaffenheit waren sie, und in welchem Umfang hat sie Macpherson benutzt? Die Beantwortung dieser Frage, die von keiner geringen Wichtigkeit ist, bedarf einer längeren Ausführung. Denn die keltische Heldendichtung, die heute noch in Irland und in Schottland ihre Blüten treibt, dürfte den meisten gebildeten Deutschen eine *terra incognita* sein.

Es gibt drei gälische Sagenzyklen: a) der mythologische Zyklus, mit Geschichten von Elfen und Erdgeistern; b) der Cúchulinn-Zyklus; c) der Finn (Fingal)-Zyklus. Beide, Cúchulinn und Finn, hat man als historische Persönlichkeiten in Frage gestellt. Der Finn-Zyklus gehört ursprünglich dem Süden Irlands an, und die

Cuchulinn-Sage dem Norden. Finn, der Generalissimus der Fiannen, einer stehenden Truppe in Irland, soll im dritten Jahrhundert nach Christo gelebt haben. Sein Sohn ist Ossin (Ossian) und sein Enkel Oscar. (Nach Zimmer soll der Name Ossian altnordischen Ursprungs sein, aus Ásvin; nach andern wird er mit dem gälischen Wort oss, das Hirsch bedeutet, in Zusammenhang gebracht, und Ossin wäre eine altirische Diminutivbildung, kleiner Hirsch.) Die Fiannen verrichten große Heldentaten, erleben seltene Abenteuer oder liegen dem Waidwerk ob. In der Schlacht bei Gaura, 283 nach Christo, werden sie geschlagen und aufgerieben.

Die Ossianischen Balladen gehören wohl ursprünglich alle zu erzählenden Werken, die reichlich mit Liedern ausgestattet waren. In Schottland lassen sich etwa achtzig Ossianische Gedichte nachweisen, in manchen Schriften besprochen und in verschiedenen Fassungen ediert*). Der Hintergrund der Balladen ist legendenhaft, zum Teil auch märchenhaft. Schon in dem sogenannten „Gespräch der Alten“, einer Prosaerzählung aus dem 15. Jahrhundert, wird die Finnsage mit Hexen und Zauberern in Verbindung gebracht. Unter den Ossianischen Gedichten, von denen Macpherson einen Gebrauch machte, gehören fünf oder sechs dem älteren Sagenkreise des irischen heros fortissimus Cuchulinn an, der um den Anfang der christlichen Zeitrechnung in Ulster gelebt haben soll. In Schottland werden im 18. Jahrhundert diese beiden Sagenzyklen nicht immer streng auseinander gehalten, aber doch nicht in dem Maße zusammengeworfen, wie bei Macpherson.

Von diesen schottischen Balladen, welche die Unterlage der Macphersonschen Dichtungen hergeben, sei es mir gestattet, einige Verse (von Stern übersetzt) als Proben zu zitieren.

Eine der bekanntesten Balladen bezieht sich auf Magnus, den König von Norwegen, der Ende des ersten Jahrhunderts in Irland einfiel. Sie ist in Irland und Schottland überliefert und gehört vielleicht dem 17. Jahrhundert an. Wie viele andere Balladen

*) Die älteste Sammlung schottisch-gälischer Lieder findet sich in dem Buch des Dechanten von Bismore, aus dem 16. Jahrhundert, mit englischer Uebersetzung herausgegeben von M. Lauchlan und Stone, 1862. J. F. Campbells *Lebhar na Feinne*, 1872, (mit kurzen Inhaltsangaben vieler Balladen und kritischen Erörterungen) ist überaus reichhaltig. Schwerlich wäre diese wichtige Sammlung ohne Macphersons Ossian zustande gekommen. Ueber die Ossianischen Heldenlieder ist vor allem L. C. Sterns Aufsatz in der Zeitschrift für vergl. Lit. 1895 nachzulesen, aus dem ich gelegentlich wörtlich citiere. Ueber die irischen Sagen im allgemeinen handelt Hyde in seiner irischen Literaturgeschichte, wo weitere Nachweise zu finden sind.

wird sie durch ein Gespräch Ossians mit dem heiligen Patrick eingeleitet:

Oss.: Pfaffe, o du Psalmenfänger!
 Roh ist dein Verstand, so scheint mir.
 Willst du meine Mär nicht hören
 Von den Kriegern, die du nicht gesehn hast?

Patr.: Meiner Treu! Sohn Finns, wie lieb auch
 Dir der Sang von den Fiannen,
 Psalmenklang aus meinem Munde,
 Der erscheint mir selbst musikalisch.

Oss.: Was! vergleichst du deine Psalmen
 Erins Heer von blanken Waffen!
 Pfaffe, kaum kann ich mich halten
 Dir den Kopf vom Kumpfe zu hauen!

Der Dichter erzählt hierauf vom Einfall des Königs Magnus.
 Der Kampf wird so geschildert:

Da traf Cuwals Sohn (d. h. Finn) von den Bechern
 Magnus von den Ruhmeskämpfern,
 Mann an Mann in dem Getümmel —
 Pfaffe! grausig war die Begegnung.

Dieser harte Kampf erdröhnte
 Wie das Krachen zweier Hämmer;
 Blutig war der Streit der Könige,
 Gräßlich ihres Eifers Gebahren.

Als die roten Schilde brachen,
 Zorn und Wut in ihnen aufstieg,
 Warfen sie die Waffen von sich,
 Diese beiden Helden, und rangen.

Als der Streit der Fürsten anhub,
 Ward's uns lange still zu stehen.
 Aufgewirbelt wurden Steine,
 Schweres Erdreich unter den Füßen.

Da ward Lochlans Ruhmeskönig
 Auf die Haide hingeworfen
 Und ihm — für den König schimpflich —
 Seine schmalen Dreie*) gebunden.

Diese Ballade hat Macpherson gekannt. Einzelne Stellen verwendet er in seinem Fingal. Den eben erwähnten Kampf hat er

*) Dreie, d. i. Hand-, Fuß- und Halsgelenk.

z. B. bestimmt im Auge gehabt, als er folgenden Passus, im fünften Buch des Fingal, schrieb:

Da war der schreckliche Klang ihrer Waffen! Da war jeder Schlag gleich den hundert Hammern des Schmelzofens! Schrecklich ist die Schlacht der Könige, furchtbar der Blick ihrer Augen. Ihre dunkelbraunen Schilde sind entzwei, ihr Stahl gleitet zerbrochen von ihren Helmen. Sie werfen ihre Waffen weg, Jeder bereilt sich, den Helden zu fassen. Ihre schnuigen Arme schlingen sich um einander, sie wenden sich von Seite zu Seite und ziehen und reden ihre mächtigen Glieder nieder. Aber als der Stolz ihrer Kraft sich hob, erschütterten sie den Hügel mit ihren Fersen. Felsen stürzen von ihren Plätzen in der Höhe, die grünhäuptigen Büsche wurden umgerissen. Zuletzt fiel Swarans Stärke, der König der Wälder ward gefesselt.

Die Tragik der Dissianischen Dichtung erreicht ihren Höhepunkt in der Schlacht von Gaura, in der die Fiannen vernichtet wurden, und Oskar, der Enkel Finns und Sohn Dissians, tödtlich verwundet wurde. Finn, der von Rom erst nach der Schlacht zurückgekehrt ist, klagt:

„Ach, daß ich nicht selbst gefallen
In der mächtigen Schlacht von Gaura,
Und daß du in Ost und Westen
Die Fiannen führtest, o Oskar!“

Als er diese Worte hörte,
Da entfloß die Seele Oskars;
Seine Hände streckte er von sich,
Und er schloß die müden Augen.

„O mein Kalb, mein liebes Kälbchen!
Meines Kindes lieb weiß Kindlein!
Wie die Amsel hüpfst mein Herze —
Nie mehr wird mein Oskar aufstehn.“

Da erging sich Finn in Klage
Auf dem Hügel, der dort oben,
Und aus seinen Augen flossen
Tränen, und er wandte sich von uns.

Oskar hoben wir, den schönen,
Mit den Speeren auf die Schultern,
Trugen sorgsam unsre Bürde,
Bis zum Hause Finns wir gelangten.

Neben mir der Hunde Winseln
Und der alten Krieger Seufzen
Und der Weiber Weinen ringsum —
O wie das im Herzen mich quälte!

Diese Ballade gab Macpherson den Stoff zu dem ersten Buch des „Temora“. Ein genauer Vergleich würde uns zeigen, daß er auch hier „benutzt hat, entstellt, mißverstanden und zugesetzt wie sonst“.

„Fingal“ ist auf mehreren Balladen aufgebaut, besonders auf dem schon erwähnten Gedicht vom König Magnus, das etwa 200 Verse enthält. Aber nur einige allgemeine Umrisse stimmen überein. Macphersons Erzählung von Ossians Brautwerbung im vierten Gesang des „Fingal“ geht von dem älteren Liede von Euir aus, das mit gefälschten Zusätzen*) oft publiziert worden ist. Die Geschichte von Fainasollis, dem Mädchen von Craca, im vierten Buch, beruht gleichfalls auf älteren Balladen. Schon in dem „Gespräch der Alten“ aus dem 15. Jahrhundert finden wir eine Prosa-Erzählung von einer schutzlehenden Jungfrau (Bebinn, der Tochter Treons).**)

„Calthon“ steht in Beziehung zu zwei gälischen Balladen: dem Liede von Conn, dem Sohne Dergs, das der Finnsage angehört, und einem Gedicht von Cuchulinn, in dem er seinen eigenen Sohn, den er nicht erkennt, im Zweikampf erschlägt. Eine Ballade von der Klage der Frau Dergs um ihren Gemahl paraphrasiert Macpherson auf seine Weise in „Calthon und Colmal“ (unterm Text).

Die „Schlacht von Lora“ beruht auf einem Liede von Ergons Einfall in Irland, mitgeteilt und mit jenem Gedicht genau verglichen von Frau „Talvj.“ Während Macpherson hier seiner Quelle in ihren Hauptzügen folgt, haben andere Gedichte nur entfernte Beziehung zu den älteren Balladen. Für viele Gedichte — besonders im zweiten Teil (1763) — gibt es gar keine Quellen. Der ganze „Temora“, außer dem ersten Gesang, ist von Macpherson frei erfunden.

Auch die Fragmente, die Macpherson im Jahre 1760 veröffentlicht hatte, sind nicht echt, obwohl er in der Vorrede das Publikum versichert hatte, „daß die folgenden Fragmente authentische Ueberreste alter schottischer Poesie sind“ (ein Satz, der übrigens geeignet ist, Verdacht zu erwecken), und daß die Uebersetzung streng wörtlich sei. „Selbst die Anordnung der Wörter des Originals ist nachgeahmt worden“.

Tatsächlich liegen nur zweien von den Fragmenten (Nr. 6 u. 14) Balladen zugrunde, d. h. wenige Zeilen aus solchen, alles übrige ist

*) Vgl. Zeitschrift für keltische Philologie V, 563 Anm.

***) O'Grady, Silva Gadelica, S. 238 ff.

sentimentale Phantasie Macphersons. *) Der erwähnte „Tod Oscars“, das siebente Fragment, das er Home als Probe hochländischer Poesie wahrscheinlich vorgelegt hatte, ist Macphersons eigene Dichtung. Kein Original existiert von dieser Oscar-Geschichte, wie sie hier erzählt wird. Sie steht in direktem Widerspruch mit anderen Sagen von Oscar. Macpherson sah seinen taktischen Fehler später ein und fügte seinem ersten Temoragefang — am Schluß — eine Anmerkung bei, daß es zwei verschiedene Versionen gäbe. Daher der Widerspruch. Das siebente Fragment druckt er jetzt unter dem Text ab, genau wie früher, nur ist Oscar nicht mehr Ossians Sohn, sondern der Sohn Caruths. Das ist eigentlich die einzige, aber merkwürdige Aenderung von Belang. Ein paar Federstriche, und aus dem Haupthelden ist ein anderer geworden! An einer Stelle bleibt aber doch stehen: Oscar my son, d. h. doch offenbar Ossians Sohn. Auf den Tod Oscars in Temora I., — also nicht wie er im Fragment VII und später unter dem Text erzählt wird — habe ich schon hingewiesen. Also nur zwei Fragmenten liegen ältere Balladen zugrunde. Macpherson war also von Anfang an bewußt als Fälscher aufgetreten, der auf die Leichtgläubigkeit und Unkenntnis der Welt spekulirte.

So sehen also die keltischen Vorlagen der Macphersonschen Gedichte aus. Sie liefern zum Teil Umriffe für seine 1760—1763 veröffentlichten Poems. Aber er hat ihnen ein völlig neues Gewand gegeben. Sie sind von seinen Gedichten so verschieden wie der Norden vom Süden. Es fehlt ihnen vor allem die Erhabenheit und die Sentimentalität Macphersons, die Helden sind nicht Schatten, sondern von Fleisch und Blut, und von seinem Wolkenkuckucksheim der Geister findet sich keine Spur. Dazu kommen technische Eigenrümlichkeiten und stilistische Hilfsmittel, welche die ungeheuere Kluft zwischen den alten Liedern — die ältesten gehören wohl dem 10. Jahrhundert an — und den neuen Gedichten weiter kennzeichnen.

Der Dichter der Ossianischen Lieder, auf dessen Rechnung all das Neue zu setzen ist, kennt jedenfalls auch außergälische Literatur. Den Weltschmerz hat er mit der zeitgenössischen englischen Dichtung gemein. Der gehobene rhapsodische Stil erinnert an die Bibel, insbesondere an die Sprache der Psalmen und der Propheten. Für die langen epischen Gebilde, wie „Fingal“ und „Temora“, bot die

*) Ich zitiere diesen Satz fast wörtlich aus L. C. Sterns schon erwähntem Aufsatz über die Ossianischen Heldenlieder in der Zeitschrift für vergl. Literaturgeschichte, 1895, p. 68.

antike und die moderne Literatur, nur nicht die gälische, Vorbilder. Die Gedichte enthalten zahlreiche Anklänge an Homer, Virgil, das alte Testament, Thomson, Gray, Milton und andere Dichter, worauf zum Teil Macpherson selbst aufmerksam gemacht hat. Denn es war damals üblich, Parallelstellen aus den Klassikern unter dem Text anzugeben. Pope und Gray, z. B., hatten das getan. Warum sollte der „Herausgeber“ des Ossian nicht auch seine Gelehrsamkeit zeigen und zugleich den Nachweis liefern, daß seine Gedichte den großen Klassikern ebenbürtig oder vielleicht sogar überlegen seien? Damit drückte er aber seinen Gegnern eine gefährliche Waffe in die Hand; weshalb er denn seine vergleichenden Zitate in späteren Ausgaben wohlweislich wieder fallen ließ.

Es wäre eine Aufgabe für sich, allen diesen Einflüssen im einzelnen nachzugehen. Für unseren gegenwärtigen Zweck wird es genügen, wenn ich auf gewisse Tatsachen aufmerksam mache und einige Parallelstellen, die mir geeignet erscheinen, alle Zweifel zu zerstreuen, probeweise anführe.

Zuerst erwähne ich einige biblische Nachklänge. Am Anfang von Berrathon —

Die Distel steht dort an ihrem Felsen und schüttelt ihren Bart in dem Winde. Die Blume läßt ihr schweres Haupt niedersinken und bewegt sich zuweilen im Sturme. „Warum weckst du mich, o Sturm?“, scheint sie zu fragen, „ich bin mit Tropfen des Himmels bedeckt. Die Zeit meines Hinwellsens ist nahe, der Wind, der meine Blätter zerstreut. Morgen wird der Wanderer kommen, der mich in meiner Schönheit gesehen. Seine Augen werden das Feld durchsuchen, aber sie werden mich nicht finden.“ So werden sie vergeblich Conas Stimme auffuchen, nachdem sie in dem Felde vergangen —

finden wir einen Gedanken aus dem 103. Psalm (V. 15,16) wiederholt:

Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr —

mit einem wörtlichen Anklang an die Sprüche Salomos, I, 28, in der englischen Version:

Sie werden mich früh suchen, aber sie werden mich nicht finden (vgl. Johannis VII, 34).

Zu Fingal I:

Kommst du wie ein Reh von Malmor? wie ein junger Hirsch von den hallenden Hügelu? —

verweist Macpherson in einer Anmerkung selbst auf das Hohelied, II, 17, —

Werde wie ein Reh, mein Freund, oder wie ein junger Hirsch auf den Scheidebergen.

In folgender Stelle aus *The Death of Cuthullin* —

Die Helden sind in der Schlacht gefallen, und du warst nicht da.
Keiner sage es in Selma, noch in Norvens waldigem Land —

haben wir einen deutlichen Nachklang vom 2. Samuel, I, 19:

Wie sind die Helden gefallen! Sagt's nicht an zu Gath, verkündet's nicht auf den Gassen zu Astaton.

In den Ruinen von Balclutha haufen die Füchse, wie sie einst über den Berg Zion gelaufen waren, als er so verwüstet dalag (Klagelieder Jeremias, V, 18)*. Um die zu früh gestorbene Lorma trauern die Töchter Norvens einen Tag in jedem Jahre (*Battle of Lora*), indem sie dem Beispiel der Israelitinnen folgen, die „jährlich hingehen, zu klagen die Tochter Jephthahs, des Gileaditers, des Jahrs vier Tage“ (Richter, XI, 40). Das Haar Clonars verfängt sich in einer Eiche (vgl. 2. Samuel, XVIII, 9), so daß er nicht umfällt, obwohl tödtlich verwundet (*Temora*, VIII).

Der Stil, dürfen wir allgemein sagen, gemahnt vielfach an die Bibel. Macpherson erzählt und schildert oft Geschehnisse, wie etwa Moses den Untergang der Aegypter im roten Meer (*Exodus XV*) — wenn man von dem religiösen Moment absieht — beschrieben hat. In *Comala*, einem Gedichte, das Herder in Entzückung versetzte, erkennen wir den Einfluß des Hohenliedes Salomos. Biblisch gehalten sind ferner die Partien im höheren Chor, wenn ich so sagen darf, wie z. B. die oben zitierte Anrede an die Sonne (vgl. z. B. Ps. XIX, 4—6; Ps. CII, 26—28; Hiob, XXXIX, 21; Ps. II, 4) oder der Fall von Balcluthas Mauern. Oder man vergleiche etwa folgende Stelle in *Carric-Thura*:

I look on the nations, and they vanish: my nostrils pour the blast of death. I come abroad on the winds: the tempests are before my face. But my dwelling is calm, above the clouds —

mit *Exodus*, XV, 7 und 8; Ps., XVIII, 15 und 10, 11; Ps., CIV, 3; Hiob, IV, 9, — in der englischen Version.

*) Mit der oben zitierten Beschreibung des gefallenen Balclutha vergleiche man ferner Hosea X, 8; Zephanja II, 14; Jesaja XIII, 20—22.

Diese Beispiele, die sich leicht vermehren ließen, beweisen zur Genüge, daß wir im „Ossian“ biblischen Einschlag vor uns haben, während doch Macpherson schelmisch betonte, daß diese von ihm übersetzten Gedichte ganz heidnisch seien, im Gegensatz zu jenen irischen, christlichen Einfluß verratenden Liedern*).

Auf der Universität hatte Macpherson nicht nur Theologie sondern auch allgemeine Literatur studiert. Von den alten Klassikern zitiert er am häufigsten Homer, im Urtext sowohl als auch in der Popeschen Uebersetzung, und Virgil. Ossian, der blinde alte Barde, gleicht ja schon äußerlich jenem griechischen Sänger. Die beiden Epen Fingal und Temora, die etwa die Hälfte der Ossianischen Dichtungen ausmachen, erinnern hinsichtlich ihres Aufbaues und ihrer ganzen Anlage an die Ilias. Ihre Handlung besteht in mehrtägigen Kämpfen zweier Heere. Wie in der Ilias haben wir Beratungen vor der Schlacht, Herausforderungen, Anfeuerungen der Krieger, Kampfeschilderungen, Wehklagen, Wachtfeuer, Mahlzeiten, Traumerscheinungen, eingeschobene Erzählungen, und unendlich viele Namen. Fingal spielt die Rolle des im Hintergrund weilenden allgewaltigen Achilles, der die gefährliche Situation schließlich rettet und den Hektor des feindlichen Heeres aufs Haupt schlägt. Daneben gibt es Diomede, Ajaxe und Aenease zur Genüge, alle mit Panzer, Helmen und kreisrunden Schildern geschützt. Auch ein Tersites (Connan, den die echten Balladen zwar auch kennen) und, wenn man will, sogar eine Andromache (Sulmalla) sind vorhanden. Ferner haben wir eine übernatürliche Maschinerie, die aus Geistern besteht. Allerdings verhalten sie sich im allgemeinen passiv. In Carric-Thura aber kommt es zu einem ernstern Kampf zwischen Fingal und dem Geist von Loda. Jener erkühnt sich, den furchtbaren Gegner mit seinem Schwert anzugreifen, so daß er heulend im Winde davonfährt. Ähnlich durchstach auch Cormar, Fingal II., einen Windgeist. Jene Szene, bemerkt Macpherson, ist nicht ohne precedents in den besten Dichtern. Wir kennen den Präzedenzfall: Diomedes' Kämpfe einmal mit Aphrodite und das andere mal mit Ares, in dem 5. Buch der Ilias (von denen wir auch eine schwächliche Nachahmung bei Hesiod finden). Diesem Kriegsgott zerfleischte Diomedes „den schönen Leib und zog den Speer wieder heraus. Da brüllte der eberne Ares so gewaltig, als neun- oder zehntausend Männer im Kriegsbrause aufzuschreien pflegen . . . und stieg wolkenumhüllt

*) Siehe Macphersons Dissertations concerning the Era of Ossian and the Poems of Ossian.

zum weitwölbigen Himmel empor.“ — Crugal und Fillan, zwei in der Schlacht gefallene Helden, erscheinen Connal und Fingal im Traum, wie einst Patroklos dem Achilles erschienen war. Auch ein Schild wird uns nach berühmten Mustern im 7. Buch von Temora (vgl. auch Buch 4, Anm.) beschrieben. Die Phantasie ist freilich etwas seltsam. Der Schild Cathmors hat nämlich sieben Buckel (bosses); auf jedem ist ein Stern gemalt. Auf einem Buckel ist z. B. der auf blauer Woge lächelnde und halb nach Westen sinkende Stern Meldurath abgebildet. Merkwürdig ist nun, daß jeder Buckel, wenn er mit einem Speer geschlagen wurde, einen Ton von sich gab, und jeder der sieben Töne einen bestimmten Befehl bedeutete. Daran hatte allerdings weder Homer noch Virgil gedacht.

Ossian enthält auffallend viele Gleichnisse, von denen manche, an Homer und an nachhomerische Dichter sich anschließend, als vortrefflich gelungen bezeichnet werden dürfen. Folgende zwei Proben mögen hier genügen:

Gleich des Herbstes düsteren Stürmen, von zwei widerhallenden Hügeln strömend, nahen beide Helden einander. Gleich zwei tiefen Strömen von hohen Felsen zusammentreffend, sich mischend, brausend in der Ebene, laut, schrecklich und düster trafen in der Schlacht sich Lochlin und Inisfail. (Fingal, I)

Damit vergleiche man folgende Stelle in dem 4. Buch der Ilias (453 ff.):

Gleichwie wenn ein Paar wintergeschwollene Flüsse von den Bergen niederstürzen und den ungestümen Wasserstrom ihrer gewaltigen Flutbetten in einem Mischkessel vereinigen, indem sie in einen hohlen Schlund hinabschießen, so daß der Hirt auf den Bergzinnen ihren dumpfstosenden Fall schon in der Ferne vernimmt: also erscholl auch das Jauchzen und das Gestöhne der untereinander gemischten Streitmassen.

Diese Stelle führt Macpherson selbst in der ersten Ausgabe (1762, p. 11) sowohl nach dem Original als auch in der Popeschen Uebersetzung an, welche die Uebereinstimmung nur noch größer erscheinen läßt.

Homerisch ist z. B. auch folgender Vergleich im 3. Gesang des „Fingal“:

Wie hundert Winde von Morven, wie die Ströme von hundert Bergen, wie Wollen nacheinander über den Himmel fliehen, wie das dunkle Meer anfällt das Ufer der Wildnis, so brüllend, so ungeheuer, so schrecklich mischten sich die Heere auf Lenas hallender Saide.

Weit prachtvoller ist ein ähnlicher Vergleich Homers (Ilias XIV 395 ff.):

So laut brüllt weder die Woge des Meeres am Festlandufer, wenn sie aus der Seeferne dahertollt unter dem schauerlichen Hauche des Boreas, so laut dröhnt weder selbst das Geprassel des hell lodernden Feuers in den Schluchten des Gebirges, wenn ein Waldbrand losgebrochen ist, so laut saust endlich weder der Sturm im Bereich hochlaubiger Eichen, wenn er eben im heftigsten Wutgrimme gewaltig aufheult: als gegenwärtig der Kampftruf der Troer und Achäer toste, der schrecklich emporschallte, als sie wider einander losführten.

Endlich ist noch der Epitheta zu gedenken, die uns oft an Homer gemahnen, und von denen es in Ossians Dichtungen geradezu wimmelt: weißarmige Deugela (vgl. λευκόλενος), hochbusige Frau (vgl. βαθύκολπος) windumstürmtes Norven (ἄνεμόεις), car-borne chief, soft-voiced Comal, sea-surrounded Gorma, white-sailed ships, u. s. w., u. s. w. Freilich kommen Epitheta auch in den echten alten Balladen vor, aber im allgemeinen sind sie von jenen doch wesentlich verschieden.

Auch dem Aesthetiker Professor Blair waren Aehnlichkeiten zwischen dem keltischen und dem griechischen Homer nicht entgangen. Aber er sah nicht, obschon er sah; denn er erkannte nicht den Kausalzusammenhang. Ein Vergleich zwischen Ossian und Homer nach der subjektiven, lyrischen Seite hin ist eigentlich unnütz: denn Homer ist kein Lyriker. Will man jedoch Fingal und Temora als Epen neben ein so vollendetes Kunstwerk wie die Odyssee oder neben die Ilias setzen, so kann der Vergleich nur dazu dienen, den ungeheuren Abstand festzustellen: wolkenumhüllte Hütten neben dem Parthenon.

Auch indirekten Einfluß Homers über Virgil und Milton haben die Gedichte Ossians erfahren. Diese drei Epiker nennt Macpherson einmal *The three most deservedly celebrated poets* (Fingal, 1762, p. 85). Virgils Einwirkung fällt aber, m. E., nicht so schwer ins Gewicht. In dem Gedichte Lathmon variirt Macpherson die Nisus-Eurhalus-Episode (Aen. 9), die ihrerseits wieder mit dem 10. Gesang der Ilias in Beziehung steht. In dem schon citierten Abschnitt, der die Lieder von Selma eröffnet, und aus dem ich einige Sätze in wörtlicher Uebertragung wiederhole: —

Stern der einbrechenden Nacht! schön ist dein Licht im Westen! du hebst dein ungeschorenes Haupt aus deiner Wolke: deine Schritte sind stattlich auf deinem Hügel. . . . Die Wellen kommen freudig um dich her und baden dein liebliches Haar —

klingen folgende Verse der 8. Aeneide (588 ff.) ersichtlich nach:

Pallas selbst ging in der Mitte der Schaar im Kriegsprachtmantel und geschmückten Waffen glänzend, so wie wenn der Morgenstern, von des Meeres Wellen

gebadet (*perfusus*), das heilige Haupt zum Himmel hebt und die Finsternis auflöst.*)

Diese Verse zitiert Macpherson selbst einmal, indem er sie mit einer ähnlich lautenden Stelle in *Temora I* in Parallele (*Fingal*, 1762, p. 185) setzt:

Cormac stand in der Mitte, wie der Morgenstern, wenn er auf dem östlichen Hügel freudig ist und seine jungen Strahlen in Regenschauern gebadet werden.

Den Schluß von ‚*Carthon*‘ (siehe oben p. 2 u. 3) vergleicht Macpherson naiver Weise ebenfalls mit Virgil (*Aeneide*, VI, 270—72):

Wie man bei zweifelhaftem und spärlichem Lichte des Mondes durch den Wald geht, wenn Jupiter den Himmel mit Schatten verhüllt und die dunkle Nacht den Dingen ihre Farbe nimmt.**)

Auch das drei Zeilen darauf folgende *tristis Senectus* werden wir wohl mit Macphersons „das Alter ist dunkel und unhold“ in Zusammenhang bringen müssen.

Aus Miltons *Paradies* führt Macpherson ungezählte Parallelstellen an. Ich mache hier nur auf folgende zwei aufmerksam. Den Anfang jener oben zitierten Anrede (p. 2) vergleicht er mit *Paradise Lost*, IV, 31 ff.:

O thou that, with surpassing glory crowned,
Look'st from thy sole dominion like the god
Of this new World — at whose sight all the stars
Hide their dimnished heads — to thee I call . . .
O Sun, to tell thee, etc.

Swaran, von dem Späher Moran, in *Fingal I*, beschrieben, hat unverkennbare Familienähnlichkeit mit Miltons Satan:

I beheld their chief, says Moran, tall as a glittering rock. His spear is a blasted pine. His shield the rising moon! He sat on the shore!***)

Ähnlich heißt es ja in *Paradise Lost*, I, 283:

He scarce had ceased when the superior Fiend
Was moving toward the shore; his ponderous shield . . .

*) Vgl. auch *Ilias V*, 5: „Gleich dem Sirius, der am meisten glänzt, nachdem er sich im Ocean gebadet“. Was das „ungeschorene Haupt“ des Sternes anbelangt, so vergleiche man Horazens *intonsos Apollinis capillos* (*Ep. XV*), u. Virgils *Intonsaque coelo attollunt capita* (*Aen. IX*, 681): auch Milton *P. L.*, 596: *the sun . . . shorn of his beams*.

***) Dieses Bild kommt auch in *Fingal III* vor; ähnlich auch in *Cath-loda* (*Duan II*) und *Temora II*.

****) Eine ähnliche Stelle findet sich in *Carthon*. Der Schild wird auch sonst oft von Ossian mit dem Mond verglichen.

Hung on his shoulders like the moon
 His spear — to equal which the tallest pine
 were but a wand —
 He walked with.

Auch Miltons Lycidas kennt der Dichter des Ossian. In
 DARTHULA treibt der Wind die Fliehenden zurück nach Irland:

Where have ye been, ye southern winds! when the sons of my
 love were deceived? But ye have been sporting on plains, pursuing
 the thistle's beard. O that ye had been rustling in the sails of Nathos.

So hatte auch Milton, in Anlehnung an Virgil und Theocrit,
 die Nymphen gefragt:

Where were ye, Nymphs, when the remorseless deep
 Closed o'er the head of your loved Lycidas?
 For neither were ye playing on the steep etc.
 Ay me! I fondly dream
 "Had ye been there", etc.

Spenser zitiert Macpherson einmal. Von Shakespeare
 sind mir nur einige Nachklänge aufgefallen. In den Liedern von
 Selma heißt es z. B.:

Erhebt euch, ihr herbittlichen Winde; blaset auf der dunklen Haide! brauset
 ihr Bäche auf den Bergen! heulet ihr Stürme in den Wipfeln der Eichen usw.

Damit vergleiche man die sehr bekannten Stellen in König
 Lear (III, II) und Wie Es Euch Gefällt (II, VII, 174),*) in denen
 der Wind aufgefordert wird zu blasen. Sehr wahrscheinlich ist, daß
 Shakespeares Cymbeline auf Calthon and Colmal eingewirkt hat.

Den zeitgenössischen Dichtern verdankte Macpherson viel. Zu
 ihnen gehört nicht zuletzt Thomas Gray, den die neuentdeckten
 Lieder in Ekstase versetzten. Er ahnte freilich nicht, daß der Ossian-
 dichter sein eigener Schüler war! Den Anfang des „Bard“ —

Ruin seize thee, ruthless King!
 Confusion on thy banners wait —

gibt Macpherson fast wörtlich in Comala wieder:

Confusion pursue thee over thy plains! Ruin overtake thee,
 thou King of the world!

Grays Barde von Conway steht oben auf einem Felsen, seine
 grauen Haare wehen im Sturme wie ein Meteor, er hat die Harfe
 in der Hand und beklagt seine erschlagenen Landsleute, die er als

*) Vgl. auch Jingal II: „Blow“, said Cuthullin, „blow ye winds“.

rächende Geister auf dem Berge sieht. Dieser walisische Barde hat offenbar Eindruck auf unsern Dichter gemacht; denn wir finden dieselben Pinselstriche im „Dissian“. In dem 8. Fragment z. B., das Gray gelesen hat, sitzt der alte Dissian auf einem Hügel, um den Untergang seines Geschlechtes klagend, während sein Bart im Winde fliegt. Wäre er nicht blind, so würde er zweifellos auch Geister sehen, die ja häufig genug erscheinen.

Merkwürdig ist, daß bei Macpherson immer die Haare im Winde fliegen. Warum? Weil schon das Haar jenes Bardens bei Gray im Sturme geflattert hatte:

Loose his beard, and hoary hair
Stream'd, like a meteor, to the troubled, air.*)

Diese Verse setzt Gray selbst in Parallele mit einer Stelle in Miltons Verlorenem Paradies (I, 536) —

The imperial ensign; which, full high advanced,
Shone like a meteor streaming to the wind —,

die Macpherson einmal unter folgenden Worten (Fingal, 1762, p. 57) anführt:

the standard of the king . . . , as, waving, it flew on the wind.

Von Grays berühmtester Dichtung, der „Elegie“, haben wir einen Nachklang in Dithona:

Why did I not pass away in secret, like the flower of the rock,
that lifts its fair head unseen, and strows its withered leaves on
the blast?

In der Elegie heißt es:

Full many a flower is born to blush unseen,
And waste its sweetness on the desert air.

In dem oben (p. 2) zitierten Abschnitt aus den Liedern von Selma läßt Macpherson die Abendfliegen im Felde summen, nachdem der Sturm sich gelegt hat. Wie kommt er zu den Fliegen, die draußen summen, wenn der Abendstern scheint? Das Rätsel scheint mir nicht schwer. In der vermutlich von Macpherson besorgten, im Jahre 1762 erschienenen metrischen Bearbeitung der Songs of Selma heißt es:

And drowsy beetles rise on feeble wing;
Across the plain I hear their humming flight.

*) Vergl. Their grey hair streamed in the wind (Darthula).

In den englischen Abend Schilderungen des 18. Jahrhunderts kommt fast immer der summende Käfer vor. Die bei weitem bekannteste ist die von Gray, die Macpherson sicher im Auge hatte*):

Now fades the glimmering landscape on the sight,
And all the air a solemn stillness holds,
Save where the beetle wheels his droning flight,
And drowsy tinklings lull the distant folds.

Schließlich ist zu bemerken, daß Macphersons Bezeichnung für Grab, „enges Haus“ (*narrow house*), nichts anderes ist als Grays „enge Zelle“ in derselben Elegie:

Each in his narrow cell for ever laid.**)

Mit Macphersons eigener Dichtung, *The Highlander*, die schon 1758 erschienen war, ist übrigens Ossians „Fingal“ in formeller sowohl als auch in stofflicher Hinsicht vielfach verwandt. In jenem Epos, darf man sagen, haben wir gewissermaßen den Keim des „Fingal“ und des „Temora“.

Es würde zu weit führen, wenn ich die Einflüsse der übrigen Dichter und Schriftsteller, wie Thomson, Robert Blair, Home, Lady Wardlaw, Akenside, Cowth, Toland, Mallet usw., von denen Macpherson abhängig ist, hier verzeichnen wollte. Um es kurz zu sagen, wir finden Humes Urteil, daß er recht belesen war (*he is a very good scholar*), a posteriori vollauf bestätigt. Weit am Ziel vorbeigeschossen hatte also Herder mit seiner Behauptung, daß die Ossianischen Lieder echte Naturpoesie, „gleichsam *impromptus*“ seien, — „so etwas kann Macpherson unmöglich gedichtet haben! so was läßt sich in unserem Jahrhundert nicht dichten“. Tatsächlich sind sie ebenso sehr Kunstprodukte, wie jedes andere Gedicht des 18. Jahrhunderts.

Nachdem ich die Gedichte Macphersons sozusagen in ihre Elemente zerlegt habe, bedarf es kaum noch weiterer Argumente. Auf die Anachronismen und Geschichtsverdrehungen in den Gedichten und die Haltlosigkeit seiner kritischen Erörterungen in den vorangestellten Dissertations

*) Möglicherweise liegt zugleich auch eine Erinnerung an *Ilias*, II, 469, in der Popeschen Uebersetzung vor; aber das ist unsicher.

***) Nur einmal habe ich das „enge Haus“ in einer Ossianischen Ballade gefunden, in dem Liede von der Schlacht von Gaura, *Ossianic Society*, 1854, I, 132—3. Dadurch stupig gemacht, bat ich den Bibliothekar von Dublin College, das Manuskript einzusehen, aus dem, wie ich vermutete, jene Ballade (*Oss. Soc.*, p. 110—133) entnommen war. Er teilte mir gütigst mit, daß diese Ballade und die fragliche Strophe (p. 132) zwar in dem Manuskript (1745) stünden, aber nicht das „enge Haus“ (*adhbhagann*).

brauche ich hier nicht einzugehen. Genug, die Ossianischen Gesänge sind ohne jeden Zweifel Macphersons Fabrikat, der zwar gälische Lieder gekannt und benutzt, sie aber völlig neu umgeschaffen hat. Höchstens etwa 20 Teile v. H. des Stoffes darf man als keltischen Ursprungs bezeichnen, das übrige ist Macphersons eigene Zutat. Ich konstatiere dies als Tatsache, ohne deshalb einen Stein auf ihn werfen zu wollen. Ich halte es nicht für richtig, ihm die Abweichung per se von den Originalen zum Vorwurf zu machen, wie es wohl zuweilen geschehen ist. Denn jeder Dichter hat das Recht, seine Quellen mit schöpferischer Hand umzugestalten. Freilich, seine Falsifikationen und Perversitäten verteidige ich nicht. Durch sie verscherzte er sich die Sympathien vieler guter Mitmenschen und zog sich Aerger, Mißkredit und Unannehmlichkeiten mancher Art zu.

Nachdem die langen Epen Fingal und Temora herausgekommen waren, machte das süße Staunen vielfach kritischen Erwägungen Platz. Man wollte jetzt vor allem die Gewißheit darüber haben, ob die Gedichte echt seien; denn sie muteten doch eigentlich nicht gar so sehr unmodern an. Gleich nach dem Erscheinen des Temora (1763) schrieb David Hume, der jetzt zum entschiedenen Zweifler geworden war, von London aus an seinen Freund Dr. Blair in Edinburgh: „Die Zahl der Gläubigen, die die Ossianischen Gedichte für echt halten, nimmt von Tag zu Tag unter verständigen und nachdenkenden Leuten ab. Keiner zweifelt, daß es in Hochschottland Gedichte gibt Die einzige Frage ist, ob diese Gedichte den Macphersonschen ähnlich sind.“ Hume fordert dann seinen Freund auf, diese Frage zu untersuchen und endgültig zu klären. Er schlägt ihm vor, überall in Hochschottland bei den Pastoren anzufragen, ob und welche Gesänge von Ossian im Volk oder in Manuskripten existierten, und warnt Dr. Blair eindringlich davor, sich mit allgemeinen Aussagen zu begnügen.

Hätte nun der große Skeptiker die Untersuchung selbst in die Hand genommen, so wäre Macpherson bald entlarvt worden. Professor Blair dagegen war von der Echtheit der Gedichte von Anfang an selbst überzeugt. Er hatte ja Vorlesungen gehalten und eine Abhandlung über Ossian publiziert. Seine Untersuchung brachte also noch mehr Verwirrung in die Frage. Die Pastoren im Hochschottland schrieben zurück: „Ja, es gibt solche Lieder. Z. B. ist diese und jene Erzählung dem Volke wohlbekannt.“ Statt nun diese Originale mit Fleiß zu sammeln und genau mit Macphersons

Gedichten zu vergleichen, begnügte er sich mit allgemeinen Aussagen, vor denen ihn Hume gewarnt hatte. Den Schottländern wurde es jetzt überhaupt zur Ehrensache, ihren Ossian, der über Nacht zum Nationalheiligen geworden war, und seinen Uebersetzer zu verteidigen. Was konnten jene Leute an der Themse, die von jeher gegen alles Schottische voreingenommen waren und die kein Wort gälisch konnten, von diesen Dingen verstehen?

Zu den verständigen und nachdenkenden Leuten in London gehörte auch Samuel Johnson, Macphersons schärfster Gegner, der, von der Fälschung fest überzeugt, sich nicht scheute, das Kind beim rechten Namen zu nennen. Besonders wichtig ist ein Brief aus seiner Feder vom Jahre 1774, der an Unzweideutigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Macpherson hatte Wind bekommen, daß ihn Johnson öffentlich angreifen wollte, worauf er den Versuch machte, seinen Gegner, den Carlyle des 18. Jahrhunderts, durch Drohungen einzuschüchtern. Johnson antwortete:

„Ich habe Ihren törichten und unverschämten Brief erhalten. Was von Gewalt oder Beschimpfung an mir versucht werden wird, werde ich nach Kräften abwehren, und was ich nicht selbst kann, sollen die Gesetze für mich tun. Die Drohungen eines strechen Raufbolds werden mich nicht abhalten, das als Betrug zu entlarven, was ich dafür halte. Was soll ich widerrufen? Ich habe Ihr Buch für eine Betrügerei gehalten und tue es noch . . .“

Sam. Johnson.

Macpherson schluckte die bittere Pille. Was hätte er anders tun können? Auch sonst hatte er es im allgemeinen vorgezogen, zu schweigen. Im übrigen suchte er sich gegen die Angriffe, denen er sich von Anfang ausgesetzt sah, durch schlechte Laune, wenn nicht durch Grobheit, und (wenn man es auf deutsch sagen soll) durch fortgesetztes Lügen zu schützen, — denn eine Fiktion kann nur durch eine andere gedeckt werden. Wenn man ihn bat, seine die Originale enthaltenden Manuskripte zu zeigen, so tat er äußerst beleidigt und pikirt — eine Waffe, die ein Verdächtiger gern als letztes Mittel ergreift. Hume bemerkte spöttisch: die roten Indianer könnten ihm, Macpherson, Manieren beibringen. Gegenüber den vorhandenen irischen und schottischen Liedern, die man mit den seinigen vergleichen mußte, behauptete er, sie wären nicht echt, seine allein wären authentisch. Um seine Gegner zum Schweigen zu bringen, hatte er schon 1763 eine Probe des Urtextes, — das siebente Buch von Temora in gälischer Sprache —, den englischen Gedichten als Appendix beigefügt. Der Text ist gefälscht! Nun kommt aber die Krone der ganzen

Ossianfälschung. Das Jahr 1784 brachte Macpherson einen schweren Sorgenstein. „Gott schütze mich vor meinen Freunden“, muß er gedacht haben, als einige Hochländer in Ostindien patriotischerweise eine Sammlung veranstalteten, um ihren verehrten Landsmann in-stand zu setzen, seine Manuskripte zu drucken. £ 1000 (= 20 000 Mark) wurden aufgebracht, es galt die Ehre Schottlands zu retten! Man setzte Macpherson von dem Unternehmen in Kenntnis und bat ihn in hochtrabenden Worten so freundlich zu sein, eine Deputation der hochländischen Gesellschaft feierlich in London zu empfangen. Nichts konnte Macpherson ungelegener kommen. Vielleicht hatte er schon gehofft, daß die ganze Frage im Sande verlaufen und damit für ihn erledigt sein würde. Er schrieb an den Sekretär der hochländischen Gesellschaft: „Es tut mir leid, daß Sie sich die Mühe machen wollen, eine Deputation an mich zu senden. Zeremonien der Art sind durchaus überflüssig und unnötig . . .“ Sobald die Mühe es ihm erlaubte, würde er das Original herausgeben. Die Arbeit erfordere aber viel Zeit.

Macpherson hatte nun gar kein gälisches Original seines Pseudo-Ossian. Er besaß zwar gälische Manuskripte, die auch Helfrich Peter Sturz, der im Jahre 1768 als distinguirter Ausländer in London weilte, gesehen hat. Sturz, der nicht gälisch konnte, glaubte den wirklichen Urtext vor sich zu haben. Diese nicht einwandfreien Manuskripte konnte Macpherson unmöglich veröffentlichen. Was sollte er nun drucken? Es galt deshalb, Versprechungen zu machen und die Sache möglichst lange hinauszuziehen, um Zeit für seinen neuen Plan zu gewinnen. Dieser neue Plan war, den ganzen englischen Pseudo-Ossian ins gälische zurückzuübersetzen, wie er ja schon 1763 das siebente Buch des Temora in gälischer Sprache hatte erscheinen lassen. Langweilig genug muß die Arbeit für ihn gewesen sein, der das Gälische nicht vollkommen beherrschte. Um Zeit zu gewinnen, machte er übrigens auch den sinnreichen Vorschlag, den Text in griechischen Charakteren zu drucken! Jahre vergingen über der Arbeit. Macpherson muß Helfershelfer gehabt haben, die seine Bemühungen mit nationalem Eifer nach seinem Tode fortsetzten. Er starb 1796, also zwölf Jahre nach jener Deputation. Er hinterließ, wie in seinem Testament uns berichtet wird, die gälischen „Originale“ von acht Gedichten, die er einem Freunde, Mackenzie, vermachte, dem Sekretär der hochländischen Gesellschaft in London. Von der Beschaffenheit dieses Manuskriptes ist nichts bekannt, da es die Herausgeber durchkorrigieren und um-

schreiben ließen und nicht etwa in einer öffentlichen Bibliothek niederlegten, sondern alsbald vernichteten.*)

Endlich im Jahre 1807, zwanzig Jahre nach der Deputation und acht nach Macphersons Tode, erschien das gälische Original in drei stattlichen Bänden mit lateinischer Uebersetzung. Es wird aber nicht der gesamte Ossian im gälischen Urtext geboten, sondern etwa zwei Drittel des englischen. Wir dürfen wohl annehmen, daß die in der gälischen Ausgabe nicht vertretenen Gedichte von Macpherson selbst herrühren. Wie steht es mit den „Originalen“ der 11 vertretenen? Ich brauche es kaum zu wiederholen: Sie sind alle gefälscht — die gesamten 10 bis 15000 Verse. Nur eine einzige Zeile aus echten Balladen ist unverändert in den gälischen Text aufgenommen, wie Campbell gezeigt hat. Diesen Vers dürfen wir hier festnageln, da es ein so merkwürdiges Faktum ist:

Thog sinn Dealbh ghreine ri crann.

Das gälische Original ist eine slavische Uebersetzung der englischen Gedichte in der Auflage von 1763. Syntax, Grammatik und Sprache sind fehlerhaft, und der Text strotzt von Anglizismen, wie die Keltologen nachgewiesen haben. Keine, auch nur die geringste Spur solcher langen Epen, wie sie hier gedruckt werden, gibt es oder gab es je, weder in Irland noch in Schottland noch auf den Inseln. Man hat sogar Anstrengungen gemacht, diese Gedichte nachträglich im Volke zu verbreiten — 1818 wurde eine starke Auflage gratis verteilt, 1857 erschien eine wohlfeile Taschenausgabe —, ohne den geringsten Erfolg. (Stern, S. 62). Sie sind ganz unbekannt im Volk, in dessen Munde aber heute noch manche echte Ossianische Lieder leben.

Mit der Echtheit des Ossian steht es also, wie ich schon bemerkt habe, so: Macpherson hat gälische Lieder gekannt und benutzt. Sie bilden den Ausgangspunkt seiner englischen Gedichte. Einige sind auf gälischen Liedern basiert, andere gar nicht. Kein Gedicht ist eine getreue Uebersetzung eines gälischen Originals. Einige Sätze sind allerdings hin und wieder ziemlich getreu übertragen und eingestreut. Aber das sind doch *rari nantes in gurgite vasto*. Das meiste ist freie Erfindung. Der ganze Ossian als solcher ist Macphersons eigenste Dichtung, obwohl er doch behauptete: *the translation is literal*. Der gesamte gälische „Urtext“ ist einer der raffiniertesten Täuschungsversuche, welche die Literaturgeschichte kennt. Wir dürfen uns jedoch freuen, daß er publiziert wurde, da er uns

*) Diesen Satz zitiere ich fast wörtlich aus Sterns Aufsatz.

zur Gewißheit über die Beschaffenheit der Unterlagen des Macphersonschen Ossian verhilft.

Nun gibt es aber kluge Leute, die etwa so argumentieren: Sie müssen zwar zugeben, daß Macphersons Gedichte den gälischen Liedern, d. h. den echten Ossianischen Heldengesängen, die uns erhalten sind, nicht genau entsprechen. Aber sie glauben an die Möglichkeit, daß Macpherson doch andere Originale in alten jetzt verschollenen Manuskripten, die unique waren, oder Lieder im Munde des Volkes gefunden habe, die sonst nicht so allgemein bekannt waren. In der gälischen Ausgabe von 1807 seien diese Originale durch Macpherson zusammengefügt, der nur sozusagen die Rolle eines ‚Homer‘ übernommen habe. Darauf ist zu erwidern: Von solcher zweiten Serie Ossianischer Heldenlieder existiert tatsächlich keinerlei Spur. Nimmt man eine unbekannte Größe an, so reduziert sich die Frage auf die Alternative: aut X aut Macpherson. Der Indizienbeweis läßt keinen Zweifel offen: überall ist X = Macpherson. Uebrigens schreibt auch Macpherson selbst in seiner „Dissertation concerning the aera of Ossian“: — „the poems now given to the public under the name of Ossian“ were „handed down by tradition through so many centuries“. Die schriftlich und mündlich tradierten, bekannten Gedichte stimmten aber mit seinen nicht überein. Dazu hätte dann Macpherson — unter allgemeiner Heiterkeit der Verständigen — bemerkt: „meine sind die allein echten.“ Des Bersteckspielens ist kein Ende. Mit einem unbekanntem X können wir aber nichts anfangen. Zwischen Professor Zimmer und Professor C. V. Stern, zweien der ersten Keltologen, ist nicht die geringste Meinungsverschiedenheit über die Ossianfälschung. Privatissime hat es auch Macpherson seinen intimsten Freunden rückhaltlos eingestanden, daß er der Verfasser des ganzen „Ossian“ sei, wie Bischof Percy und andere bezeugt haben.

So viel über Ossian. Ich schließe mit einigen Worten über die spätere Karriere des Verfassers. Nach der Veröffentlichung der Gedichte konnte er jetzt unmöglich weiter dichten, ohne sein Geheimnis preiszugeben. Er mußte die Rolle des ganz Erblindeten zu Ende spielen, wollte er auf dem einmal eingeschlagenen Wege verharren. Ein offenes Bekenntnis ablegen und alle seine Schwüre widerrufen — was m. E. das beste gewesen wäre —, das erlaubte ihm sein Stolz nicht, und *returning were as tedious as go o'er*. Seine dichterische Laufbahn hatte also hiermit ein Ende. Es ist vielleicht zu bedauern, daß Macpherson, der zweifellos ein bedeutendes, originelles dichte-

risches Talent, wenn auch wohl kein Genie allerersten Ranges war, auf diese Bahn geraten ist. Wer seine Gedichte von *The Death* an bis zu den Fragmenten und dem *Fingal* in chronologischer Reihenfolge liest, ist imstande, das allmähliche Heranwachsen des jungen Dichters zu verfolgen. Einer Fortentwicklung, die gewiß im Bereich der Möglichkeiten lag, versperrte nun Macpherson plötzlich selbst den Weg, und statt weiter zu dichten, wurde er Politiker, Pamphletist, Zeitungs- und Geschichtsschreiber.

Fürs erste sorgte die Regierung für ihren Protégé, indem sie ihn als Sekretär nach Florida in Amerika schickte, gerade als ihm der Boden unter den Füßen heiß wurde. Aber dort konnte er sich mit seinen Vorgesetzten nicht vertragen, und schon nach zwei Jahren, 1766, kam er zurück nach London. Die Regierung gab ihm nun ein festes Gehalt von £ 200, wofür er, wie es scheint, politische Artikel schrieb. Während des amerikanischen Krieges soll er tendenziöse Nachrichten in die Zeitungen gesetzt haben. Für seine Dienste, über die wir nicht genauer unterrichtet sind, bekam er ein weiteres Gehalt (*secret pension*) von £ 500, oder vielleicht sogar £ 800, wenn wir Walpole glauben dürfen. Seine pekuniären Verhältnisse waren also glänzend. Wer aber hat, dem wird gegeben. Im Jahre 1783 wurde er Geheimagent eines indischen Herrschers, dem er viel Geld zu entlocken verstand. Er wurde bald so wohlhabend, daß er sich als Grundbesitzer in seiner Heimat niederlassen konnte, die er einst als armer Dorfschullehrer verlassen hatte. So haben ihm die alten Ossianischen Lieder mehr eingebracht als manchem Sänger anderer Zeiten.

Erwähnt sei noch, daß er sich an eine Uebersetzung der *Ilias* gewagt hat, die aber keinen Anklang fand. Walpole und Mason machten ihre spöttischen Witze über den *Fingalisierten* und *Temoralisierten* Homer. Auch Humes englische Geschichte hat er zu dessen großem Aerger fortgesetzt. Diese Fortsetzung, sagte Hume, sei eines der elendesten Produkte, die je aus des Verlegers Presse hervorgegangen. Sie trug aber jenem Geschichtsschreiber £ 3000 (= 60,000 M.) ein. Ueber andere Schriften Macphersons will ich hier kein Wort verlieren.

Macpherson wurde übrigens auch Mitglied des englischen Parlaments. Er starb im Jahre 1796, unverheiratet, als Vater von fünf Kindern. Seine Gebeine ruhen, nicht weit von den irdischen Ueberresten seines großen Gegners Johnson, in der Westminster-Abtei!

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.

Goethe und die Botanik.

Von

W. F. Bruch.

Dr. H. Hansen. Prof. d. Botanik a. d. Univ. Gießen. Goethes Metamorphose der Pflanzen. Geschichte einer botanischen Hypothese. In zwei Teilen. I. Teil Text 380 S. II. Teil Tafeln von Goethe und vom Verfasser. — Verlag v. Alfred Töpelmann (vorm. J. Necker), Gießen 1907.

Das Verdienst Goethes um die botanische Wissenschaft, das seinerzeit schon von Fachmännern (Wigand, Ferdinand Cohn, Molisch, Möbius und anderen) anerkannt worden ist, ist in neuerer Zeit von ausländischen Botanikern bestritten worden mit der Behauptung, die Metamorphosenlehre sei garnicht Goethes Eigentum, sondern das Linnés und Anderer. Eine durchgreifende Untersuchung dieser Frage fehlte bisher, und das bescheiden klingende Vermächtnis des Meisters, daß er für seine botanischen Schriften, Studien und Sammlungen wünsche, „ein einsichtiger Botaniker möchte mit allen Mitteln den Stoff und die Gedanken ordnen“, ist erst jetzt, ein Dreiviertel-Saeculum nach seinem Tode, in Erfüllung gegangen.

Um gleich den Standpunkt Hansens vorwegzunehmen, seien an den Anfang meiner Besprechung des Verfassers eigene Worte gesetzt, die das Ergebnis seiner Forschung zusammenfassen: „Goethes Versuch über die Metamorphose der Pflanzen ist eine epochemachende wissenschaftliche Leistung.“

Zur Erleichterung des Verständnisses für den nichtbotanischen Leser sind die Anschauungen der heutigen Botanik über die Metamorphose der Pflanzen den eigentlichen Untersuchungen über Goethes Studien vorausgeschickt. Es wird gezeigt, wie in den ersten Zeiten wissenschaftlicher Beschäftigung mit pflanzlichen Objekten das Bestreben vorherrschte, zunächst einmal eine verständige Einteilung des Pflanzenreiches nach seiner damaligen Kenntnis zu schaffen. Es ist dies die Zeit von Caesalpin (am Ausgange des 16. Jahrhunderts)

bis zu Linné, deren Forschungsziel der Auffindung eines zusammenfassenden Systems galt.

Um Einteilungsgründe für ein solches zu finden, kam man wohl zu einer näheren Betrachtung der pflanzlichen Gestalt; die Verschiedenheit der einzelnen Teile derselben: Stengel, Wurzeln, Blätter und Blüte lieferten immerhin die notwendigsten Unterscheidungsmerkmale. Allein man versuchte weniger eine eindringende Beschreibung der Pflanzen und ihrer Organe zu geben, sondern begnügte sich mit der Einführung genauer Benennungen für die letzteren. Die „Terminologie“ stand im Mittelpunkte des Interesses. Nicht die Kenntnis der Organe selbst wurde vermittelt; sie figurierten vielmehr als Statisten einer einseitigen Systematik. Durch dieses Klassifizieren und Registrieren nur einzelner Teile der Pflanze, welche eine Richtung von Botanikern sogar für selbständige Individuen ansprach, — verlor man ganz die Erkenntnis, daß die Pflanze ein Ganzes darstelle, ein einheitlicher Lebensorganismus sei, dessen verschiedene Glieder von einander abhängig sind und sich gegenseitig bedingen. Mit der Zeit ist es anders geworden. Heute beginnen die botanischen Lehrbücher nicht mehr mit dem Erzählen der einzelnen Teile, sondern bringen die Organe der Pflanze in ihren wechselnden Beziehungen zum Gesamtkörper zur Darstellung. Und gerade die vergleichende Betrachtungsweise der Organe, die Organographie, hat ungeahnte Ausblicke für eine moderne Naturauffassung geliefert.

„Zum Beispiel hat man sich überzeugt, daß die fleischigen Schalen einer Zwiebel, die Schuppen der Winterknospen von Bäumen, die Teile des Kelches, oder die Blumenkrone, sogar die Staubgefäße und Fruchtknotenteile, auch wenn ihnen die grüne Farbe fehlt, in wesentlichen Punkten doch mit den grünen Organen übereinstimmen, welche die Sprache längst als Blätter bezeichnet hat. Ebenso hat sich herausgestellt, daß sowohl der oberirdische Stengel einer Sonnenrose, welcher die grünen Blätter trägt, nicht nur Übereinstimmung zeigt mit dem fleischigen Stamme eines blattlosen Säulenaktus oder einer aus flachen, dicken Gliedern sich aufbauenden *Opuntia*, ja sogar mit dem unterirdischen Stamm des Adlersfarns, der Schwertlilie u. a. Erkennen wir doch bei allen diesen verschiedenen Gestalten, mögen sie zylindrisch oder prismatisch, dick oder dünn, ober- oder unterirdisch sein, überall die Eigenschaft, Blätter und Blüten erzeugen zu können. Und darum wählte

man auch für diese ganz verschiedenen Gestalten von Stämmen den Namen Sproß.“ *)

Jene mannigfaltigen Formen des Sprosses jedoch lassen sich, wenn wir sie vergleichend betrachten, auf eine Grundform zurückführen. Indem sich die Pflanze den Verhältnissen ihrer Umgebung anpaßte, entstanden die Umwandlungen, welche die heutigen Formen wiedergeben. Diese Formänderung der Organe bei veränderten Leistungen ist es, die man *Metamorphose* genannt hat. Die beiden Grundorgane, welche schon die aus dem Samen eben entstandene Keimpflanze zeigt, der blattbildende Sproß und die Wurzel sind es, welche jene Metamorphosen erfahren. Während die Wurzeln nur Seitenwurzeln erzeugen, entstehen am Sprosse Blätter, Knospen und Blüten, d. i. die Fortpflanzungsorgane der Pflanze.

Wer einigermaßen mit der Kultur von Pflanzen vertraut ist, dem ist wohl bekannt, daß aus dem Embryo eines in die Erde gepflanzten Samens, z. B. einer Bohne, zunächst das abwärts gewandte Keimwurzelnchen entspringt, während der Keimstengel nach aufwärts strebt, bald seine jungen Blätter entfaltend. Und in dieser einfachen Gliederung gleichen sich alle Keimpflanzen. In dem Tafelwerk, das den Hansenschen Text begleitet, finden sich unter den Abbildungen Goethes, die ebenso künstlerisch sind wie sie peinlich genaue Darstellungen der natürlichen Objekte wiedergeben, eine ganze Reihe von Keimpflänzchen in verschiedenen Stufen der Entwicklung vergleichsweise dargestellt. Auch mit diesen farbigen Bildern ist Goethe seiner Zeit weit vorausgeeilt. Betrachten wir nur die kümmerlichen Skizzen damaliger botanischer Schriften! Ueberhaupt beschäftigte sich ja in dieser Zeit niemand mit der Betrachtung biologischer Vorgänge. —

Je weiter sich die Pflanze entwickelt umso unähnlicher wird sie dem alten Keimpflänzchen. Neue Organformen treten auf und die einfache, anfängliche Einteilung in Wurzel und Sproß will nicht mehr recht passen. Der Vergleich jedoch der beiden Zustände — des fertigen Bildes und der Keimpflanzen — läßt uns aber erkennen, wenn wir die allmählichen Uebergänge genau studieren, daß die späteren Stadien nichts weiter darstellen, als allmähliche Umformungen der genannten Grundorgane.

Während die vogoethesche Wissenschaft, die Terminologie, sich nur mit den Endzuständen befaßte, führte also der Metamorphosen-

*) Hanjen a. a. D. S. 56

begriff einen neuen Weg der Betrachtung biologischer Geschehnisse ein. So ist Goethes Hypothese eine der vornehmsten Grundlagen der modernen Morphologie geworden.

Bei der Veröffentlichung seines „Versuches usw.“ war Goethe eine früher erschienene Untersuchung Caspar Friedrich Wolffs, eines Naturforscher ersten Ranges, den die damalige Zeit ebenso wenig würdigte wie Goethe, noch unbekannt. *) Auf Grund einer anderen Untersuchungsmethodik gelangt Wolff zu ähnlichen Resultaten wie Goethe. Der späteren Zeit war es überlassen geblieben, durch ein reiches Tatsachenmaterial die von den beiden hervorragenden Männern angedeuteten Theorien zu bestätigen.

In lebendiger, populärer Darstellung versucht Hansen einen kurzen Ueberblick über die einzelnen heute bekannten Metamorphosen pflanzlicher Organe, die auch dem Laien leicht verständlich sein werden.

Ein weiteres Kapitel führt uns Goethes eigene Schöpfung vor. Dabei ist der Verfasser so verfahren, daß er die maßgebenden Abschnitte des Originals wörtlich, teilweise allerdings verkürzt, wiedergibt und dabei seine Erläuterungen anknüpft. Hoffentlich regt das neuerschienene Werk manchen Leser dazu an, in dem Goethe seiner Bibliothek jetzt auch das Original der „Metamorphose“ zu studieren.

In trefflicher Naturbeobachtung verfolgt Goethe die Pflanze von dem Moment an, in welchem sie bei der Keimung aus der Samenschale hervortritt. Er beschreibt den Unterschied der oberirdisch zu Licht und Luft emporwachsenden und der unterirdischen, der Finsternis und der Feuchtigkeit angehörenden Teile. Genau ist die Reihenfolge der Knoten am Stengel beschrieben. Zu jedem Knoten gehört ein Blatt, und an dessen Grunde entstehen die Augen oder die *Nospren*. Hier liegt die Grundform der Pflanze vor. Während ihres weiteren Wachstums reiht dann die Pflanze Knoten über Knoten am Stengel und bringt die Blätter zur Entfaltung. Zu Anfang sind dieselben unförmlich dick wie in den Keimblättern (Cotyledonen). Der allmähliche, stufenweise Fortschritt läßt dann immer zartere, grüne Gebilde als Blätter entstehen, die Laubblätter. Sie sind von mannigfacher Größe und Form, bald einfach gerandet, eingekerbt, geschnitten oder zusammengesetzt. Wie etwas ganz neues erscheint dann beim Eintritt der Pflanze in die zweite Lebensperiode, wenn sie sich zur Fortpflanzung anschickt, die

*) Wolffs Untersuchung, seine Inaugural Dissertation, wurde erst später von Goethe ans Licht gezogen.

formen schöne Blüte. Trotz der auffallenden Formänderung erkannte der Forscherblick des Meisters, daß auch hier nichts anderes vorlag, als ein Gebilde von Blättern, die nur äußerst dicht übereinander, aber in wohlgeordneter Ordnung der Sproßaxe angeheftet sind. Zum Zwecke der Fortpflanzung wurden sie eben metamorphosiert. Zunächst erkannte Goethe noch laubblattähnliche Gebilde, die Kelchblätter. Ihnen folgt ein zweiter Blattkreis, die farbenprächtigen Blütenblätter, die Blumenkrone. Einen dritten Blattkreis bilden die Staubgefäße, ebenfalls umgeformte Blätter, wie der vierte Kreis mit Fruchtknoten und Griffel. Und selbst in der Frucht erscheinen Blätter wieder, denn die Gehäuse sind ja auch nur Blätter, die an ihren Rändern zusammengewachsen sind. Und die Samen sind Knospen, deren Entwicklung an den Fruchtblättern genau so vor sich geht, wie die der Augen an den Laubblättern.

Auch die Samenhüllen sind aus innig verwachsenen Blättern hervorgegangen. Der Unterschied von Samen und Knospe besteht darin, daß die im Samen gebildeten Keimpflänzchen in der Erde stehen, während sich die aus den Augen entwickelnden Seitenbildungen der Pflanze auf der Mutterpflanze befinden.

Auch über die zusammengesetzten Blüten sucht Goethe Aufschluß zu geben. Die den Goethelesern bekannte römische Nelke, das Geschenk Angelika Kaufmanns, ist eine derartige Blüte. Hier entwickeln sich „gleichsam auf einem unendlichen Stengel“ alle Augen zu Blüten, nur möglichst nahe zusammengedrängt. — — — So vollendet also die Pflanze in sechs aufeinander folgenden Entwicklungsstufen die Metamorphose, die Blattumwandlung. Eine rückschreitende Metamorphose wiederum tritt gelegentlich auch z. B. bei den gefüllten Blüten der Rosen und anderer Gartenpflanzen auf. Bei diesen sind die Staubblätter wieder in Blumenblätter und diese in grüne Laubblätter rückgebildet.

Das sind in kurzem einige der Grundgedanken von Goethes Metamorphose.

Von verschiedenen Seiten ist Goethe der Vorwurf gemacht worden, er habe für seine Lehre, eine mehr idealistische Erklärung gegeben. Diese Anschauungen widerlegt Hansen in einem besonderen Kapitel durch verschiedene Zitate Goethes, die den Nachweis führen, daß der Dichter auch wirklich ernst bemüht war, seine Hypothese durch physikalische Gesetze kausal zu erklären, soweit das bei dem damaligen Stande der Wissenschaft möglich war. Es sei hier überhaupt darauf hingewiesen, daß Goethe weder der mikroskopische noch

der experimentelle Weg zu seiner Zeit offen stand. Ihm blieb nur der morphologische Vergleich, aus dem er die erst viel später als richtig erwiesenen Tatsachen der Entwicklung ableitete. Aus Hansens Werk seien hier einige Bemerkungen Goethes abgedruckt, die seine ersten Bemühungen, die Erscheinungen kausal zu erklären, wörtlich wiedergeben: „Ferner ist die Lehre vom Ausdehnen*) und Zusammenziehen zu beleuchten.“ „Bei der fortschreitenden Veränderung der Pflanzenteile wirkt eine Kraft, die ich nur uneigentlich Ausdehnung und Zusammenziehung nennen darf. Besser wäre es, ihr ein x oder y nach algebraischer Weise zu geben, denn die Worte Ausdehnung und Zusammenziehung drücken diese Wirkung nicht in ihrem ganzen Umfange aus. Sie zieht zusammen, dehnt aus, bildet aus, bildet um, verbindet, sondert, färbt, entfärbt, verbreitet, verlängert, erweicht, verhärtet, teilt mit, entzieht, und nur allein, wenn wir alle verschiedenen Wirkungen in Einem sehen, dann können wir das anschaulicher kennen, was ich durch diese vielen Worte zu erklären und auseinanderzusetzen gedacht habe. Sie tat das alles so stückweise, so sacht, so unmerklich, daß sie zuletzt uns vor unseren Augen einen Körper in den anderen verwandelt, ohne daß wir es gewahr werden. Der Mensch kann ohne diese nur das, was gesondert ist, erkennen, eben darum, weil es gesondert ist. Er muß, um zu erkennen, dasjenige sondern, was nicht gesondert werden sollte; und hier ist kein ander Mittel, als was die Natur gesondert unserer Erkenntnis vorgelegt hat, wieder zu verbinden, wieder zu einem zu machen, wenn wir Acht haben, wie eine Gestalt sachte in eine andere übergeht und zuletzt von der folgenden Gestalt gänzlich verschlungen wird.“**)

Staunen muß es erregen, wenn man all' die eifrigen Forschungen, den ganzen Arbeitsaufwand dieses ehrlichen Forschers und Gelehrten an sich vorüberziehen läßt und dann den schweren Vorwurf vernimmt, Goethes Werk sei im Grunde genommen nichts Besseres als ein Plagiat! Und tatsächlich hat ein nicht unbekannter, vor einigen Jahren verstorbener Botaniker, der böhmische Universitätsprofessor V. Celskowsky, den Beweis dafür erbringen wollen, und die beiden skandinavischen Professoren der Botanik Warming und Wille ver-

*) Bei der Metamorphose der Blätter zu Laub, Stiel- und Blumenblättern dehnen sich die Organe flächenförmig aus. Eine „Ausdehnung“ entsteht. Dagegen wird bei den zu Fortpflanzungsorganen metamorphosierten Blättern diese Ausdehnung gehemmt, es tritt also eine Zusammenziehung ein. —

***) Aus Hansen S. 94, 95, abgedruckt Goethe, Weimar. Ausgabe II, 7. Band. Seite 12.

treten diese Anschauung noch heute. Linné in erster Linie soll von Goethe ausgebeutet worden sein. Es ist ein Verdienst der Arbeit Hanjens, daß er in ausführlichster Weise dartut, was eigentlich Goethes Arbeit gewesen und was Linné und die anderen vermeintlich Plagiierten für die Metamorphosenlehre geleistet haben. Gerade Linnés Werk ist so verschieden von Goethes Forschung, daß der Gedanke an eine Plagiat ganz absurd klingt. Schon Ferdinand Cohn hat auf den unüberbrückbaren Gegensatz aufmerksam gemacht, der zwischen den Richtungen der beiden Männer bestand:

„Um Goethes Bedeutung zu würdigen, darf die Kritik nicht von dem Standpunkt der Morphologie ausgehen, der heut durch stetige Fortentwicklung der Metamorphosenlehre erreicht ist, wo es leicht ist, in Goethes Darstellung einzelne Irrtümer nachzuweisen; sie muß zurückgreifen bis zu Goethes Vorgängern und Zeitgenossen, die mit wenigen Ausnahmen in mechanischen Pflanzenbeschreibungen erstarrt waren, oder in die mystischen Hirnge spinste einer falschen Naturphilosophie sich verirrt hatten; auf diesem dunklen Grunde erscheint die gesunde Beobachtung und die einheitliche Naturauffassung Goethes als eine Schöpfung von echt wissenschaftlichem Geiste und unabsehbarer Wirkung. Vor allem dürfen wir nicht vergessen, daß Goethe gegen die Autorität Linnés und seiner Schüler anzukämpfen hatte. Natürlich war dem Scharfblick Linnés die nahe Verwandtschaft der Laubblätter mit den Organen der Blüte nicht entgangen; er hatte in seiner *Philosophia botanica* bereits den Ausspruch getan, das Prinzip der Blätter und Blüten sei das gleiche. Aber Linné hatte die Metamorphose der Laubtriebe in Blüten als eine ähnliche Verwandlung aufgefaßt, wie die der Raupen in Schmetterlinge, und über dieselbe die ebenso wunderliche als unfruchtbare Hypothese der Antizipation oder Prolepsis ausgesponnen, welche gleichwohl die Gemüter der Zeitgenossen gefangen hielt.“ (F. Cohn.) Diese Lehre Linnés wurzelte in der Anschauung, daß die blühende Pflanze auf einmal sechs aufeinander folgende Jahre „antizipiere“ oder vorausnehme. Danach sollen der Kelch aus der äußeren Rinde, die Blumenblätter aus der inneren Rinde, die Staubblätter aus dem Holz, Fruchtknoten, Griffel und Samen hingegen aus dem Mark ihre Entstehung nehmen. Fürwahr, diese wunderliche Theorie ist doch etwas ganz anderes als Goethes Metamorphosenlehre. Ja, sie steht sogar in direktem Gegensatz zu ihr. Daher kam es gerade, daß die Schrift bei ihrem Erscheinen so wenig Anklang fand. Goethes Verleger Göschen lehnte das Manuskript ab,

und die Botaniker von Fach nahmen das Werk des Dilettanten nicht für ernst, der an den Grundmauern der alleinseligmachenden Linnéschen Gelehrsamkeit rüttelte. Goethe selbst spricht an verschiedenen Stellen bei aller Anerkennung des großen Klassifikators und Registrators seine Abkehr von ihm aus. In ähnlicher Weise hat man versucht, den Professor Batsch in Jena als Quelle goethischer Forschung heranzuziehen. Die bei Hansen abgedruckten Briefe Batschs zeigen vielmehr, daß dieser Gelehrte, in ehrfurchtsvollem Abstand vor dem großen Genius, viel eher dessen botanischen Leistungen die größte Achtung abgewann.

Am Schlusse seines Werkes versucht Hansen noch die Beziehungen der Metamorphosenlehre zur Descendenzlehre klarzulegen. Von verschiedenen Seiten, so u. a. von Ernst Haeckel, ist Goethe als Begründer der Descendenzlehre neben Darwin und Lamarck hingestellt worden. Demgegenüber sucht der Verfasser nachzuweisen, daß Goethe „die Metamorphose in seinem ersten Versuch nur im ontogenetischen, nicht im phylogenetischen Sinne vorgetragen“ habe. (S. 367 ff.)

Auch die anderen Studien und Schriften Goethes aus dem Gebiet der Botanik, so u. a. seine Gedanken über die „Urpflanze“, hat Hansen an Hand des ihm vom Goethearchiv zur Verfügung gestellten Materials in seine Betrachtungen mit hineingezogen. So ist uns durch sein Werk eine umfassende Darstellung Goethes botanischen Werdeganges und seiner botanischen Leistungen gegeben worden.

Mehr als diesen kurzen Ueberblick über das umfangreiche Buch Hansens zu geben würde zu weit in Einzelheiten führen. Herausgreifen möchte ich nur noch die Stellung des Verfassers zu dem bekannten Publizisten Houston Stewart Chamberlain*), der in seinem Buche über Kant (1905) Goethes Metamorphosenlehre jeden wissenschaftlichen Wert abspricht. Hansens Darlegungen (S. 111—116) führen zu einer Ablehnung der Chamberlainschen Gedanken.

*) Bekanntlich hat Chamberlain in jüngeren Jahren Botanik studiert und auch eine Abhandlung über das Saftsteigen als Wiener Dissertation veröffentlicht. Da dieser Versuch aber sehr unglücklich ausfiel, hat er nachher das botanische Studium aufgegeben.

Charles Baudelaire.*)

(1821—1867)

Von

Friedrich von Dypeln-Bronikowski.

Nous avons, il est vrai, nations corrompues
Aux peuples anciens des beautés inconnues.

„Das Temperament des Genies“, sagt Edgar Poë, „mischt sich aus Melancholie, Sensibilität und Enthusiasmus.“ Man kann die gleiche Diagnose auf Poës Bewunderer und Uebersetzer Baudelaire anwenden**), der von ihm sagte: „Wissen Sie, warum ich Poë so geduldig übersetzt habe? Weil er mir glich. Als ich zum ersten Male ein Buch von ihm aufschlug, fand ich mit Entsetzen und Entzücken nicht allein die Gegenstände, von denen ich träumte, sondern auch Sätze, die ich dachte und die er zwanzig Jahre vor mir geschrieben hat“ (Brief an Théophile Thore). Die physiologischen Korrelate dieser Eigenschaften, so wie Poë sie verstanden und bestätigt hat, sind: Willenserkrankung, Nervenschwäche und Erschlaffung der höchsten Hirnzentren. Baudelaires physische Erschöpfung endete bekanntlich — dank seinen Lebensgewohnheiten — mit der Paralyse, vor deren Eintritt sich die ersten ohnmächtigen rationalen An-

*) Die vorliegende Studie ist wesentlich psychologisch und berührt das Biographische und Aesthetische nur insoweit, als sie seiner bedarf. Auch die literarhistorischen Beziehungen zwischen Baudelaire und der germanischen Geisteswelt (Poë, de Quincey, Swedenborg, E. Th. A. Hoffmann, Richard Wagner) sowie dem französischen Naturalismus (Manet, Flaubert), der Spätromantik (Barbey d'Aurevilly) und den „Parnassiens“ (Banville, Gautier, Leconte de Lisle) werden als bekannt vorausgesetzt.

**) Eine andere Einteilung nimmt Paul Bourget in seinem spürsinnigen Essai (Psychologie contemporaine, 1884) vor: er nennt Baudelaire einen Analytiker, Libertin und Mystiker, leitet diese Dreiteilung aber auf die gleiche morbide Verfassung Baudelaires zurück. Was Bourget „Mystik“ nennt, deckt sich ungefähr mit dem Begriff des „Enthusiasmus“; es ist die häretische „ledige“ Mystik der Kirchensprache, die nicht auf Askese, sondern auf Orgiasmus beruht und somit die „Libertinage“ in ihrem doppelten Sinn (Freigeisterei der Leidenschaft und des Verstandes) zur Voraussetzung hat. Endlich ist auch die Hypertrophie des analytischen Sinnes, vor allem der Selbstanalyse, die Folge von Willenserkrankung: der Verstand überläßt

wandlungen einstellten; ihr Ursprung ist aber bereits in seiner erblichen Belastung zu suchen: sein Vater war ein Greis von 62 Jahren, als sein Sohn geboren wurde! Die romantisch-revolutionäre Gemütsart des Knaben enthüllte sich frühzeitig. Wie Stendhal in seiner Tante Seraphie, so sah Baudelaire in seinem wohlmeinenden Stiefvater, dem späteren General Dupick,*) seinen Todfeind. Gleich ihm haßte er seine Lehrer und seine Mitschüler. „Nach 1830“, heißt es in seinen Tagebüchern, „das Kolleg in Lyon, Schläge, Kämpfe mit den Professoren und den Kameraden, drückende Melancholien . . . Gefühl der Einsamkeit seit meiner Kindheit, trotz der Familie und vor allem inmitten der Kameraden . . . und dennoch ausgesprochene Liebe zum Leben und zum Vergnügen“ . . . Man kann die moralische Vereinsamung, die instinktive Rebellion und Sensationslust des Entarteten nicht kürzer formulieren! Der nervöse Knabe zeigte rege Geistesgaben und frühe poetische Neigungen — auch sein Vater war Schöngeist gewesen — als er 1839 plötzlich aus der Schule gestoßen wurde, anscheinend unter dem Verdacht perverter Leidenschaften: das war sein „Frühlings Erwachen“ . . . Nehmen wir indessen zu seinen Gunsten an, daß er wie die Märtyrer jener Kindertragödie ein Opfer der Pedanten wurde. Sein Stiefvater war freilich kein Rabenvater wie dort der leibliche: er suchte dem begabten Knaben vielmehr dank seiner hohen Stellung eine glänzende diplomatische Laufbahn zu ebnen. Aber Charles wollte Schriftsteller werden und ließ es auf einen Konflikt mit seiner Familie ankommen. Er führte eine Zeitlang in Paris das Leben eines eleganten Nichtstuers und vertiefte sich in die „Mysterien“ der Weltstadt — bis der General ihn diesem Bummelleben entriß, indem er ihn zu einer großen Reise nach Indien sandte. So lernte der Zwanzigjährige den Orient, das Land der romantischen Sehnsucht, das Hugos „Orientales“ seit 1828 in den Gesichtskreis der Pariser gerückt hatten, in den ein-druckfähigsten Jahren kennen und für sein Leben lieben: Indien spielt

den Instinkten sowohl die mystische Ausmalung des Weltbildes wie die Normierung der Willensakte, und beschränkt sich darauf, als tatloser Zuschauer dem Spiel der Willensfunktionen zuzuschauen (Analyse) oder die Lustgefühle zu raffinieren (Libertinage). Wir werden auf beides ausführlich zurückkommen.

*) Sein Vater starb schon 1827, als der Knabe sechs Jahre zählte, und die Mutter verheiratete sich im folgenden Jahre wieder. „Mit einem Sohne wie ich heiratet man nicht zum zweiten Male“, pflegte Baudelaire zu sagen! Er hat ihr diese zweite Heirat erst vergeben, als sie abermals Witwe wurde und er ihrer Pflege bedurfte. Ich bin egoistisch wie die Kinder und die Kranken. Ich denke an die, welche mich lieben, nur, wenn ich leide“, schrieb er an seine Seelenfreundin, Madame Sabatier.

bei ihm fortan die gleiche dominierende Rolle wie Italien bei Stendhal, und dies in noch romantischerem Sinne: es wurde für ihn das verlorene Paradies, nach dem er sich ewig zurücksehnte, während Stendhal nach Italien zurückkehrte und seiner schließlich überdrüssig wurde. . . Der General hatte wohl gehofft, daß diese Reise den Jüngling kurieren würde: er kehrte vor ihr heim als ein unheilbarer Romantiker, der die farbenglühende Pracht des Orients und sein wollüstiges Nichtstun und Träumen unter seinen Lands-
genossen ewig vermißte.

Là, tout est ordre et beauté,
Luxe, calme et volupté . . .

Fortan scheute er nicht vor den unwürdigsten Reizmitteln und Surrogaten zurück, um sich diese Katamorgana zurückzuzaubern: er griff alsbald zum indischen Hanf (Haschisch), dessen Genuß ihm Leib und Seele zerstörte, und versklavte sich jener „schwarzen Venus“, einer Mulattin, die er aus einem Tingeltangel aufgriff, die er als Spinne, Hexe und Kröte verwünschte und an die er sich feig und schmählich anklammerte wie an sein letztes Gut, bis sie im Hospiz im Säuserwahn endete — während er der Liebe und dem sittigenden Einfluß einer geistig hochstehenden Frau (Madame Sabatier), kaum genossen, auswich. . . Als Geruchsmonomane, der er war, sog er den berausenden Duft ihrer schwarzen Haare und ihres Körpers ein („guidé par ton odeur vers des climats charmants“), der ihn an Kokosöl, Teer, Moschus und Tabak gemahnte und ihn auf seinen Flügeln zu den Ufern des Ganges forttrug, denn wie er sagt: *Mon âme s'envole sur les parfums comme celle des autres sur la musique.* Sein um 13 Jahre älterer Freund, der „Sataniker“ Barbey d'Aurevilly, hat dieses Tannhäuserproblem in seiner „Vieille Maitresse“ (1851) zur nämlichen Zeit literarisch gestaltet: hier die engelschöne, reine Frau, dort die „braune“ Spanierin Bellini, eine mystische Dreieinigkeit von Weib, Tier und Kind, die sovieler verwandte Züge trägt, als hätte Jeanne Duval ihr Modell geessen. Und wie unter Barbey's Liebesroman ein „perseverare diabolicum“ steht, so gehört es auch unter dessen Uebersetzung in die Wirklichkeit: Baudelaires Liebesleben. — Der Satanismus ist ja nur das religiös-mystische Symbol des romantischen Anarchismus. Bei Stendhal eine erst im Alter angeschlagene Note*), schwillt er bei

*) Sein erster Vertreter ist der im Grunde vornehme Octave de Malibert in Stendhals „Armance“ (1828), der nur im Gespräch „die empörendsten

Barbey früh zum furchtbaren Afford an, um dann bei Baudelaire zum Leitmotiv seines Lebens zu werden.

Wie an diesem Zuge, läßt sich das rapide Crescendo der Entartung in einer Zeitspanne von noch nicht 40 Jahren an zahlreichen Beispielen verfolgen. Der junge Stendhal ist ein überzeugter Jakobiner, bei dem erst viel später die „aristokratischen“, romantischen Tendenzen durchschlagen. Barbey tut seine demokratischen Jugendideen schon kurz nach der Julirevolution ab und wird zum „aristokratischen“ Vollblutromantiker; Baudelaire zieht zwar in Lackschuhen mit dem Gefindel der Februarrevolution durch die Straßen, aber beileibe nicht aus Ueberzeugung, sondern „pour fusiller le général Aupick“ Die gleiche Entwicklungsreihe bietet der „Dandyismus“. Stendhal lernte das *nil admirari* und die Verblüffung der andern erst in reifen Jahren; ursprünglich fürchtete er nur, von anderen „düpiert“ zu werden, und seine Art von esprit, „jene Heiterkeit, die Furcht erregt“, war für ihn zunächst auch nur eine Maske, die er, wie Kostands Cyrano, seinem liebeskranken Herzen vorhielt. Barbey dagegen machte schon als Jüngling von sich reden durch seine Theorie vom Dandyismus und sein Buch über den englischen Gigerlkönig Brummel, und vollends Baudelaire trat als spielerischer Dandy ins Leben und fand in verletzenden Aufschneidereien, jener sog. *blague froide*, einen täglichen Genuß.*) Sehr richtig sieht sein Bewunderer Georges Rodenbach, der ihm diesen Zug in einer seiner (nachgelassenen) Novellen abgesehen hat, darin eine Rache der „Elitemenschen“ an der ihm verhaßten blöden Masse. Und wenn diese antisozialen Racheakte sich auch bei beiden auf Literatur und Gespräch beschränkt haben, so konnte Baudelaire sich doch nicht wundern, wenn man ihm auch entsprechende Handlungen zutraute und wenn sein Ruf schließlich so schlecht war, als er ihn selbst gemacht hatte. So schreibt er an seinem trüben Lebensabend aus Brüssel (an Mme. Meurice): „Ich gelte hier für einen französischen Polizeispitzel, für einen Päderasten (ich habe das Gerücht selbst in Umlauf gebracht und man glaubt es mir!) . . . Aus Wut über diese ewige Leichtgläubigkeit habe ich herumgebracht,

Worte erfindet“ und „in der Reinheit seines Satanismus glänzt.“ Erst Julian Sorel (in „Rot und Schwarz“) wird zum Anarchisten der Tat und lebt nach Satans Grundsatz „*Non serviam*“. Ueber den romantischen Satanismus s. auch Ernest Scillières oben erscheinendes, ausgezeichnetes Werk: „Die romantische Krankheit“, Berlin 1907.

*) „Die Verblüffung ist eine der feinsten Formen des Genusses“, sagt er in den „Kleinen Gedichten in Prosa“, und „nächst dem Vergnügen, nicht verblüfft zu werden, ist die größte Freude die, andre zu verblüffen.“

ich hätte meinen Vater ermordet und aufgeessen, und wenn man mich aus Frankreich hätte entkommen lassen, so geschehe dies wegen meiner Spitzeldienste. Und das glaubt man mir auch! Ich schwimme in Unehre wie ein Fisch im Wasser.“ Man wird diesen Eynismus wenig geschmackvoll finden, und man muß ihn als völligen Mangel an Zurechnungsfähigkeit bezeichnen, wenn man bedenkt, daß Baudelaire nach Belgien gereist war, um seinen zerrütteten Finanzen durch Vorträge aufzuhelfen: er brauchte also seinen guten Ruf dringend! Doch dies ist nur die aktive, sozusagen aggressive Seite des Dandyismus; die passive, defensive Seite ist die einfache Verkapselung des Sensiblen gegen Eindrücke der Außenwelt, die Pose des steinernen Gastes, die Stendhal schüchternen Jünglingen im Augenblick der Verlegenheit anempfahl. So finden wir auch bei Baudelaire die mimosenhafte Scheu Stendhals; seine Schamhaftigkeit in Liebesabenteuern, das Mysterienspiel mit seiner Persönlichkeit neben der Mystifikation anderer wieder — nur ins Perverse aufgesteigert. „Ich habe mich häßlicher Handlungen gerühmt, die ich nie beging, und feige andere Schlechtigkeiten geleugnet, die ich mit Wonne beging,“ heißt es in den „Kleinen Gedichten in Prosa“. Man sieht hier deutlich, wie wenig man Baudelaire aufs Wort glauben darf; er ist wie Stendhal ein *faufarron du vice*, „rechtchaffen von Geburt und ein bißchen schuftig aus Zeitvertreib“, wie er von seinem ironischen Selbstporträt Samuel Cramer sagt, und wenn er uns jene empörende Geschichte von dem alten Glaser erzählt, den er aus „reiner Bosheit“ die Treppe heruntergestoßen habe, so ist an der ganzen Geschichte nichts wahres, als daß ein perverser Trieb, der sich unbezwinglich in ihm regt, „eine Laune, die die Ärzte hysterisch und die tiefer Denkenden satanisch nennen“, von seiner Phantasie ergriffen und literarisch ausgestaltet wird. Mit zynischer Genugtuung beobachtet er seine Empfindungen — ganz wie Stendhal — im Rohzustand („a nu“) und führt sie dann potenziert in seine Werke ein. Ebenso finden wir bei Stendhal schon Ansätze zu jenen *Correspondances*, jener krankhaften Vertauschung von Sinneseindrücken, von der ich bereits eine Probe gab. Schöne Landschaften sind wie ein Violinbogen, der auf seiner Seele spielt, und seine Geliebte wirkt auf ihn wie ein Bild Correggios. Aber erst bei Baudelaire wurde der Wahnsinn zur Methode und sein Gedicht *Correspondances* ist bekanntlich das Rezept, nach dem der spätere Symbolismus Düfte schmeckte, Lichtstrahlen hörte und Musik roch. . . Und schließlich teilt Baudelaire mit Stendhal auch jene Angst vor

— der Langeweile, die aus der inneren Leere und Unbefriedigtheit des erschöpften Ueberkultivierten entspringt, jener ennui, der beide schlechte Gesellschaft der „langweiligen“ guten vorziehen ließ. Ja, Stendhal erklärt bereits durch den Mund einer seiner Figuren, lieber ein Verbrechen zu begehen, als in den Spleen der Engländer zu verfallen. Aber das blieb bei ihm Fanfaronnade; der bequeme „Epikuräer“ Stendhal suchte seine Erlösung in Arbeit und Liebe. („Serisse, amo“ schrieb er auf seinen italienischen Grabstein.) Erst Baudelaire griff zu den schimpflichsten Mitteln, um den ennui, diesen „Feind des Glücks“, zu vertreiben.

So ist bei Baudelaire alles potenziert, alles früh verdorben, was bei Stendhal nur angedeutet war und erst im Alter ausartete. Schon 1842, bei der Heimkehr von seiner Orientreise — es war das Jahr von Stendhals Tod — überwarf er sich völlig mit seiner Familie, ließ sich sein väterliches Vermögen, da er nun mündig war, auszahlen und ging sofort daran, es in schönggeistigem, schwelgerischem Nichtstun, in geistigen und leiblichen Ausschweifungen durchzubringen. Schon 1844 mußte seine Familie ihm einen Vormund bestellen, der die Trümmer seiner Habe verwaltete. Stendhal hatte sich nach den ersten Jugendtorheiten gemauert und hatte sich in den Verwaltungsdienst, später in die Konsularkarriere bequemt; Baudelaire versuchte nicht einmal, sich aufzuraffen. Schon 1845 folgt dem pekuniären der moralische Bankrott. „Ich töte mich, weil ich den andern unnütz und mir selbst gefährlich bin“*). Und weiter spricht er von seinem „furchtbaren Beispiel, wie Unordnung des Geistes und liederlicher Wandel zu düsterer Verzweiflung und völliger Vernichtung führen“. Vernunft und Nützlichkeit aber weist er mit einem „Ich bitte Sie“ ab, um erst kurz vor seinem Zusammenbruch nach ihnen zu greifen, wie ein Unheilbarer nach einer wundertätigen Panazee oder ein Ertrinkender nach einem Strohalm. Dem pekuniären und moralischen folgte nicht lange auch der gesellschaftliche Bankrott. Den Anfang machte die Anklage seiner „Fleurs du Mal“ wegen Unsittlichkeit — bekanntlich zur gleichen Zeit, wo auch Flauberts „Madame Bovary“ vor Gericht kam. Dieser brutale Naturalismus verletzte das öffentliche Anstandsgefühl, das damals noch nicht so abgebrüht war wie heute, und die rein stoffliche Kritik siegte wieder einmal über die künstlerische. Nur die Künstler selbst traten für Baudelaire ein, und die Nachwelt hat das Verdikt vollends aufgehoben, indem sie die

*) Brieffragment an einen Anonymus, Lettres 1841—1866, Paris 1907.

„Fleurs du Mal“ zu den sündhaften Meisterwerken der Weltliteratur stellte.*) Der General Lupick sprach fortan von Baudelaire nur noch als von „diesem Menschen“, und dieser sollte die Mißachtung, die den Dichter zu Unrecht traf, als Mensch bald rechtfertigen. Ausschweifung und Haschischgenuß beraubten ihn mehr und mehr jeder moralischen Widerstandskraft, und sein Umgang wurde immer bedenklicher, so daß sich seine alten Bekannten schließlich von ihm zurückzogen. Der hochmütige Dandy, der das Haus seiner Seelenfreundin, Madame Sabatier, mied, nur um Feydau keine Komplimente über sein neuestes Buch sagen zu müssen (ein ganz Stendhalscher Zug!), hatte ursprünglich die Bohème wohl nur deshalb aufgesucht, weil sie ihn (ebenfalls wie Stendhal) mehr amüsierte als die der „Bourgeois“, d. h. der anständigen Leute, allmählich aber sank der Enterbte, Haltlose, Verdüsterte ganz zu ihr herunter. Trotzdem schreibt er noch 1863 an Champfleury: „Ich liebe die schlechte Gesellschaft nicht, ich habe stets ein Grausen vor ihr gehabt. Trunksucht, Dummheit und Verbrechen haben einen Geschmack, der mir einige Minuten wohl gefallen kann, aber dieser Abschraum der Gesellschaft — unmöglich!“ Ganz wie Stendhal und Heine und schließlich alle Romantiker liebte er das „Volk“ nur *par distance*, sozusagen als Trumpf gegen den verhaßten „Bourgeois“, der den Armen das Geld und die Tugend stiehlt, aber er wollte ebensowenig etwas von Fortschritt und Wohlfahrt hören; er spottet über die „Unternehmer, die in öffentlicher Wohlfahrt machen“, über „die Kunst, die Völker binnen vierundzwanzig Stunden weise und glücklich zu machen“, und hängt sich gelegentlich auch an die Rockschöße der Pfaffen, die das Volk in ewiger Unmündigkeit halten wollen. Es hat seine Liebe und sein Mitleid eben nur als die Schar der Enterbten, von Harmonie und Schönheit Ausgestoßenen, in der er sich nach Lust und Laune verliert (ein „Bad“ nimmt, wie er es nennt) und sich wiederfindet (z. B. in dem greisen Hanswurst, in dem er sein späteres Selbst erkennt). Aber sobald ihm diese Gesellschaft aufgedrungen wird, sobald sie eine dauernde ist, leidet er — ganz wie Stendhal — in ihrer Mitte alle Qualen des Ueberfeinerten. Ein Spezialfall dieses Umganges, besonders an Heine und seine Mathilde gemahnend,

*) Baudelaire selbst malte sich aus, wie die Nachwelt dies Wistblütenparfüm in einem Wandschrank („Le Flacon“, „Fleurs du Mal“, Nr. 49) wiederfinden würde, wie schon Stendhal sich mit Behagen den posthumen Ruhm seiner Autobiographien bei dem Geschlecht von 1900 ausmalte. Auch hier ist die Aufsteigerung vom manchmal zynischen Verisimilis zur selbstgefälligen Perwersität auffällig.

ist seine wilde Ehe mit der trunksüchtigen Mulattin, die sich ihren Erwerb schließlich auf der Straße suchte: „Infâme à qui je suis lié comme le forçat à la chaîne!“ Zu welcher Selbstverachtung mußte dieser sensible Poet, dieser Schönheitsfanatiker gelangt sein, der es an der Seite dieser hysterischen, brandweinheiferen Kreatur aushielt! Und mit welchen wilden Schmähungen ließ er es „das Weib“ entgelten, daß er nicht los konnte von Einer, der alles Weibliche fremd war! Denn Baudelaire blieb im Grunde bis zuletzt ein Ehrenmann; er war wohl schlecht, aber nie gemein; er suchte seinen Verpflichtungen — gegen die im Hospital geendigte Dirne, gegen die Mutter, gegen Geldleiher*) — stets nachzukommen. „Seit lange bin ich am Rande des Selbstmords angelangt“, schreibt er 1860, „und was mich zurückhält, ist der Stolz, keine ungeordneten Verhältnisse hinter mir zu lassen“. (Der gleiche Grund hatte schon Stendhal vom Selbstmord abgehalten.) Die letzte Stufe der Decadence, die des skrupellosen Zigeuners, ist erst sein Nachfolger Verlaine hinabgestiegen.

Neben der Ausschweifung war es vor allem der Haschischgenuß (und später Wagners Musik, die er als einen zweiten Haschisch empfand), was ihn zerrüttete. Aber alles dies zerrüttete doch nur ihn, diese vergnügungssüchtige, physisch erschöpfte Natur, die nach Nervenkitzel und Sensationen lechzte, die Schlechtigkeiten beging, „um sich einen Beweis von Energie abzunötigen“**), die „ihre Pfeife rauchend von Schafotten träumte“***), die sich betäuben und über die innere Leere, über die ziellose innere Unruhe des Degenerierten hinforttäuschen wollte — durch Mittel, die das Erwachen vergifteten und die innere Leere noch furchtbarer machten. Dieser *circulus vitiosus* ist das eigentlich „satanische“ bei Baudelaire und der Grund zu seiner religiösen Mystik, mit der es ihm durchaus ernst war. Man verstünde Baudelaire ganz falsch, wenn man die Ausdrücke Gott und Teufel, Himmel und Hölle, nur als Metaphern seines Empfindens auffaßte: Baudelaire erkannte eine sittliche Weltordnung an, indem er sich an ihr versündigte; er war bewußt antimoralisch, nicht bewußtlos amoralisch, wie Verlaine, dem wie gesagt dieser letzte Schritt der Entartung vorbehalten blieb. Mit grausamer Hellsichtigkeit stellte er den „ennui“ als die Krankheit

*) Einer seiner Briefe beweist, daß er lieber den Weg zum Leihhaus als zum Anborgen ging, ein anderer, daß er geborgtes Geld gewissenhaft zurückgab.

**) „Kleine Gedichte in Prosa“, „Der Wlaser“.

***) Erstes Gedicht der „Fleurs du Mal“.

des Jahrhunderts hin; er sah „die künstlichen Leidenschaften und die wirkliche moderne Langeweile“ aus den Gesichtern seiner Zeitgenossen grinsen, und schon seine erste Novelle „Die Fanfarlo“, ist ein anschauliches Beispiel dafür, daß die Leidenschaften nichts als Illusion sind. Wohlgemerkt bei Ueberfeinerten wie Samuel Cramer, diesem ironischen Selbstporträt der Jugendzeit, das ihn — etwas Fanfaronnade abgerechnet — als einen jungen Roué zeigt, dem nichts Unnatürliches fremd ist. Diese Skepsis des Wüstlings gemahnt uns freilich nicht sowohl an die eigentliche Romantik, die ja gerade die maßlose Leidenschaft, die „Rückkehr zur Natur“, als Gegengift gegen Verkünstlung und Unnatur empfahl, als vielmehr an die letzten Zeiten des ancien régime, an die „Liaisons dangereuses“ von Choderlos de Laclos oder an die römische Verfallszeit. Bei Stendhal, der in vielem gleichfalls ein Sohn des ancien régime war, finden wir zwar die Moralbegriffe (z. B. den Pflichtbegriff) auf den Kopf gestellt, aber die Liebe ist für ihn doch ein Sakrament; es ist zwar eine Liebe, die dem abgejagten Feind des „Nützlichen“ nie unter der Perspektive ihres Naturzwecks (der Fortpflanzung), sondern nur als promesse de bonheur erscheint, sie ist aber nicht direkt antinaturalistisch wie bei Baudelaire. Diesem erscheint die Zeugung — in völliger „Umwertung aller Werte“ — als ein „Laster der Liebe“ und die Schwangerschaft als eine „ekle Krankheit“, und so sah sein Liebesempfinden nur die zwei Pole Venus und Elisabeth, die Heilige und die Dirne, denn die unfruchtbare Ausschweifung ist eine umgekehrte Keuschheit und beide lassen ein ungestilltes Verlangen zurück; beide sind gleich nihilistisch. So erscheint das Weib dem „Fanatiker des Nirwana“ als ein Vampyr, berufen, dem Manne die Kraft auszusaugen, als instrumentum diaboli, und der Mann als sein feiger Sklave,

Esclave de l'esclave et ruisseau dans l'égout.

Diese perverse Künstlichkeit geht durch alle Empfindungen Baudelaires. „Alles, was den Menschen und vor allem das Weib vom natürlichen Zustand entfernte, erschien ihm eine Erfindung“, sagt sein Freund Gautier in der Vorrede zu den ihm gewidmeten „Fleurs du Mal“. So ist ihm die Schminke ein Reiz mehr am Weibe. „Sein exzentrischer, barocker Geschmack war fast stets das Gegenteil klassischer Schönheit“, und sein Ziel war, „die Formen und Farben der Natur nach seinem Belieben zu verändern“. Ähnlich wie Stendhal seine romantische Naturschwärmerei unterdrückte, sobald er schrieb, und nur auf die Darstellung des menschlichen Herzens abzielte, so

„haßt“ Baudelaire (auch hier eine Steigerung) Wald und Meer, denn der Menscheng Geist „n'est pas un gouffre moins amer“. „Das Wasser in Freiheit ist mir unerträglich“, schreibt er an den Landschaftsmaler Schaunard: „Mein Lieblingsspaziergang ist das Kanalufer des Durcq . . . Ich bade in einer Badewanne; ich ziehe eine Spieldose einer Nachtigall vor . . . Der Mensch, der der Natur unterworfen ist, scheint mir stets einen Schritt zur ursprünglichen Wildheit zurückgemacht zu haben.“ Es ist der Mensch der Zopfzeit, der gepuderten Perücken, der verschnittenen Baumhecken und eingefassten Wasserbecken, der so spricht, aber dieser Mensch ist zugleich ein Romantiker, den „das Verlangen nach unmöglichen Neuerungen“ plagt und der die künstlerische Willkür als oberstes Gesetz der Aesthetik aufstellt. Die Kunst ist ihm eine Dirne, die ihr Zuhälter bei den Haaren packt und mißhandelt, „und je weiter und feinfühlicher ein Geist ist, desto weiter schweifen seine Wünsche, über das Mögliche hinaus“ . . . Solche Menschen leiden an „bizarren, unbefriedigten und auch kaum zu befriedigenden Bedürfnissen“, und ihr Gebet an die Gottheit der Schönheit, jene rätselhafte Sphinx, lautet: „Unzufrieden mit allen und mit mir selbst, gewähre, Gott, die Gnade, noch schönes zu schaffen, um mir dadurch beweisen zu können, daß ich doch nicht der letzte der Menschen bin, noch geringer als die, welche ich verachte“ . . . Ja, „es ist möglich, daß ihr Leiden ihre Größe macht und daß es ihnen so notwendig ist wie den anderen das Glück.“ Es ist möglich, ja, und die Verirrungen werden jedem wahren Künstler früher oder später am ehesten verziehen, die ihn befruchten. Nicht allein das passive Leiden des „Reizjamen“ an der rauhen und häßlichen Wirklichkeit, das dem Künstler Flügel verleiht,*) sondern auch das selbst auferlegte, oft heroische Leiden, wenn der Künstler mit sich selbst experimentiert, wenn er, wie Lenau, sich gern kreuzigen lassen würde, falls ihm nur ein gutes Gedicht aus seinen Schmerzen erwächst. Aber die bloße Sucht nach unerhörten Sensationen, die stete Neigung zum Extrem um jeden Preis, ist an sich noch kein Zeichen von Größe oder Göttlichkeit, wie Baudelaire und seine Bewunderer behaupten, sondern ein schweres Entartungssymptom: wir wollen den Beweis dafür antreten.

In einem seiner Sonnetts tröstet Baudelaire sich über seine Ausschweifung mit dem Gedanken, daß jenes instrumentum diaboli,

*) „Das schnellste Tier, das Euch trägt zur Vollkommenheit, ist Leiden“ (Meister Eckhart).

das Weib, ein Mittel der Natur sein könnte, um „ein Genie zu kneten“. Es hat im Gegenteil sein Genie zerstört. Ein gleiches gilt für das andre Reizmittel, dem der Entartete sich verflavte: der Haschisch. Die fabelhaften Raffinements, wie er sie verlangte (z. B. die metallenen Landschaften), hätte ihm auch der Luxus eines Nero nicht geben können; der Haschisch verschaffte ihm ihre Vision im Nu, aber zugleich entnerzte er ihn derart, daß ihm die geringste Produktion zur Qual wurde. A force d'admirer le Beau et à rêver comme Dieu il oubliait de l'exprimer, wie Gautier sagt. „Wozu denn auch noch arbeiten, sich mühen, schreiben, produzieren, wenn man das Paradies mit einem Schlage erreichen kann?“ Der Haschisch ist wie die Gabe des Midas, er verwandelt alles in Gold und Schönheit — „Träume, nichts als Träume!“ Certes, je sortirai satisfait d'un monde où l'action n'est plus la soeur du rêve“. So führt auch diese Ausschweifung zum Nirwana, und dies ist das eigentlich Lasterhafte und Unverzeihliche an seinen Verirrungen. Wo bleibt da die oben angedeutete „sittliche Größe“, die der deutsche Baudelaire-Verleger rühmt, und die Behauptung seines Uebersetzers,* Baudelaires unersättliche Liebe zum Vollkommenen und Schönen, sein Durst nach dem Unendlichen (goût de l'infini) sei ihm zum Verhängnis geworden? Nein, „die Verderbtheit unseres Unendlichkeitsgefühls ist die Ursache aller lasterhaften Genüsse“, wie er selbst sagt. Seine Entartung wurde seinen künstlerischen Gaben zum Verhängnis: er flüchtete sich in den Haschischrausch, um nicht „der Zeit gemarterter Sklave“ zu bleiben, um sich als Gott zu fühlen.

Menschenwürde und Produktion zerbröckelten ihm zu nichts. Hatte er für seine „Fleurs du Mal“, seine einzige Leistung, die die Zeit überdauern wird, schon das nonum prematur in annum des Horaz beherzigt, so leistete er fortan weder quantitativ noch gar qualitativ etwas Gleichwertiges. Die kleinen Gedichte in Prosa sind

*) Auf die an sich sehr verdienstvolle Uebersetzung Baudelaires durch Max Bruns, Minden o. J., sei hier gern hingewiesen: Band I, Novellen, Kleine Dichtungen in Prosa; Band II, Die künstlichen Paradiese; Band III, Ästhetische Schriften (Literatur und Musik; Band IV, Dessgl. (Malerei und Skulptur). Band V Paralipomena und Tagebücher. Die deutsche „Umdichtung“ des „Fleurs du Mal“ (Blumen des Bösen, Berlin 1901), die Baudelaires wasserklare Sprache in mystisches Lallen überträgt, wird den Meisten nur an der Hand des Originals klar werden. Dagegen bieten die wenigen von Siegmund Mehring übertragenen Uebersetzungen in der Sammlung „Die französische Lyrik im neunzehnten Jahrhundert“ (Großenhain und Leipzig 1900) ein empfehlenswertes Hilfsmittel zur Kenntnis Baudelaires.

nur Variationen und Auflösungen jener Gedichte in Prosa, Skizzen von denkbar größter Kurzatmigkeit, die rasch hingeworfen waren: und das spätere Herumfeilen an den Worten war eine angenehme, stets zu unterbrechende Spielerei, eine Art von literarischem Nägel-feilen und Dandyismus. Man vergleiche damit die zähe, hartnäckige Arbeit Flauberts, der die Romantik wenigstens als Künstler überwand, und die umfangreichen Werke, zu denen es Stendhal trotz ähnlicher Arbeitsmethode gebracht hat. Baudelaires Arbeit zer-splitterte sich in eine Reihe ästhetischer Aufsätze und in die Ueber-setzung Boëss, die an sich verdienstvoll war, aber doch zur Evidenz macht, wie seine produktive Arbeit allmählich zu einer reproduktiven erlahmte. Auch seine Schrift über Opium und Haschisch ist nur eine kommentierte Arbeit von de Quinceys „Opium Eater“. Nur im Pläneschmieden blieb er groß. Theaterpläne — gleich mit Tantiemenüberschlag und Berechnung der Zuschauerzahl — wirbelten durch sein Hirn; sein Biograph Crépet hat uns ihre dürftigen Trümmer übermacht. Aber „wozu auch Pläne in die Tat umsetzen, da der Plan allein mir köstlich ist?“ Je schwächer aber sein Können wurde, desto maßloser wurden, wie es gewöhnlich geht, seine Ansprüche an Glück und Leben, desto schärfer sprang aus der Einsicht in das Unmögliche sein Nihilismus heraus. „Es scheint mir, daß ich immer gerade da sein möchte, wo ich nicht bin.“ Sein krankhaftes Aktionsbedürfnis — wenigstens in der Phantasie — wird zum „Heimweh nach unbekanntem Ländern, nach unbekannter Glückseligkeit“, und schließlich ruft er anywhere out of the world — „einerlei wohin, nur fort aus der Welt!“ Könnte er es, er würde in seiner dämonischen Unerfättlichkeit die Brandfackel Neros auf die höchste Kultur schleudern, die seinen „ennui“ nicht zu stillen vermag.

„Il ferait volontiers de la terre un débris
Et dans un baillement avalerait le monde.“

Oder wie Baudelaire in einer lichten Stunde einmal sagt: „Der Mensch, der die Daseinsbedingungen nicht auf sich nimmt, verkauft seine Seele. Der Mensch hat zum Gotte werden sollen und sinkt noch unter das Niveau seiner wirklichen Natur herab. Es ist ihm bei Strafe der Entartung und des geistigen Todes verboten, die Grundbedingungen des Daseins über den Haufen zu werfen und das Gleichgewicht zwischen seinen Fähigkeiten und seiner Umgebung zu zerstören.“ Und mit Werthers Schatten ruft er uns zu: „Sei ein Mann und folge mir nicht nach!“ Dies ist

in der Tat der teuer erkaupte einzige Preis seines zerstörten Lebens, ein Warnungsruf, wohin die moderne Menschheit auf dem Wege der Romantik und des Orgiasmus treibt. Und seine Korybanten fälschen die Tatsachen, wenn sie, seine eignen Sophismen benutzend, seine mystisch-satanischen Verirrungen als „Gewähr für den menschlichen Gang zum Grenzenlosen“ und als „Zeugnis der menschlichen Größe“ hinstellen: diese Aureole muß ihnen abgerissen werden. Gewiß ist das rastlose Streben nach dem Ewigen und Vollkommenen der Grundzug aller wahren Dichter, sie wollen das Unvollendete, Zeitliche, Unzulängliche zum „Ereignis“ wandeln, aber dies geschieht nicht durch korybantische Selbstzerfleischung und das Anathema auf alles, was besteht, noch durch feige Resignation und Weltflucht („Wo es kein Heilmittel gibt, da resignieren sich auch die größten Schmerzen“).

Baudelaire ist bestenfalls eine lehrreiche Monstruosität, und als solche interessiert er auch einen Meister der modernen Seelenanalyse wie Paul Bourget: die grausame Selbstanalyse war in der Tat die einzige Fähigkeit, die er sich bewahrt hat. Wie ich schon in der Einleitung andeutete, wirft der Verstand, der dem perversen Willen gegenüber seine Ohnmacht eingesehen hat, sich auf die bloße Beobachtung der Willensfunktionen. „Robinson kann schließlich seine Insel verlassen, ein Schiff kann an einem Gestade landen, so unbekannt es auch sei, und den einsamen Verbannten von dort fortnehmen, doch welcher Mensch kann das Reich des Opiums verlassen? — Es gibt ewige Situationen“, sagt er von de Quinceys Opiumgenuß und implizite von dem eignen Haschischgenuß. Ja, „der Trost und der einzige Ruhm des Verbannten ist sein Bewußtsein im Bösen (Fleurs du Mal, 214). Wie Stendhal belauert er sich selbst, bohrt die kritische Sonde in das eigene Herz und macht es zum „Spiegel“. Diese analytische Kraft ließ auch im Halluzinationszustand nicht nach, wie Stendhal sie sich im grausamsten Liebeskummer und in den höchsten Extasen der Liebeswonne bewahrte. Und wie uns dessen Liebesempfinden wertvoller war als der Gegenstand dieser Liebe, so ist auch Baudelaires eigener Seelenzustand im Haschischrausch wertvoller als die „objektive“ Untersuchung über die psychischen Wirkungen des Haschisch im allgemeinen, die angeblich — nach seinem deutschen Uebersetzer — Zweck und Wert dieser Schrift ausmachen sollen. Baudelaire betont oft selbst, daß der Haschisch nur die subjektiven Eigenschaften des ihn Genießenden potenziert, aber nichts Neues hinzufügt. Er ist nur

ein Vergrößerungsglas, das die defadenten Neigungen Baudelaires schrecklich verdeutlicht: die moralische Vereinsamung, den „maßlosen Hochmut“, des sich zum Gott emporlühenden Ich, die Selbstanbetung, die sich selbst aus dem Neuegefühl noch die echt Rousseausche Phrase saugt: „Ich bin der tugendhafteste Mensch!“, die unio mystica mit dem All — Schlegels „Naturgefühl“ in höchster Potenz — und die dionysische Aufhebung der Persönlichkeit. Das principium individuationis ist durchbrochen; er fühlt sich als die Pfeife, die er raucht, ist an alle Dinge ausgeteilt, in den Zustand des Brahma, der „interesselosen Anschauung“ übergegangen. Raum und Zeit haben aufgehört; er besitzt „mehr Erfahrung, als ob er tausend Jahre gelebt hätte“. „Alle Dinge ringsum denken durch mich oder ich durch sie — in Tönen, Farben, ohne Syllogismen, Deduktionen“ . . . Bei ihm tritt dann noch die besondere Nuance der „Correspondances“, jener Sinnesvertauschungen hinzu, aus denen sein berühmtes Sonnett entstand, welches das Programm des Symbolismus geworden ist. Die Töne kleiden sich in Farben, die Farben enthalten eine Musik und seine Seele „empfindet den unendlichen Rhythmus des Weltalls“.

Man wird einwenden, daß dieses Empfinden das Tat twam asi des Buddhismus, das Aufgehen des erlösten Ich in des „Weltmeeres wogendem Schwall“ ist, wie es Askese oder gleichfalls der Haschisch in Indien seit Jahrtausenden zur Folge haben. In der Tat liegt hier eine indische Wahlverwandtschaft Baudelaires vor, die er, der Indienschwärmer, mit dem Buddhisten Schopenhauer und dessen Schüler R. Wagner teilt, den Baudelaire als Geistesverwandten glühend bewundert und dessen Musik auf ihn die gleichen Wirkungen ausübte wie der Haschisch. Nur hat er die Ekstase, die die buddhistischen Asketen durch Abtötung erreichten, auf dem „falschen Wege“ erstrebt; es sind „künstliche Paradiese“, die sich ihm austun, und er selbst ist ein „falscher Akkord in der göttlichen Symphonie“, ein „Harmonieverderber“ der göttlichen Ordnung, ein mit dem Kainsmal Gezeichneter, der sich seines Gegenjages gegen die wahren Heiligen stets schmerzlich bewußt ist. Aber „was liegt Dem an der ewigen Verdammnis, der in einer Sekunde die Unendlichkeit des Genusses gefunden hat?“*)

*) Ich habe mich angefangen der Ähnlichkeit dieser Haschischrauschzustände mit der brahmanisch-buddhistischen Musik an einen bekannten Orientalisten gewandt mit der Frage, ob diese nicht durch jene beeinflusst sein könnten. Ohne die Möglichkeit dieser Beeinflussung in der Verfallszeit des Buddhismus zu leugnen, erklärte mir dieser: „Ich halte es für mein Teil für aus-

Dieser Geisteszustand verlieh Baudelaire seine grausame Hellsichtigkeit für alles, was morsch, krank, im Bösen verstockt ist, für die „ménagerie infame de nos vices“ und des „spectacle ennuyeux de l'immortel péché“. Schon die ersten Verse seiner „Blüten des Bösen“, das erste Gedicht seines einzigen Gedichtbuches, beginnt:

„Von Dummheit, Irrtum, Wollust, Geiz verpestet,
Wird Leib und Seele gleicherart geplagt.
Die Neue füttern wir, die an uns nagt,
Just wie ein Strolch sein Ungeziefer mättet.“

Der pathologische Mensch hat das Gefühl, daß er für seine kranken, bösen Triebe im Grunde unverantwortlich ist; daher auch die Verstocktheit seines „Don Juan in der Unterwelt“. Ewig variiert er diesen einen Gedanken:

C'est le diable qui tient les fils qui nous remuent.
Aux objets répugnants nous trouvons des appâts.

Wahrhaftig:

„Je suis comme un peintre qu'un Dieu moqueur
Condamne à peindre, hélas, sur les ténèbres.“

Er fühlt, daß die Begierde ein „erbarmungsloser Henker“ ist, und kann sich doch von ihr nicht erlösen.

Je suis la plaie et le couteau.
Je suis le soufflet et la joue.
Je suis les membres et la roue
Et la victime et le bourreau.

geschlossen, daß schon bei der Entstehung des Tat (wan asi-Gedankens wie auch der Nirwana-Idee der Haschischgenuß eine Rolle gespielt hat. Ich zweifle nicht daran, daß diese Gedanken und Lehren rein geistigen Ursprungs sind, ohne pathologischen Beigeschmack. Späterhin mag immerhin der Haschisch eine Rolle gespielt haben, indem er leicht Verzückungen erzeugte, wie sie ursprünglich nur rein geistiger & liquorischer Ekstase eigen waren. Heutzutage wird von vielen Yogins, namentlich im Pendschab, der Haschisch tatsächlich vielfach als Verzückungsmittel benutzt. Doch versichert mir ein sehr kundiger und ehrlicher, im Pendschab lebender indischer Freund, der zugleich Dr. med. ist, daß kein echter Yogin den Haschisch benutzt. Auch Buddha hat nach meiner Ueberzeugung nie derartige Dinge benutzt. Ihr Genuß stände im Widerspruch zu seinem unzweifelhaft echten, ehrlichen moralischen Streben, der strengen Selbstzucht, die er übte. Das selbe aber gilt gewiß für seine Vorgänger, die brahmanischen Denker, welche die Alleinheitslehre und damit den Tat-twan-asi-Gedanken schufen. Vergeblich wird man in ihren Schriften wie in den von Buddha herstammenden auch nur die geringste Andeutung suchen, die in dieser Richtung führen könnte. . . . Etwas über den Haschischgenuß der Yogins von Professor Ruhn finden Sie in H. Garbes Buch Sämkhya und Yoga, Straßburg 1896. S. 47 (Grundriß der indischen Philologie und Altertumskunde, Bd. III, Heft IV).

Je suis de mon coeur le vampire,
 Und de ces grands abandonnés,
 Au pire éternel condamnés —
 Et qui ne peuvent plus sourire.

„Spleen und Ideal“, so hat er einen großen Teil seiner lyrischen Giftblüten Sammlung genannt: es ist auch die Ueberschrift über Baudelaires Leben. Ewig erkennt er das Bessere — und folgt dem Schlechteren nach. Gott und Teufel, Elisabeth und Venus — ihm scheint, als sei Wagners Tannhäuser eigens für ihn geschrieben; aber er fand keine Erlösung. Er hat nur die „Wollust der Hölle“ genossen, „den Vorzug, den allein der Mensch hat, aus dem Schmerz, dem Unheil, dem Verderben neue subtile Genüsse zu ziehen“. Niemand hat das Unerfättliche der Unfruchtbarkeit, die hysterischen tollen Launen, die Unfähigkeit wahrer Liebe so kraß dargestellt wie er; seine Kunst ist, wie Hamlet sagt, „eine Sonne, die Maden in einem toten Hunde ausbrütet, eine Gottheit, die Nas küßt“. Ueberall ist er zynisch und weltchmerzlich zugleich hingekrochen; und durch diesen kraffen Naturalismus in der Schale der „schönen Form“ haben die *Fleurs du Mal* — ganz wie die gleichzeitig angeklagte „Madame Bovary“ von Flaubert — Schule gemacht.

Zola und Bourget fanden sich hier ebenso präfiguriert wie der Symbolismus der siebziger und achtziger Jahre, der als bewußte Reaktion gegen den verflachenden Naturalismus einsetzte. „Sie haben den Himmel der Kunst mit ich weiß nicht welch düsterem Schein begabt, Sie haben ein neues Grauen erfunden“, schrieb Victor Hugo dem Dichter bei der Uebersendung der *Fleurs du Mal*, zu der Zeit, da Hugo selbst zum Armeleute-Naturalismus überging. Er hatte die Schönheit des Häßlichen entdeckt, und bald nach ihm schilderte man das Häßliche ohne Schönheit. Er hatte neue unerhörte Sensationen in die alte schöne Form eingefangen, und bald ließ man diese Form fahren und stammelte nur noch von Traum, Stimmung und vertauschten Empfindungen, bis zuletzt der junge Maeterlinck die „*Fleurs du Mal*“ auch noch in das Treibhaus seiner „*Serres chaudes*“ setzte. „Er liebte nicht das Wirkliche, sondern das Seltsame“, sagt Gautier von ihm, und das Seltsame wurde der Leitstern zweier Dichtergeschlechter. Er besitzt schon die krankhafte Unruhe und das weltcheue Aesthetentum Mallarmés, der gleich ihm ein Verehrer und Uebersetzer Poés und ein Verteidiger Richard Wagners war, ja seine ganze Aesthetik auf dessen „Gesamtkunstwerk“

aufbaute. Er träumte bereits von der musikalischen Traum- und Stimmungssprache, die er selbst in der Prosa, Verlaine aber in der Poesie verwirklicht hat. Bei ihm finden wir de Regniers herbstliche Schwermut und seine narzißhafte Selbstbespiegelung, Rimbauds dämonischen Zynismus und die weltmüde Todeskunst des jungen Maeterlinck wie seines Freundes Rodenbach, dessen „Analogiebeisehnheit“ und Dandyismus wie eine Kopie nach Baudelaire erscheint. Vollends Guyssmanns „Des Esseintes“ (in „N Rebours“), ein raffinierter Geschmäcker, ist ein Doppelgänger des Samuel Cramer, und „N Rebours“ hat bekanntlich wieder nach England zurückgewirkt, so daß Oscar Wildes berühmter „Dorian Gray“ geradezu als Plagiat von Des Esseintes erscheint — nur geht es jedesmal eine Stufe weiter in der Entartung. Samuel Cramer ist nur „ein bißchen schuftig aus Zeitvertreib“, und Baudelaires Geruchsmonomanie beruht auf sehr primitiven, groben Gerüchen (Teer, Moschus usw.); Des Esseintes dagegen schwelgt auf seiner „Mundorgel“ und in seinen Geruchsorgien in allen Raffinements der Nuance, bis dieses Treiben ihn schließlich in die Maison de Santé führt; und vollends Gray endet nach abscheulichen Verbrechen im Selbstmord — wie sein geistiger Vater im Zuchthause endete . . .

Baudelaire war der erste völlig bewußte Decadent. „Bis auf ihn“, sagt Guyssmanns in seinem berühmten N Rebours, „hatte man nur die Oberfläche der Seele erforscht. Baudelaire drang in ihre verlassenen oder unbekanntten Gänge hinab, bis zu jenen Grenzen, wo die Verirrungen und die Krankheiten lauern, der mystische Starrkrampf, das Fieber der Auschweifung, die Erreger des Verbrechens. Er hatte die krankhafte Psychologie des herbstlich gewordenen Geistes aufgedeckt, die Zunahme der Einsamkeit, das Versiegen des Jugendglaubens, der Begeisterung, die dürre Erinnerung an all den erlittenen Jammer . . . In einer Zeit, wo die Literatur die Lebensschmerzen fast ausschließlich verkannter Liebe oder den Eifersüchteien des Ehebruchs zuschrieb, hatte er die unheilbaren tieferen Wunden der Uebersättigung, Enttäuschung und Verachtung aufgedeckt, das Leid der morschen Seelen, welche die Gegenwart martert, die Zukunft erschreckt und beunruhigt, die Vergangenheit anekelt . . . Er hatte das Unsagbare ausgedrückt in einer muskulösen und kräftigen Sprache, die das wunderbare Vermögen bejaß, mit seltner Gesundheit des Ausdrucks die flüchtigsten morbiden Zustände der erschöpften Geister und der traurigen Seelen darzustellen.“

Und wir wissen auch, um welchen Preis er dies Wissen erkaufte.

Einzelrichter oder Kollegialgericht?

Von

Justizrat Dr. Baumert-Spandau.

Der außerordentliche Anwaltstag, welcher am 23. November 1907 in Leipzig tagte, hat die beabsichtigte Reform, wonach die Zuständigkeitsgrenze der Amtsgerichte von 300 Mk. auf 800 Mk. erhöht werden soll, verworfen. Hachenburg hat ihn überzeugt, daß „in der Erhöhung der Zuständigkeit der Amtsgerichte nur nach dem Streitwerte die Gefahr einer Verschlechterung der Rechtspflege zu erblicken ist.“

Denn:

„Ist der Einzelrichter besser, führe man ihn für den ganzen Prozeß durch. Ist er aber schlechter, so verschone man damit den deutschen Mittelstand und das deutsche Bürgertum.“

Auf jeden Fall muß darnach die Reform verworfen werden.

Hachenburg hat mit Recht die Frage aufgeworfen? Was ist besser? Einzelrichter oder Kollegialgericht?

Er hatte aber auf dem 2 Monate vorher in Mannheim vorangegangenen Anwaltstage die Antwort schon dahin gegeben, daß das Kollegialgericht das bessere sei, es entscheide gründlicher, sorgfältiger und richtiger.

Wird dies alles zugegeben, so entscheidet dies noch lange nicht die Frage, was ist besser für unsere erste Instanz: Der Einzelrichter (Amtsrichter) oder ein Kollegialgericht (das Landgericht)?

Die Entscheidung dieser Frage hängt noch von mancherlei anderen Umständen ab, als den erwähnten. Man lächelt jetzt über die Frage, über die man viel gestritten hat:

Wer ist größer: Schiller oder Goethe?

Wir maßen uns nicht mehr an, diese Frage zu beantworten.

Ähnlich kann und darf man die Frage: „Was ist besser, Einzelrichter oder Kollegialgericht“, nicht allgemein für alle Länder, für alle Zeiten, entscheiden wollen.

Zweifellos hat ein Kollegium viele Vorzüge vor dem Einzelrichter.

Indes, ein Fünfrichterkollegium ist noch besser als ein Dreirichterkollegium. Es entscheidet unzweifelhaft noch gründlicher, noch sorgfältiger, noch richtiger als ein Dreirichterkollegium. Deshalb entscheiden auch die Oberlandesgerichte in einer Besetzung von fünf Richtern und das Reichsgericht sogar durch ein Kollegium von sieben Richtern.

Warum verlangt man also nicht das bessere, also das Fünfrichterkollegium für die erste Instanz? Oder gar das Siebenrichterkollegium?

Die Antwort kann nur lauten, weil schon das Dreirichterkollegium für unsere erste Instanz gut genug ist.

Wenn man dieser Antwort zustimmt, so darf man füglich weiter fragen: Sollte nicht vielleicht der Einzelrichter für unsere erste Instanz schon gut genug sein?

Ich bejahe diese Frage schlechterdings und sie dürfte — bei unseren Kulturverhältnissen — bei unseren Erfahrungen, die wir mit dem Amtsrichter seit 1879 gemacht haben, gar nicht anders beantwortet werden.

Es fragt sich eben, was bei unsern Kulturverhältnissen das zutreffendere oder das geeignetere — für die erste Instanz — ist. Von den höheren Instanzen kann man absehen; denn darüber herrscht wohl Einstimmigkeit, daß diese kollegial gestaltet bleiben müssen.

Ist also unser Amtsrichter — wie wir ihn haben — geeignet und fähig, alle Sachen erster Instanz zu entscheiden? Jetzt entscheidet er schon alle Entmündigungssachen, alle Arrestsachen. Ich habe nicht gehört, daß man diese sehr schwierigen Sachen dem Amtsrichter deshalb abnehmen müsse, weil er sich dazu als ungeeignet seit 1879 erwiesen. Im Gegenteil hat er bewiesen, daß er für diese schwierigsten Sachen der Rechtspflege nicht bloß ganz geeignet, sondern auch allein geeignet ist. Niemand hat nach dieser Richtung hin eine Abänderung verlangt.

Dabei ist eine Entmündigung, die einschneidendste Zivilentscheidung für jeden Menschen, der davon betroffen wird. Sie vernichtet in gewissem Sinne seine Persönlichkeit selbst, sie trifft nicht bloß sein

Vermögen. Sie ist einschneidender als jede sonstige erstinstanzliche Entscheidung. Sie ist auch an sich sehr schwierig. Denn die Wissenschaft wird niemals für alle Zeit- und Kulturverhältnisse entscheiden können, wo Zurechnungsfähigkeit aufhört und Unzurechnungsfähigkeit anfängt.

Die Arreste sind die einschneidendsten in vermögensrechtlicher Beziehung. Sie ergehen meist ohne Gehör des Beklagten. Sie ordnen Sicherheit und damit für den Betreffenden Zahlung — denn zum Hinterlegen gehört Geld — an für Forderungen, die noch nicht einmal fällig zu sein brauchen. Die Arreste sind deshalb vermögensrechtlich einschneidender als alle Urteile erster Instanz! Und doch hat man diese Sachen dem Amtsrichter übertragen! Und zwar m. E. mit gutem Grund und mit gutem Erfolg! Niemand will sie ihm mehr abnehmen.

Jetzt scheut man sich aber, ihm vermögensrechtliche Entscheidungen über Werte von 300 bis 800 Mark anzuvertrauen, wie der Entwurf vorschlägt.

Man begründet dies allerdings nicht gerade damit, daß er dazu unfähig oder ungeeignet sei. Mag man vielleicht den früheren etwas unselbständigeren preußischen Kreisrichter 1879 noch nicht dazu für geeignet gehalten haben, jetzt hat man die nötigen Erfahrungen gemacht, jetzt muß man wirklich den Amtsrichter für befähigt halten, alle Sachen erster Instanz zu entscheiden.

Aber selbst wenn er dazu manchem noch nicht geeignet erscheinen sollte, so wird er es sicher werden, wenn man ihm diese Sachen überträgt. Man wird auch, wenn man dem Amtsrichter so wichtige Aufgaben zuweist, zukünftig noch bessere Auslese halten und mehr Obacht darauf geben, auch dem tüchtigeren die Entscheidung von Prozessen zu übertragen. Vielleicht ermöglicht die Ersparnis an Richtern dafür einmal eine höhere Besoldung und es würde sich zeigen, daß ein gutbezahlter, guter Richter besser ist als drei mangelhaft bezahlte, mangelhafte.

Es werden die tüchtigeren dann lieber als bisher nicht bloß Amtsrichter werden, sondern es auch bleiben. Dies alles wird zur Hebung des Amtsrichters beitragen. Allerdings wird bei diesem allen immer vorausgesetzt, daß gegen jede Entscheidung des Amtsrichters ein unbeschränktes Rechtsmittel (Beschwerde oder Berufung) stets gegeben ist und daß die Berufung in keiner Weise beschränkt wird, wie leider der Entwurf bei einem Streitwert bis 50 Mark vorschlägt. Ein Einzelrichter kann fehlen und es darf ein Fehl-

pruch nicht rechtskräftig werden, ohne daß eine Nachprüfung seitens eines Kollegiums zulässig wäre. Nur wenn man die Berufung nicht beschränkt, wird sich der Amtsrichter dauernd seiner Aufgabe gewachsen zeigen.

Wenn man nun dagegen geltend macht, das Kollegialgericht sei doch besser als ein Einzelrichter, so ist dies im allgemeinen zwar richtig, aber nicht im besonderen für unsere erste Instanz. Da hat denn doch der Amtsrichter noch mehr Vorzüge anderer Art als das kollegiale Landgericht.

Er ist den Parteien näher, er kennt meist deren Verhältnisse, ja auch deren Persönlichkeit, er kennt die Ausdrücke und die Verhältnisse des Orts. Nichts von dem beim Landgericht.

Für die erste Instanz kommt es aber vor allem darauf an, das Tatverhältnis richtig zu erforschen und zu würdigen.

Was haben die Parteien gewollt? Welche Meinung haben sie geäußert? Ob die Rechtsparagrafen fein ausgelegt und ihre Logik bis zum letzten Schluß gezogen, ist minder wichtig gegenüber der Würdigung der tatsächlichen Verhältnisse.

Das ferne Landgericht ist mit den am Landgerichtssitz wohnenden Anwälten — denn andere dürfen in Preußen in der Regel beim Landgericht nicht vertreten — möglichst ungeeignet, den Tatbestand und den Willen der Parteien zutreffend zu erforschen.

Warum spricht man von der Weltfremdheit der Juristen? Warum hat man besondere Gewerbegerichte und besondere kaufmännische Gerichte geschaffen? Warum hat man die Anwälte bei ihnen ausgeschlossen? Weil man kein Zutrauen zu dem erstinstanzlichen fremden Landgericht und den unbekanntem beim Landgericht zugelassenen Anwälten hat. Sie sind den Parteien fremd, hören sie meist gar nicht an und verstehen sie nicht.

Die Partei will aber die Ueberzeugung und das Gefühl haben, daß der Richter sie verstanden hat. Ein Landgericht wird diese Ueberzeugung dem rechtsuchenden Publikum niemals verschaffen, geschweige denn gar der unterliegenden Partei!

Unsere Parteien haben mindestens Volksschulbildung, sie sind meist fähig, ihre Sache vor dem Richter vorzutragen, sie verstehen den Amtsrichter, der sich ihnen verständlich machen will, aber nicht den Landgerichtsdirektor, der sie gar nicht anhört, ja ohne Anwalt nicht einmal anhören darf, der darauf keine Rücksicht nimmt — je nach Lage der Rechtsprechung gar nicht einmal darauf Rücksicht nehmen kann —, daß ihn auch die nicht juristisch gebildete Partei versteht.

Eine derartige Rechtsprechung mit derartiger Rechtsübung wird die Partei niemals davon überzeugen, daß ihr auch wirklich Recht geschieht. Die Rechtsprechung erscheint ihr als eine fremde, eine unverständliche. So wird nicht ohne Grund der Vorwurf der Weltfremdheit dem Richterstande gemacht. Dies kann und wird nur anders werden, wenn man dem Amtsrichter alle erstinstanzlichen Sachen überträgt.

Schließlich kann und wird doch wohl auch der Amtsrichter schneller urteilen, als das Landgericht. Für die erste Instanz ist es aber sehr oft sehr wichtig, möglichst schnell ein Urteil zu erhalten.

Zu allerlezt darf man die Kostenfrage auch nicht außer Betracht lassen. Drei Richter kosten mehr als einer. Ist Deutschland reich genug, sich den Luxus eines Kollegialgerichts für die erste Instanz zu gönnen?

Man wird diese Frage jetzt, wo das Reich Schulden genug gemacht hat und nach neuen Einnahmequellen vergeblich sucht — wo viele Länder unter dem Steuerverlangen des Reichs und ihres Landes seufzen —, nicht einfach damit erledigen können, daß man für die Justiz „das teuerste gerade für gut genug“ erklärt.

Bei unseren Kulturverhältnissen, bei der Bildung unserer Parteien, ist die Zivilkammer des Landgerichts für die erste Instanz ein Luxus, und zwar nicht bloß ein „überflüssiger Luxus, sondern auch ein schädlicher Luxus“. Also fort mit diesem Luxus!

Also, werden die Anhänger Hachenburgs mir erwidern, muß man die vom Entwurf geplante Reform des Zivilprozesses verwerfen, denn dieser überträgt ja nur die Prozesse bis 800 Mark dem Amtsgericht. Meine vorstehenden Ausführungen sprechen aber dafür, die ganze erste Instanz ohne Beschränkung auf den Wert dem Amtsgericht zu überweisen.

Allerdings halte ich es auch für das bessere, wenn man gleich alle erstinstanzlichen Sachen dem Amtsgericht überträgt. Es fragt sich nur: Ist dies zurzeit möglich; sind die verbündeten Regierungen, ist das deutsche Volk in seiner Mehrheit schon jetzt von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugt?

Offenbar noch nicht und deshalb will man keinen großen Sprung wagen, von dessen Gelingen man noch nicht genügend überzeugt ist, sondern nur einen Schritt weiter tun oder eine Stufe weiter steigen, um dahin zu gelangen, wohin man künftig sicher gelangen wird.

Ich betrachte die geplante Reform nur als eine Abschlagszahlung. Ich habe aber in meinem Leben stets Abschlagszahlungen

angenommen und niemals deshalb zurückgewiesen, weil nicht das Ganze auf einmal geleistet wurde.

Allerdings gibt es Juristen, die raten, Abschlagszahlungen nie anzunehmen. Die Partei fährt nicht bloß oft, sondern meist schlecht damit.

Ich würde aber auch als eine Abschlagszahlung die Schaffung eines Vortermins beim Amtsgericht für alle Prozesse, wie ihn Saström fordert, betrachten.

Darnach soll auf jede Klage ein naher Termin vor dem Amtsgericht angesetzt werden und der Amtsrichter in diesem ersten Termin Verjäämnis- oder Anerkenntnisurteil erlassen, einen Vergleich abschließen können und nur bei streitiger Sache diese eventuell zur Entscheidung an das Landgericht abgeben.

Ich würde auch diesen Vortermin als eine Abschlagszahlung gern annehmen. Ich halte ihn auch für eine allgemeine Verbesserung des Verfahrens. Leider hat der Reichstag den Vortermin vor nicht einem Jahrzehnt abgelehnt. Vielleicht ist er jetzt dazu bereit.

Nach andere, wie auch Hachenburg, wollen die Zuständigkeit des Amtsgerichts dadurch erweitern, daß sie ihm gewisse Gebiete ohne Rücksicht auf die Höhe des Objektes überwiesen wissen wollen, wie z. B. alle Klagen aus dem Arbeitsverhältnis, alle Mietsstreitigkeiten, alle Alimentenklagen und, wie ich hinzufügen möchte, alle Hypothekenzinienklagen, alle Altenteils- oder Auszugsklagen.

Hiergegen wendet sich allerdings die Begründung des Entwurfs mit dem Hinweis, daß es im Interesse der Reichseinheit nicht geraten erscheine, gewisse Rechtsgebiete ganz der Entscheidung des Reichsgerichts zu entziehen.

Indes, wenn man die Hypothekenzinienklagen dem Amtsgericht überträgt, so würde das Reichsgericht doch noch häufig genug über Hypothekenzinsen zu entscheiden haben, wenn diese als Nebenleistung mit dem Kapital zugleich eingeklagt werden.

Auszugsklagen haben doch nur örtlichen Charakter und beruhen auf örtlichen Wohnheiten, so daß Entscheidungen des Reichsgerichts hierüber wohl entbehrt werden können.

Die Forderung, alle Mietsstreitigkeiten dem Amtsgericht zu übertragen, ist eine alte; jetzt sind zwar die meisten — und gerade schwierigsten — Mietsstreitigkeiten, wie die Räumungsklagen, dem Amtsgericht übertragen, indes, eine richtig formulierte Widerklage bringt auch die schleunigste Räumungsklage — leider — an das Landgericht, und in vielen Fällen von Mietsstreitigkeiten ist es

zweifelhaft, ob das Amtsgericht oder das Landgericht zuständig ist. Eine derartige, der Justizpflege schädliche Rechtsunsicherheit beseitigt man am besten durch Uebertragung aller Mietsstreitigkeiten an das Amtsgericht.

Wenn man jedoch den ablehnenden Grund der Motive für durchschlagend erachtet, so kann man diesem sehr leicht dadurch gerecht werden, daß man einfach bestimmt, daß Berufungen „über 300 Mark — oder über eine andere Summe —“ vom Amtsgericht an das Oberlandesgericht gehen.

Jedenfalls kann man bei unserer Staatsverfassung die Vorsicht des Entwurfs, zunächst nur einen kleinen Schritt zu tun, sehr wohl billigen.

Denn für grundlegende Aenderung sind, wenn selbst der Reichstag dafür gewonnen werden könnte, vielleicht schon die Regierungen nicht zu haben.

Ich bin aber überzeugt, überträgt man dem Amtsgericht zunächst alle Streitigkeiten bis 800 Mark, so wird später, sofern sich dies bewährt — und es wird sich bewähren —, leichter und schneller die Ueberzeugung für eine Uebertragung aller erstinstanzlichen Sachen an das Amtsgericht sich Bahn brechen, als wenn man jetzt den Entwurf deshalb ablehnen will, weil er nur eine Abschlagszahlung bietet. Man muß auch beim Erlaß neuer Gesetze mit gewissen Anschauungen, Rechtsgewohnheiten und den bestehenden Einrichtungen rechnen, man darf nicht reinen Tisch machen und alles neu decken wollen. Langsame und allmähliche Uebergänge sind oft geratener, als ein plötzliches Brechen mit bisherigen Rechtsgewohnheiten.

Ueberträgt man dem Amtsgericht alle erstinstanzlichen Sachen, so bin ich allerdings auch dafür, daß man mindestens in Sachen mit Beweisaufnahmen dem Amtsrichter Zivilschöffen oder Beisitzer beigibt, wie man dies bei den Gewerbe- und kaufmännischen Gerichten und den Kammern für Handelsfachen getan hat. Man gliedere dann aber auch diese Sondergerichte wieder dem Amtsgericht an, wo sie hingehören, und beseitige damit die jetzt schier unlösllichen Zuständigkeitsfragen zwischen Amtsgericht, Gewerbe- und Kaufmännischen Gerichten. Das Rufen nach weiteren Sondergerichten wird dann verstummen, die Rechtspflege und ihr Ansehen wird damit gefördert werden.

Architektur und Aesthetik.

Eine Erwiderung

von

Alma v. Hartmann.

Der hohe Wert, den man dem Begriff der Freiheit beilegt, hat dazu geführt, die Einordnung der Architektur unter die unfreien Künste durch den philosophischen Aesthetiker als eine Mißachtung zu empfinden. Man übersieht ganz, daß bei dieser Gliederung im System der Künste wesentlich doch von Kunst die Rede ist, sondern legt das Schwergewicht auf das adjektivische Beiwort „unfrei“, an das man sich stößt, anstatt die Betonung auf das Hauptwort zu legen und mit der rückhaltlosen Aufnahme der Architektur unter die Künste zufrieden zu sein. Wenn man auch die Unfreiheit auf jedem Gebiete zugiebt, die Willensfreiheit zurückweist und die Teleologie als grundlegendes Prinzip des Weltorganismus gelten läßt: der Kunst wünscht man die Freiheit in jeglicher Gestalt als innerstes Eigentum zu bewahren, selbst da, wo ein Aufgeben oder wenigstens eine Modifikation derselben von größerem Werte wäre. Der abstrakte Idealismus des Freiheitbegriffes, dessen uferlose Verschwommenheit schon so viel Verwirrung angestiftet hat, wenn man versuchte, ihn auf konkrete Gegenstände anzuwenden, feiert hier noch einmal seine Auferstehung. Um die Baukunst von dem Vorwurf der Unfreiheit zu retten, worin man ganz mit Unrecht eine Herabwürdigung erblickt, sucht man in allen Künsten Momente heraus, in denen sich ähnliche Unfreiheiten, d. h. Beziehungen auf außerästhetische Zwecke und Ursprünge befinden und verwirft eine auf den scharfsinnigsten Untersuchungen basierende Einteilung der Künste, um die Ehre der „Freiheit“ für eine Kunst zu retten, die es sich zur Ehre rechnen müßte, den edelsten äußeren Anlässen ihre Entstehung zu verdanken.

Unsere prachtliebende, baulustige Zeit, die stolz darauf ist, neue Formen der Baukunst erfunden zu haben, und dabei den Denk-

mälern der Vergangenheit so viel Interesse zuwendet, daß sie in archaischer oder historischer Liebhaberei selbst alte Kaiserpaläste wieder aufbaut, versagt einer Aesthetik, die das freie Kunstschöne von jedem realen, d. h. außerästhetischen Zweck einer Bedürfnisbefriedigung getrennt und deshalb die Baukunst zwar zu den Künsten, aber nicht zu den freien gezählt wissen will, energisch die Anerkennung in diesem grundlegenden Punkt. Herr Paul Moos, dem wir die feinsinnige „Moderne Musikästhetik in Deutschland“ verdanken, wendet sich im Novemberheft der Preussischen Jahrbücher gegen Eduard von Hartmanns Gliederung der Künste, indem er ausführt, daß die Architektur schon deshalb zu den freien Künsten gehöre, weil der außerästhetische Zweck nur an der Realität haften, das Kunstschöne aber mit diesem Zweck in einem oft nur losen Zusammenhang stehe. Sei die Baukunst eine unfreie Kunst, weil sie einem praktischen Zweck diene, so sei dies bei den bildenden Künsten, der Musik und Dichtung auch der Fall, die alle mehr oder weniger mit einem außerästhetischen Zweck zu verbinden seien, ohne daß sie hierdurch ihre Erhabenheit als Kunst einbüßten. Zwar gibt Herr Moos zu, daß der außerästhetische Zweck, der bei einzelnen anderen Kunstwerken, z. B. einem Streichquartett von Mozart, das man deshalb absolut frei nennen könne, ganz verschwindet, bei der Baukunst niemals völlig fehlen könne, aber aus diesem Umstand allein möchte er doch für die Architektur keine Unfreiheit im künstlerischen Sinne herleiten, da ein Mehr oder Weniger von künstlerischer Gebundenheit in sämtliche Künste hineinspiele. Er will nicht, wie Eduard von Hartmann, eine grundlegende Scheidung zwischen freier und unfreier Kunst zugeben, sondern nur einen fließenden Uebergang, wie er zwischen Schönheit und Unschönheit in der Tat existiert. Schönheit und Freiheit werden dadurch gewissermassen gleich gesetzt, d. h. zwei Begriffe mit einander identifiziert, die auch ohne oder nebeneinander existieren können.

Bei der in der letzten Zeit immer deutlicher hervortretenden Tendenz, einer teleologischen Gesetzmäßigkeit im Walten der Weltchicksale breiteren Raum zu geben, berührt diese Opposition auf ästhetischem Gebiet gegen das Zweckmäßige, als etwas für die höchste Kunst Untergeordnetem, seltsam. Wenn sich die logische Idee in irgend einem Gegenstande als Durchdringung der Form zu einem deutlich erkennbaren Zweck, in dem sich die Mannigfaltigkeit der Mittel zu einer Einheit zusammenschließt, verkörpert, so liegt darin doch auch dann keine Herabsetzung des Gegenstandes, wenn der Zweck ein für

das praktische Leben nützlicher ist. Auch rein ästhetisch genommen, kann die Freude an einem Gegenstande der Kunst ebenso groß sein, wenn die Kunst sich dem Dienst praktischer Zwecke geweiht hat, als wenn sie rein um ihrer selbst willen ein Werk geschaffen hat; ja es fragt sich, ob die Mehrheit der Menschen nicht gerade an den Gegenständen der unfreien Künste, die ihrem Verständnis näher liegen, größeren Genuß hat, als an den höchsten Gebilden freier Kunst, die an die ästhetische Erziehung des Aufnehmenden weit größere Ansprüche stellen, wenn auch die reine Scheinhaftigkeit des (freien) Kunstwerks die Loslösung von der dinglichen Realität des Stoffes leichter macht. Alles muß wahrhaftig erscheinen als das, was es ist. Und die „Unfreiheit“ einer Kunst im ästhetischen Sinn schließt die Selbständigkeit dieser Kunst so wenig aus, daß man sagen kann, das (architektonische) Kunstwerk ist um so schöner, je deutlicher es seinen (außerästhetischen) Zweck zum Ausdruck bringt. Gerade für die Baukunst ist der außerästhetische Zweck schlechtthin bestimmend; in dem in der Konstruktion des Gebäudes möglichst deutlich zutage tretenden Augenschein des Zwecks liegt der größte Wert des Kunstwerks. Das Bauwerk erlaubt nicht nur die Beurteilung aus praktischem Gesichtspunkt, es fordert sie. Der künstlerische Gehalt eines Bauwerks konkurriert nicht mit der Realität, an der er haftet und schiebt sie als belanglos in den Hintergrund, sondern veredelt sie, indem er sie dabei voll und ganz als Ausgangspunkt festhält. Wenn die Schönheit sich in den Dienst der Veredelung des praktisch Brauchbaren stellt und das tägliche Leben mit einem Abglanz ewiger Ideale erfüllt, denn steht sie selbst in den „unfreien“ Künsten in der vollen Erhabenheit ihres himmlischen Ursprungs da und büßt von ihrem Wert nicht das geringste ein.

Die Abstraktionen des Aesthetikers haben nicht nur den Zweck, das vielgestaltige Gebiet des Schönen zu gliedern und die inneren Gesetze aufzuzeigen, die die bewußte Reflexion scharfsinniger Forscher, fein und künstlerisch empfindender Köpfe aus dem Bestand an Kunstwerken gewonnen hat, sondern sie sollen dem ästhetischen Empfinden, indem sie das Dasein des Schönen zu erklären versuchen, aus der Sphäre des unbewußten ästhetischen Empfindens zum klaren Bewußtsein des eigentlichen Wesens der Schönheit verhelfen. Ob die Kunstkritik imstande ist, der Kunst schöpferisch neue Wege zu weisen, hängt nicht allein vom Kritiker oder Philosophen, sondern auch von dem Temperament des Künstlers ab. So verkehrt es ist, alle schaffenden Künstler in den Bann einer bestimmten Aesthetik zwängen

zu wollen, so verkehrt ist es, sie geßfiffentlich von jeder Abstraktion über ihre Kunst fern zu halten. Wenn die Individualität des Künstlers auch der schulmeisterlichen Ratschläge einer Aesthetik, die den Anspruch erhebt, den Künstler durch ihre Deduktionen direkt zu beeinflussen, spotten darf, so ist doch die Kenntniss der Gesetze, wie das Schöne beschaffen sein soll, nicht ohne Nutzen für ihn. Naive und reflektierende Künstler haben beide das größte in ihrer Kunst geleistet. Schiller und Goethe, Michelangelo und Leonardo sind durch ihre Neigung, zu „spintifizieren“, in ihrer Schaffenskraft eher gefördert als geschädigt worden, weil bei ihnen der Erkenntnistrieb ein wesentliches Moment ihrer Geistesart war. Daneben freilich gibt es Schaffende, denen alles Theoretisieren ein ewig verschlossenes Gebiet bleibt, ohne daß sie dadurch Einbuße an ihrer Kraft erleiden.

Was nun für die Künstler gilt, nämlich die Freiheit, unbeirrt durch jede Theorie zu schaffen, das gilt nicht in dem gleichen Maße für die Kunstkritik, die von einer theoretischen Vorbildung nicht zu befreien ist, wenn sie ihrer hohen Aufgabe wahrhaft gerecht werden will; sie kann nur da fruchtbar wirken, wo sie nicht beim einzelnen Fall stehen bleibt, sondern sich bemüht, den Zusammenhang aller geistigen Erscheinungen aufzuzeigen. Aesthetik und Kunstkritik zusammen, also die Kenntniss der theoretischen Gesetze, die das Wesen des Schönen verständlich machen, neben der Betrachtung des einzelnen Falls, Erkenntniss neben der Anwendung der Erkenntniss auf das Dasein des Schönen in jeder Gestalt, in jeder Form, zu jeder Zeit bilden zusammen den lebendigen Born, aus dem das ästhetische Urtheil zu schöpfen ist.

Es wird da die Frage nicht zu umgehen sein, ob man in der Kritik wie im Genuß einen einzigen Erklärungsgrundsatz verfolgen dürfe, oder sich jeder Erklärung im eigentlichen Sinne zu enthalten und sich nur der Freude am schönen Objekt hinzugeben habe. So scharf formuliert tritt ja diese Frage selten an jemanden heran. Wir Epigonen sind doch alle schon so von des Gedankens Blässe angefränfelt, daß wir uns in den seltensten Fällen einem ästhetischen Genuß — ich sehe von dem Natur-schönen hierbei ab — ganz un-gehemmt durch jede Reflexion hinzugeben vermögen. In der Tatsache, daß die Besucher einer Premiere ihr Urtheil erst anderen Tags von dem Berichterstatter ihrer Zeitung bestätigt oder gebildet sehen wollen, liegt die stärkste Anerkennung der Berechtigung der Kunst-kritik, die gewissermaßen erst die Mittel zum ästhetischen Genuß liefern soll. Leider sind die modernen Briefe über die ästhetische

Erziehung durchaus nicht immer eine Fortsetzung oder Weiterbildung der Schillerschen Ideen. Aesthetik, d. h. das Ringen nach Wahrheit auf dem Gebiet des Schönen, und schaffende Kunst treten sich scharf gegenüber, und in die Mitte stellt sich dann der moderne Kritiker, der alles versteht und — alles billigt, auch das Häßliche und Perverse, weil es der „Persönlichkeit“ eines Künstlers entsprossen ist und daher ästhetische Daseinsberechtigung hat. Niemals ist der Begriff der Persönlichkeit stärker verunglimpft als in diesem Bemühen, alles, aber auch alles zu entschuldigen, sobald es mit dem Anspruch, Offenbarung einer Persönlichkeit zu sein, vor uns hintritt. Alle Rangordnungen des Schönen, die ein Aesthetiker nach den abstraktesten Schablonen ja aufgestellt haben mag, verblaffen als unwesentlich neben dieser Ungeheuerlichkeit, keinerlei Unterschiede überhaupt anzuerkennen, sondern alles als Kunst Gegebene als heiligen, weil „persönlichen“ Ursprungs ehrfurchtsvoll zu bestaunen.

Der innerste Grund des ästhetischen Gefallens ist das gefühlsmäßige Durchdrungensein des Schönen von der logischen Idee als des die organische Einheit des Kunstwerks bestimmenden Prinzips. Die Herrschaft des Zwecks ist überall die gleiche, ob sie sich auf rein künstlerischem Gebiet oder zu praktischer Brauchbarkeit, in ethischen oder religiösen Handlungen und Gefühlen oder in naturgemäßer Bestimmtheit äußert; überall handelt es sich um die Teleologie des Geschehens, um die ideale Logizität als innersten und treibenden Kern in allen Ereignissen, in allen Gestaltungen des Lebens.

Aber „unfreie“ Kunst! Dies Wort ist es, das überall Anstoß erregt. Wo an einem Kunstwerk die künstlerische Gestaltung, besonders stark in die Augen springt, nicht bloß in der luxurierenden Schönheit der Zuthaten, sondern z. B. in der möglichst reichen Ausgestaltung der dem Bauwerk zugrunde liegenden Form, da soll die unfreie Kunst sich zur freien Kunst erhoben haben. Man macht geltend, daß die Wirkungen, die von der schönen Baukunst ausgehen, so eindringlicher und vielgestaltiger Natur sind, daß sie den Wettstreit mit den von anderen Künsten herrührenden getrost aufnehmen können; die großen Architekten aller Zeiten stellen sich mit voller Ueberzeugung an die Seite der großen Plastiker, Maler, Dichter und Musiker. Wo sollte da, fragt man, die Einordnung der Architektur in die unfreien Künste ihre Berechtigung hernehmen. Daß die außerästhetischen Zwecke, denen die Architektur dient, an idealer Würde sehr hoch stehen, scheint als bedeutungslos dahinzuz-

schwinden, sobald man gerade um dieser Zweckbeziehung willen die Architektur zu den „unfreien“ Künsten rechnet. Der alte Sirenen- gesang der Freiheit hat auch in unserem nüchternen Zeitalter seinen lockenden Klang noch nicht verloren, und vielleicht um dieses Um- standes willen hat man mit der Architektur von jeher gern eine Ausnahme gemacht und sie bei den freien Künsten unterzubringen gesucht, zu denen sie ihrer Natur nach nicht gehören kann. Frühere Aesthetiker haben die Baukunst wohl zu den „anhängenden Künsten“ gerechnet; Eduard von Hartmann räumt ihnen eine größere Selbst- ständigkeit ein. „Die unfreien Künste müssen unbedingt einen eigenen Platz im System der Aesthetik erhalten, nicht nur weil sie von der höchsten naturgeschichtlichen Bedeutung und von dem schwer- wiegendsten kunstgeschichtlichen Einfluß auf die freien Künste sind, sondern vor allem deshalb, weil das unfreie Kunstschöne aus rein ästhetischem Gesichtspunkt ein eigentümliches und selbständiges Gebiet im Dasein des Schönen bildet.“

Es fragt sich nun, ob die Einteilung des theoretischen Aesthe- tikers dem Wesenhaften des Kunstschönen so gerecht wird, daß die Anwendung dieses Gesetzes auf den praktisch gegebenen Fall keinen Widerspruch zuläßt. Daß der Unterschied zwischen freiem und un- freiem Schönen in der Beziehung oder Nichtbeziehung des Schönen auf einen außerästhetischen Zweck liegt, wird bestritten. Die Realität des Bauwerks wird von dem ihm anhaftenden Schönen getrennt; nur die erstere soll einem außerästhetischen Zweck dienen, nicht das letztere. Nun ist es ja richtig, daß ein gänzlich schmuck- loser Ofen, ein gänzlich schmuckloser Saal dem Bedürfnis des Heizens und des Gottesdienstes ebenso gut dienen kann wie ein mit Zierrat überdeckter Prunkofen und ein gothischer Dom. Aber bei dieser Argumentation ist nicht beachtet, daß in dem System der Künste von einer Baukunst die Rede ist. Den Töpfer- oder Zimmer- meister, der nur den schlichtesten Gebrauch seiner Ware im Auge hat, wird niemand einen Künstler nennen. Dazu erhebt sich der Verfertiger eines Ofens erst, wenn er ihn zu einem Kunstwerk ge- staltet hat. Aber er weiß sehr wohl, daß sein schönster Ofen keinen Wert hat, wenn er nicht dem eigentlichen Gebrauchszweck auf das beste dient. Und der Baukünstler, der uns ein Theater mit Ver- zierungen, die die Akustik hemmen, baute, würde trotz der größten ornamentalen Schönheit dieser Verzierungen den Zweck seines Schaffens für verfehlt erachten, so sehr fühlt er sich im Bann seines Auftrags. Je feiner sich der Sinn für konstruktive Schönheit aus-

bildet, um so größere Anforderungen werden an den Baumeister gestellt, der uns eine Kirche oder einen Tempel der Kunst errichten soll, nicht, weil man jetzt die Baukunst ganz auf sich selbst und von jedem außerästhetischen Zweck befreit sehen möchte, sondern weil man in den Bedürfnissen dieses Zwecks so viel mehr Feinheit entwickeln gelernt hat. Der neue protestantische Kirchenbaustil betont sogar geflissentlich die Zwecke, in deren Dienst er sich stellt und geht von den großen Prunkbauten zu der Einfachheit kleiner Gotteshäuser, die in Verbindung mit Gemeindefzwecken dienenden halbkirchlichen Profanbauten treten, mit vollem Bewußtsein zurück. Real genommen sind, wie schon gesagt wurde, die Wirkungen der Zweckkunst in vielen Fällen oft größer als die der „zwecklosen“, d. h. ihren Zweck in sich selber tragenden Kunst. Es ist dies wohl darauf zurückzuführen, daß die Baukunst einerseits am häufigsten durch das Moment der Erhabenheit wirkt, und erhabenen Empfindungen als erhebenden Empfindungen ist der naive Mensch am leichtesten und am willigsten zugänglich; andererseits ist die Wehmut der Vergänglichkeit und der Reiz, den die Anschauung der Denkmäler der Vergangenheit auf historisch denkende Menschen ausübt, von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Gerade die unfreie Kunst löst die stärksten realen Gefühle aus; es gehört immer schon ein gewisser Grad von Abstraktionsvermögen dazu, um bei einem Gegenstand der unfreien Kunst den ästhetischen Schein so vollständig von ihm abzulösen, daß die realen Gefühle zu rein ästhetischen sich vergeistigen. Das Architektonisch-Schöne steht der Realität, an der es haftet, niemals vollständig gleichgültig gegenüber, etwa so, wie eine antike Marmorstatue dem Schutthaufen, in dem man sie auffindet. Dem Architektonisch-Schönen ist es wesentlich, daß es an eine Realität gebunden ist, die es nicht bloß als Mittel zur Konkretion braucht, wie der Bildhauer den Marmor, sondern als treibenden Grund seiner Existenz; so dient es einem außerästhetischen Zweck, selbst wenn es diesen Zweck durch die Anwendung feiner Stilgesetze weit über die Sphäre des nackten Bedürfnisses hinaushebt. Diese Zweckbeziehung hebt keineswegs den geistigen Gehalt des Kunstwerks auf. Auch die Baukunst ist durchaus imstande, ästhetische Scheingefühle zu vermitteln, aber nur dann, wenn der Beschauer ganz von der Zweckbeziehung absieht, was — der Architekt kaum wünschen wird. Wird der Beschauer dem Künstler gerecht, so empfindet er in der Zweckbeziehung gerade die innerliche Wahrheit des vom Architekten geschaffenen Kunstwerks mit der zwingenden Gewalt,

die vor allem die Tatsache der dinglichen Realität verleiht. Die künstlerische Freiheit des Baumeisters besteht nicht in der Zurückziehung des praktischen Zwecks, sondern in der Möglichkeit, dem Zweck durch eine Durchführung, die nicht bloß praktisch, sondern auch ästhetisch befriedigt, dem Wesen seiner Kunst gerecht zu werden. Auch die „luxurierende Schönheit“ der Zutaten muß sich dem obersten Zweck unterordnen, wenn anders sie dem Anspruch, Glied eines einheitlichen Kunstwerks zu sein, erfüllen will. Ein Architekt, der antike Götterstatuen in seinen Dom aufstellen wollte, würde seinem Auftraggeber gerechten Grund zur Zurückweisung dieser Zutaten geben. Daß das bestimmende Stilprinzip in der Epoche ein anderes ist, hängt gar nicht so sehr von der „künstlerischen Freiheit“ des Baumeisters ab als von den jeweiligen Fortschritten der Technik, die auf die konstruktive Zweckmäßigkeit bestimmend einwirkt; daß es auch unter den freien Kunstwerken Beziehungen auf außerästhetische Zwecke gibt, ja daß der Künstler oft durch diese erst zum Schaffen gekommen ist, setzt die Zugehörigkeit des von ihm geschaffenen Kunstwerks zu den freien Künsten keineswegs herunter, weil er eben die Wirklichkeit zum ästhetischen Schein, die Realität des lebendigen Menschen z. B. in die Idealität des Portraits umwandelt, während das Bauwerk in erster Linie durch die Realität selbst wirken will. Vermag er freilich nicht, den äußerlichen Anlaß der Entstehung künstlerisch zu überwinden, so steht er nicht auf der Höhe seiner Kunst, sondern gehört in die Reihe der Handwerker.

Die Einteilung in freie und unfreie Künste folgt bei Hartmann einem inneren Gesetze und basiert letzten Endes auf dem ästhetischen Schein, den er als die tiefste Grundtatsache des freien Schönen in die wissenschaftliche Aesthetik eingeführt hat. Wenn aber alles freie Schöne ästhetischer Schein ist, so kann die Baukunst, die alles andere eher ist als ästhetischer Schein, ebensowenig wie das Naturschöne zu den freien Künsten gerechnet werden. Immer muß man als wesentlich festhalten, daß das Gebäude, auch das aller schönste, seinem Zweck grade in dem, was es wesentlich ist, d. h. in seiner Realität dient, während das freie Kunstschöne seinem Zweck in etwas, was nicht Realität ist, dient. Dieser Zweck des freien Kunstschönen ist direkt der, ästhetischer Schein zu sein. So ergibt sich die Gliederung der Künste ganz zwanglos aus dem Erklärungsprinzip des ästhetischen Scheins. Für die Stellung der Architektur ist es maßgebend, daß sie nicht durch den Schein, sondern durch die Realität wirken will. Natürlich ist der ästhetische Schein aller Kunstwerke

als sinnlich vermittelter Schein an die Formen der Sinnlichkeit gebunden, aber er verhält sich doch zu der objektiv realen Erscheinung als ein Ideales zu etwas Realem, und die durch ihn ausgelösten Gefühle sind keine realen, sondern Scheingefühle. Der Sitz des Schönen ist weder allein in der Anschauung, noch in den Gefühlen zu finden. Die Anschauung an sich ist völlig kalt; erst der mit Gefühlen durchsetzte ästhetische Schein, d. h. die ins Scheinhafte des Aesthetischen erhobene und mit Gefühlen bereicherte Anschauung bringt die reale (ästhetische) Lust am Schönen hervor. Dem Sinnen-schein ist die Beziehung auf einen übersinnlichen idealen Gehalt sehr wichtig, denn erst diese Beziehung erhebt ihn (neben der Ablösung von der Realität) zum reinen ästhetischen Schein, wobei allerdings der Sinnen-schein immer als konkrete Unterlage festgehalten werden muß, da man sich sonst im abstrakten Idealismus verlieren würde.

Das Geheimnisvolle, das der Schönheit anhaftet, war Hartmann stets gegenwärtig. „Grade die wahre Aesthetik erkennt, je genauer sie alle Faktoren und Stadien des Schönen durchschaut, desto sicherer, daß das Bewußtsein und der bewußte Wille für sich allein unfähig sind, auch nur das allereinfachste und winzigste Schöne zu produzieren, daß vielmehr das Schöne wesentlich aus dem Unbewußten entspringen muß, wie es selbst ein Mysterium ist, das in der Unbewußtheit seines unendlichen Gehalts sein Wesen hat.“ Selbst in seiner unmittelbar gegebenen Gestalt als Wahrnehmungsschein ist der ästhetische Schein ein von der harten Realität des Wirklichen abstrahierender. „Das Schöne liegt also nicht in der Anschauung, sondern im ästhetischen Schein, d. h. in der Sphäre einer idealen Phänomenalität. Als idealer ist der ästhetische Schein jeder Heranziehung irgend welcher Realität entgegengesetzt, als Phänomenalität ist er jeder Verwechslung mit einer übersinnlichen Idee entrückt.“

Die Schwierigkeit, ein so umfassendes Gebiet wie das der Künste unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zu bringen, also ein System der Künste aufzustellen, das allen gerecht wird, ohne die innere Wahrheit des Schönen zu verletzen, wird von den Gegnern der Systembildung selten erkannt oder als eine ganz unnötige Mühe verspottet. Und doch drängt unsere Zeit so zum Einheitsgedanken hin, daß zu erwarten ist, eine Philosophie des Schönen, die sich nicht auf ein mosaikartiges Nebeneinander einzelner Prinzipien beschränkt, sondern die psychologische Erklärung der Entstehung des Gefallens am Schönen zum Ausgangspunkt, die Aufzeigung der

tiefen Bedeutung des Schönen für den Weltprozeß zum Endpunkt ihrer Untersuchungen hat, wird ihre Würdigung eher finden, als ihr Verfasser vielleicht geahnt hat. Bei der Zurückführung alles Kunstschönen (als des Höheren gegenüber dem Naturschönen) auf das wurzelhafte Wesen der Welt bleibt es dabei verhältnismäßig unerheblich, ob der Gehalt des Schönen in freier oder unfreier Form ausgeprägt ist; es genügt, daß die Schönheit ihren Abglanz darüber geworfen und es als einen Teil der göttlichen Idee zum Wirken für die Totalität geistiger Zwecke bestimmt hat.

Geldspannung und Kreditorganisation.

Von

Dr. jur. Manfred Kirschberg.

Die andauernde Geldknappheit, deren Wirkungen unser gesamtes Wirtschaftsleben je länger je mehr verspürt, ist neben andern Faktoren insbesondere durch den großartigen Aufschwung unseres Handels und unserer Industrie hervorgerufen.

Ihr stets wachsender Umsatz und ihre vermehrte Produktion verstärken den Bedarf nach dem angesammelten Leihkapital und den vorhandenen Umlaufsmitteln fortwährend und treiben so den Preis des Geldes, den Zinsfuß, in die Höhe.

Unter dieser immer ernster werdenden Erscheinung, über welche man sich durch eine augenblickliche Erleichterung des Geldmarktes nicht hinwegtäuschen lassen darf, hat die englische Volkswirtschaft bei ihrer glänzenden Fortentwicklung weit weniger zu leiden, hauptsächlich Dank der Vollendung des englischen Depositenbankwesens, das die intensivste Ausnutzung der vorhandenen Geldbestände ermöglicht.

Die englischen Depositenbanken erfüllen ihre Aufgabe einmal durch eine weitgehende Kreditkonzentration, indem sie alle nur irgend wie zeitweilig verfügbaren Kapitalien systematisch ansammeln, ferner durch rationelle Kreditverteilung, indem sie die gesamten Kapitalien dort ausleihen, wo ihre denkbar produktivste Verwendung möglich ist.

Die Bankdepositen der Vereinigten Königreiche beziffern sich auf annähernd 850 Mill. £, ungefähr 17 Milliarden Mark, wozu noch die bedeutenden Einlagen bei den Filialen der Kolonialbanken in London hinzuzurechnen sind, die indes keine das Mutterland allein betreffende Angaben veröffentlichen. Ein Gesamtbetrag von 18 Milliarden Mark dürfte demnach nicht zu hoch gegriffen sein.

Von dieser Summe entfällt etwa ein Drittel, also rund 6 Milliarden Mark, auf „uneigentliche“ Depositen, Depositen auf Kündigung sog. deposits accounts d. h. vorübergehend verfügbare und zu späterer dauernder Anlage bestimmte Kapitalien, welche in der Zwischenzeit durch die Bank nutzbar gemacht werden. Den Rest von etwa 12 Milliarden Mark bilden die „eigentlichen“ Depositen, currents accounts d. h. Kassenvorräte, welche der Bank in ihrer Eigenschaft als Generalzahlmeister von ihren Kunden anvertraut sind.

Die englischen Banken führen die Kassen fast aller Gesellschaftsklassen. Nicht nur jeder Gewerbetreibende, von der großen Aktiengesellschaft bis zum kleinen Krämer, sondern auch jeder Beamte, ja man kann sagen jeder selbständige Angehörige der oberen und mittleren Bevölkerungsschichten bis zu den besser situierten Arbeitern haben ihre Kassenbestände einer Bank übertragen und zahlen ihre Ausgaben fast gänzlich durch Anweisungen auf ihr Bankkonto (Schecks).

Wenn auch aus Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, eine genaue Vergleichung mit den deutschen Bankdepositen nicht möglich ist, so steht doch die Ueberlegenheit des englischen Depositenwesens zweifellos fest, selbst bei Berücksichtigung des Umstandes, daß das englische Nationalvermögen auf 236,4 Milliarden, das deutsche aber auf nur 169,8 Milliarden, also auf etwa ein Drittel weniger geschätzt wird.

Allerdings darf nicht verkannt werden, daß auch das deutsche Depositenwesen seit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts verhältnismäßig große Fortschritte gemacht hat, und daß das Verständnis hierfür bedeutend zugenommen hat.

Merkwürdig mutet wohl heute viel der Ausspruch des Leiters der Preussischen Bank v. Dechend an, der es damals im Abgeordnetenhaus stolz als einen Vorzug der von ihm geleiteten Anstalt pries, daß sie an Geldern, die ihr möglicherweise wieder abverlangt werden könnten (an Giro-Depositengeldern und Staatsguthaben), nur 5 Millionen Taler besäße gegenüber 150 Millionen der Bank von England.

Der Gesamtbetrag der den deutschen Banken anvertrauten Depositen bezifferte sich im Jahre 1906 auf 2141 Millionen Mark, während er noch im Jahre 1873 auf 160 Millionen Mark geschätzt wurde.

Von dieser Summe gehört mehr als die Hälfte den „Depositen auf Zeit“, „deposits accounts“ an mit einer Skala von 1 bis zu 6

monatlicher Kündigungsfrist. Dehnt man den Begriff dieser Depositengattung auf die Einlagen unserer Sparkassen im Betrage von $10\frac{1}{3}$ Milliarden, ferner auf die der Kreditgenossenschaften von 918,5 Millionen Mark aus, so ständen wir gegenüber England mit seinen 6 Milliarden Mark deposits accounts und seinen von den Trustees Savings Banks, den Post Office-Savings Banks und den Building Societies verwalteten Spargeldern von rund 5 Milliarden Mark ebenso günstig da, wenn diese Zahlen auch cum grano salis zu nehmen sind.

Ganz außer Verhältnis zu den englischen currents accounts im Betrage von 12 Milliarden Mark stehen unsere „reinen“ Depositen mit ungefähr 1 Milliarde Mark.

Der relativ geringe Betrag, unserer Kassenführungskonten, zeigt, daß die Gewohnheit, eine regelmäßige Bankverbindung zu unterhalten, bei uns noch wenig entwickelt ist.

Dank der Uebertragung der gesamten Kassenführung an die Banken seitens der Mehrzahl der wirtschaftenden Subjekte hat sich in England der Verrechnungsverkehr außerordentlich gut entwickeln können; denn die Zahlungen der Kunden derselben Bank wie die der verschiedenen Banken untereinander kompensieren sich ziemlich gleichmäßig. Infolge dieses Abrechnungssystems, des Clearings, im Vergleich zu dem unser Giro- und Verrechnungswesen noch in den Kinderschuhen steckt, braucht nur ein kleiner Teil der von den Banken verwalteten Kassenbestände zu Zahlungszwecken in Anspruch genommen zu werden; es ist deshalb möglich, den Rest durch Kreditgewährung an die Unternehmer und Gewerbetreibenden nutzbar zu machen. Die bei den Banken und Bankiers konzentrierten Summen stellen eine weit größere Macht dar, wie als einzelne Einlagen in den Händen der Bankkunden. Indem sie nun auf dem Geldmarkt das Kapitalangebot vermehren, wirken sie auf die Herabsetzung des Zinsfußes und beeinflussen somit den Preis des Geldes günstig. Man hat berechnet, daß bereits im Jahre 1882 auf diesem Wege 200 000 000 £ dem englischen Geldmarkt zugeführt waren und daß England ohne seinen Clearingverkehr 140 000 000 £ Noten mehr in Umlauf halten, d. h., daß die Bank von England bei der gesetzlich vorgeschriebenen Notendeckung ihre Goldreserve von durchschnittlich 35 000 000 £ verfünffachen müßte.

In dieser Mobilisierung aller verfügbaren Kapitalien besteht die Ueberlegenheit der englischen Banken über die kontinentalen. Hierauf ist zurückzuführen, daß auf dem englischen Geldmarkt für

jedes ausichtsreiche Unternehmen die erforderlichen Gelder zu billigem Zinsfuß erlangt werden können.

Englands Handel und Industrie verdanken ihre grandiosen Erfolge im 19. Jahrhundert somit im Grunde genommen jener fein gegliederten Kreditorganisation.

Wenn dem gegenüber — namentlich bei uns — darauf hingewiesen wird, daß England bereits in früheren Jahrhunderten durch die Ausbeutung seines Kolonialbesitzes zu gewissem Reichtum gelangt und daher imstande war, die jüngsten technischen Fortschritte rechtzeitig auszunutzen, so wird dieser Einwand durch den bloßen Hinweis auf damals ebenso reiche und kolonialmächtige Länder wie Frankreich und Holland entkräftet, die im 19. Jahrhundert weit weniger wirtschaftliche Erfolge gehabt als England und keine entwickelte Zahlungsorganisation besitzen.

Die verhältnismäßig frühzeitige Wohlhabenheit Großbritanniens bietet für seine heutige Blüte keine ausreichende Erklärung.

Tatsache ist vielmehr, daß der Einfluß des Bankwesens auf die wirtschaftliche Entwicklung eines Volkes infolge der agrarischen Strömung der 80er und 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts besonders bei uns sehr unterschätzt worden ist; erst seit jüngster Zeit ist hierin ein erfreulicher Umschwung zu verzeichnen.

Werfen wir noch kurz einen Blick auf das englische Verrechnungswesen:

Den Brennpunkt bildet das oft beschriebene Londoner Clearing-House. Seine Aufgabe ist, die letzte Abrechnung unter den ihm angehörigenden Banken vorzunehmen. Während beim Giroverkehr die Forderungen und Gegenforderungen der Kunden ein- und derselben Bank durch Uebertragung von Konto zu Konto erledigt werden, bleibt die Abrechnung im Clearing-House nicht auf die Kunden einer Bank beschränkt.

In London nehmen am Clearing außer den dortigen Banken auch die Provinzialbanken teil; sie gleichen im sog. Country-Clearing ihre Forderungen aus, und zwar durch Vermittlung ihrer Agenten, Londoner Bankfirmen, welche Mitglieder des Clearing-Houses sind.

An einem praktischen Beispiel erklärt, spielt sich der etwas schwerfällige Vorgang folgendermaßen ab: Sendet der Baumwollspinner Smith in Nottingham einen auf seinen Bankier, die Firma Jones & Cie. daselbst, gezogenen Scheck seinem Lieferanten, dem Importeur Williams in Liverpool, zahlungshalber ein, so übergibt ihn dieser seiner Bank, der Firma Crompton & Evans, welche ihm den

Scheckbetrag in ihren Büchern gutschreibt. Die Bank beauftragt dann ihren Londoner Agenten, die Firma Lubbock & Cie., mit dem Einzuge des Schecks, und dieses Haus legt ihn dem Agenten des Nottinghamer Bankiers, der „London und Westminster Bank“ vor zusammen mit anderen Schecks, die sie aus der Provinz erhalten, und welche auch zum Teil auf andere Klienten der „London und Westminster Bank“ gezogen sind. Da aber jene Bank gleichfalls auf die Firma Robert Lubbock & Cie. bzw. auf deren Auftraggeber in der Provinz gezogene Schecks zu Inkassozwecken besigt, kompensieren beide Londoner Bankhäuser ihre Forderungen gegenseitig, und lassen den zu Gunsten des einen von ihnen sich ergebenden Schlußsaldo auf dessen Konto bei der Bank von England gutschreiben. Im angeführten Falle belastet darauf die „London und Westminster Bank“ die Firma Jones & Cie. in Nottingham für den Scheckbetrag und diese wiederum ihren Kunden Smith.

Die Gesamtumsätze des Londoner Banker Clearing-House sind ständig im Wachsen begriffen. Der Gesamtumsatz ist von 3,425 Milliarden £ im Jahre 1868 auf 10,120 Milliarden £ im Jahre 1903 gestiegen, der durchschnittliche Tagesumsatz im gleichen Zeitraum von 11,1 Millionen £ auf 33 Millionen £. Die Umsätze der übrigen Clearinghäuser, die an den Hauptsitzen des englischen Handels und der Industrie bestehen, belaufen sich nach einer ziemlich allgemein anerkannten Schätzung auf ungefähr eben soviel wie die des Londoner Instituts. Insgesamt werden demnach in den englischen Clearinghäusern 20 Milliarden £, d. h. rund 400 Milliarden Mark verrechnet.

Die andere geldersparende Zahlungsmethode, der Giroverkehr, ist im Verhältnis hierzu wenig entwickelt, wenn auch die Umsätze der Bank von England und der Depositenbanken in diesem Geschäftszweige dank der mit der Aufsaugung der kleineren Bankbetriebe verknüpften Schaffung von Zweigniederlassungen im Vergleich zu unseren Giroumsätzen immer noch erheblich sind.

Auf dem Giroverkehr basiert im Gegensatz zu England unsere Zahlungsausgleichungsmethode. Ihr Pionier ist die Reichsbank, zu der sich infolge der Konzentration des Bankgewerbes und der Ausbildung eines Filialnetzes in der letzten Zeit noch unsere Großbanken hinzugesellten.

Die Giroumsätze unserer Reichsbank betragen im Jahre 1906 in einfacher Aufrechnung 97 Milliarden Mark gegenüber 82 Milliarden Mark im Jahre 1900.

Unser Clearingverkehr hat weit geringere Bedeutung, trotzdem die Reichsbank auch in dieser Beziehung große Anstrengungen gemacht hat. Auf ihre Veranlassung sind im Jahre 1883 an allen großen Verkehrszentren Abrechnungsstellen geschaffen worden, deren Zahl sich nunmehr auf 13 beläuft. Die Summe ihrer Einlieferungen, die sich im Jahre 1884 auf 12 Milliarden Mark bezifferten, ist bis zum Jahre 1906 auf 42 Milliarden Mark gestiegen. Davon betragen die Abrechnungen der Hamburger Stelle allein 50% der Gesamtsumme, was darauf zurückzuführen ist, daß in der Hansestadt die Gewohnheit, eine regelmäßige Bankverbindung zu besitzen, bereits traditionell geworden ist.

Die Berliner Banken haben bekanntlich schon im Jahre 1850 ein Clearing-House, den Berliner Kassen-Verein, geschaffen, dessen Umsätze heute die stattliche Ziffer von ungefähr 22 Milliarden Mark erreicht haben.

In den Kreisen der mittleren und kleineren Gewerbetreibenden hat der Scheckverkehr, viel weniger aber der Abrechnungsverkehr, an Ausdehnung gewonnen und zwar dank der Bemühungen der Kreditgenossenschaften. Ihre Einzahlungen auf Scheckkonto beliefen sich im Jahre 1905 auf 521 Mill. Mk. gegenüber 225,4 Mill. Mk. im Jahre 1898, ihre Auszahlungen auf 498,5 Mill. Mk. gegenüber 217,5 Mill. Mk. Die Zahl der den Scheckverkehr pflegenden Genossenschaften ist in diesem Zeitraum von 172 auf 353 angewachsen.

Allein der Erfolg ist für die geldlose Zahlungsausgleichung weit geringer, als es auf den ersten Blick scheint. Von 498,5 Mill. Mark Auszahlungen entfielen im Jahre 1905 430,6 Mill. Mark auf Barabhebungen. Von 519 545 Schecks wurden 448 499 bar ausgezahlt; sie hatten ihren Beruf somit verfehlt, indem sie lediglich eine Transportfunktion erfüllten, die ebenso gut und vielleicht einfacher durch Postanweisungen bewältigt werden kann. Nur 71 076 Schecks im Betrage von 67,9 Mill. Mark kamen zur Verrechnung; davon waren 10 833 Platzschecks im Betrage von 24,3 Mill. Mark und 60 213 Distanzschecks im Betrage von 43,6 Mill. Mark.

Die Leistungen der Genossenschaften für die Bargeldersparnis sind mithin vorläufig noch verhältnismäßig sehr gering.

Am meisten Erfolg dürften sie noch im Platzverkehr haben. Im Distanzverkehr haben sie bisher wenigstens eher Unheil als Segen gestiftet. Auf sie fallen die Klagen der Geschäftsleute über Mißstände im Scheckverkehr zum großen Teil zurück.

Neuerdings versuchen sie zwar durch Einführung der Giroüberweisung im interlokalen Verkehr ihre Zahlungsorganisation zu verbessern; der Erfolg bleibt abzuwarten.

Führen wir uns das Gesamtbild unseres Abrechnungswesens vor Augen und vergleichen es nach dem englischen, so müssen wir der im Jahre 1902 vom *Statistical Journal* angestellten Schätzung vollen Glauben beimessen; ihr zufolge braucht Deutschland zur Abwicklung seines geschäftlichen Verkehrs 9—15mal mehr Bargeld und Banknoten als Großbritannien.

Hier muß vor allem eingesezt werden, will man der Geldteuerung wirksam steuern. Dagegen würden jene Finanzkunststücken, die von agrarischer Seite befürwortet, auf eine wesentliche Veränderung der Organisation der Reichsbank und ihres Notenumlaufs abzielen, statt zu nützen, unserer Volkswirtschaft nur Schaden zuzufügen. In mehr als einer Beziehung erinnern diese Vorschläge lebhaft an die Projekte des Schotten John Law, deren Verwirklichung Frankreich im 18. Jahrhundert fast zum Ruin getrieben.

In richtiger Erkenntnis der Lage tendieren deshalb die Beschlüsse des Hamburger Bankiertages auf die Vervollkommnung unserer Zahlungstechnik.

Die daraus resultierende Ersparnis von Vermitteln setzt, wie bereits betont, jedoch die Gewöhnung des Publikums an eine regelmäßige Bankverbindung und zwar in großem Maßstabe voraus; der Kreis der wirtschaftenden Subjekte, die eine solche besitzen, ist aber bei uns heute noch sehr klein. —

Um darin Wandlung zu schaffen, muß ein neuer Anreiz zur Uebertragung der Massenföhrung auf das Publikum ausgeübt werden; bisher bestand er lediglich in der Verzinsung der Depositen. Die Banken wollen nunmehr die Schecktransaktion für ihre Kunden kostenlos besorgen. Doch ist sehr zu wünschen, daß sie auch fremde Schecks, die der Kunde zahlungshalber erhält, ohne Provisionsberechnung einziehen. Der Kunde ist dadurch in der Lage, kostenlos nach auswärts zu zahlen und von auswärts Zahlungen zu empfangen. Die so erreichte Verbilligung des interlokalen Zahlungsverkehrs ist ein Vorteil, den die Geschäftswelt sofort verspürt und welche für sie den stärksten Anreiz zur Eröffnung von Scheckkonten bildet.

Wenn auch das Scheckgeschäft deshalb anfangs nicht sehr rentabel scheinen sollte, so ist doch zu berücksichtigen, daß mit der steigenden Verbreiterung des Scheckwesens die Möglichkeit der geldlosen Zahlungsausgleichung außerordentlich zunimmt. Die Banken brauchen dann

je länger je weniger Baarreserven zu halten und können eine immer größere Quote der Scheckgelder nutzbar machen. Die steigende Rentabilität des reinen Depositengeschäfts ergibt sich daraus von selbst.

Betreibt die große Mehrzahl unserer Banken und Bankiers in dieser Weise das Depositengeschäft, so vollzieht sich der weitere Ausbau unseres Verrechnungswesens gewissermaßen von selbst. Wir besitzen bereits heute das Rückgrat hierfür in dem tadellos funktionierenden Giroverkehr unserer Reichsbank. Sind nun sämtliche Banken und Bankiers, die ihren Kunden Scheckkonten eröffnen, Girokunden der Reichsbank, so braucht der Scheckverkehr dieser Institute nur dem Reichsbank-Giroverkehr angegliedert zu werden und wir besäßen — wie zum Teil schon heute — nach Art der englischen Country-Clearing einen indirekten Ueberweisungsverkehr zwischen den Kunden der verschiedenen Privatbankinstitute, der dem englischen gegenüber den Vorteil größerer Schnelligkeit hätte.

Sendet z. B. der Kaufmann Eberle in Mannheim einen auf seinen dortigen Bankier Dörtinger gezogenen Scheck seinem Lieferanten Müller in Solingen ein, so würde ihn dieser seinem Bankier Engel zum Inkasso übergeben. Engel würde, nachdem er den Betrag Müller am Empfangstage gutgeschrieben, den Scheck der Reichsbank einliefern, die das Konto des Mannheimer Bankiers Dörtinger zugunsten des Einlieferers entsprechend belastete. Dörtinger erhielt dann den Scheck und schrieb dessen Betrag vom Konto seines Kunden Eberle ab.

Dies verhältnismäßig einfache, die gesamte Geschäftswelt Deutschlands umfassende Verrechnungssystem könnte noch auf die mittleren Gewerbetreibenden ausgedehnt werden, wenn die Kreditgenossenschaften und gegebenenfalls die Sparkassen, soweit sie den Scheckverkehr unterhalten, an den Reichsbank-Giroverkehr angegeschlossen würden. Welche gewaltige Barmittelersparnis dadurch erzielt werden könnte, leuchtet wohl jedem ein.

Um zu vermeiden, daß wie bisher Leute ohne Bankverbindung sich mit dem Einzuge von Schecks befassen, und um die damit verbundene unerwünschte Bargeldebewegung zu verhindern, sollten im Distanzverkehr kraft Vereinbarung aller beteiligten Banken und Bankiers, Genossenschaften und Sparkassen nur sog. „Crossed-Schecks“, gekreuzte Schecks zugelassen werden. Das in England übliche Kreuzen „Crossing“ des Schecks besteht nämlich darin, daß der Aussteller zuvor über das Formular zwei senkrechte Striche zieht und den Vermerk „& Cie.“ hinzusetzt, wodurch er den Willen

befundet, daß der Scheckbetrag nur durch einen Bankier eingezogen werden darf.

Für das erwähnte Verrechnungssystem ist des „Crossing“ besonders zweckmäßig, es ist aber auch sonst die beste Versicherung gegen Scheckfälschungen. Deshalb wäre zu wünschen, daß in das neue Scheckgesetz entsprechende Bestimmungen aufgenommen würden.

Bisher bestand allerdings für solche Schecks kein besonderes Bedürfnis, was jedoch daraus zu erklären, daß außer dem Giroverkehr und dem lokalen Clearing keine Kompensationsgelegenheit vorhanden war.

Zu empfehlen ist ferner die Einführung der im österreichischen, ungarischen und schweizerischen Postscheckverkehr üblichen „Erlagscheine“, d. s. Einzahlungsscheine, welche auch Personen ohne Bankverbindung die Einzahlung von Beträgen auf Scheckkonten ermöglichen. Diese Einrichtung sollte nicht nur bei der Reichsbank, sondern gemäß Vereinbarung bei allen Banken und Bankiers, welche den Scheckverkehr pflegen, eingeführt werden.

Bei einer Zahlungsleistung eines Schuldners an einen Bankkunden träte dann nur eine Bargeldbewegung ein, während sonst zwei vorhanden sind, wenn der Schuldner die Summe an den Bankkunden abführt und dieser sie seinem Bankier übermittelt.

In letzter Konsequenz bedeutet somit die Einführung der „Einzahlungsscheine“ eine Bargeldersparnis. Etwas ähnliches besitzen wir bereits im Geldübermittlungsverfahren der Reichspost, hierbei kann jeder Bankkunde seine einlaufenden Postanweisungen und Nachnahme seinem Reichsbank-Girokonto bezw. dem seiner Bankverbindung gutschreiben lassen.

Damit ist aber lange noch nicht genug geschehen; denn die Reformen berühren in der Hauptsache nur den Zahlungsverkehr der oberen Schichten der Handels- und Gewerbetreibenden. Der mittlere und kleine Verkehr hat daran im wesentlichen keinen Nutzen. Gerade weil das Gros der Bevölkerung dem Bankwesen noch völlig fremd gegenübersteht, muß es als Hauptaufgabe betrachtet werden, die Vorteile des Scheckverkehrs ihm zugänglich zu machen. Der besonders im mittleren und kleineren Verkehr stark verbreiteten Vorgewirtschaft, größtenteils eine Folge unserer rückständigen Zahlungssitten, muß ein schnelles Ende bereitet werden. Denn sie entzieht unserer Produktion die notwendigen, an sich schon knappen Betriebsmittel und verschlechtert mittelbar deren Stellung auf dem Marke.

Der Reichsbank-Giroverkehr kann hierin nicht Wandel schaffen, denn er trägt einen rein plutokratischen Charakter, die Höhe des zinslosen Minimalguthabens und andere Voraussetzungen hindern die Beteiligung weiter Volkskreise.

Wesentlich kann dazu die Einführung des Scheck- und Ueberweisungsverkehrs bei den Sparkassen beitragen.

Bisher war dieser Geschäftskreis ihnen meist von den Regierungen untersagt, wohl wegen der fehlenden rechtlichen Regelung des Scheckwesens. Mit dem Erlaß des Scheckgesetzes dürfte nun das Verbot fortfallen. Bedenkt man, daß die Einlegerguthaben der preussischen Sparkassen allein im Jahre 1904 7,7 Milliarden, die Neueinlagen rund 2 Milliarden und die Rückzahlungen 1,7 Milliarden Mark betragen, so begreift man die Bedeutung eines solchen Scheckverkehrs für die geldlose Zahlungsausgleichung, namentlich wo die Geschäftsstellen dieser Anstalten zahlreich sind, und sie dank der hinter ihnen stehenden Garantie der Kommunalverbände das Vertrauen der Bevölkerung genießen. Notwendig erscheinen darum gesetzliche Bestimmungen über eine bankmäßige Anlage der Sparkassenscheckgelder; denn die stete Verfügbarkeit der Kapitalien, welche den Scheckverkehr im Gegensatz zum Sparverkehr bedingt, gestattet keine Anlage in Hypotheken. Gerade die Sparkassen könnten durch die Verwendung der Gelder zur Wechseldiskontierung den kleinen Unternehmern und den mittleren Gewerbetreibenden eine recht wirksame Hilfe zuteil werden lassen. Wie sehr sie zur Reform unseres Zahlungswesens beitragen können, beweist der Scheckverkehr der Spar- und Leihkassen Oldenburgs, deren Leiter auf dem letzten Bankiertage mitteilte, daß von 2630 Einwohnern der Stadt Oldenburg mit einem Einkommen von über 800 Mk. 2220 Scheckkonten besitzen. Zu begrüßen sind daher die jüngsten Beschlüsse des rheinisch-westfälischen Sparkassenverbandes, in denen die Einrichtung des Scheckverkehrs und eines provisionsfreien Uebertragungsverkehrs zwischen den einzelnen Sparkassen befürwortet wird.

Doch so wenig wie die Kreditgenossenschaften werden die Sparkassen imstande sein, die Demokratisierung des Scheck- und Abrechnungswesens rasch und gründlich zu besorgen. Denn abgesehen davon, daß die Einführung des Depositen- und Scheckverkehrs bei den Sparkassen gesetzgeberische Maßnahmen seitens der verschiedenen Landesregierungen voraussetzt, ist selbst dann noch immer zu berücksichtigen, daß das Sparkassenwesen außerhalb Preußens in den übrigen Bundesstaaten weit weniger entwickelt ist. Die preussischen

Sparfasseneinlagen entstammen aber vorwiegend der Mittelflasse. Nach einer im Jahre 1891 aufgenommenen Statistik entfielen ³/₄ des Gesamtbetrages auf Durchschnittsguthaben von 1920 Mk., die sich damit den Durchschnittsdepositenguthaben unserer größten Banken sehr nähern.

Selbst eine gute Ausbildung des Scheck- und Depositenverkehrs bei den Sparkassen und Kreditgenossenschaften wird uns keine so große Verbreitung der bargeldersparenden Zahlungsmethoden bringen, wie wir sie bei unserem im Verhältnis zum wirtschaftlichen Aufschwünge geringem Kapitalreichtum brauchen.

Im besten Falle würden die kreditbedürftigen mittleren Gewerbetreibenden Depositenkunden jener Anstalten werden, weil ihnen dann durch deren Leihgeschäft ihre eigenen Einlagen zugute kämen.

Eine Popularisierung des Schecks- und Verrechnungswesens ist nur möglich: wenn der kleine Verkehr daran teilnehmen kann, das Heer der untern und mittleren Staats-, Kommunal- und Privatbeamten, die besser gestellten Handwerker und Arbeiter, zum Teil auch die Landwirte, wenn ferner die zahlreichen Privatleute, die einen umfangreichen Zahlungsverkehr unterhalten, an die bankmäßige Kassensführung auch bei ihren kleineren Ausgaben gewöhnt werden können, namentlich die Rentner, die höheren Beamten und die Angehörigen der liberalen Berufe.

Diese Bevölkerungsgruppen haben am Aktivegeschäft der Banken, Genossenschaften und Sparkassen fast durchwegs kein Interesse: Entweder kommen sie nicht in die Lage einen Betriebskredit in Anspruch zu nehmen, wie die erste Kategorie, oder sie besitzen kein derartiges Kreditbedürfnis wie die letztere.

Da ihre Zahlungen indes erfahrungsmäßig am meisten Bargeld konsumieren, so ist es von besonderer Wichtigkeit, gerade diesen Verkehr kreditwirtschaftlich zu organisieren und dadurch eine große Bargeldersparnis zu erzielen.

Kein bestehendes Institut kann diese Aufgabe auch nur einigermaßen lösen.

Das vermag nur eine Volksgirobank, die mit ihren Einrichtungen jedermann zugänglich ist und die ganze Bevölkerung an die bankmäßigen Zahlungsformen gewöhnt. Indem sie aber weite Kreise zur Unterhaltung einer Bankverbindung erzieht, arbeitet sie den übrigen Instituten, welche das Depositen- und Scheckgeschäft betreiben, in die Hände.

Um den Zahlungsverkehr der noch nicht bankfähigen Schichten

mit Erfolg kreditwirtschaftlich organisieren zu können, muß eine solche Volksgirobank überall bequem erreichbar sein. Solche „Ubiquität“ besitzt nun von allen unseren staatlichen Einrichtungen nur die Post, und so liegt der Gedanke nahe, auf deren Institutionen die Volksgirobank aufzubauen, die dann mit einem Schlage in allen Ortschaften und Ansiedlungen Depositenstellen besäße.

Darum ist der Postscheckverkehr allein imstande, die Demokratisierung des Scheck- und Abrechnungswesens rasch und gründlich durchzuführen. Er kann aus den feinsten Kanälen der Volkswirtschaft selbst die kleinsten Kassenvorräte auffaugen und vermöge seines über das ganze Reich gespannten engmaschigen Gironezes eine große Vermittlersparnis bewirken.

Das Wesen und Wirken des Postschecks habe ich in meiner kürzlich veröffentlichten Studie („Der Postscheck“ J. C. B. Mohr, Tübingen 1906) eingehend behandelt: ich brauche diesen Punkt hier nur zu streifen.

Der Postscheck ist sozusagen eine österreichische Erfindung, die von Ungarn und von der Schweiz mit Erfolg adoptiert worden ist. In Frankreich und Belgien bemüht man sich wie bei uns um ihre Einführung, so daß ein internationaler Verrechnungsverkehr, ähnlich dem der Postanweisungen, nur noch eine Frage der Zeit sein dürfte.

Jedermann ist im Postscheckverkehr in der Lage, sich gegen Einzahlung einer unverzinslichen „Stammeinlage“ von 100 Kronen — in der Schweiz von 100 Franken — ein Konto eröffnen zu lassen, auf das bei allen Postämtern Geldbeträge eingezahlt werden können. Auf dies so entstandene und mit 2 % — in der Schweiz mit 1,8 % — verzinste Guthaben darf der Kontoinhaber Schecks ziehen, deren Auszahlung bei allen Postämtern möglich ist. Besitzt nun der Scheckempfänger gleichfalls ein Postscheckkonto, so wird der Betrag in der Regel, statt bar ausgezahlt zu werden, seinem Konto im Ausgleichsverkehr gutgeschrieben.

Der Erfolg des österreichischen Postscheckverkehrs ist verhältnismäßig sehr groß, namentlich wenn man die allgemeine wirtschaftliche Rückständigkeit des Landes und die schädliche Zentralisation des Instituts beim Postsparkassenamt in Wien berücksichtigt. Im Jahre 1906 hatte die Oesterreichische Postsparkasse 100000 Scheckkonten mit einem Umsatz von 19 Milliarden Kronen, wovon ungefähr 45 % auf den Abrechnungverkehr entfielen. Die Mehrzahl der Konten stammt aus Kreisen deren Geldumsatz sich in den engsten Kreisen bewegt.

Die Wiederaufnahme des Planes seitens der Reichsregierung, den Postscheck auch bei uns einzuführen, hat lebhafteste Zustimmung erregt, namentlich hat sich der letzte Bankiertag in verschiedenen Resolutionen dafür ausgesprochen, ein Beweis, welche Erwartungen man gerade in diesen Kreisen an die projektierte Neuerung knüpft.

Jedoch genau so wie im Jahre 1899 haben die Genossenschaften auch diesmal eine ablehnende Haltung eingenommen, die sie in jüngster Zeit unter dem Drucke der öffentlichen Meinung geändert haben. Sie motivierten sie damit, daß ihnen durch den Postscheckverkehr die Sparsparlagen entgehen würden, da dessen Depositen verzinst werden sollen und seine Einrichtung die der Postsparkasse nach sich zöge. Unrichtig ist vorerst die Ansicht, als könne das Postscheckinstitut nicht ohne Sparsparkasse bestehen; außerdem erscheint es aber noch sehr fraglich, ob eine solche Anstalt den Genossenschaften nur die mindeste Konkurrenz bereiten würde: denn ihr Geschäftskreis wäre von einander grundverschieden.

Die ablehnende Haltung der Genossenschaften muß um so mehr befremden, als ihre Leistungen für die kreditwirtschaftliche Zahlungsorganisation verschwindend gering sind. Was bedeuten 67,9 Millionen Mark verrechnete Schecks für unsere Volkswirtschaft?

Die Konkurrenz des Postscheckverkehrs kann auf die Genossenschaftler höchstens erzieherisch wirken, indem sie dadurch veranlaßt werden, ihren Abrechnungsverkehr auszubauen. Uebrigens kann von einer eigentlichen Konkurrenz keine Rede sein, da der Scheckverkehr der Genossenschaftler den Teilnehmern durch die Kreditgewährung im Aktivgeschäft Vorteile bietet, welche der Postscheckverkehr nicht gewähren kann; seine Stärke liegt in der Verbilligung der Zahlungsleistung namentlich im interlokalen Verkehr.

Beide Institute haben ihre Sonderaufgaben, beide ergänzen sich, jedes hat seine besondere Klientel.

Die Befürchtungen der Genossenschaften wegen der Verzinzung der Postscheckkonten sind nur daraus zu erklären, daß es mit ihrem Scheckverkehr eine sonderbare Bewandnis hat.

Zur Stärkung ihrer Betriebsmittel durch fremde Kapitalien veranlaßten sie nämlich die Geschäftsleute des Ortes, sich bei Zahlungen an Auswärtige nicht der Post zu bedienen, sondern ihnen das Geld gegen eine Vergütung von durchschnittlich 2% zu übergeben und dem Zahlungsempfänger einen auf dieses Guthaben gezogenen Scheck einzusenden. Da dieser Scheck infolge der Umständlichkeit seines Inkassos der bezogenen Anstalt erst nach mehreren Tagen vorgelegt werden kann,

gewinnt der Aussteller für diese Zeit einen kleinen Zins und die bezogene Genossenschaft erhält ebenso lange die Summe zu außerordentlich billigem Zinsfuß auf Kosten des Scheckempfängers, dessen Zinsverlust weit mehr als 2% beträgt.

So werden die Klagen der Geschäftswelt über den Scheckverkehr recht begreiflich und nicht minder das Verlangen der Genossenschaften nach der Aufstellung einer langen Präsentationsfrist von 15 Tagen im Scheckgesetz. So erklären sich auch ihre geringen Leistungen für die bargeldlose Zahlungsausgleichung; daran sind sie nicht weiter interessiert; es kommt ihnen hauptsächlich darauf an, die Scheckbeträge möglichst lange zu billigem Zinsfuß behalten zu können!

Solch ein Scheckverkehr ist ein künstliches Gebilde. Er besitzt keinen Anspruch auf Schonung; denn er diskreditiert nur das einwandfreie Depositengeschäft.

Hier muß der Postscheckverkehr sanierend wirken und die Genossenschaften auf ihre wahren Aufgaben verweisen.

Auch die Befürchtung ist laut geworden, daß die Postscheckgelder in Kriegszeiten vom eindringenden Feind beschlagnahmt werden könnten. Ein derartiger Fall würde dadurch vermieden, daß der Postscheckverkehr im Anschluß an die Reichsbank organisiert und der Post lediglich der Ein- und Auszahlungsdienst übertragen wird und zwar gegen eine jährliche Vergütung, die etwa nach dem Rückgang der Postanweisungs- und Postnachnahmeeinnahmen zu bemessen wäre.

Auf diese Weise wäre der Postscheckverkehr dem Einfluß der Staatsverwaltung entrückt; es stände dann kaum zu befürchten, daß bureaukratische und fiskalische Rücksichten bei seiner Ausgestaltung maßgebend wären. Dies System hat auch vor dem des Entwurfes von 1899 den Vorzug, daß die Reichsbank die Postscheckgelder ebenso gewinnbringend wie die eigenen Girogelder anlegen könnte, und daß durch den Zufluß dieser Kapitalien ihre Stellung auf dem Geldmarkt bedeutend gestärkt würde.

Bekäme die Staatsverwaltung die Scheckgelder in ihre Hand, dann läge für die Regierung die Versuchung nahe, dem Beispiele Oesterreichs und der Schweiz zu folgen und die Scheckgelder in einheimischen Staatspapieren anzulegen, um deren Kurs hochzuhalten. Damit wäre der Volkswirtschaft wenig gedient und überdies wäre eine solche Anlage der überwiegend den mittleren und weniger begüterten Schichten entstammenden Kapitalien im Hinblick auf wirtschaftliche und politische Krisen bedenklich.

In jüngster Zeit ist noch eingewendet worden, der Postscheck

entziehe dem mittleren und kleineren Verkehr große Summen, ohne sie ihm durch das Leihgeschäft wieder zuzuführen. Diese Auffassung ist nicht zutreffend.

Erhält die Reichsbank die Verwaltung der Postscheckgelder, so erscheint sie mit bedeutend größerem Leihkapital als bisher auf dem Geldmarkt; sie nimmt darum auch bedeutend mehr Diskontomaterial in Anspruch und kann deshalb an dieses auch nicht mehr so hohe Ansprüche stellen wie bis dahin. Die Privatbanken, noch mehr die Privatbankiers und gegebenenfalls die Sparkassen, werden sich gleichfalls mit qualitativ geringerem Diskontomaterial begnügen, und die Kreise, aus denen sie ihr Wechselportefeuille ergänzen, immer weiter ziehen müssen, entsprechend der mit der Entwicklung des Scheckverkehrs wachsenden Konkurrenz.

So werden schließlich die Postscheckgelder dem kreditbedürftigen Teile der mittleren und kleineren Gewerbetreibenden wieder zugute kommen.

Außerdem darf nicht vergessen werden, daß, wie schon betont, ein großer Teil dieser Gelder den nicht betriebskreditbedürftigen Bevölkerungsschichten entstammt, die deshalb am Aktivgeschäft ihres Kassensührers kein Interesse haben.

Der Erfolg des Postscheckverkehrs wird von seiner richtigen Ausgestaltung abhängen. Stellt er sich erheblich billiger als die Bargeldversendung, so wird er den Postanweisungs-, Postauftrags- und Postnachnahmeverkehr — von insgesamt $11\frac{3}{4}$ Milliarden Mark (1905) verdrängen, womit für die Bargeldersparnis schon ein großer Fortschritt erzielt wäre.

Sie könnte aber noch weit mehr gefördert werden, wenn der Staat, die Provinzialverbände und die Kommunen ihren gesamten Kassendienst, Einziehungs- und Zahlungsdienst, der Reichsbank und dem Postscheckinstitut übertragen. Zwar ist zugegeben, daß der Giro- und Abrechnungsverkehr unserer Behörden untereinander und ihrer Kassen mit dem Publikum im letzten Jahrzehnt an Bedeutung gewonnen hat, es bleibt aber in dieser Hinsicht noch sehr viel zu tun übrig.

Die vielbewunderte Entwicklung des englischen Depositenverkehrs ist ja geradezu eine Folge des guten Beispiels, das der englische Staat schon seit langem gegeben, indem er der Bank von England die Besorgung seiner sämtlichen Finanzgeschäfte gegen eine gesetzlich normierte Vergütung anvertraut hat, und zwar nicht nur die Kassensführung, sondern auch die Staatsschuldenverwaltung.

So finden die gesamten täglichen Einnahmen aus den Zöllen, Steuern und Stempeln zc. ihren Weg in die Kassen der Bank und stehen der Regierung zur Deckung der laufenden Ausgaben sofort wieder zur Verfügung. Die Bank besorgt die Zahlungen für das Militär, die Marine und für sonstige Verwaltungszwecke, ebenso zahlt sie die Zinsen der Staatsschuld aus.

Auch die österreichische Regierung bemüht sich energisch um die Zahlungsorganisation, indem sie nach und nach ihre sämtlichen Verwaltungszeige in den Postscheckverkehr einbezieht; in meiner erwähnten Studie über den Postscheck habe ich hierüber näheres ausgeführt.

Unsere Behörden brauchen nur dieselben Wege einzuschlagen und sämtliche Verwaltungskörper am Giroverkehr der Reichsbank und am Postscheckverkehr teilnehmen zu lassen. Alle Arten staatlicher Leistungen sollten grundsätzlich mittels Giroüberweisungen oder Postschecks gezahlt werden, ferner die Invaliden-, Kranken- und Altersrenten, die Pensionen und besonders auch die Beamtengehälter, die in Preußen allein bare 888 Millionen Mark jährlich in Anspruch nehmen. Im „Bankarchiv“ hat Prof. Loß in einem trefflichen Aufsatz „der Fiskus und der Scheckverkehr“ die Durchführung dieser Maßnahmen im einzelnen besprochen. So würde das Publikum, das mit den Verwaltungsbehörden mehr oder minder in Berührung kommt, mit den bankmäßigen Zahlungsformen vertraut und schließlich an die bankmäßige Kassensführung gewöhnt.

Außer der Vervollkommnung der Zahlungstechnik durch die genannten Reformen bedarf es zur Förderung der geldlosen Zahlungsausgleichung eines guten Scheckgesetzes, das imstande ist, dem Publikum Vertrauen zur neuen Zahlungsmethode einzuflößen. Der vorliegende Entwurf entspricht im großen und ganzen diesem Bedürfnis.

Die Schaffung eines unseren ganzen Geldverkehr umspannenden Verrechnungswesens wird eine ungeahnte Barmittelersparnis herbeiführen, und es wird dann infolge der feingegliederten Kreditorganisation ermöglicht, auf einer verhältnismäßig schmalen Bargeldbasis ungeheure Umsätze und Geschäfte vorzunehmen. Damit wird der Verkehr an Fähigkeit gewinnen, sich den wechselnden Bedürfnissen und Konjunkturen elastisch anzuschmiegen und unser Geldmarkt bedeutend besser in der Lage sein, die Kreditbedürfnisse unseres Handels und unserer Industrie bei ihrer steten Fortentwicklung zu befriedigen.

König Servius Tullius und das römische Wahlrecht.

Von

Hans Delbrück.

Mein Werk über die „Geschichte der Kriegskunst“ ist zum nicht geringen Teil eine Verfassungsgeschichte. Das Kriegswesen ist nicht losgelöst von dem sonstigen allgemeinen Leben der Völker, sondern im Gegenteil eine seiner allercharakteristischsten Aeußerungen. Aus dem Kriegswesen kann man zurückschließen nicht bloß auf den Volkscharakter, sondern auch auf den sozialen Aufbau, den wirtschaftlichen Zustand und die Staatsverfassung und von der Staatsverfassung wieder auf das Kriegswesen. Ritterliche Kriegsweise bedingt auf sozialem Gebiet eine feudale Ordnung mit allen ihren unendlichen Folgen für Denkweise und Wirtschaftsleben eines Volkes. Das leuchtet auf den ersten Blick ein, aber auch weiter sind zwischen Taktik und Kriegsverfassung ganz enge und vielfältige Verbindungen und Wechselwirkungen, und die Kriegsverfassung ist wiederum ein so wesentlicher Teil der gesamten Staatsverfassung eines Volkes, daß eine allgemeine Geschichte der Kriegskunst bis auf einen gewissen Grad zur allgemeinen Verfassungsgeschichte werden mußte, und von Untersuchungen, die eigentlich der Taktik galten, Licht geworfen worden ist auf Partien der Weltgeschichte, deren Dunkel man auf dem direkten Wege des Studiums der erzählenden Quellen bisher zu lichten nicht vermochte. Daß auf diesem Wege die Gründe zutage gefördert worden sind, weshalb vom dritten Jahrhundert an das gewaltige römische Kaiserreich den germanischen Barbarenhorden nicht mehr zu widerstehen vermochte und endlich unter ihre Herrschaft kam, ist nicht weiter verwunderlich, da es sich ja um militärische Vorgänge handelt, die von vornherein den Gegenstand einer „Geschichte der Kriegskunst“ bilden. Aber auch für ein anscheinend ziemlich fernliegendes Gebiet, die berühmte Stimmordnung der

römischen Republik nach Klassen und Centurien, haben sich Konsequenzen ergeben, die eines allgemeinen Interesses sicher sein dürfen und über die ich hier einen kurzen Bericht erstatten will.

Einer der Punkte, wo die Geschichte der Kriegskunst stets auf die allgemeinen Verhältnisse zurückgehen muß, ist die Bevölkerungsfrage; für den Charakter eines Heeres ist sowohl die absolute Größe, wie die Größe im Verhältnis zur Volksmenge von wesentlicher Bedeutung. Ein Volk, das nach den Grundsätzen der allgemeinen Wehrpflicht in Masse ins Feld zieht, ist ein ganz anderer politischer Körper als ein Volk, das ein mächtig großes Söldnerheer aufstellt, oder ein Volk, in dem nur ein ganz kleiner Bruchteil, wie im Mittelalter der Ritter, den Kriegerstand bildet. Bei meiner Untersuchung der ältesten römischen Kriegsverfassung suchte ich daher zuerst ein sicheres Bild von der Bevölkerung dieses alten Rom zu gewinnen und konnte mich dabei auf die grundlegenden vortrefflichen Untersuchungen des Historikers Julius Beloch stützen. Gerade über die ältesten Zeiten, wo man noch von jeder Statistik sehr weit entfernt ist, ist doch oft unschwer eine Vorstellung von der vorhandenen Volksmenge zu gewinnen; es gehört dazu eine sichere Kenntnis von der Größe des fraglichen Gebiets und Einsicht in den Kulturstand. Dann läßt sich nach Analogien, die ja vielfältig zu Gebote stehen, berechnen, wie viel Menschen unter den gegebenen Verhältnissen ihre Nahrung finden konnten, und wenn so die Höchstgrenze gefunden ist, geht man weiter und fragt, welche Gründe etwa vorhanden sind, unter diese Höchstgrenze herab zu gehen. Die Methode versagt bei höheren Stufen der Entwicklung, wo der Handel erhebliche Nahrungszufuhr von außen ermöglicht. Für das elfte oder zwölfte Jahrhundert ist also die Bevölkerung in deutschen Landschaften schwerer abzuschätzen, als in der Urzeit, wo sie mit ziemlicher Sicherheit auf rund 250 Seelen für die Quadratmeile, also 25 000 für eine Völkerschaft mit einem Gebiet von hundert Quadratmeilen angenommen werden kann.

Die römische Republik nun, zur Zeit der Vertreibung der Könige, hatte ein Gebiet, das man, da wir ja die Geschichte der allmählichen Vergrößerung kennen, ganz genau auf 983 Quadratkilometer berechnen kann. Das ist etwa die Größe der Insel Rügen, etwas größer als Schwyz, etwas kleiner als Uri, erheblich weniger als die Hälfte der Halbinsel Attika. Zu dieser Zeit also war der Staat Rom noch ein ganz kleiner Kanton und auch die Stadt Rom kann nur ziemlich unbedeutend gewesen sein, da schon in einer Entfernung

von nur zwei Meilen von ihrem Thor die Nebenbuhlerin, die Stadt Veji sich erhob und erst über 100 Jahre später von Rom überwältigt wurde. Wollten wir uns vorstellen, daß trotz des kleinen Gebietes die Stadt doch schon eine sehr große Einwohnerzahl gehabt hätte, so wäre es unverständlich, daß die Ueberwältigung Vejis für Rom ein so hartes Stück Arbeit wurde. Ich habe daher die Bevölkerung des Kantons Rom um 510 auf etwa 60000 Seelen, eingeschlossen einige Tausend Sklaven, geschätzt. Mehr waren es schwerlich, viel mehr ganz gewiß nicht. Die sehr fruchtbare Insel Rügen hatte im Jahre 1840 35 000 Einwohner. Die Stadt Rom, die ein erheblicher Hafen- und Handelsplatz war, wird im Verhältnis zu dem Gebiet groß gewesen sein und mag mit den Sklaven etwa 12 000—18 000 Seelen gezählt haben, war also erheblich kleiner, vielleicht nicht viel mehr als halb so groß wie heute Greifswald, Kolberg, Memel, Rathenow, etwa so groß wie Tübingen, etwas größer als Ilmenau. Von den 20 Tribus, in die der Kanton ursprünglich geteilt war, fielen vier auf die Stadt. Diese Tribus waren jedenfalls die volkreichsten; in der Stadt wohnten die reichen Leute mit ihren Sklaven; wenn also auf die Stadt ein Fünftel der Tribus kam, so mag sie ein Viertel der Bevölkerung umfaßt haben, das wären 15 000 von im ganzen 60 000.

Nicht zu vereinen mit einer derartigen Größen-Berechnung ist der Umkreis der Servianischen Stadtmauer, von der die Reste bis heute erhalten und der Zug uns bekannt und über eine Meile lang ist, also den Schluß auf eine sehr volkreiche Stadt zu erzwingen scheint. Die Untersuchung der Mauerreste hat jedoch gezeigt, daß die römische Ueberlieferung, die sie in die Königszeit setzte, falsch ist. Die Mauer ist viel jünger, wahrscheinlich in der Zeit der Samniter-Kriege angelegt. Da uns noch aus späterer Zeit berichtet wird, daß innerhalb der Stadt noch große unbebaute Plätze seien, so werden wir uns das so vorzustellen haben, daß sich vor den ursprünglichen Stadtmauern lang ausgedehnte Vorstädte gebildet hatten und daß man einmal beschlossen hat, auch diese gegen einen feindlichen Anfall zu schützen und dabei die zwischen den Vorstädten liegenden Felder hineinzog*). Wir dürfen also bei der Annahme von etwa 60000 Seelen zur Zeit der Vertreibung der Könige bleiben.

*) Die neuesten Ausgrabungen auf dem Palatin scheinen darzutun, daß das Rom der ausgehenden Königszeit nicht nur nicht den Umfang der „servianischen Stadt“ hatte, sondern nicht einmal die Größe der sogen. Vierregionenstadt, die jetzt für gewöhnlich als das tarquinische Rom gilt.

Von der Schule her ist uns allen die Verfassung bekannt, die König Servius Tullius dem römischen Volke gegeben haben soll. Daß der Königsname legendarisch ist, ist längst erkannt; die Verfassung aber, die Stimm- und Dienst-Ordnung der Klassen und Centurien gilt noch heute in der römischen Verfassungsgeschichte als jedenfalls uralt und wahrscheinlich auf die Königszeit zurückgehend.

Neben den Reitern, heißt es, teilte König Servius Tullius, das Volk in fünf Vermögensklassen und jede Klasse in *seniores* und *juniores*, welche letzteren die Feldarmee bildeten. Die Kriegslast aber wurde nicht gleichmäßig, sondern nach den Klassen verteilt. Die erste Klasse, der wohlhabende Mittelstand, der Vollbauer, stellte 80 Centurien, die zweite, dritte, vierte je 20, die fünfte 30 Centurien, dazu 5 Zusatzcenturien der Handwerker. Die drei ersten Klassen mußten in schwerer Rüstung erscheinen, die beiden letzten hatten nur leichte Waffen. Die Hauptlast lag also auf den oberen Klassen namentlich der ersten. Die unteren, obgleich viel zahlreicher an Köpfen, waren doch bei der geringeren Zahl der Centurien, die sie zu stellen hatten, viel geringer belastet. Nach den Centurien wurde auch in der Volksversammlung, den *Comitien*, abgestimmt. Als Entgelt für ihre höhere Kriegslast hatten also auch die oberen Klassen ein viel besseres Stimmrecht. Die 80 Centurien der ersten Klasse zusammen mit den 18 Centurien der Ritter verfügten, wenn sie einig waren, über die Majorität: 98 von 193.

Da dieselbe Ueberlieferung, der wir dieses Verfassungsbild verdanken, auch angibt, daß König Servius Tullius einen Censur veranstaltet und dabei etwa 80000 Bürger gezählt habe, so können in der Besetzung der Centurien sehr große Unterschiede gewesen, die Dienstpflicht und das Stimmrecht eines Bürgers der ersten Klasse z. B. zehn Mal so hoch gewesen sein, wie beides für einen Bürger der fünften Klasse.

Dieses System hat den Historikern wie den Theoretikern der Politik immer sehr eingeleuchtet. Pflichten und Rechte schienen in diesem Staatswesen in sehr verständiger Weise verteilt und gegeneinander abgewogen.

In dem Augenblick aber, wo man sich klarmacht, daß der Kanton Rom in jener Zeit höchstens 50 000 bis 60 000 freie Seelen zählte, müssen uns Zweifel ergreifen, ob es wirklich so gewesen ist. 60 000 Seelen ergeben nicht mehr als etwa 16 000 über 17 Jahre alte freie Männer, statt der 80000 des angeblichen Servianischen Censur, das heißt, da die Centurien der Ritter und der *seniores* jedenfalls

erheblich schwächer waren, für jede Centurie der *juniores* nicht mehr als etwa 100 Mann, so wie es der Name „Centurie“ = Hundertschaft besagt. Wo bleibt da die verschieden verteilte Kriegslast und das verschieden abgestufte Stimmrecht? Der Unterschied, daß die Centurien der unteren Klassen sehr viel stärker an Köpfen waren, als die der obersten Klasse ist statistisch unmöglich geworden. Das ergibt die Konsequenz, daß in Rom von je ebensowohl die allgemeine gleiche Wehrpflicht wie das allgemeine gleiche Stimmrecht bestand.

Wie wäre es auch möglich, daß in einem so kriegerischen Staat wie Rom, der die Felddienstpflicht der Besitzenden bis zur äußersten Grenze der durchschnittlichen Brauchbarkeit, bis zum 46. Jahr erstreckte, zugleich die große Masse des Volks, die doch oft viel brauchbarere und jedenfalls viel brauchbare Elemente enthielt, nur in ganz geringem Maße zum Kriegsdienst herangezogen worden wäre? Hätte Rom bei so mäßigem Kriegsaufgebot das Joch der Etrusker abschütteln und sich dieses mächtigen, so nahen Nachbarn dauernd erwehren können? Hätte es bei so wenig angespannter Kriegsverfassung der zahlreichen anderen latinischen Kantone Herr werden können? Oder wären diese Latiner so unkriegerisch gewesen, ihre Freiheit aufzugeben, ohne das Allerbeste, die gesamte Mannschaft eingesetzt zu haben? Wenn wir das aber von den Latinern nicht annehmen können, so muß auch Rom, um dennoch zu siegen, das äußerste an Anstrengung geleistet, es muß die wirkliche allgemeine Wehrpflicht gehabt haben.*) Die Centurien waren also nicht verschieden stark und nicht verschieden belastet, wie unsere Statistik das ergeben hat. Demgemäß war auch das Centurien-Stimmrecht kein abgestuftes, sondern das gleiche. Eine Ausnahme machen nur die Centurien der Ritter, die bei ihrer geringen Zahl (18) wenig bedeuten und die Bevorzugung der *Seniores*, die dem demokratischen Princip nicht widerspricht.

So weit bin ich in meiner „Geschichte der Kriegskunst“ gegangen; meine Vermutungen gingen bereits weiter, aber ich wagte

*) Die Vorstellung, daß das älteste Rom keine wirklich durchgeführte allgemeine Wehrpflicht gehabt habe, wird nicht nur durch diese sachliche Betrachtung, sondern auch quellenmäßig direkt durch Polybius VI, 19, 2 widerlegt, wo berichtet wird, die unter 4000 *As* Eingeschätzten seien für die Flotte ausgehoben worden. Wenn zu Polybius' Zeit also eine wirkliche allgemeine Wehrpflicht bestand, wo Rom ein Großstaat mit hunderttausenden von wehrfähigen Bürgern und Eidgenossen war, so hat der kleine Kanton Rom mit seinen unaushörlichen Nachbarjeden sie gewiß gehabt. Noch andere Zeugnisse bei Smith S. 64, Anmerkung 5.

noch nicht, davon etwas drucken zu lassen. Sollte etwa die ganze Servianische Verfassung mit ihrer Klassenabstufung, die ja gar keinen wirklichen Sinn mehr hatte, eine spätere Erfindung, eine optimistische Tendenz-Legende sein? Wir haben in der Geschichte mehrere Beispiele solcher Erfindungen, die Jahrtausende für historische Urkunden genommen worden sind. Der „Priesterkodex“, der die Erzählung von der Stiftshütte und die breite mosaische Gesetzgebung enthält, wurde im Jahre 444 verkündet, so wie schon fast 200 Jahre früher unter König Josias (621) das Deuteronomion „entdeckt“ wurde, beide Werke nicht lange vor jener Zeit geschaffen, um unter dem Namen des alten väterlichen Gesetzes dem Volke Israel eine neue Gesetzgebung und Organisation genehm zu machen. Nicht anders ist es vermutlich mit dem Gesetz des Dracon gewesen, das bei der aristokratischen Staatsumwälzung in Athen während des Peloponnesischen Krieges das Volk empfänglich stimmen sollte. Auch die Constantinische Schenkung, Pseudo-Isidor und andere mittelalterliche Falsificate, die so viel zum Aufbau der Papst-Monarchie beigetragen haben, gehören hierher. Sollte etwa in Rom mit der Verfassung des Königs Servius Tullius, vielleicht gar erst in der Gracchischen oder Sullanischen Zeit etwas Ähnliches vorgegangen sein? Wenn ich in meiner Vorlesung über alte Geschichte diese Frage aufwarf, wies ich immer darauf hin, daß hier noch eine Aufgabe vorliege, an der sich ein junger Gelehrter die Sporen verdienen könne.

Die Aufforderung hat schließlich Erfolg gehabt. Schon im Jahre 1906 ist erschienen das kleine Buch „Die römische Timokratie“ von Francis Smith,*), das, wie ich meine, die Lösung des Rätsels auf Grund der sorgfältigsten Nachprüfung der Quellen in scharfsinnigen und fein durchgeführten Combinationen gebracht hat.

Smith stellt zunächst fest, daß (abgesehen von der statistischen Schwierigkeit) in der römischen Ueberlieferung selbst eine Reihe von Momenten vorhanden sind, die der Servianischen Verfassung widersprechen und nur deshalb bisher nicht gewürdigt wurden, weil der Glaube an diese Verfassung feststand wie ein Dogma.

Es wird uns in zuverlässiger Weise berichtet (Gellius II, 13), daß das römische Volk ehemals in die Bürger, die *classici* genannt wurden, und solche „*infra classem*“ eingeteilt wurde. Das vereinigt sich schwer mit einer Einteilung in fünf Klassen.

*) Die römische Timokratie von Dr. Francis Smith. Berlin, Georg Reud. 1906. 161 S.

Polybius, der die römische Verfassung sehr sorgsam studiert hat und uns ein ausführliches Bild von ihr entwirft, gedenkt der angeblich so entscheidenden Klassen mit keinem Worte. Man kann sich nicht darauf berufen, daß sein Werk nicht vollständig erhalten sei, denn in den erhaltenen Theilen sind Stellen, wo er die Klassen notwendig hätte erwähnen müssen, wenn er sie gekannt und ihnen irgendwelchen Wert beigemessen hätte.

Die Nachrichten über die Klassen bei Cicero, Dionys, Livius, Plinius sind unter sich nicht in Uebereinstimmung; bald ist von fünf, bald von sechs Klassen die Rede, bald wird der Census der höchsten Klassen zu 100000, bald zu 120000, bald zu 125000 As angegeben, bald hat die erste Klasse 80, bald 70 Centurien. Für die fünfte Klasse gibt der Eine 11000, der Andere 12500 As als untere Grenze an, und die Zusatz-Centurien außerhalb der Klassen sind das Bild der vollständigsten Verwirrung.

Die Census-Sätze selbst passen nach ihrer Höhe schlechterdings nicht auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der römischen Frühzeit.

In der Phalanx dienen nach dem Einen drei, nach dem Andern vier Klassen, und die Bewaffnung der verschiedenen Klassen wird ebenfalls verschieden angegeben.

Die Einreihung dieser verschiedenen Waffen in die Phalanx ist eine taktische Absurdität und trägt den Stempel antiquarischer Erfindung an der Stirn.

Die Einteilung der Centurien in fünf Klassen verträgt sich auf keine Weise mit dem Verhältnis der Zahl der Centurien zur Zahl der Tribus. Schon Livius hat das erkannt und ausgesprochen, und die Historiker haben sich seit ihm nicht anders zu helfen gewußt, als mit der Annahme, daß die Centurien-Einteilung und die Tribus-Einteilung ursprünglich ganz selbständig nebeneinander hergegangen seien und nichts mit einander zu tun gehabt hätten. Erst zu einem nicht sicher festzustellenden späteren Zeitpunkt, worüber eine unermessliche Literatur ohne die geringste Quellengrundlage Conjectur auf Conjectur gehäuft hat, seien die beiden Einteilungen unter Aenderung der unverträglichen Zahlen in Beziehung zu einander gesetzt und die Centurien zu Unterabteilungen der Tribus gemacht worden. Smith führt dagegen eine Reihe von Stellen ins Gefecht, wonach von je die Centurien zu den Tribus in Beziehung gestanden haben, und wie sollten sich auch die Römer unnötigerweise die ungeheure

Arbeit einer doppelten, ganz irrational zu einander stehenden Bürgerlisten-Führung gemacht haben?*)

Die Einteilung des Volkes in viele, nur durch mäßige Differenzen geschiedene Klassen, die dauernde Richtighaltung dieser Klassen, die Einreihung der militärisch so wichtigen Hausöhne in die Klassen ist ein überaus compliciertes Geschäft, das unausgesetzt die schärfste Controlle der Unterbeamten erfordert. Das Amt der Censur, dem die Einschätzung des Volkes oblag, ist erst im Jahre 435 geschaffen worden. Ist es denkbar, daß jener überfeine Mechanismus eingerichtet wurde 100 Jahre ehe das für solche Geschäfte bestimmte Amt ins Leben trat?

Die römischen Geschichtsbücher sind voll von dem Gegensatz des Adels und der Plebs, und zwar beruht die Macht des Adels auf dem imperium und augurium, den bürgerlichen, militärischen und priesterlichen Aemtern und der großen Corporation des Senats, die die Volksversammlungen und ihre Abstimmungen leiten, dirigieren und beeinflussen. Die angebliche Servianische Timokratie hätte eine Herrschaft des Mittelstandes im Gegensatz zu einem vorausgesetzten Proletariat dargestellt. Das verträgt sich nicht miteinander. Aristokratie und Mittelstand pflegen sich sogar feindlicher gegenüber zu stehen als Aristokratie und Proletariat. Nirgends finden wir in der römischen Geschichte erzählt, daß der Adel im Bunde mit den Mittelklassen die Massen regiert hätte, und niemals ist irgendwo in der älteren Zeit von einer demokratischen Bewegung zwecks Beseitigung der timokratischen Klassenherrschaft berichtet. Immer und ausschließlich richtet sich die Opposition gegen die Patrizier, den Adel.

Der soziale Zustand der römischen Republik in ihren Kindheitstagen zeigt uns eine Aristokratie mit ihren Klienten, einen Kleinbauer- und Kleinbürgerstand und einen ursprünglich schwachen, aber allmählich aufstrebenden Großbürgerstand. Der breite Mittelstand aber, Großbauern, die nicht bloß mit ihrer Familie, sondern auch mit erheblichem Gesinde und Sklaven das Feld bestellen, und entsprechende bürgerliche Kreise zeigen sich nicht. Es ist neben der Aristokratie mit ihren

*) Neben den sachlichen Gründen scheint mir quellenmäßig dieses das allerstärkste Argument gegen die Realität der Servianischen Klassen zu sein, und wer das Quellenmäßige nachprüfen will, sei deshalb in erster Linie auf den Abschnitt bei Smith 112—129 verwiesen. Immer wieder stoßen wir bei Polybius, Livius, Dionysius und anderen Autoren auf Stellen, die uns zwingen, entweder die Centurien als Teile der Tribus anzunehmen, oder aber, wenn auch die compliciertesten Constructionen und künstlichsten Interpretationen versagen, immer wieder denselben Irrtum in den Quellen zu vermuten.

Klienten und Sklaven und den Kleinbürgern und Kleinbauern, die die Legionen füllen und in der verzweifeltsten Verteidigung der Plebejer gegen den patrizischen Wucher so deutlich hervortreten, in dem kleinen Kanton für den breiten wohlhabenden Mittelstand, der das Rückgrat der Klassenordnung gebildet haben soll, gar kein Raum.

Wenn nun in dieser Art die Gründe sich häufen, die Klassen-Einteilung des Volkes in der älteren römischen Republik als unglaubigt, unwahrscheinlich, unmöglich erscheinen zu lassen, so fragt sich, wann und wie denn diese Klassen-Einteilung, deren Existenz gegen Ende der Republik denn doch bezeugt ist, tatsächlich erfunden oder eingeführt worden ist. Erst wenn diese Frage genügend beantwortet ist, wird man sich entschließen, die überlieferte Vorstellung wirklich vollständig und endgültig auszumerzen.

Smith hat die gesuchte Nachricht in den Quellen gefunden: sie steht mit runden Worten bei Livius. Man hat die Stelle, befangen in der Tradition von der Servianischen Verfassung, bisher nur nicht richtig zu deuten gewußt.

Livius erzählt uns (Buch 41, Kap. 51), die beiden Censoren Marcus Aemilius Lepidus und Marcus Fulvius Nobilior änderten im Jahre 179 das Stimmrecht und verteilten die Leute bezirksweise nach ihrem Stande, ihrem Vermögen (Verhältnissen) und ihrem Gewerbe in die Tribus (*mutarunt suffragia, regionatimque generibus hominum causisque et quaestibus tribus descripserunt*). Die Ausdrücke, die Livius wählt, sind ja ziemlich dunkel, namentlich das Wort „*causa*“ hat sehr verschiedene Auslegung erfahren; er hat die Notiz vermutlich aus einem älteren Autor übernommen, ohne sich selber dabei etwas sehr klares zu denken, mit der Vorstellung aber, daß die römischen Bürger von je nach den genannten sozialen Verhältnissen eingeteilt gewesen sind, läßt sie sich nicht vereinigen. Mommsen und andere haben zu dem Ausweg gegriffen, daß die Neuerung sich nicht auf die römischen Bürger im allgemeinen, sondern bloß auf die Freigelassenen oder sonst bestimmte Gruppen beziehe, aber davon ist in dem Wortlaut nichts enthalten. An diesen Wortlaut, der offenbar direkt oder indirekt auf eine alte, zeitgenössische Quelle zurückgeht, müssen wir uns halten, und er besagt, daß die Censoren im Jahre 179 die Stimmordnung änderten und die Bürger nach Stand, Vermögen (Verhältnissen) und Beruf einteilten.*) Daraus ergibt

*) Wegen der Auslegung der Stelle im einzelnen verweise ich auf Smith. Daß die Centurien als Unterabteilungen der Tribus gemeint sein müssen, ist ziemlich allgemein anerkannt.

sich, daß sie früher nicht nach allen diesen Gesichtspunkten eingeteilt wurden, daß also mit anderen Worten damals eine Klassenordnung geschaffen worden ist, die ganz den Prinzipien der traditionellen Servianischen Ordnung, die neben dem Vermögen auch Stand und Beruf in Betracht zieht (Ritter, Handwerker in den Zusatz-Centurien), entspricht. Die angeblich uralte und ursprüngliche Klasseneinteilung der römischen Bürgerschaft ist also erst eine Bildung späterer Zeit und eines ganz bestimmt festzustellenden Jahres.

Die Rückführung der Klassen-Ordnung in den Centurien auf den König Servius Tullius ist eine Fabel, und wir kennen auch die Quelle dieser Fabel. Es gab in Rom eine angebliche Schrift des Servius Tullius, seine „Commentare“, nach deren Vorschriften die ersten Consuln Brutus und Collatinus gewählt worden sein sollen (nach Livius I, 60). Diese Schrift also, vielleicht ein bloßes Listen-Schema oder eine kurze censorische Dienst-Pragmatik, enthielt die Centurien-Ordnung. Daß die Schrift des Königs Servius Tullius nicht echt gewesen sein kann, daß es sich um eine Fiction oder Fälschung handeln muß, darüber ist sich die Wissenschaft längst klar. Aber wenn die Schrift auch nicht von dem alten König herrührte, so konnte sie doch echte und zutreffende uralte Angaben über das Wahlverfahren enthalten. Die Idee, die Servianische Verfassung selbst deshalb zu bezweifeln, war noch niemand gekommen. Jetzt hat sich diese Verfassung vor unseren Augen in Nebel aufgelöst — wir werden nunmehr auch das Buch des Königs Servius mit verdoppeltem Argwohn betrachten. Wann und zu welchem Zweck ist dieses Buch fabriziert worden? Im Jahre 179 ist die sog. Servianische Klassen-Ordnung geschaffen worden. Zwei Jahre vorher, im Jahre 181, wurde, wie uns Livius (XL, 29) und Plinius (Hist. Nat. XIII, 13) berichten, auf dem Janiculus der Sarg des Königs Numa aufgedeckt und dabei eine besondere Lade mit Schriften gefunden, welche pythagoräische Lehren und Pontificalrecht behandelten; der Prätor Quintus Petillius wollte aber von dieser interessanten Entdeckung nichts wissen und ließ die Bücher verbrennen. Solche Dinge lagen also damals in Rom in der Luft.

Die verschiedenen vereinzeltten Beobachtungen und Feststellungen schießen wie die Kristalle zu einem Bilde zusammen. Die Commentare des Königs Servius Tullius werden keinen anderen Ursprung gehabt haben als die Schriften des Königs Numa Pompilius, und wir werden kein Bedenken mehr tragen, ihre Auffindung in die

engste Beziehung zu der Wahlreform der Censoren Lepidus und Nobilior zu setzen. Das Volk für diese Reform empfänglich zu stimmen, bewies man, daß sie auf die gute alte Zeit zurückgehe, daß kein anderer als der volksfreundliche König, der Heros der Plebejer, Servius Tullius, Rom schon in dieser Weise organisiert habe, daß man nur das in Verfall und Vergessenheit Geratene wiederherstellte.

Indem wir nunmehr versuchen, einen Ueberblick über die Geschichte des römischen Wahlrechts zu gewinnen, werden wir auch feststellen können, unter welchen Umständen, zu welchem Zweck und mit welchem Erfolg das Klassen-Wahlrecht in Rom im Jahre 179 zur Einführung kam.

Nach der ältesten uns bekannten Verfassung Roms regiert ein lebenslänglicher Oberbeamter, den die Tradition König nennt, den wir aber vielleicht anschaulicher als Archon oder Dogen bezeichnen würden; neben diesem König gibt es den patrizischen Rat, den Senat. Noch in dieser Zeit wurde die Phalanx geschaffen, das Volksaufgebot zu Fuße, und zu diesem Zweck die kriegsfähige Mannschaft der 21 Tribus (Bezirke) in je vier Centurien geteilt.

Von den vier Centurien Fußvolk jeder Tribus waren drei mit der Rüstung ausgestattet, die vierte gab die Burschen und Trainjoldaten, die nicht als eigentliche Soldaten betrachtet wurden, obgleich sie sekundär auch Dienste als Leichtbewaffnete taten und danach bezeichnet wurden. Die Bürger, die als Hopliten in der Phalanx dienten, hießen *classici*, weil sie das eigentliche Aufgebot, die *classis* darstellten, die andern *infra classem*.*)

Neben den 84 Centurien Fußvolk gab es 18 Centurien Reiter und fünf besondere Centurien der Pioniere (Schmiede und Zimmerleute), der Musiker (Trompeter und Hornisten) und der Intendanturbeamten und Schreiber (*accensi*).

Die Revolution, die in der Tradition die Vertreibung der Könige heißt, bedeutet die Ersetzung des einen lebenslänglichen Oberbeamten durch zwei coordinierte, vom Volke jährlich neu zu wählende, die Prätores oder Konsuln. Zum Zweck dieser Wahl wurden auch

*) Smith sucht den Ausdruck *classis* auf andere Weise zu erklären, die mir jedoch zu gekünstelt erscheint. Für meine Hypothese habe ich freilich auch keinen andern andern Anhalt, als daß eben „*classis*“ „Aufgebot“ heißt, und wenn allgemeines Aufgebot stattfand und doch *classis* und *infra classem* unterschieden wurde, das am einfachsten auf die Soldaten und die Nicht-Soldaten des Aufgebots bezogen wird. Gellius VI, 13 Erklärung, daß *classici* die Mitglieder der ersten Klasse genannt worden seien, kann ich mit Böckh und Willem's keinen Glauben schenken. Vgl. Smith, S. 130, Anm. 1.

die über 46 Jahre alten Männer, die nicht mehr felddienstpflichtig waren, in jeder Tribus zu vier Centurien zusammengefaßt. Das römische Volk zerfiel also jetzt in 168 Centurien Fußvolk, 18 Centurien Reiter, 5 Zusatz-Centurien. *) Man wählte nicht nach Köpfen, sondern in der Art, daß jede Centurie eine Stimme abgab.

Die Centurien-Einteilung, die ursprünglich allein die Ordnung des militärischen Aufgebots bezweckte, war jetzt eine politische Stimmordnung geworden. Der militärische Zweck ging allmählich immer mehr verloren, je mehr an die Stelle des ursprünglichen allgemeinen Aufgebotes in dem kleinen Kanton in dem wachsenden Großstaat eine bloße Einberufung gewisser Contingente trat, wofür die Tribus die Grundlage abgaben.

Entsprechend der allgemeinen Wehrpflicht stellt das Centurien-Stimmrecht (mit Ausnahme der Ritter und der Bevorzugung der *seniores*) das allgemeine, gleiche Stimmrecht dar. **)

*) Die ursprüngliche Zahl der römischen Tribus für Stadt und Land war 20, wozu sehr früh, spätestens 471, als 21. die clustumische getreten ist. Das ursprüngliche Gesamt-Aufgebot der felddienstfähigen Fußkrieger waren 84 Centurien, was wir daraus schließen dürfen, daß durch die Teilung unter die beiden Konsuln die Legion von 4200 Mann entstand, was noch zu Polybius Zeit als Normalzahl galt.

Als der Verfasser der fingierten Urkunde vom Jahre 179 die 168 Centurien — *juniores* und *seniores* — auf seine fünf Klassen verteilte, hätte er statt der runden Zahlen 80, 20, 30, von einer Stelle zwei abziehen müssen. So genau hat er nicht gerechnet und brauchte es für seine Zwecke auch nicht, er hat aber damit den nachfolgenden Gelehrten unendliche Mühe verursacht, den Grund der beiden überschüssigen Centurien zu entdecken.

Einer Erklärung bedarf noch die merkwürdige Verteilung der Waffen innerhalb der Legion, auf 3000 Hopliten 1200 Leichte. Stellte jede Tribus 3 Centurien Hopliten, 1 Centurie Leichte, so müßte das 3150 Hopliten, 1050 Leichte auf die Legion geben. Vielleicht ist der Zusammenhang der, daß, als die Kriegsordnung geschaffen wurde, nur 20 Tribus existierten, und als die 21. (noch vor der Vertreibung der Könige) hinzukam, ist dieser, weil sie nicht ganz für voll galt, nur die Stellung von Leichtem auferlegt worden. Die Zahlen 8400 für das ganze Aufgebot, 4200 für die Legion, davon 3000 Hopliten, 1200 Leichte, blieben dann normal, auch als die Verhältnisse ganz andere geworden waren. Die Centurien verloren immer mehr den Charakter von Aufgebots-Organisationen und auch von Aushebungs-Bezirken und wurden immer mehr bloße politische Stimmkörper. Bei der Vermehrung der Tribus, damit auch der Centurien, wurde also auf das Militärische keine Rücksicht mehr genommen.

Die Centurien der *seniores* sind jedenfalls erst geschaffen worden, als man ihrer bedurfte für die Abstimmung. Hätte man sie für den militärischen Zweck geschaffen, so müßte ihre Zahl viel kleiner sein, da die Kopfzahl innerhalb der Centurien möglichst die gleiche sein mußte. Der Landsturm der über 46 jährigen hat aber so wenig Wert und wird so wenig gebraucht, daß man die mühselige Listen-Fortschreibung und Kontrolle sich sicherlich nicht so zwecklos auferlegt hat.

**) Wenn meine Unterscheidung der drei ersten Centurien als der *classis* von der vierten als *infra classem* richtig ist, so liegt die Vermutung nicht fern, daß die vierte Centurie aus den Ärmsten bestanden hätte, stärker gewesen wäre, als die drei anderen, und deshalb bei geringerer Kriegslast

Neben der Einrichtung des demokratischen Stimmrechts machten die Patrizier dem Volke die weitere Concession, daß dem bisherigen Rat ein weiterer Rat zugesügt wurde, in den die angesehensten Plebejer berufen wurden (*patres et conscripti*).

Trotz des demokratischen Stimmrechts und trotz der Erweiterung des Senats blieb der aristokratische Charakter des Staates in fortwährenden Ponderationen doch dauernd erhalten, da die in den Senat aufgenommenen plebejischen Familien allmählich mit der alten Aristokratie verschmolzen (Cato war Plebejer) und die Competenz der Volksversammlung beschränkt blieb und ihre Abstimmungen, sei es nach Tribus, sei es nach Centurien, von der Aristokratie aufs stärkste beeinflusst wurden.

Als der Staat wuchs, wurde die Zahl der Tribus allmählich bis auf 35 vermehrt und mit ihr die Zahl der Centurien. Noch mehr aber wuchs die Zahl der Bürger in den Centurien, da der Senat mit der Erteilung des Bürgerrechts sehr liberal war. Als Cato Censor war, anno 184, gab es etwa 258 000 römische Bürger, die weithin über Italien zerstreut lebten. In welcher Art sollte diese Volksmenge ihren Willen kund tun? Den Repräsentativgedanken hatten die Alten noch nicht. Zur Beratung und Abstimmung über Gesetze und Wahlen kam nach wie vor, wie in den Zeiten des alten Kantons, wo der fernste Bürger nur einen Tagemarsch in die Stadt hatte, das Volk auf dem Capitol, auf dem Forum oder auf dem Marsfelde bei Rom zusammen.

Wäre nach Köpfen abgestimmt worden, so hätten dabei allein die Stadtbürger, will sagen, seit Rom Weltstadt geworden war, der Stadtpöbel das Regiment gehabt. Durch die Abstimmung nach Tribus und Centurien wurde das verhindert, denn die Stadtbewohner

auch ein geringeres Stimmrecht gehabt hätte. So wäre doch schon vor 179 ein gewisser Ansat zur Timokratie vorhanden gewesen. Wenn überhaupt vorhanden, kann der Unterschied aber jedenfalls in der älteren Zeit nicht erheblich gewesen sein, da ja die Zahl der römischen Bürger damals gerade nur groß genug war, um die Centurien der *juniores* jede mit 100 Mann zu füllen, und später, als die Centurien sehr wuchsen, ist es auch nicht wahrscheinlich, da wir sonst einmal etwas dergleichen hören müßten. Wir hören aber immer nur, daß, wenn Leute, sei es Pöbel, sei es Libertinen, seien es Bundesgenossen, im Stimmrecht beschränkt werden sollen, sie auf gewisse Tribus, nicht, daß sie auf gewisse Centurien beschränkt werden. Daß die 84 700 Bürger des Servianischen Censur rein aus der Luft gegriffen sind, ist anerkannt. Smith S. 37 macht wahrscheinlich, daß ihre Erwähnung bei Dionys IV, 22 auf die *commentarii Servii Tullii* zurückgehe. Das würde sich mit der Tatsache, daß Livius I, 44 Fabius Victor als seine Quelle dafür angibt, so vereinigen, daß der Fälscher der „*commentarii Servii Tullii*“ die Fabel schon vorgefunden und sie nur verwertet hat.

bildeten in den 35 Tribus und ihren Centurien nur vier. Schon im Jahre 304 hatte der Censor Qu. Fabius, der für diese Tat den Beinamen Maximus erhielt, bestimmt, daß das Stadtvolk ausschließlich in die vier städtischen Tribus und ihre Centurien eingeschrieben werden sollte und nicht etwa auf die anderen mitverteilt werden dürfte.*)

Eine Minderung ihres Stimmrechts selber brauchte das noch nicht zu bedeuten und wird es wohl höchstens zeitweise in unerheblichem Maße bedeutet haben. Auch die außerhalb der Stadt ansässigen und Beheimateten kamen aber auf diese Weise zu ihrem Recht. Diese Außenbürger, die Bauern und die noch so entfernt wohnenden Gemeinden römischer Bürger waren doch immer durch einige in Rom anwesende Genossen vertreten, und diese hielten nun die Stadtbürger im Schach, da jede Tribus oder jede Centurie, mochten in ihr wenige oder viel abstimmen, gleich viel wog. Ohne eine solche Einrichtung wäre ja die Abstimmung von 258000 Menschen, die im Jahre 69, bei dem letzten republikanischen Censur, dessen Zahl wir haben, auf 910000 gestiegen waren, an einem Fleck nicht nur eine Absurdität, sondern auch eine tatsächliche Unmöglichkeit gewesen. Die Abstimmung nach Tribus und Centurien kann als eine Art von unvollkommenem Repräsentativ-System aufgefaßt werden — so unvollkommen freilich, daß die Beeinflussungen, die Mißbräuche und die Zufälligkeiten die Abstimmungen doch, sei es zu einer Farce, sei es zu einem Spiel und Sport machten. Die neue Aristokratie, die, seit Rom zur Welthauptstadt geworden, die ungeheuren Reichtümer in ihre Hand gebracht, die altväterische Zucht und Einfachheit verlassen, sich dem kosmopolitischen griechischen Wesen mit seiner Bildung und seiner Dekadenz zugewandt, diese Aristokratie handhabte und corrumpierte auch die Comitien nach ihrem Gefallen.

In dem Kreise Catos sah man die Gefahr und sann und speciulierte über Reformen. Cato ist in jener Zeit nach Mommsens Ausdruck der „Vertreter der Opposition des römischen Mittelstandes gegen die neue hellenisch-kosmopolitische Mobilität“, deren Hauptvertreter die Scipionen sind. Im Jahre 182 wurde ein Gesetz gegen den Luxus erlassen; 181 das erste Gesetz gegen „ambitus“ „Wahlumtriebe“. Dann erfolgte 179 jene Reform des Stimmrechts, von der wir gehört haben, die die Bürger nach Stand, Vermögen, Beruf in die Tribus und Centurien verteilte. Nicht Cato selbst, sondern seine Nachfolger im Censor-Amt haben dieses Gesetz erlassen,

*) Livius IX, 46.

und zwar wird uns berichtet, daß die beiden Censoren vorher Feinde gewesen seien. Da der eine, Nobilior überdies eigentlich der gegnerischen Richtung angehörte, der andere, Metellus, das Zeug zu einem Reformator schwerlich hatte, so hat Smith wohl mit Recht vermutet, daß die Reform auf einem Compromiß beruhte, den Cato wohl betrieben, aber während seiner eigenen Verwaltung nicht mehr hat durchsetzen können.

Die Reform suchte das Heil durch die Zerlegung der Centurien in fünf Klassen nach einem Vermögens-Census. Wie diese Reform im einzelnen aussah, ob sie die Abstufung und Sätze der Pseudo-Servianischen Verfassung oder andere enthielt, wissen wir nicht, auch nicht, ob bei dieser Gelegenheit oder schon früher die Tribus in je zehn, statt der ursprünglichen acht Centurien geteilt wurden. Es kommt nicht viel darauf an; der Sinn war jedenfalls: der gesetzte Bürger, der Mittelstand sollte eine größere Zahl Centurien erhalten; das proletarische Stimmvieh der Optimaten konnte freilich nicht ganz seines Rechtes beraubt werden, wurde aber auf eine Minorität der Centurien beschränkt. Nach einer Quelle, Dionysius, gab es außer den fünf Klassen eine besondere Centurie der Proletarier. Die Besitzlosen wären also so gut wie ganz vom Wahlrecht ausgeschlossen worden. Sehr wahrscheinlich ist das nicht, und schließlich hängt ja alles von der Art der Einschätzung ab. Der Satz für die fünfte Servianische Klasse beträgt 11000 oder nach anderen 12500 As, etwa 800–900 Mark Vermögen.

Ein neuerer Forscher (B. Niese) hat wahrscheinlich gemacht, daß die berühmte Agrar-Reform, die die Tradition an den Namen des Schöpfers des plebejischen Konsulats, des Licinius, knüpft, (a. 367) und die den Latifundien-Besitz zu Gunsten der Bauern einschränkte, ebenfalls in die Catonische Zeit gehört. Man sieht, an Tatkraft und legislatorischer Fruchtbarkeit hat es den Vertretern der Politik des Mittelstandes und der väterlichen Sitte nicht gefehlt. Politische, wirtschaftliche, soziale Reformen griffen wohlgedacht ineinander.

So hat denn also die römische Republik, wenn auch nicht seit ihrem Beginn und in der Zeit ihrer Großtaten, so doch seit dem Jahre 179 ein wirkliches Klassen-Wahlrecht gehabt? Politische Rechte und Pflichten waren, wie man es nennt, gegeneinander abgewogen? So ist es nicht.

Die Reform blieb ein totgeborenes Kind. Die allgemeine Wehrpflicht existierte seit dem Ende des zweiten punischen Krieges nur

noch in der Theorie und war praktisch zu einem discretionären Conscriptioⁿs-Recht der Behörde abgestumpft. Der römische Mittelstand zwischen der Amts- und Geldaristokratie mit ihren riesenhaften Mitteln und ihrer Klientel auf der einen und dem Weltstadt- und Weltreich-Proletariat auf der anderen Seite war viel zu schwach, das Staatswesen im altrömischen Sinne, wie Cato es sich dachte, zu erhalten. Selbst wenn Cato in der Wahl-Reform nicht von vornherein mit einem Kompromiß sich hätte begnügen müssen, sondern seinen Plan, wie wir ihn etwa vermuten dürfen, vollständig hätte durchsetzen können, würde es nicht anders gekommen sein. Auch die zur ersten Klasse Eingeschätzten mit 100000 oder 125000 As (7000—9000 Mk.) Vermögen, wenn dieser Satz je praktisch gültig gewesen ist, waren doch vielfach zu unselbständig und entbehrten zu sehr jedes Standes-Zusammenhaltes, um sich wirklich geltend zu machen und dem Staate das Gepräge zu geben. Fast nirgends hören wir in der Zeit der Gracchen und der folgenden bürgerlichen Unruhen von den Klassen und ihrem Einfluß,*) so daß ein Niebuhr bezweifeln konnte, ob sie in der späteren Republik überhaupt existiert hätten. Ueberdies beruhte ja das Ganze nicht auf einem Gesetz, sondern auf der bloßen Verwaltungs-Praxis der Censoren, und da Vermögens-Abschätzungen etwas sehr schwieriges und willkürliches sind (nach unserem Gelde wären etwa abzuschätzen gewesen die Vermögen über 8000, über 6000, über 4000, über 2000, über 1000 [800] Mark Vermögen), so werden die späteren Censoren damit auch sehr frei umgegangen sein. Irgend eine Einwirkung auf die Entwicklung Roms hat die Reform von 179 nicht gehabt. Die konstitutiven Elemente der römischen Republik sind wie von ihrem Anbeginn an so bis zu ihrem Untergang Aristokratie und Demokratie geblieben, und darauf, daß diese beiden Potenzen sich ein halbes Jahrtausend in Gleichgewicht gehalten haben, keine jemals die andre völlig aufgesogen oder unterdrückt hat, Autorität und Freiheit beide ihre Stätte hatten, beruht es, daß nach Ranke's Ausdruck Rom die größte Werkstätte der Macht wurde, die die Geschichte kennt, und das Weltreich gründete, dem alle anderen Völker des Alterthums sich beugen und unterwerfen mußten.

*) Die einzige Stelle, die wie ein Versuch, die Klassen wieder abzuschaffen, klingt, ist Pl. Sallust de rep. ord, II, 8, „lex, quam C. Gracchus in tribunatu promulgaverat, ut ex confusis quinque classibus sorte centuriae vocarentur; ita coaequatur dignitate pecunia.“ Smith, S. 79, Anmfg. 3.

Die gegenwärtige Finanzlage Rußlands.

Von

Dr. Adrian Polly.

Die außerordentlich schwere, auf einen verhältnismäßig kurzen Zeitabschnitt zusammengedrückte Belastungsprobe, die der russischen Finanzverwaltung durch die Kriegsausgaben zugemutet worden ist, hat diese unter zwei Gesichtspunkten besonders empfindlich getroffen, einmal, weil die staatliche Finanzleitung weder den Ausbruch, noch den Umfang der Verwicklungen voraussehen und auf deren Erfordernisse vorbereitet sein konnte; zum andern wegen der beträchtlichen Staatsschuld, die schon vor dem Kriegsausbruch das Gleichgewicht des russischen Haushaltsetats, durch Zinsen und Rücklagen ernst genug beeinflusst hat.

Nichts natürlicher deshalb, als daß nicht nur prinzipielle und professionelle Gegner Rußlands, sondern auch wohlwollende Interessenten und objektive Fachleute in- und außerhalb Rußlands mit einer durch die von Tag zu Tag längere Fortdauer des unglücklichen Krieges gesteigerten Skepsis, der Finanzlage Rußlands und jedem zutage tretenden Bedürfnis der Verwaltung, neue Geldquellen zu erschließen, gegenüberstanden; eine starre Aengstlichkeit, die sich wohlbegreiflicherweise in erster Reihe der Gläubiger Rußlands angesichts der Entwicklung der Ereignisse bemächtigt und in weite Kreise fortgepflanzt hatte.

Der Portsmouther Friedensschluß brachte in der allgemeinen Beurteilung über die Aussichten, der finanziellen Komplikationen Herr zu werden, nur eine vorübergehende Beruhigung, die mit dem Wüten des revolutionären Schreckensregimes, in eine Art paroxistische Panik umschlug. — Gab es bis dahin schon warnende Propheten und misstrauische Mahner an allen Ecken und Enden, die äußerste Zurückhaltung in jeder materiellen Gemeinschaft mit Rußland bis zur Parole predigten: „keine Lieferung an Rußland ohne

vorherige Bardeckung in Berlin, Paris oder London“, so galt gegen Ende des Jahres 1905 der Staatsbankrott Rußlands als unerbittliche und unvermeidliche Notwendigkeit; selbst in der Auffassung erst-rangiger Finanzgrößen und angesehener Fachkapazitäten, als schlüssiges Axiom!

Ja, man wird in der Annahme nicht fehlgehen, daß die führenden Staatsmänner selbst, denen mit der Verwaltung auch die hohe Verantwortlichkeit für die Finanzgebarung und den Kredit des Russischen Reiches anvertraut war, wenn auch nicht pessimistisch resigniert, wie die fernstehenden Ueberängstlichen oder gar böswilligen Be- und Beurteiler, aber gleichwohl der durch die inneren Wirren und Zerklüftungen mehr noch wie durch die Kriegsniederlage gefährdeten Finanzlage die gewissenhafteste Beobachtung des pflichtbewußten Arztes in banger Sorge widmeten.

Von hohem Interesse ist die retrospektive Nachprüfung der prompten Einwirkung aller wesentlichen politischen Ereignisse während der bedeutsamsten Epoche in der neuzeitlichen Geschichte Rußlands auf das feinfühligste Kreditbarometer — den Kursstand der russischen Werte:

Die 4 %ige Rente stand an der St. Petersburger Börse am:	
3. Januar 1904 (Friedenszeit)	99 ¹ / ₂
23. Januar 1904 (unmittelbar vor der Kriegserklärung)	96 ¹ / ₈
3. Februar 1904 (unmittelbar nach der Kriegserklärung)	93 ¹ / ₄
23. Dezember 1904 (nach vielen verlustreichen Schlachten)	89 ¹ / ₂
1. April 1905 (nach der Seeschlacht bei Tsushima)	84 ³ / ₈
3. Oktober 1905 (nach dem Friedensschlusse von Portsmouth)	88 ¹ / ₈
23. Dezember 1905 (während der Revolution)	81 ¹ / ₈
23. September 1906 (Tiefstand in Gefolgschaft der ersten Dumaauflösung)	69 ⁵ / ₈
8. Oktober 1906 (Erholung nach den Agrarzugeständnissen)	70 ⁵ / ₈
23. Dezember 1906 (ohne erkennbare Ursache)	73 ³ / ₈

Eine übersichtliche Zusammenstellung der Kursschwankungen, denen die 4 %ige Staatsrente in den Jahren 1904—1907 ausgesetzt gewesen ist, erhält man in nachstehender Tabelle:

Nicht minder instruktive Anhaltspunkte für die Wechselwirkung zwischen Politik und dem öffentlichen Kreditwesen in Rußland während der kritischen Periode gewährt die Darstellung der

	1904	1905	1906	1907
Zum Anfang				
Januar . . .	99 ¹ / ₂	89 ¹ / ₄ 90	80 ¹ / ₄ 80 ³ / ₄	73 ¹ / ₂
Februar . . .	93 93 ¹ / ₄	90 90 ³ / ₈	80 ³ / ₄ 81 ¹ / ₈	73 ¹ / ₈ 73 ¹ / ₄
März	93 93 ¹ / ₈	89 ³ / ₄ 89 ¹ / ₄	79 ¹ / ₄ 80	72 ¹ / ₂ 72 ³ / ₄
April	93 ¹ / ₈ 93 ¹ / ₄	84 ³ / ₈ 85	75 ³ / ₄ 76	73
Mai	89 ⁷ / ₈ 90 ¹ / ₈	84 ¹ / ₈ 84 ¹ / ₄	75 ⁷ / ₈	72 ³ / ₈ 72 ¹ / ₂
Juni	91 ³ / ₈	87 ¹ / ₂ 88	72 ⁷ / ₈ 73 ¹ / ₈	70 ³ / ₄ 71 ¹ / ₈
Juli	92 ³ / ₈	84 ¹ / ₄ 84 ³ / ₈	72 ¹ / ₂	70 ³ / ₄ 70 ⁷ / ₈
August	92 ¹ / ₈	85 ¹ / ₄	71 ¹ / ₄ 71 ¹ / ₂	70 ¹ / ₈ 70 ¹ / ₄
September . .	91 ¹ / ₈ 91 ¹ / ₄	88 ³ / ₄ 89	69 ³ / ₄ 70 ¹ / ₈	70 ¹ / ₄ 70 ¹ / ₈
Oktober . . .	91 ³ / ₄ 91 ⁷ / ₈	88 ¹ / ₄ 88 ³ / ₈	70 ³ / ₈ 70 ¹ / ₂	71 ¹ / ₄ 71 ³ / ₈
November . . .	91 ⁷ / ₈	85 ¹ / ₄	74 ¹ / ₈ 74 ¹ / ₄	—
Dezember . . .	91 ¹ / ₂	78 78 ¹ / ₄	73 ³ / ₈	—
Höchster Kurs im Jahre . . .	99 ¹ / ₂	91 ¹ / ₂	81 ¹ / ₄	73 ³ / ₄
Niedrigster Kurs im Jahre . . .	88 ¹ / ₄	74 ¹ / ₂	69	69 ³ / ₄

Schwankungen in den offiziellen Diskontsätzen an der St. Petersburger Börse. Der Diskont betrug:

Vom 23. August 1903 bis zum 31. Januar 1904	— 4 ¹ / ₂
Vom 31. Januar 1904 bis zum 9. November 1905	— 5 ¹ / ₂
Vom 9. November 1905 bis zum 30. November 1905	— 7 ¹ / ₂
Vom 30. November 1905 bis zum 9. Januar 1906	— 7
Vom 9. Januar 1906 bis zum 4. April 1906	— 8
Vom 4. April 1906 bis zum 23. April 1906	— 7 ¹ / ₂
Vom 23. April 1906 bis zum 1. Juni 1906	— 7
Vom 1. Juni 1906 bis zum 7. September 1906	— 6 ¹ / ₂
Vom 7. September 1906 bis zum 22. Januar 1907	— 7 ¹ / ₂
Vom 22. Januar 1907 bis zum 25. Oktober 1907	— 7

Mit trockenem, jedoch beredtem Zahlenmaterial — Zahlen beweisen nach alteingewurzelttem Sprichwort — werden wir unsern Lesern noch mehrfach näher treten müssen, soll diese Betrachtung ihren Zweck ehrlich erfüllen, der in der Ueberschrift gekennzeichnet ist.

Wir haben Eingangs den Skeptikern und Pessimisten in ihren Beurteilungen der jüngsten Vergangenheit, wie ihren Voraussagen für die nächste Zukunft Rußlands in finanz-politischer Richtung, an

der Hand der tatsächlichen Vorgänge, deren Schönfärbung nicht in unserer Aufgabe liegt, volles Verständnis entgegengebracht.

Furcht vor Kritik ist das sicherste Argument für das eigene Schwächegefühl. Will die russische Finanzverwaltung diesen Vorwurf von sich fernhalten, so wird sie jede freie, auch ihr ungünstige Meinungsäußerung, sofern sie auf Wahrheit beruht, oder auch nur die Wahrheit ehrlich sucht und anstrebt, zu respektieren haben. Umgekehrt wird man ihr aber wohl auch das Recht, ja die Pflicht der Abwehr gegen falsche Darstellungen auf gutgläubiger Grundlage, wie vielmehr aber noch gegen frivole Verunglimpfungen aus bewusster Böswilligkeit zuerkennen; ganz besonders aber wenn die Gefahr besteht, daß aus den einen, wie aus den anderen Trugschlüsse abgeleitet werden, die durch unwidersprochene Ausbreitung geeignet sind, dem Staatskredit Abbruch zu tun und unermesslichen Schaden in weiten Kreisen privater Inhaber russischer Schuldverschreibungen zugunsten einzelner Kursjobber zu verursachen.

Gleich den Halmen auf üppigen Wiesen schossen während und nach dem Kriege Flugschriften in die Höhe, allesamt mit dem übereinstimmenden Vorhaben, Rußland — auf dem noch immer geduldigen Papier natürlich — den Garaus zu machen.

Das russische Finanzministerium hat auffälligerweise allen diesen mehr oder minder schwerwiegenden Provokationen eisiges Schweigen gegenübergestellt. Die Ereignisse gaben diesem Prinzip völliger Nichtbeachtung recht: der Rubelkurs steht heute fast *al pari*.

Immerhin möchten wir an der Hand der wesentlichsten Einwürfe der meistbesprochenen und mit den stärksten Ansprüchen derzeit hervorgetretenen Streitschriften mit dem von Blatt zu Blatt ausklingenden Todesurteile gegen Rußlands Finanzgebahrung — frei von jeder Polemik — die angezogenen Verhältnisse auf Grund unwiderleglich authentischer Ziffern beleuchten. Nicht um das Interesse an jenen längst und spurlos verklungenen Zusammentragungen etwa neu zu beleben, sondern einzig um deswillen, weil unser Material die Bausteine bildet, aus denen sich das solide Fundament der russischen Finanzwirtschaft zusammensügt. Das hier zum ersten Male öffentlich Gesagte gilt nicht zur Entkräftung eines einzelnen, inzwischen halbvergessenen Ausfalls, sondern zur Befräftigung der tatsächlichen Verhältnisse, zur Richtschnur für ihre korrekte Wertschätzung in der Zukunft.

Nach den in den erwähnten Schriften angezogenen Berechnungen hat der russische Staat vom Oktober 1906 bis zum 1. Juli 1911

an fälligen Kriegsanleihen insgesamt 2288 Millionen Mark zurückzahlen.

Diese Ziffer setzt sich zusammen: aus der französischen Anleihe des Jahres 1904, der deutsch-holländischen vom Jahre 1905, der Schuld des Reichsschatzes aus der Emission von Schatzscheinen und der Schuld aus den kurzfristigen Schatzanweisungen vom 9. Dezember 1905.

Die Richtigkeit der vorstehenden Summe zugegeben, dürfte die Rückzahlung zum angegebenen Zeitpunkte schwerlich in voller Höhe gefordert werden.

Die ausgegebenen Schatzanweisungen belaufen sich trotz Berechtigung des Finanzministeriums, Schatzanweisungen bis zum Maximalbelaufe von 400 Millionen Rubel auszugeben, bis nun nach Erreichung der Höchstziffer von 236 Millionen Rubel, heute nur noch auf 53 Mill. Rubel.

Im April 1905 wurden (kurzfristige) Schatzwechsel in deutscher Valuta im Betrage von 324 Millionen Reichsmark, gleich 150 Mill. Rubel realisiert (Samml. von Gesetzen u. Regierungserlasse Nr. 70 vom 3. Mai 1905).

Von dieser Summe wurden 32,4 Millionen R.-Mark (15 Mill. Rubel) vor Schluß des Jahres 1905 und der ganze Rest zu Anfang des folgenden Jahres getilgt. Gleichzeitig wurden neue Schatzscheine in deutscher Valuta im Betrage von 201 900 000 R.-Mk. — 93 459 510 Rubel emittiert und Anfang 1906 auch Schatzscheine in französischer Währung im Betrage von 267 Mill. Frs. (100 125 000 Rubel) realisiert und ferner im März und April 1906 in russischer Währung 117 300 000 Rbl., von denen übrigens 75 Millionen im Mai desselben Jahres wieder ausgekauft wurden.

Zu Anfang Juli 1906 befanden sich also im Umlauf: Schatzscheine in deutscher Valuta — 201 900 000 Mk., in französischer Valuta — 267 Millionen Frs. und in russischer Währung — 42 300 000 Rbl., im ganzen aber 235 884 510 Rbl. Diese Summe ist in der Samml. von Gesetzen u. Regierungserlasse Nr. 143 vom 10. Juli 1906 veröffentlicht worden. Von diesen Schatzscheinen wurde der größte Teil Ende 1906 und der Rest von 5 725 000 Mk. (26 501 02,50 Rbl.) im Januar 1907 getilgt.

Ende 1906 wurden abermals Schatzwechsel in deutscher Währung im Betrage von 114 450 000 Mk. — 52 978 915 Rbl. emittiert. (3. Emission). Jetzt sind diese Schatzwechsel, der 3. Emission (53 Mill. Rbl.) als 4. Emission bis 1908 prolongiert.

Diese kurzfristigen Wechsel mußten als Notbehelf bis zur Auszahlung der großen Kriegsanleihen an Rußland zur Deckung laufender Ausgaben verwendet werden. Bekanntlich blieb nach Deckung sämtlicher Schatzanweisungen und der Kriegsdefizite aus den Jahren 1905 und 1906 noch ein ungedecktes Defizit von 1906 von rund 130 Millionen übrig.

Verschieden davon sind die im Sommer 1904 zum Belaufe von 150 Mill. Rubel ausgegebenen 3,6%igen Reichsschatzscheine, die im August 1908 fällig werden und die gleichfalls in jenen Rußland belastenden 2288 Millionen Mark eingerechnet sind. Diese zinstragenden Schatzscheine haben nun nicht nur den Charakter einer Staatsschuld, sondern dienen zugleich als äußerst beliebtes, weil gewinnbringendes Zahlungsmittel; sie sind mit halbjährigen Zins scheinen versehen. Es ist deshalb mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die Inhaber dieser Papiere froh sein werden, sie bei Fälligkeit gegen neue Schatzscheine umzutauschen, womit auch die Zahlungsverpflichtung Rußlands hierfür im August 1908 nur zum geringsten Teile akut werden dürfte.

Die Summe der gegenwärtig umlaufenden Schatzscheine bewegt sich überhaupt in mäßigen Grenzen. Bis zum Jahre 1889 waren im ganzen Schatzscheine für 240 Mill. Rubel ausgegeben, deren Amortisation mit dem Jahre 1896 beginnt, nicht weil die Rückzahlung verlangt wurde, sondern auf Beschluß der Finanzverwaltung. Die alljährlich bewerkstelligte Tilgung brachte den Bestand der Schatzscheine bis zum Ausbruch des Krieges auf einen Gesamtbetrag von wenig mehr denn 100 Mill. Rubel herunter. Die infolge des Krieges nunmehr wieder auf ca. 250 Mill. Rubel erfolgte Erhöhung der umlaufenden Schatzscheine bedeutet somit lediglich eine Erhöhung um 10 Mill. Rubel gegenüber dem Bestande im Jahre 1889.

In Wirklichkeit wird Rußland demnach bis zum Jahre 1911 nur mit zwei größeren Zahlungsverpflichtungen zu rechnen haben: Im Jahre 1909 mit den fälligen französischen Schatzbonds zum Belaufe von 640 Mill. Mark und im Jahre 1911 mit der eventuellen Rückzahlung von 500 Mill. Mark 4 $\frac{1}{2}$ %iger deutsch-holländischer Anleihe.

Das macht zusammen 1140 Mill. Mark, zuzüglich 53 Mill. vorerwählter Schatzwechsel, bleibt somit von jenen 2288 Mill. Mk. just um etwa 50% fern. Außerdem ist noch gar nicht gesagt, daß die Inhaber 4 $\frac{1}{2}$ %iger Papiere im Jahre 1911 eine bessere Anlage ihres Kapitals wünschen und von der ihnen zustehenden Befugnis,

die Rückzahlung zu verlangen, allesamt Gebrauch machen werden. Schließlich steht nicht zu befürchten, daß Rußland durch die beiden — obendrein durch eine zweijährige Intervalle getrennten Verpflichtungen — irgendwie ins Gedränge kommen könnte.

Mit gleicher Gründlichkeit ist die weit und breit angekündigte Prophezeiung in nichts zusammengefallen, Rußland werde im Jahre 1907 zur Aufnahme einer neuen Anleihe von wenigstens 3 Milliarden Mark gezwungen sein. Das Jahr 1907 ist im Strome des ewigen Weltlaufes beinahe untergetaucht, ohne daß der russische Finanzminister auch nur einen einzigen Dreier vom Ausland in Anspruch genommen hätte!

Für die Entwicklung der Geldwirtschaft im Innern während der kritischen Periode 1904, 1905 und 1906 geben aber die nachstehend berechneten Bewegungen der russischen Reichsbank — natürlich kommen für die Absicht des Verfassers nur die Hauptziffern in Betracht — ein durchaus instruktives Bild:

Die Gesamtheit der von der russischen Reichsbank gewährten Darlehen (Wechsel-, Lombard- und Kontokorrent-Kredit) betrug:

1904	1	Milliarde	654,1	Mill.	Rbl.	
1905	1	"	975,5	"	"	(Zunahme 321,4 Mill. Rbl.,
1906	2	Milliarden	086,6	"	"	" 111,1 " ")

Als Depots wurden eingelegt (vom Staate und von Privaten):

1904	11	Milliarden	907,7	Mill.	Rbl.	
1905	13	"	989,6	"	"	(Zunahme 2 Milliarden 81,9
						Millionen Rbl.)
1906	13	"	606,9	"	"	(Abnahme 382,7 Mill. Rbl.)

Der Totalumsatz der Reichsbank bezifferte sich:

1904	auf	138	Milliarden	256	Mill.	Rbl.
1905	"	152	"	678	"	" (Zunahme 14 Milliarden
						dann 422 Mill. Rbl.)
1906	"	151	"	337	"	" (Abnahme 1 Milliarde, 341
						Mill. Rbl.)

Der erzielte Nettogewinn belief sich in

1904	auf	12,4	Millionen	Rbl.
1905	"	18,2	"	" (Zunahme 5,8 Mill. Rbl.)
1906/1907	"	20,8	"	" (" 2,6 " ")

Der Goldumlauf einschließlich des vorhandenen Goldschatzes erreichte am:

1. Januar 1904 die Höhe von 1 Milliarde 683,9 Mill. Rbl.

1. " 1907 " " " 1 " 832,4 " "

Somit eine Zunahme von 148,5 Millionen Rubel.

Eine besonders ungünstige Beurteilung bei den unheilbaren Widersachern erfährt das russische Eisenbahnwesen und die daraus erwachsenden Defizite. Dabei wird — um den Behauptungen von einem Rußland durch seine Eisenbahnen angeblich drohenden Milliarden-Defizit, einen Schein von Glaubwürdigkeit zu geben — mit den offiziellen Ziffern der Reichskontrolle operiert; aber in so willkürlicher Gruppierung, daß bei Anwendung des gleichen Modus für das deutsche, französische oder englische Eisenbahnwesen, alle diese Verwaltungen mit größeren oder kleineren Defiziten ständig zu rechnen hätten. — Statt dem gesamten Berichtsausweis der Reichskontrolle sind den Berechnungen nur die Kassenberichte zugrunde gelegt. So ist — um nur ein Beispiel zu wählen — in der Totalsumme der Ausgaben für 1903 (571,9 Mill. Rbl. gegen 484,7 Mill. Rbl. Einnahme) die Ausgabe für Beschaffung von rollendem Material und zur Verstärkung der Bahnen (99,5 Mill. Rbl.) mit-enthalten. Wird dieser Anschaffungswert nach allgemein geltenden Grundsätzen als Aktivposten aus den laufenden Ausgaben beseitigt, so ergibt sich ein Betriebsgewinn von 12,3 Mill. Rbl.

Die Reichskontrolle ermittelt die finanziellen Ergebnisse der Eisenbahnverwaltung genau nach den kaufmännischen Grundsätzen bei Aufstellung des Verlust- und Gewinn-Kontos. Von den Beträgen der alljährlichen Bruttoeinnahmen der Eisenbahnen kommen in Abzug: die Betriebsausgaben, die Zahlungen für Zinsen und Schuldtilgung der Eisenbahnanleihen, endlich $4\frac{1}{2}\%$ Zinsen für etwaige vom Staate hergegebene Bankkapitalien. Der hiernach verbleibende Ueberschuß bildet den Gewinn; ein etwaiger Fehlbetrag den Verlust. Bei dieser Behandlung sind ausgewiesene Defizite in Wirklichkeit gar nicht solche, sondern nur als Verbuchungsposten vom Standpunkte der Beurteilung des Eisenbahnwesens als kaufmännische Unternehmung, zu beurteilen, von der verlangt wird, daß sie die Zinsen des ganzen aufgewandten Kapitals aus eigenen Mitteln aufzubringen habe.

Die Ausweise zum 1. Januar 1904 geben hierfür ein klares Beispiel: die Kapitalien, welche nach dem Bericht der Reichskontrolle nicht auf dem Anleihewege sondern aus Staatsmitteln zum Bau und zur Verbesserung des Eisenbahnwesens verwendet worden sind, beliefen sich auf 1311 Millionen; die dieser Summe gegenüberstehenden, aber in Wirklichkeit nicht zur Auszahlung gelangten Zinsen an den Staat betrugen 56,8 Mill. Rbl. Bringt man diese von dem durch die Reichskontrolle festgestellten Defizit von 18,9 Mill.

Rbl. in Abrechnung, so würde sich dieses in einen Ueberschuß von 37,9 Mill. Rbl. verwandeln. In den vorerwähnten, aus Etatsüberschüssen bestrittenen Ausgaben sind auch die riesigen Kosten für den Bau der sibirischen Bahn mitenthalten.

In einer vergleichenden Tabelle über die Rentabilität der Eisenbahnen verschiedener Staaten hat deren Verfertiger, Herr Rudolf Martin, unter Entnahme des für Rußlands Eisenbahnwesen ungünstigen Jahres 1901, folgende Resultate festgestellt: Deutschland 5,1 %, Frankreich 3,8 %, Oesterreich-Ungarn 3,5 %, Rußland 3,5 %; das nicht genannte Großbritannien hatte im gleichen Zeitraum nur einen Gewinn von 3,3 % aus seinem Eisenbahnwesen erzielt. Somit stehen die russischen Bahnen noch keineswegs an letzter Stelle. Noch günstiger für Rußland stellt sich dieser Vergleich indes, wenn gerechter Weise in Betracht gezogen wird, daß es nirgendwo so weite Strecken gibt, wie in Rußland, und daß der Frachttransport nirgendwo solche Massen von minderwertigen Rohstoffen aufzuweisen hat; demzufolge auch der von der Konkurrenz der Wasser- und Chausséewege stark beeinflusste russische Frachttarif äußerst niedrig angesetzt sein muß; das zeigt nachstehende Tabelle.

Für den Transport wurde pro 1 Werst und pro 1 Pud Nettofracht erhoben:

Frankreich	$\frac{1}{32}$
Deutschland	$\frac{1}{33}$
Oesterreich-Ungarn	$\frac{1}{37}$
Bereinigte Staaten von Nordamerika und Rußland	$\frac{1}{49}$

Das russische Eisenbahnetz umschloß Ende 1883 als Gesamtlänge aller Eisenbahnlinien 22 466 Werst, Ende 1903 dagegen 54 217 Werst, somit das $2\frac{1}{2}$ fache innerhalb 20 Jahren.

Der Gesamtwert der vom Staate betriebenen Eisenbahnen ist von 649 Millionen des Jahres 1890 auf 3 955,8 Millionen im Jahre 1903 gestiegen.

Im Prozentverhältnis zum Anlagekapital beläuft sich der erzielte Reinertrag aus dem Betriebe der Staatseisenbahnen auf 4 % im Jahre 1900; 3,5 % in 1901; 3,3 % in 1902 und 3,7 % in 1903.

In Händen der Privateisenbahngesellschaften befinden sich: die Warschau—Wiener, die Wladikawkas, die Lodzer, die Moskau—Windau—Rybinsk, — die Moskau—Kjasan, die Moskau—Wien—Woronesch, — die Kjasan—Uralstbahn und die Südostrbahnen. Diese Bahnen umfassen ein Geleisnetz von ungefähr 17 000 Werst

Normalspur, gegen 3359 im Jahre 1891, sie haben ihre Bautätigkeit in den letzten 15 Jahren mehr als verfünffacht.

Die Superdividende einschl. Kuponsteuer sämtlicher Privatbahnen betrug

1901:	6,5 Millionen Rbl.
1902:	5,7 Millionen Rbl.
1903:	7,7 Millionen Rbl.
1904:	7,5 Millionen Rbl.

Die Garantiezuschüsse der Reichsrentei (Schuld an die Regierung)

1901:	11,6 Millionen Rbl.
1902:	9,4 Millionen Rbl.
1903:	7,3 Millionen Rbl.
1904:	6,5 Millionen Rbl.

Der Gewinnanteil des Staates:

1901:	2,4 Millionen Rbl.
1902:	3,0 Millionen Rbl.
1903:	5,9 Millionen Rbl.
1904:	7,6 Millionen Rbl.

Die finanziellen Betriebsergebnisse für den Staatschatz:

1901:	Zuschuß 9,2 Millionen Rbl.
1902:	„ 6,4 Millionen Rbl.
1903:	„ 1,4 Millionen Rbl.
1904:	Gewinnanteil 1,4 Millionen Rbl.

Zuzugeben ist, daß die Schuldenlast des Russischen Staates eine der größten unter den zivilisierten Staaten ausmacht. Aber nicht die absolute Höhe der Staatsschuld, sondern der Zweck der Anleihen und die Verwendung des aufgenommenen Geldes, entscheiden über die Bedeutung und den Einfluß der Staatsverschuldung auf die Volkswirtschaft.

Nun darf gegenüber der unleugbar starken Anschwellung der russischen Staatsschuld, in objektiver Gerechtigkeit auch nicht verschwiegen werden, wozu die aufgenommenen Anleihen gedient haben: zur Umwandlung älterer in neuere Anleihen mit größerem Nennwert, aber kleinerer Zinsenlast; zur Verstaatlichung verschiedener Privatbahnen, deren in Umlauf befindliche Obligationen auf die Staatsschuld übernommen worden sind. Endlich zu der mit der Valutaregulierung erforderlich gewordenen Tilgung älterer staatlicher Verpflichtungen an die Reichsbank. Der sonstige Bedarf für die Valutaregulierung, wie zum Bau und zur Ausrüstung neuer Staatsbahnen einschl. der großen Sibirischen Eisenbahn sind nicht durch

Anleihen aufgebracht, sondern den sich alljährlich und regelmäßig ergebenden Budgetüberschüssen entnommen worden.

Der japanische Krieg hat selbstverständlich die Staatsschuld — neuerdings von Helfferich berechnet — um 1281 $\frac{1}{2}$ Millionen Rubel mit einer jährlichen Zinsenlast von 59,8 Millionen Rubel vergrößert

Professor Helfferich spricht aber zugleich in seiner Studie über den Einfluß des Krieges auf die Staatswirtschaft und die wirtschaftliche Lage Rußlands den Wunsch aus, daß Deutschland, wenn es von einem ähnlichen Unglück betroffen werden sollte, sich verhältnismäßig ebenso glücklich aus der kritischen Lage ziehen möge, wie Rußland es während des schweren, verlustreichen japanischen Krieges getan.

Bei dem ausgesprochenen Charakter Rußlands als landwirtschaftlichem Staat wird die Geduld und das Interesse unserer Leser hoffentlich unsern folgenden knappen Darlegungen willige Gefolgschaft leisten:

Für die allmähliche, aber stetige Steigerung des Getreideertrages in Rußland sind nachstehende Berechnungen des Ministeriums der Landwirtschaft über die in Tschetwert pro Desjatine (1 Desjatine = 1,09 Hektar) bez. Pud (1 Pud = 16,380 kg) erzielte Ernte maßgebend:

Jahre	Roggen	Sommerweizen	Hafer	Gerste
I. Bei den Gutsbesitzern.				
1881—1885	6,25	4,75	8,50	6,00
1886—1890	5,25	4,75	7,75	6,00
1891—1895	5,75	5,25	8,75	6,50
1896—1900	6,75	5,50	9,00	7,00
II. Bei den Bauern.				
1881—1885	5,25	4,25	7,75	5,50
1886—1890	4,50	4,75	6,75	5,50
1891—1895	5,00	4,75	7,75	5,75
1896—1900	5,75	4,75	7,75	6,00

Die Erträgnisse aller Getreidearten aus Rußland betragen für denselben Zeitraum:

	Tausend Pud	Tausend Rub.	Pud pro Einwohner
1880—1886	285 243	287 567	2,77
1887—1893	402 369	327 707	3,47
1894—1900	490 522	382 800	3,82

Die Wendung zum Besseren in der Russischen Landwirtschaft

wird u. a. auch von Bechtejeff in einer kürzlich erschienenen Schrift: die wirtschaftlichen Resultate der verflossenen 45 Jahre, anerkannt.

Hand in Hand mit dieser Aufwärtsentwicklung der Landwirtschaft geht auch die Vieh- und Geflügelzucht in Rußland, wie die nachstehenden Durchschnittsziffern für Fünftel des Exports zeigen. Ausgeführt wurden:

Jahre	Pferde		Schweine und Ferkel	
	Stück	Wert in Rbl.	Stück	Wert in Rbl.
1886/90	34 276	3 742 579	42 636	1 293 355
1891/95	57 891	4 634 095	71 328	2 721 466
1896/1900	58 413	5 462 683	69 558	2 896 057

Jahre	Hausgeflügel		Geschlachtetes Geflügel und Wild	
	Wert in Rbl.	Stück	Wert in Rbl.	Stück
1886/90	2 991 011	1 643 483	847 117	
1891/95	4 619 704	1 316 009	672 939	
1896/1900	5 777 611	2 679 759	1687 633	

Nicht weniger bemerkenswert ist der statistisch ermittelte Fortschritt in Herstellung und Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte.

Prof. Alfons Thun stellt das schon in seiner 1880 erschienenen Schrift wie folgt fest: „Besonders bemerkenswert ist der Fortschritt im letzten Jahrzehnt; er zeigt sich sowohl in der Milchwirtschaft, als auch in der dieselbe bedingenden Verbesserung der Viehhaltung“ . . . a. a. D.: „Hier (in bestimmten Gebieten) hat die Milchwirtschaft festen Fuß gefaßt und beginnt den Charakter eines Großbetriebes anzunehmen, dem Umfange, wie dem Verfahren nach, wodurch sie auf in- wie ausländischen Märkten sich eine ansehnliche Stellung erwerben kann.“

Die Eierausfuhr überstieg in der ersten Hälfte der sechziger Jahre nicht 1¹/₂ Millionen Stück jährlich, 1870 wurden aber schon 11 Millionen Stück ausgeführt und vermehrte sich in den Folgejahren äußerst rapid:

Jahre	Mill. Stück	Durchschn. Wert pro Jahr in Rbl.
1871/75	30	327 000
1876/80	106	1 191 000
1881/85	154	2 189 000
1886/90	578	9 474 000
1891/95	946	14 724 000
1896/1900	1698	27 713 000
1901	1996	35 393 000

Gleich beständig wächst die Butterausfuhr:

Jahre	Rud	Rubel
1890	296 161	3 111 170
1895	257 128	2 570 574
1900	1 059 322	11 910 507
1901	1 919 000	25 857 000
1902	2 311 177	28 439 707
1903	2 516 102	32 041 162

Die Fortschritte der Runkelrübenkultur betragen:

Jahre	Erzeugte Zuckermenge Millionen Rud	Eingeflossene Akzisensteuer Millionen Rbl.
1896/97	39,4	42,7
1897/98	40,8	55,5
1898/99	42,3	58,6
1899/1900	50,1	67,5
1900/01	50,9	71,2
1901/02	60,4	80,9

Die Anbaufläche der Runkelrüben hat sich um 82 %, die Menge der verarbeiteten Rüben um 90 %, die des gewonnenen Zuckers im letzten Jahrzehnt um das Doppelte vermehrt. Die Staatseinnahme aber hat sich im selben Zeitraum vervierfacht.

Fortschritte des Flachsbauers:

Jahre	Defjatinen	Produktion Rud	Export Rud	Erlös Rbl.
1900	1 622 222	29 752 397	10 571 159	43 829 166
1901	1 634 706	21 264 083	8 517 579	44 336 920
1902	1 650 878	35 972 250	10 740 927	51 411 505
1903	1 483 057	32 105 809	15 733 000	72 605 000

Von der Landwirtschaft müssen wir einen Blick auf Rußlands Industrie werfen.

Eine besondere Rolle in der russischen Volkswirtschaft nimmt die Baumwollindustrie ein, worin Rußland, was den Umfang angeht, im Weltmarkte an dritter Stelle steht (England an zweiter, Amerika an erster). In der Schnelligkeit des Wachstums nimmt aber Rußland den ersten Platz ein und hat nicht nur England, sondern auch Amerika überflügelt.

Diese Tatsache wird schon durch die nachstehenden Daten über die Vermehrung der Anzahl der im Betriebe befindlichen Spindeln bewiesen.

Jahre	Innerrussische Rayons Anzahl	%	Weichselrayons Anzahl	%
1877	2 579 643		216 640	
1886	3 407 184	32	505 622	134

Der Anbau der Rohbaumwolle befindet sich freilich noch im Anfangsstadium; die rasche Entwicklung ist gleichwohl ins Auge springend: 1884: 10 000 Pud; 1898: 3¹/₂ Millionen Pud. Die Ernteerträge in den letzten 5 Jahren ergaben in den Hauptproduktionsländern:

Jahre	Ver. Staaten	Ostindien in Millionen Pud	Egypten	Rußland
1898	141,9	21,3	16,125	3,5
1899	117,9	24,1	13,8	5,7
1900	126,2	7,6	15,9	7,6
1901	131,4	21,2	13,4	5,6
1902	135,7	23,2	16,100	4,8
Resultate in %	— 4,3	+ 9,1	— 0,1	+ 7,3

Den Reichtum des russischen Bodens an Mineral-schätzen sollen folgende Angaben und Daten dartun: die Kohlenausbeute und die Produktion von Roheisen betrug in den

Jahren	Kohlen in Millionen Pud	Roheisen
1900	986,3	179,1
1901	1008,9	175,0
1902	1005,2	158,6
1903	1090,8	151,8
1904	1150,2	181,3
1905	1068,5	166,4

Bergbauingenieur Wolshy („Die produktiven Kräfte — — —“ 1905) beurteilt den Mineralreichtum wie folgt: Im Ueberfluß trifft man in Rußland Eisenerze, Naphtaquellen, Kohlenlager und Goldgruben an. — — Rußland besitzt solche Naphta-, Manganerz- und Platinlager, wie sie in keinem Lande der Welt mehr vorkommen. Die Mineralreichtümer sind jedenfalls derart, daß in Bezug auf die Ausbeute der notwendigsten Mineralien (Eisenerze und Kohlen) Rußland in Laufe der letzten 15 Jahre schnelle Fortschritte aufweisen konnte.

Die Naphtaausbeute in Baku, die Goldquelle Rußlands, betrug während der letzten Jahre durchschnittlich ungefähr 50 Mill. Pud monatlich; gegenwärtig hat sie nach einem starken Sinken als

Nachwirkung der Ereignisse in den letztverfloffenen Jahren (Sept. 1905 — 2,1 Mill., Okt. 18,4 Mill. Rub) ihre normale Höhe nahezu erreicht und beträgt 40 Mill. Rub.

Es wurden erzielt in den Jahren

	1896:	409,5	Mill.	Rub
	1900:	631,4	"	"
	1901:	706,1	"	"
	1902:	670,6	"	"
	1903:	629,4	"	"
	1904:	655	"	"
(Ausnahmejahr)	1905:	451	"	"

Einer besonders glänzenden Zukunft geht das russische Forstwesen entgegen. Rußland nimmt hinsichtlich seines Waldreichtums unbestritten die erste Stelle ein. Der Reinertrag hat sich von 1895—1899 um 80% erhöht (von 22,6 auf 40,8 Mill. Rub.). Der amtliche Ausweis zeigt folgende Staatserträge:

Jahre	Reinertrag in Tausend Rubel
1895:	22 064
1900:	45 825
1901:	47 284
1902:	48 703
1903:	51 254
1904:	49 310

Hieraus geht eine 123 $\frac{1}{2}$ %ige Steigerung des Reinertrags aus dem forstlichen Staatsbesitz innerhalb eines Jahrzehntes hervor.

Die Ausweise über die Ausfuhr und Einfuhr für die beiden Jahre (1904 und 1905) zeigen, daß trotz Krieg, Missernte und inneren Unruhen die Ausfuhr überwiegt, daß somit die russische Handelsbilanz unter denkbar schweren Verhältnissen ihre Stetigkeit und Aktivität bewahrt hat.

Jahre	Export	Import Tausend Rubel	Ueberschuß
Durchschnitt f.			
d. Jahrfünft: 1899—1903	793 297	630 221	163 076
1904	1 006 384	651 403	354 981
1905	1 080 017	612 195	467 822

Der Wert der russischen Einfuhr und Ausfuhr nach 17 ausländischen Staaten, in denen der Warenumsatz Rußlands 90% seines gesamten auswärtigen Handelsverkehrs beträgt, ist mit folgender Uebersicht festgestellt:

Jahre	Ausfuhr aus Rußland	Einfuhr nach Rußland	Bilanz
1899	533 145	579 997	—46 852
1900	606 911	555 538	+51 373
1901	643 538	512 398	+131 140
1902	743 269	513 190	+230 079
1903	857 354	589 268	+268 086
Durchschnitt- lich pro Jahr	676 843	550 078	+126 765
1904	856 966	559 795	+297 171

Die statistischen Ausweise der in Betracht kommenden 17 Auslandsstaaten beziffern die russischen Ausfuhrwerte fast doppelt so hoch; zweifellos ist die russische Ausfuhr in Wirklichkeit beträchtlich höher als in der vorstehenden amtlichen Tabelle angeführt.

Auch die Mengen des Warenverkehrs, der über die europäische Grenze mit Einschluß des Kaukasus, Finnlands und des Schwarzen Meeres geht und kommt, haben eine beachtenswerte Steigerung erfahren:

Jahre	Exportquantum aus Rußland In Millionen Rub	Importquantum nach Rußland
1902	921,56	267,02
1903	1 061,41	284,38
1904	1 037,03	299,33
1905	1 042,00	314,47

Die letzte und entscheidende Frage bildet die russische Zahlungsbilanz.

In seinen beiden Abhandlungen: „Die finanzielle Seite des russisch-japanischen Krieges“ und „Das Geld im russisch-japanischen Kriege“ führt Prof. Karl Helfferich folgendes aus:

„Bei der Beurteilung der russischen Zahlungsbilanz können von allen diese Bilanz ergebenden Posten nur zwei positive Anhaltspunkte als Grundlage dienen, nämlich: die Handelsbilanz und der Gesamtbetrag der für die auswärtigen Anleihen zu zahlenden Zinsen. Als unbestreitbare Belastung der Bilanz müssen jedoch bezeichnet werden: die Ausgabe der russischen Reisenden im Auslande, die an fremde Reedereien zu leistenden Frachtzahlungen im Warenverkehr zur See und die Zinszahlungen nicht nur für die auswärtigen Anleihen, sondern auch für verschiedene andere im ausländischen Besitz befindliche Fonds und für die in russischen industriellen Unternehmungen investierten ausländischen Kapitalien.“ Alle diese von Rußland an das Ausland zu entrichtenden großen Zahlungen geben

manchen Leuten Anlaß zu der Behauptung, daß Rußland in Zukunft diese Zahlungen nur mit Hilfe weiterer neuer Anleihen zu leisten imstande sein würde; dabei ist jedoch ein sehr wesentlicher Umstand außer Acht gelassen, welchen Helfferich mit dem Worte „Kapitaleinfuhr“ bezeichnet. Die ausländische Kapitaleinfuhr geht in zweifacher Form vor sich: als Gütereinfuhr und als Geldeinfuhr.

Die Einfuhr ausländischer Kapitalien nach Rußland in den letzten Jahrzehnten und das beständige Steigen des Getreideexports gestalten die Zahlungsbilanz Rußlands mehr als ausreichend. „Daß der namentlich nach der Größe der Getreideausfuhr und der Kapitaleinfuhr aus den westeuropäischen Ländern schwankende Ueberschuß der russischen Handelsbilanz im großen Durchschnitt mehr als ausreichend erscheint, um die jährlichen Zahlungsverpflichtungen des russischen Staates und der russischen Volkswirtschaft an das Ausland zu begleichen“ — sind die Schlußfolgerungen des deutschen Gelehrten.

Ebendieser Autor verzeichnet unter Benutzung der folgenden statistischen Ausweise nachweisbar zutreffend die von Jahr zu Jahr zunehmende Getreideausfuhr Rußlands und legt diesen Ziffern um so größeren Wert bei, weil in Rußland bislang keine Maßnahmen zur Durchführung einer rationellen Agrarpolitik ergriffen worden sind und die Lage der Landwirtschaft noch vieles zu wünschen übrig läßt.

Millionen Pud Getreideausfuhr Millionen Rbl.

1902	579,54	494,78
1903	658,38	563,22
1904	653,58	581,93
1905	695,92	655,04

Will man aber die Zahlungsbilanz des Landes richtig beurteilen, so muß die Tatsache in Rechnung gezogen werden, daß ungefähr die Hälfte der russischen Staatsschuld sich im Besitz von Russen befindet, daß dementsprechend auch nur die Hälfte der zu zahlenden Zinsen die Zahlungsbilanz des Landes belastet.

Die Höhe der russischen Staatsschuld ist wie folgt festgestellt:

Zum 1. Januar 1904	betrug die Staatsschuld Rbl.	6 636 111 841,
„ 1. „ 1905	„ „ „ „	7 066 490 636,
„ 1. „ 1906	„ „ „ „	7 681 895 948,
„ 1. „ 1907	„ „ „ „	8 609 577 528,
„ 1. „ 1908	ist die Staatsschuld be-	
	rechnet mit	„ 8 710 066 204.

Die Besorgnis der Finanzwelt bei Beurteilung der russischen Leistungsfähigkeit, zugleich die bequemste Angriffsfläche für tendenziöse Beurteilung, bietet nun der Nachweis des seit 1904 alljährlich gesteigerten budgetmäßigen Defizits.

Hierbei ist zunächst auseinanderzuhalten, daß das Ordinarium seit vielen Jahren überhaupt kein Defizit, vielmehr umgekehrt eine stetige Steigerung und beträchtliche Ueberschüsse der tatsächlichen Einnahmen gegenüber den Voranschlägen aufweisen.

Die ungestörte Stabilität des Ordinariums, dessen Ueberschüsse zu starker Verminderung des außerordentlichen Ausgabebedarfes führen, ist das Resultat einer festen Tradition in der russischen Budgettechnik, die zu erwartenden Einnahmen auf das sicherste Mindestmaß herabzusetzen.

Dieser Grundsatz wird auch von M. Friedmann: „Die russischen Finanzen“, Berlin 1906, anerkannt: „Wir haben hierbei offenbar nicht mit einem auffälligen Rechenfehler, sondern mit absichtlich zu niedriger Schätzung der zu erwartenden Einnahmen zu tun.“

Selbst unter dem unheilvollen Einfluß von Krieg und Revolution des Jahres 1905 hat das Ordinarium einen Ueberschuß gezeitigt!

Sogar Martin, dem alles andere eher denn eine Parteinahme zugunsten Rußlands nachgesagt werden kann, ist zur Anerkenntnis der feinen Durcharbeitung und Vollkommenheit der russischen Finanztechnik gezwungen.

Nachstehende Zahlentabelle mag das Gesagte beweisen:

O r d e n t l i c h e E i n n a h m e n .			
	Nach dem	Effektive	Ueberschuß der effektiven Ein-
	Voranschläge:	Eingänge:	gänge gegen die Statsansätze:
Im Jahre:	In Millionen Rubeln:		
1898	1 364,5	1 584,9	220,4
1899	1 469,1	1 673,3	204,2
1900	1 593,7	1 704,1	110,4
1901	1 730,1	1 799,5	69,4
1902	1 800,8	1 905,4	104,6
1903	1 897,0	2 031,8	134,8
1904	1 980,1	2 018,3	38,2
1905	1 977,1	2 024,7	47,5

Im Extraordinarium sind nun innerhalb 15 bis zum Kriegsausbruch zurückliegenden Jahren — von 1890—1904 insgesamt 1089,4 Millionen Rubel zur Rückzahlung älterer Anleihen

vor der Verfallzeit, sowie 1988 Millionen zu produktiven Zwecken, nämlich zum Bau neuer Staatseisenbahnen und zur Verstaatlichung von Privateisenbahnen verausgabt worden. Zur Deckung dieser Ausgaben im Betrage von über 3 Milliarden Rubel sind nur 1726 Millionen Rubel neuer Anleihen emittiert, der Rest aber aus Ueberschüssen des ordentlichen Budgets bestritten.

Erst mit der 1904 beginnenden Kriegsperiode wurden Defizite im Extraordinarium unvermeidlich, was wohl mehr als selbstverständlich ist und in keinem Staate der Erdfugel vermeidlich gewesen wäre.

Das im Jahre 1904 entstandene Defizit von 319,4 Mill. Rbl. wurde übrigens aus dem freien Barbestand der Reichsrentei vollkommen gedeckt. — Das Jahr 1905 bringt ein Defizit von 158 Millionen, nach Deckung von 61,9 Mill. aus dem Reste der freien Barbestände, das Jahr 1906 ein solches von 481 Mill. Rubel. — Insgesamt erreichte das Defizit im Jahre 1906 — das übrigens nicht nur durch die Kriegsausgaben, sondern auch durch andere außerordentliche Aufwendungen, wie Wiederherstellung der Naphthawerke, Milderung der Hungersnot usw. zu dieser Höhe angewachsen ist — die Summe von 784,1 Millionen Rubel, die sich wie folgt zusammensetzt:

Fehlbetrag des Jahres 1905	158,1	Mill.	Rbl.
" " " 1906	481,1	"	"
Im Jahre 1905 ausgegebene Schatzanweisungen	144,0	"	"
	<hr/>		
	783,0	Mill.	Rbl.

Diesem Fehlbetrage steht der Erlös aus der letzten Anleihe mit ungefähr 678 Millionen gegenüber -- 843 Mill. Rubel Nominal, 704,5 Erlös. Nach Abzug der Kuponzahlung pro November 1906 und der Stempelsteuergebühren, zusammen 26,5 Mill. Rbl., erhielt der Reichsschatz 678 Mill. Rubel --- sodaß das wirkliche Defizit nur 106,1 Mill. Rubel ausmacht: bei einem mit 2,5 Milliarden Rubel bilanzierenden Budget, obendrein unter so außerordentlichen Umständen, wahrlich keine zu Besorgnissen Anlaß gebende Summe. Im Gesamtergebnis von 1905 und 1906 erscheint das Defizit im Ordinarium nicht nur vollkommen gedeckt, sondern enthält zum 1. Juli 1907 noch einen Ueberschuß von 60,6 Mill. Rubel.

Die Budgetdefizite Englands während der Kriegsjahre betragen nach Hilsenbeck: „Die Deckung der Kosten des Krieges in Südafrika“, Berlin 1904

1900—1901 :	22,5	Mill.	£	Stl.
1901—1902 :	40,9	Mill.	£	Stl.

Trotz der schicksalschweren Ereignisse der letzten Jahre ist die Goldwährung Rußlands, die Martin als ein Wunderwerk der finanziellen Technik preist, ungeschwächt geblieben, der Rubelkurs hat sich während des ganzen Krieges an der Berliner Börse *al pari* gehalten, alle Anstürme gegen den Staatskredit konnten die Festigkeit der Reichsrente nicht für einen Moment unterbrechen.

In dem Budgetbericht für 1906 hat der Finanzminister die Lage wie folgt zusammengefaßt:

„Diese Erscheinungen — gemeint sind die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse gegen Ende des Jahres 1905 — müssen hinsichtlich unserer Währung, welche zurzeit einerseits unter dem ungünstigen Einfluß einer Verminderung der Goldreserven infolge des Goldabflusses aus den Kassen und der Ueberführung von Kapitalien in das Ausland, andererseits unter dem Einflusse einer Vermehrung der Kreditscheinmenge für die Bedürfnisse des Binnenverkehrs zu leiden hat, allerdings Befürchtungen wachrufen.“

Der Finanzminister, dessen ernste Sorge durch den verminderten freien Goldbestand in der Staatsbank hervorgerufen war, hatte daher pflichtgemäß auf eine noch gar nicht drohende, nur mögliche Gefahr aufmerksam gemacht. Inzwischen hat sich aber die Bilanz der Reichsbank derartig verbessert, daß schon seit Mitte Juni 1906 der Notenumlauf in seiner vollen Höhe durch die Goldbestände und die Goldguthaben im Auslande gedeckt ist und der Reichsbank nach den Vorschriften des Gesetzes die Befugnis zusteht, noch volle 300 Mill. Rubel Noten auszugeben.

Die Gesamtreserven der Reichsbank (Gold als Münze und in Barren und im Ausland Silber und Kupfer etc.) betrug am 1./14. August 1907: 1 Milliarde 242,9 Millionen Rubel, was einer Zunahme um 5,2 Millionen gegen den Vormonat (Juli 1907) und um 64,3 Millionen gegen August 1906 gleichkommt.

Die gewährten Escompte- und sonstigen Darlehen zeigen am 1./14. August 1907 mit 425,7 Millionen Rubel einen kleinen Rückgang um 4,3 Millionen gegen Juli 1907 und um 3,9 Millionen gegen August 1906. Der Gesamtsaldo auf der Aktivseite weist am 1./14. August 1907 1 Milliarde 815,4 Millionen Rubel aus: das bedeutet eine Zunahme um 7,2 Millionen Rubel gegen den Vormonat 1907 und um 26,8 Millionen Rubel gegen August 1906.

Der Goldbestand nach den Bilanzen der Staatsbank
(in tausenden von Rubeln)

	Zum 1. Januar				Zum 16. Aug.
	1904	1905	1906	1907	1907
Gold in der Kasse	147 747	139 381	83 016	59 606	79 988
Gold in Varten, Gold in Münzen und Anweisung der Bergverwaltung	585 197	738 811	630 477	825 753	875 926
Gold im Auslande	166 598	145 827	206 069	296 121	216 507
Der Bank gehörende Tratten*)	2 450	2 023	6 102**)	2 057	1 699
Im Ganzen	901 992	1 026 042	913 460	1 183 537	1 174 120

Auf Grund des russischen Emissionsgesetzes vom 29. August 1897 werden die Reichs-Kreditscheine von der Staatsbank in einem durch den tatsächlichen Bedarf des Goldverkehrs streng begrenzten Betrage emittiert und durch Gold sichergestellt. Die Summe des Goldes, welche zur Sicherstellung der Kreditscheine dient, muß mindestens der Hälfte des Gesamtbetrages der sich im Umlauf befindenden Kreditscheine gleichkommen, solange dieser Betrag die Höhe von 600 Millionen Rubel nicht übersteigt. Die sich im Umlauf befindenden, die Summe von 600 Millionen Rubel übersteigenden Kreditscheine müssen mindestens Rubel pro Rubel durch Gold gedeckt sein, in der Weise, daß jeden 15 Rubel Papier eine Golddeckung von mindestens einem Imperial entspricht.

In Deutschland ist nur eine Deckung von $\frac{1}{3}$ des Gesamtbeitrages der Noten, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika nur $\frac{1}{4}$ vorgeschrieben. In England kann die Summe der ungedeckten Noten 18450000 Pfd. Sterling betragen.

Die Summe der Kreditscheine im Verkehr betrug:

	In Millionen von Rubeln	Das Goldguthaben und der Goldvorrat im Auslande:
zum 1. Januar 1902	542,1	701,4
" " " 1903	552,8	762,3
" " " 1904	578,7	902,0
" " " 1905	856,1	1 026,0
" " " 1906	1 204,6	913,5
" " " 1907	1 194,2	1 183,5
" 16. August 1907	1 145,9	1 174,1
" 8. Septbr. 1907	1 239,5	1 227,8

*) Unter Abzug der an das Ausland verkauften Tratten.

**) Die Summe der an das Ausland abgegebenen Tratten überstieg die der Bank gehörenden Tratten.

Die Sparkasseneinlagen der beiden letzten Jahre weisen folgende Zahlen auf:

	Betrag der Einlagen in Millionen Rubel			Zuwachs (— —) oder Rück- gang (—) der Einlagen:		
	In barem	In Wert-	Zusammen	In barem	In Wert-	Zusammen
	Gelde	papier		Gelde	papier	
Ende 1905:	831,2	224,0	1055,2	— 79,4	— 28,9	— 50,5
„ 1906:	1035,0	237,4	1272,4	— 203,8	— 13,4	— 217,2

Die Sparkassenbewegung im Zeitraum von 1903 — 1907 ist aus nachstehender Tabelle ersichtlich. (In Millionen Rubeln.)

Jahre	Spareinlagen		Bestand am 1. September		
	Zunahme	Abnahme	Geld	Zinstragende Papiere	Insgesamt
1903	—	1,8	818,8	155,1	973,9
1904	0,1	—	864,2	185,9	1 050,1
1905	—	0,9	948,7	221,1	1 169,8
1906	0,3	—	966,4	233,4	1 199,8
1907	—	0,5	1 089,0	248,6*)	1 337,6

Ein ernster Gelehrter und Kenner des russischen Volkslebens, dabei im allgemeinen mit unverkennbarer Voreingenommenheit gegen das russische Regime, Professor Ballod schreibt („die kommenden wirtschaftlichen Fragen Rußlands“) wörtlich: „... daß eine vernünftige, fortschrittliche innere und Finanzpolitik im Laufe eines Jahrzehnts nicht nur die früheren Kräfte Rußlands wieder herstellen, sondern Rußland in sozialer und kultureller Hinsicht zu einem Staate ersten Ranges machen könnte. Dies scheint paradox, ist aber leicht zu beweisen.“

Wer die seit dem Portsmouther Friedensschluß und Ueberwindung der Revolution mit patriotischem Ernst einsetzende und sich immer mächtiger entfaltende Riesearbeit unmittelbar zu beobachten vermag, die von der Zentralleitung ausgehend, allmählich im gesamten kolossalen Getriebe des russischen Reiches zum Durchbruch kommt, um die geistige, moralische und materielle Wiedergeburt eines modernen Rußlands sicherzustellen, der wird die Zuversicht für eine glänzende Zukunft des viel zu lange in den Banden der Korruption und kultureller Rückständigkeit gefesselten Zarenreiches bedingungslos teilen. Nur verlange und erwarte man nicht, daß sich dieser schwere Prozeß, der die konsequente Zusammenfassung von Hunderttausenden und Aberhunderttausenden von Kräften zur Vorbedingung hat, einem indischen Zaubermärchen gleich über Nacht vollziehe. Man

*) Nur bis zum 1. Juni 1907 berechnet.

lasse der Regierung und dem Volke Zeit, ohne übertriebene Lobpreisung für einen Einzelerfolg, aber auch ohne gehässige Herabsetzung wegen einzelner Schäden oder Krankheitsrückfälle.

Seit 1904 nur mit Unterbrechung von wenigen Monaten ist die Leitung der russischen Finanzen in Händen des Staatssekretärs Herrn v. Kowzoff. Denn selbst während der zwischen seinem Austritt aus dem Kabinett Witte und dem ungewollten Wiedereintritt in das Kabinett Goremykin entstandenen Intervalle seiner ministeriellen Tätigkeit, blieb er den Geschäften in Wirklichkeit kaum mehr als wenige Wochen fern. Auf Bitte des Grafen Witte übernahmen Herr v. Kowzoff und Geheimrat v. Schwanebach die gemeinsame Oberaufsicht über die Finanzgebarung Rußlands durch den interimistischen Finanzminister Herrn v. Schipow. Es gehört nicht Liebedienerei, sondern nur ehrliche Wahrheitsliebe dazu, diese Betrachtung nicht zu schließen, ohne den hervorragenden, von den gesamten Fachleuten beider Welten rückhaltlos bewunderten staatsmännischen und finanzwirtschaftlichen Kunst, die gebührende ehrende Anerkennung zu zollen.

St. Petersburg, Ende Dezember 1907.

Nachschrift der Redaktion.

Die „Preussischen Jahrbücher“ haben von Anfang an ausdrücklich erklärt, zu dem Thema von den russischen Finanzen auch der Gegenseite das Wort zu verstatten, nachdem durch meine Aufsätze 1902 und 1903 die These von der kritischen Finanzlage Rußlands aufgestellt und begründet worden war. Zum erstenmal nach mehr als fünf Jahren hat ein Verteidiger des russischen Finanzsystems in der Person des Herrn Dr. Polly an dieser Stelle ums Wort gebeten. Der Aufsatz entspricht in der Tonart und auch in anderer Beziehung öfters nicht ganz den an dieser Stelle sonst üblichen Grundsätzen. Trotzdem ist die Redaktion der Jahrbücher zur Aufnahme der Arbeit bereit gewesen, die überdies mit einer ausdrücklichen schriftlichen Autorisation des russischen Finanzministeriums selbst eingeführt worden ist, folgenden Wortlauts:

2/15 Décembre 1907.

Sécrétaire du Ministre des Finances.

Monsieur,

J'ai l'honneur de vous informer que les chiffres contenues dans l'article, que vous m'avez transmis, sur la situation financière et économique de la Russie ont été vérifiés et corrigés au Ministère des Finances. — — —

(Unterschrift.)

Man sollte nun hiernach annehmen, daß die Arbeit auch abgesehen von der Gewährleistung des Finanzministeriums für die Richtigkeit der in

ihr enthaltenen Ziffern den Anforderungen wissenschaftlicher Vollständigkeit und Methode entspricht. Demgegenüber erscheint es zunächst befremdlich, daß mit einem zum Teil veralteten, zum Teil überhaupt wertlos gewordenen Zahlenmaterial operiert wird. So hat z. B. der Verfasser auf Seite 113 die Bemerkung stehen, der japanische Krieg habe die russische Staatsschuld „— neuerdings von Helfferich berechnet — um 1281 $\frac{1}{2}$ Mill. Rubel“ vergrößert. Sechs Seiten später ergibt sich aber aus der Zusammenstellung über die Staatsschuld Rußlands, daß diese vom 1. Januar 1904 bis zum 1. Januar 1908 um rund 2074 Mill. Rubel sich vergrößert hat — natürlich infolge des japanischen Krieges. Hier ist einfach die Helfferichsche Zahl, die vor der letzten Pariser Milliarden-Anleihe, ja vor der Beendigung des Krieges nur vorläufig errechnet war, übernommen worden. In dem Abschnitt über den Getreideertrag sind die Zahlen nur von 1881 bis 1900 angegeben, ebenso bei Pferden und Vieh; bei der Eierausfuhr bis 1901, bei Zucker und Baumwolle bis 1902. An der Wichtigkeit dieser Daten wird niemand zweifeln; aber was sollen sie für die kritische Zeit, die Rußland zwischen 1902 und 1908 durchgemacht hat und für die Gegenwart, die unter den Folgen jener Ereignisse steht, beweisen? Welchen Zweck hat es, im Jahre 1908 zu notieren, um wieviel Prozent sich die Anzahl der im Betrieb befindlichen russischen Spindeln von 1877—1886 vermehrt hat, wenn man nicht erfährt, was zwischen 1886 und heute geschehen ist? Der Verfasser will aus der russischen Einfuhr- und Ausfuhrstatistik die Gesundheit des russischen Wirtschaftslebens beweisen. Man betrachte nun folgende Reihe, die*) für das letzte Jahrzehnt die Normal-einfuhr Rußlands wiedergibt (in Millionen Mark):

1897:	1898:	1899:	1900:	1901:	1902:	1903:
1215,2	1339,9	1405,0	1353,0	1281,8	1294,2	1472,4
		1904:	1905:	1906:		
		1407,0	1208,1	1339,0		

Das bedeutet, daß Rußlands Aufnahmefähigkeit für Importgüter während des letzten Jahrzehnts trotz der Vermehrung seiner Bevölkerung so gut wie stationär geblieben ist. Die niedrigste Ziffer im Jahrzehnt fällt auf das Jahr 1905, die höchste auf 1903. 1904 und 1899 stehen gleich, ebenso 1906 und 1898. Auch während der drei vorhergehenden Jahre (1894—1896) ist die Ziffernstufe ungefähr dieselbe: 1231,1; 1184,7; 1279,9. Mit dem Jahre 1894 setzt bekanntlich die forzierte Industrie- und Eisenbahnpolitik des Systems Witte ein. Seit nahezu einem halben Menschenalter steht also die Konsumkraft Rußlands auf dem Weltmarkt annähernd auf demselben Fleck. Zum Vergleich mögen folgende Daten dienen. Es betrug die Einfuhr (in Millionen Mark**) für:

*) Nach dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich 1907, S. 48, Anhang.
**) Statistisches Jahrbuch 1907, S. 47 ff. Anhang.

	1894	1900	1906 bezw. 1905
Deutschland	4205,0	6128,7	8702,2
Dänemark	392,6	592,7	700,3 (1905)
Frankreich	3883,9	4790,9	4849,2 (1905)
England	8342,5	10670,7	12400,9
Oesterreich-Ungarn	1224,8	1422,5	1881,2 (1905)
Portugal	218,3	303,9	366,6 (1904)
Schweden	395,1	567,9	654,8 (1905)
Serbien	27,9	37,1	44,5 (1905)
Argentinien	375,8	473,2	1093,4
Mexiko	127,2	257,5	361,7 (1905)
China	540,0	701,9	1439,1
Rußland	1231,0	1353,0	1339,0

Nach der Volkszählung von 1897 hatte Rußland damals 128,2 Mill. Einwohner; 1894 wird die Zahl etwa 122 – 123 Mill. betragen haben; im Jahre 1900 waren es rechnerisch 134,1 Mill., 1906 bereits 146,6 Millionen*). Ich glaube, diese Ziffern ersparen schon an sich ein Kapitel russischer Volkswirtschaft. Nun erwäge man vollends noch dazu, daß während der fraglichen Periode das Eisenbahnnetz Rußlands durch den mit allen Mitteln betriebenen Bau der großen Staatsbahnlinien im europäischen wie im asiatischen Teil des Reiches sich von etwas über 35 000 Kilometern (1895) auf mehr als 65 000 Kilometer (1905)**) vergrößert, also fast verdoppelt hat. Welch eine Vermehrung der Konsumkraft und des Imports hätte unter normalen Verhältnissen eine solche Erweiterung und Verbesserung der Verkehrs-, Absatz- und Bezugsverhältnisse mit sich bringen müssen!

Es beweist also gar nichts, wenn der Verfasser bloß die Importziffer für die Jahre 1899 – 1903 gibt, ohne sie in Vergleich mit denjenigen Größen zu bringen, die den Zahlen erst ihre wahre Bedeutung geben. Er vergleicht sie allerdings mit den Beträgen der Ausfuhr aus Rußland, um daraus den Schluß zu ziehen, daß die russische Zahlungsbilanz eine günstige ist. Auch dieser Vergleich ist aber nur bis zum Jahre 1904 geführt, obwohl das publizierte statistische Material die Fortführung bis 1906 gestattet hätte. Ich möchte zu diesem Teil der Vollyschen Statistik nur anführen, was Professor Ballod in Berlin, den Herr Dr. Volly ja selbst mehrfach als Gewährsmann zitiert, über die letzten Jahre des russischen landwirtschaftlichen Exports sagt***).

„Hervorzuheben ist, daß Rußland bei aller Ungunst der politischen

*) Nach Mendelejew „Zur Kenntnis Rußlands“ (russisch) St. Petersburg, 1907, S. 12.

***) Statistisches Jahrbuch, S. 31 und 32. In Europa 54 978, in Mittelasien 1433, in Sibirien und der Mandchurei 9116 Kilometer.

***) Die Weltwirtschaft, herausgegeben von E. von Halle, 1906. III. Teil, S. 72 ff.

Lage im Innern und nach außen hin wirtschaftlich sich einer seltenen Gunst der Natur erfreute; es hatte drei reiche Erntejahre unmittelbar hintereinander, die Jahre 1902, 1903 und 1904. Namentlich 1904 hat Rußland eine Ernte gehabt, wie noch nie zuvor. Dabei erzielte es dank des infolge ungünstiger Witterungsverhältnisse eingetretenen Rückgangs der amerikanischen Ernte günstige Getreidepreise. Unter normalen, friedlichen Verhältnissen wäre in weiten Kreisen ein leidlicher Wohlstand eingetreten. Es ist nicht dazu gekommen. Das Jahr 1905 hat alsdann wieder einen schroffen Umschlag der Witterungs- und Ernteverhältnisse gebracht. Die Ernte ist bedeutend ungünstiger ausgefallen als die vorjährige und die diesjährige (1906) Ernte verspricht nicht besser zu werden Auffallend sind die geradezu miserablen Flächenerträge Vergleicht man diese Ergebnisse mit den Durchschnittserträgen im Deutschen Reich, so sieht man leicht, daß sie noch nicht einmal halb so hoch sind. Beachtet man aber gar, daß die Ausfaat etwa rund $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{6}$ der russischen, aber nur $\frac{1}{9}$ bis $\frac{1}{10}$ der deutschen Brutto-Getreideerträge absorbiert, so wird das Resultat ein noch ungünstigeres. Es ist eine Rückständigkeit im Getreidebau vorhanden, wie sie ihresgleichen weder in Europa noch in einem außereuropäischen Lande findet.“

Balod beschäftigt sich in diesem Zusammenhang auch mit der von Dr. Polly nach russischen Quellen behaupteten Zunahme der Flächenerträge des russischen Ackers, die er aber nicht durch Vermehrung der Produktion, sondern durch die Verbesserung der russischen Statistik erklärt. Er schreibt: „Heute sind die vom Russischen Statistischen Zentralkomitee veröffentlichten Angaben annäherungsweise zutreffend, wenigstens dürften sie keine stärkeren Fehler enthalten, als sie die Erntestatistik in den westeuropäischen Staaten aufweist, da die Art der Erhebung, richtiger Schätzung, durch ortskundige landwirtschaftliche Sachverständige, die gleiche ist. Die früheren Veröffentlichungen beruhten auf von den Gemeindevorständen und der Landpolizei gemachten Angaben, die notorisch unvollständig waren.“

Balod bestätigt auch den früher von mir nach russischen Quellen geführten Nachweis, daß der russische Getreideexport überhaupt nur durch Unterernährung oder direkten Hunger der Bevölkerung zustande kommt. Er widerspricht (S. 73) den „russischen offiziellen und offiziellen Berichten“, die 15 Pud (= 246 kg) Brotgetreide per Kopf für ausreichend zur Ernährung erklären und daraufhin russische Getreideüberschüsse demonstrieren. Deutschland verbrauche pro Kopf 316 kg (256 kg eigene Produktion und 60 kg Einfuhr) und habe dazu noch einen Kartoffelkonsum von 620 kg pro Kopf, Rußland einen solchen von 131 kg! „Mit anderen Worten: Deutschland könnte, wenn sich seine Bevölkerung nach russischer Norm ernähren wollte, ca. 6 Millionen Tonnen Getreide und Getreidewert exportieren, anstatt diesen Betrag einzuführen.“ (S. 74.)

Auch über den russischen Viehreichtum ist Professor Balod anderer Ansicht, als Dr. Polly. Er schreibt (S. 75), nachdem er den Niedergang der bäuerlichen Wirtschaft charakterisiert hat: „Ein ähnliches trostloses Resultat

tat ergibt die russische Viehstatistik, wenn man sie in Beziehung zur Bevölkerungsziffer setzt.“ (Folgt Tabelle). „Wir sehen also, bei stark wachsender Bevölkerung ein Sichgleichbleiben des Bestandes an Kleinvieh und ein geringes Anwachsen der Pferdezahl. Die Anzahl der Kinder hat allerdings in gleicher Progression mit der Bevölkerung zugenommen — vorausgesetzt, daß auch dieses Anwachsen der Kinderzahl kein imaginäres ist. Dazu ist noch in den letzten Jahren wieder ein Niedergang der Kinderzahl zu vermerken.“ Auch in der Statistik über die landwirtschaftliche Produktion zweiter Ordnung können die Pollyschen Ziffern nicht beweisen, was sie beweisen sollen, weil sie sich nicht auf die Gegenwart, sondern auf die Vergangenheit beziehen. Sie reichen für Pferde, Schweine und Geflügel bis 1900, für Eier bis 1901, für Zuckerrüben bis 1901/02. Wir schreiben aber jetzt in einigen Tagen 1908. Ueber die enorm gestiegene Eierausfuhr würde ich dem Verfasser übrigens raten zu lesen, was der frühere Landwirtschaftsminister Jermolow in seinem Buch über die Landfrage (St. Petersburg 1906, russisch) schreibt. Jermolow fragt, ob man etwa glauben solle, daß die russischen Hühner jetzt mehr Eier legen, als früher? Nein, sagt er: Früher aßen bloß die Bauern selbst die Eier oder gaben sie ihren Kindern, jetzt aber zwingt die bittere Not sie, jedes Ei für den Eieraufkäufer aufzuheben. Und was die steigenden Erträge der russischen Forstwirtschaft betrifft, so habe ich schon 1902 gesagt, und russische Nationalökonomien haben es vorher wie nachher ebenso gesagt, daß die Steigerung im wesentlichen auf die rücksichtslose Ausbeutung der Kronswälder, ohne genügende Sorge für Nachwuchs und Wiederaufforstung, zurückgeht. Für den Flachsbau schließt Dr. Pollys Statistik bei 1903, bei der Baumwollproduktion in Turkestan bei 1902, und bei Kohle und Roheisen, wo sie wenigstens bis 1905 reicht, beweist sie, daß von 1900 bis 1905 die russische Produktion innerhalb gewisser ziemlich enger Schwankungsgrenzen stationär geblieben ist, d. h. eben keine Fortschritte gemacht hat.

Die wichtigste Frage für den russischen Staatskredit ist natürlich die nach der russischen Zahlungsbilanz im allgemeinen. Von dieser ist es abhängig, ob und wie lange die Goldwährung und die Zahlung des Kupons für die auswärtige Schuld in Gold aufrechterhalten werden können. Formell können sie natürlich auch bei der schlechtesten Zahlungsbilanz aufrechterhalten werden, wenn der abfließende Goldvorrat durch immer neue Anleihen wieder aufgefüllt wird, aber daß man auf den schließlichen Bankrott hinarbeitet, wenn man die Zinsen seiner alten Schulden nur mit neuen Schuldverpflichtungen begleichen kann, wird keines weiteren Nachweises bedürfen. Die Zahlungsbilanz Rußlands ist und bleibt abhängig von seiner Ernte, seine Ernte aber ist abhängig vom Wetter. Weil 1902, 1903 und 1904 ausnahmsweis gute Erntejahre waren, darum ist während dieser Zeit die Bilanz besser gewesen. 1905 war die Weizenernte noch gut, die Roggenernte aber um ca. 400 Millionen Pud geringer als 1904 (Valloz S. 73), und das zeigt sich sofort darin, daß der Ueberschuß der Ausfuhr

über die Einfuhr in dem auf die Ernte folgenden Jahre 1906 nur noch 381 Mill. Rubel (ca. 820 Mill. Mark, Statistisches Jahrbuch S. 48, Anhang) beträgt, d. h. um 87 Millionen Rubel weniger, als während des letzten von Herrn Dr. Polly angeführten Ausfuhrjahres 1905. Das Erntejahr 1906 hat sogar wieder partielle Hungernot mit großen staatlichen Aufwendungen für die Verpflegung der Hungernden gebracht, und jetzt, im Winter 1907/08, ist dasselbe der Fall. Das Verhältnis zwischen Ausfuhr und Einfuhr wird voraussichtlich also für 1907 und 1908 ganz erheblich schlechter sein, als für das Jahr 1906, mit dem die niedergehende Bewegung eingesezt hat. Eine Besserung und Gesundung dieser Verhältnisse ist nur denkbar, wenn die russische Landwirtschaft, vor allen Dingen die bäuerliche, von innen heraus gehoben wird. Davon aber ist bisher nicht das Geringste zu merken, und es ist auch gar nicht abzusehen, wie und wann die Besserung kommen soll. Bekanntlich ist die Agrarfrage nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch die eigentliche Wurzel der Schwierigkeiten in Rußland. Sehr richtig schreibt hierzu Ballod (Weltwirtschaft, S. 75): „Der Niedergang der bäuerlichen Wirtschaft ist nun zweifellos mit der mächtigste Hebel für die Revolutionierung Rußlands gewesen, für das Aufrollen der Agrarfrage, das Verlangen der Bauern nach einer neuen Landverteilung größten Stils. Die Bauern fordern heut bereits das ganze Gutsland, und es hat den Anschein, als ob es ihnen auf die Dauer nicht wird vorenthalten werden können*) Dies würde zunächst eine ganz enorme Bedeutung für die Welthandelsbeziehungen Rußlands haben. Denn, wenn die Bauern ihren Willen durchsetzen und dabei das Gutsland um einen billigen Preis, wenn nicht gar umsonst erlangen, so könnte, so unglaublich es klingt, Rußland für die nächsten Jahre als Getreidelieferant geradezu vom Weltmarkt verschwinden. Die Bauern würden dann einfach das ihnen heute mit Hilfe der Steuer- schraube abgenommene Brotgetreide selbst verzehren“

Man kann hinzufügen daß die Folgen der Aufteilung des Gutslandes an die Bauern sich jedenfalls auch darin äußern würden, daß der relativ bessere Kulturstand des bisher im Privatbesitz befindlichen Landes vor den elenden bäuerlichen Wirtschaftsmethoden sehr bald dahinschwinden, und daß aus diesem Grunde auch eine absolute Verminderung der russischen Getreideproduktion von der Aufteilung zu erwarten wäre.

Die Reihe der fetten Jahre von 1903 bis 1905, allenfalls noch bis 1906, hat zweifellos geholfen, die russischen Finanzen unter im übrigen sehr schwierigen Umständen besser aufrechtzuerhalten, als es sonst möglich gewesen wäre. Solche fetten Jahre können sich auch in Zukunft noch ein-

*) Um diese Frage dreht sich auch die ganze Verfassungskrisis in Rußland. Die erste und die zweite Duma mußten aufgelöst und das neue Wahlgesetz für die dritte mußte oktroyiert werden, weil nach dem alten die Bauernstimmen besinnungslos den Parteien zufließen, welche die radikalsten Ber- sprechungen in der Landfrage machten.

mal wiederholen; ein positiver Rechnungsfaktor für die Zahlungsbilanz Rußlands sind sie nicht. Ein solcher Faktor nach der entgegengesetzten Seite, und zwar ein sehr schwerwiegender, ist aber die Zunahme der russischen Verschuldung infolge des Krieges. Was die Gesamt-Finanzlage Rußlands im gegenwärtigen Augenblick betrifft, so enthält der Aufsatz von Dr. Polly eine Anzahl sehr wichtiger und interessanter Angaben des russischen Finanzministeriums, die formell natürlich als unbedingt authentisch betrachtet werden müssen. Trotzdem bleibt eine Anzahl von Fragen übrig, die nicht beantwortet sind. Da die Arbeit und das oben abgedruckte Schreiben aus dem russischen Finanzministerium der Redaktion der Jahrbücher erst unmittelbar vor dem Schluß der Annahme von Beiträgen für das Januarheft zugegangen ist, so war es natürlich nicht möglich, eine ausführliche kritische Durcharbeitung jener amtlichen Angaben unter Bezeichnung der Zweifel und Ausstellungen, die sie übrig lassen, gleichzeitig mit dem Abdruck des Polly'schen Aufsatzes vorzunehmen.

Ein näheres Eingehen auf die durch Herrn Dr. Polly nicht geklärten Seiten des russischen Finanzproblems behalte ich mir daher für eins der folgenden Hefte der Jahrbücher vor, und es wird für die weitere Debatte von Nutzen sein, wenn bis dahin von russischer Seite eine Antwort auf einige Fragen erfolgt. Gegenwärtig besteht innerhalb der maßgebenden Finanzpresse, z. B. in Paris, Wien, Frankfurt a. M. und Berlin, nicht der geringste Zweifel daran, daß Rußland sich schon seit längerer Zeit um eine neue Milliardenanleihe bemüht. Wenn Herr Dr. Polly so energisch betont, daß die Prophezeiung dieser Anleihe für 1907 falsch gewesen sei, so haben wir demgegenüber allen Grund zu vermuten, daß der russische Finanzminister heute von ganzem Herzen wünscht, sie wäre richtig gewesen! Wenn man kein Geld hat bekommen können, so bleibt natürlich der Trost übrig, zu sagen, man habe keins gebraucht. Damit wird aber der immer dringender werdende Bedarf für die Zukunft nicht gedeckt. Wer noch den geringsten Zweifel daran hat, daß die Anleihe mit aller Macht vorbereitet wird und daß sie ganz dringend nötig ist, der braucht sich nur die Kursbewegung der russischen Werte während der letzten Monate anzusehen. Herr Dr. Polly hätte seine Kurstabellen durch die Berücksichtigung des November und Dezember 1907 äußerlich noch sehr verschönern können. Die Wirtschaftss- und die daraus entspringende Finanzlage Rußlands zwingt uns aber trotzdem dazu, uns offen der Forderung anzuschließen, daß Mittel und Wege zur rechtlichen Verfolgung derjenigen deutschen Bankinstitute gefunden werden mögen, die dem deutschen Publikum jetzt noch neuen russischen Anleihebesitz zu vermitteln versuchen sollten.

Die Veröffentlichungen der russischen Regierung über ihre Finanzen können so lange nicht mit vollkommenem Vertrauen aufgenommen werden, wie es an einer wirksamen Kontrolle des Budgets, der Reichsbankausweise, des Notenumlaufs etc. durch die Volksvertretung fehlt; ja so lange nicht

die Reichskontrolle, die in Rußland dem Rechnungschef des Deutschen Reiches entspricht, mehr auf die Wirklichkeit als auf den Schein hin organisiert ist, kann auch nach dieser Seite hin der Anspruch auf unbefehene Sinnahme der Kontrollberichte nicht erhoben werden. Im Mai 1907 ist in St. Petersburg eine Veröffentlichung erschienen, die nach dieser Richtung hin direkte Befürchtungen nahe legt. Selbstverständlich handelt es sich dabei nicht um den Nachweis, daß falsche oder unwahre Ziffern von amtlicher Stelle publiziert worden sind, sondern darum, daß Unklarheiten bestehen, und daß Mitteilungen, die gegeben werden mußten, nicht gegeben worden sind. Das Buch, das ich meine, ist von dem bekannten Moskauer Universitätsprofessor J. Ch. Dserow geschrieben und trägt den Titel „Wie wird in Rußland das Geld des Volkes ausgegeben? Die Kritik am russischen Ausgabenbudget und die Reichskontrolle (Nach unveröffentlichten Dokumenten.“)“ Dserow teilt im Vorwort mit, daß er sich im Sommer 1906 an den damaligen Reichskontrolleur Schwanebach mit der Bitte gewandt habe, „ob es der Reichskontrolleur möglich fände, ihm Zutritt zu dem Archiv und zu den Akten der Reichskontrolle zu gewähren, um sich mit der Organisation der Kontrolle bei uns (d. h. in Rußland) und mit den Ergebnissen ihrer Tätigkeit bekannt zu machen, mit dem Hinzufügen, daß die Resultate der Arbeit veröffentlicht werden würden.“ Der Reichskontrolleur antwortete darauf, „daß alle Materialien zum Studium der Frage nach dem Stande des Reichskontrollwesens mit voller Bereitwilligkeit und mit dem größten Vergnügen zur Verfügung des Autors gestellt werden würden.“ Nicht nur der Reichskontrolleur, sondern auch die übrigen Beamten der Reichskontrolle haben den Autor mit der größten Liebeshwürdigkeit unterstützt. Das Archiv der Behörde ist ihm einfach geöffnet worden. Das aufgehäuften Material, schreibt Dserow, „stellt da einen gewaltigen Wert dar. Es ist zweifellos wahr, daß unsere Staatsmaschine nicht vorangekommen ist; (wörtlich: „auf der Stelle getreten hat“) aber sie hat immerhin bis zu einem gewissen Grade die vorbeiziehenden Tatsachen registriert, und eine Uebersicht über diese Tätigkeit beleuchtet gewissermaßen unser Budget und die Organisation der Reichskontrolle bei uns.“ Dserow bemerkt schließlich noch, daß er nicht das ganze Material habe bearbeiten können; er habe nur das Typische ausgewählt, „aber es läßt sich annehmen, daß die Arbeit auch unter diesen Verhältnissen ihr Teil Nutzen an dem großen nationalen Werk (der Regeneration Rußlands) stiften wird.“

Das ganze Buch verdient im Zusammenhang wörtlich übersetzt zu werden; etwas Vernichtenderes als was hier, Stück für Stück aus den Akten der Reichskontrolle gestüht, mitgeteilt wird, ist über die öffentliche Korruption in Rußland noch nie geschrieben worden. Ich behalte mir vor,

*) 309 S. Preis 1 Rbl.

*) zum großen Teil ist das Buch überhaupt als Flucht der Reichskontrolle in die Öffentlichkeit anzusehen.

später noch ausführliche Auszüge aus dem Buch zu geben. Die auch von Herrn Dr. Polly in gutem Glauben wieder aufgewärmte Legende von der wirklichen Rentabilität der russischen Eisenbahnen wird hier so gründlich wie nur möglich vernichtet, und zwar unter schlagendem Hinweis auf alle die Umstände, die an dem Defizit schuld sind. Tserow veröffentlicht aber bemerklichere Dinge, als die Belege für die Korruption im allgemeinen und das Eisenbahndefizit im besonderen. Er beginnt zum Beispiel gleich mit der Mitteilung, daß die russische Reichsbank durch geheime statutenwidrige Darlehen, gegen deren Erteilung der Reichskontrollleur machtlos gewesen sei, in Wirklichkeit ihr gesamtes Grund- und Reserzoekapital von 55 Millionen Rubel verloren habe. Auf Befehl des Finanzministers Witte, der den Protesten der Kontrolle mit Allerhöchsten Kabinettsordres zu begegnen pflegte, seien im geheimen, d. h. ohne Buchung an gehöriger Stelle, Millionen über Millionen fortgegeben worden, um mehr oder minder hoffnungslose industrielle Unternehmungen vor dem Zusammenbruch zu bewahren. 1899 erhielt die Nema-Stahlgießerei über 10 Millionen Rubel; 1896 die serbische und die montenegrinische Regierung und der König Milan 2,8 Mill.; bis 1902 hatte die notorisch faule Lena-Goldabbau-gesellschaft über 10 Millionen erhalten, und so fort, eine lange, lange Reihe. Seite 2 heißt es: „Am 1. Januar 1905 gab die Reichsbank die nicht statutenmäßigen Darlehen mit 63 Millionen Rubel an, aber nach andern Nachrichten sind diese Darlehen weit größer, wenn man die Verluste beim Ankauf von Aktien verkrachter Unternehmungen hinzuzieht, (6,5 Mill. Rubel) die Verschuldung der Persischen Darlehensbank (4,6 Mill. Rubel)“ usw. „Alle diese Aufwendungen zu verschiedenen Terminen erreichen den Betrag von 70 Mill. Rubeln, so daß die Aufwendungen der Bank für Operationen nichtstatutarischen Charakters weit über 100 Millionen Rubel hinausgehen.“ Wie verlustbringend diese Operationen gewesen sind, mag aus der einen Mitteilung hervorgehen, daß von 1899 bis 1905 durch das St. Petersburger Kontor der Reichsbank 33 Mill. Rubel gegen das Statut ausgeahlt und nur 3,2 Mill. Rubel Rückzahlungen auf solche Darlehen eingegangen sind. Außerdem heißt es S. 258. Anmerkung: „aber man kann annehmen, daß die Aufwendungen der Reichsbank für alle nichtstatutarischen Darlehen bedeutend höher sind, (als angegeben wird) da die Darlehen unter verschiedenen Rubriken eingetragen werden.“

Wo und wann hat man in den Veröffentlichungen des russischen Finanzministeriums etwas von diesem unglaublichen Stande der Dinge gehört?

Sehr wichtig ist es auch, und die Interessenten am russischen Kredit mögen es sich merken, daß Tserow (S. 261) mitteilt: zu Anfang des Jahres 1906 habe die russische Finanzverwaltung ernsthaft daran gedacht, die Umwechselung von Kreditbilletten gegen Gold, d. h. die Barzahlung, einzustellen! Damals rettete die Milliarden-Anleihe vor diesem Neuesten. Was aber wird jetzt sein,

wenn die neue Milliarden-Anleihe nicht zustande kommt? Herr Dr. Polly führt die Zahlen des russischen Finanzministers über die Höhe des Goldvorrats an. Weiß er, was Oserow über den Goldabfluß aus Rußland und über die Konzentration der Goldmacht in den Händen der Regierung sagt? Ein Beispiel dafür. (S. 259): „Im Dezember 1905 wurde täglich (durch die Reichsbank) für $4\frac{1}{2}$ Mill. Rbl. Gold gekauft. Vom 1. Januar bis zum 20. Oktober 1905 verkaufte die Kreditkassette Valuta für 144 Mill. Rbl. und kaufte für 116 Mill. Rbl., vom 20. Oktober bis 1. Dezember wurde für 196 Mill. Rbl. Valuta verkauft und nur für 2,8 Mill. Rbl. gekauft, d. h. das Minus betrug beinahe 193 Mill. Rbl. Die Reichsbank verkaufte während der Zeit für 47 Mill. Rubel; folglich floß allein vom 20. Oktober bis zum 9. Dezember 1905 für 240 Mill. Rbl. Gold ab, und das bei einer außerordentlich günstigen Zahlungsbilanz. Diese Nachrichten werden vor dem Publikum peinlich geheim gehalten.“ Ferner (S. 261): „Gegenwärtig empfiehlt man ebenfalls die Ausgabe von Kreditbilletten, um den Goldvorrat unangetastet zu erhalten. Folglich werden auch hier verstärkte Maßnahmen zur Bewahrung des Goldes getroffen. Das ist ganz gut, nur besteht die Befürchtung, ob es da nicht einen Hintergedanken gibt. Werden nicht etwa diese Maßnahmen (die verstärkte Ausgabe von Kreditbilletten anstatt Gold seit 1904) deshalb getroffen, um einen möglichst großen Goldvorrat für den Fall aufzuhäufen, daß die Einstellung der Barzahlungen nötig wird? Wenn man die Barzahlungen einstellt, dann ist es richtig, sie im Moment starker Goldanhäufung einzustellen; wenigstens behält die Regierung alsdann die Goldmacht in der Hand und kann, wenn die Krisis vorbei ist, die Zahlungen eher wieder aufnehmen Wir sprechen hier allerdings nur Vermutungen aus, aber das Zusammentreffen verschiedener Tatsachen nötigt zu ernsthaften Erörterungen.“ Es wird sich empfehlen, diesen Fingerzeigen eines so gut unterrichteten Mannes nachzugehen.

Sehr merkwürdig sind auch die Mitteilungen Oserows über den sogenannten „Reservewechselfonds.“ Bei der Wichtigkeit dieser Sache übersetze ich den Abschnitt wörtlich (S. 15 und 16).

„Anfangs existierte dieses Reservekapital nur für den Umtausch alter Kreditbillette und zur Umwechslung von Kreditbilletten verschiedenen Werts gegeneinander. Aber seit 1861 begann man den Fonds zur Verstärkung der Verkehrskassen zu benutzen. Dabei wird streng darauf gesehen, daß wenn man in einer Abteilung der Reichsbank eine bestimmte Summe an Kreditbilletten aus dem Reservekapital in eine Verkehrskasse überführt, in einer andern Abteilung der Bank, wo die Nachfrage nach Kreditbilletten nicht so groß ist, ein entsprechender Betrag an Wertzeichen aus der Verkehrskasse in den Reservewechselfonds übergebucht wird . . . Im Jahre 1880 betrug das Reservekapital an Kreditbilletten 545 Millionen Rubel, im Jahre 1895 waren 875 Mill. Rubel; im Verkehr waren 1195 Mill., 1899 waren im Reservewechselfonds 1225 Mill. und im Verkehr 725 Mill.

Auf diese Weise wächst der Betrag des Reservekapitals, und offenbar benutzt man es gegenwärtig zur Verstärkung der dem öffentlichen Verkehr dienenden Kassen: so wurden 1898 aus dem Reservewechselfonds zum Umtausch von Kreditbilletten 261 Millionen Rubel verausgabt und zur Auffüllung der Kassen 945 Millionen. Nach dem Allerhöchsten Befehl von 1887 gehört zum Reservewechselfonds auch noch ein Fonds von Kreditbilletten für den Fall außerordentlicher Ereignisse, und seit 1897 dient er als Wertzeichenreserve für die sofortige Ausgabe von Geldern aus den örtlichen Kassen für den Fall der Mobilmachung. Wie man sieht, spielt dieser Fonds gegenwärtig eine große Rolle, und es wäre wünschenswert, daß seine Funktionen nicht durch geheime Vorschriften, sondern durch die öffentliche Gesetzgebung reguliert würden. Am 1. Januar 1905 betrug der Reservewechselfonds 1162 Mill. Rubl. Eine kleine Vergesslichkeit bei der Umbuchung von Kasse zu Kasse kann die Ausgabe einer größeren Anzahl von Kreditbilletten nach sich ziehen, als in der Bilanz der Reichsbank aufgeführt werden. Man sieht, warum eine strenge Kontrolle der Reichsbank notwendig ist.“ Sowiell aus Oserow!

Bis wir eine klare Antwort aus dem russischen Finanzministerium über diese Dinge haben, wird es nötig sein, die Diskussion aufzuschieben. Herr Dr. Polly kann das Oserowsche Buch keinesfalls gekannt haben; sonst hätte er unmöglich den zuversichtlichen Ton in seiner Arbeit anschlagen können. Der Wink mit der „kleinen Vergesslichkeit“ ist denn doch gar zu deutlich, um nicht mit allem Nachdruck bis zu einer ganz zweifelsfreien Aufklärung den Finger auf diese Stelle zu legen. Die Schilderung, wie der Finanzminister Witte die Tätigkeit der Reichsbank der Reichskontrolle stets zu entziehen bemüht war, ist so drastisch, daß sie eigentlich auch in extenso übersezt zu werden verdient. Sie kommt praktisch darauf hinaus, daß der Reichskontrolleur durch die Mitteilung des Materials an Herrn Oserow alle Verantwortlichkeit für die veröffentlichten Bilanzen der Reichsbank ablehnt.

In den Mitteilungen des russischen Finanzministeriums bei Herrn Dr. Polly finden sich Unklarheiten, die man unwillkürlich mit den Fragezeichen in Verbindung bringt, die das Buch Oserows aufstellt. Es heißt bei Polly (S. 107), Ende 1906 und Anfang 1907 seien nahe an 236 Millionen Rubel kurzfristiger Schapanweisungen „getilgt“ worden. Ja, aus welchen Fonds denn? Etwa aus dem Oserowschen „Reservewechselfonds“? Dann könnte Rußland allerdings seine kurzfristigen Verpflichtungen sehr rasch begleichen. Oder aus den Sparkasseneinlagen?

Sowiell für diesmal als Kommentar zu der Arbeit von Dr. Polly. Eine weiter ins einzelne gehende Analyse hoffe ich demnächst vorzulegen, und ich darf wohl annehmen, daß bis dahin das zur Diskussion stehende Material von russischer Seite noch etwas vervollständigt werden möge.

Paul Rohrbach.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Hegels Phänomenologie des Geistes. — Jubiläumsausgabe, in revidiertem Text herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Georg Lasson. — Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1907.

Seiner sehr verdienstvollen Ausgabe der Encyclopädie Hegels hat Georg Lasson nunmehr eine ebenso bedeutsame Ausgabe der Hegelschen „Phänomenologie des Geistes“ als Band 114 der in dem Dürrschen Verlage zu Leipzig erscheinenden „Philosophischen Bibliothek“ folgen lassen. In beiden Veröffentlichungen ist es dem Herausgeber gelungen, durch sorgfältige Kollationen zahlreiche Druckfehler zu beseitigen; und so dürfte es denn in Zukunft angebracht sein, in allen wissenschaftlichen Untersuchungen nach diesen beiden Ausgaben zu zitieren. Es wäre sehr zu wünschen, daß auch den anderen Schriften Hegels eine so gewissenhafte Textbearbeitung zu teil würde, wie sie dieser „Phänomenologie des Geistes“ zugute gekommen ist.

Ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient aber die ausführliche Einleitung, die der Herausgeber diesem Werke vorangeschickt hat. Er gibt darin eine Entwicklung des Hegelschen Denkens bis zur „Phänomenologie“ hin und eine Charakteristik dieser Schrift selbst, die als die beste und wirkungsvollste Einführung in das Studium dieses Philosophen hingestellt werden können. Wesentlich gefördert worden ist diese Darlegung durch die treffliche Publikation Hermann Kohls „Hegels theologische Jugendschriften“ (Tübingen, 1907), die uns das Material an die Hand gegeben hat, der Entwicklung des Hegelschen Geistes bis zu seinen ersten freien Flügel schlägen nachzuschauen. Das ist um so erfreulicher als uns die ältere Literatur über diesen Philosophen in bezug darauf fast völlig im Stich läßt. Karl Rosenkranz hat das Material nicht genügend auszunutzen vermocht, und Haym hat durch sein Buch „Hegel und seine Zeit“ (1857) ein klassisches Beispiel dafür gegeben, was bei der Darstellung eines Philosophen herauskommen kann, zu dessen Gedankengängen jede innere Beziehung fehlt. Auch Bruno Fischers Hegel-Band, so verdienstvoll er in den biographischen Abschnitten ist, leidet doch daran, daß er mehr eine inter-

essante Umschreibung der Hegelschen Gedankengänge durch geschickt ausgewählte Zitate ist, als daß er die Schwierigkeit des Verständnisses durch eine selbständige und verständliche Darstellung aus einem vertieften inneren Einblick heraus zu überwinden vermöchte. Unter den älteren zusammenhängenden Darstellungen erscheint mir noch immer die von Joh. Ed. Erdmann in seiner Geschichte der neueren Philosophie als die beste, obwohl sein analytisches Verfahren heut auch nicht mehr allen Ansprüchen der wissenschaftlichen Interpretation zu genügen vermag. Hier nun füllt G. Lassons Einleitung in die Phänomenologie eine wesentliche Lücke aus, da er den inneren Entwicklungsgang Hegels bis zu diesem Werk hin mit einer bisher nicht erreichten Durchsichtigkeit und Vollendung gibt, und zwar in einer wirklich philosophischen, nicht bloß äußerlich literarhistorischen Auseinandersetzung. Es ist schlechterdings unmöglich, in das wahrhafte Verständnis des Hegelschen Systems einzudringen, wenn man nicht den erhabenen Standpunkt dieses Denkers ebenfalls zu erklimmen und das Leben im Geiste mit demselben Auge zu erfassen vermag, in dem es sich ihm gespiegelt hat. Geschicht das nicht, so ist nichts leichter, als aus dieser Geistesarbeit mit Hilfe einiger entsprechend ausgewählter Sätze z. B. aus der Naturphilosophie eine völlig zwerchfellerschütternde Karikatur zu machen. Auch ist dies immer das beste Mittel, den Mangel des eigenen Verständnisses geschickt zu verdecken. Einem solchen Vorgehen gegenüber ist vielmehr darauf hinzuweisen: das Verständnis Hegels muß für unser Volk erst wieder von neuem in aller Gründlichkeit erobert werden. Und wenn nicht alles täuscht, so ist die Zeit dafür nunmehr herangekommen. Was G. Lasson dazu in den vorliegenden Einleitungen, erst zur Encyclopädie und jetzt zur Phänomenologie, beigetragen hat, kann als guter Vorbote angesehen werden.

Berlin. Ferdinand Jakob Schmidt.

Theologie.

Richard Rothe und seine Freunde von Adolf Hausrath. 1. Band 1902, VI, 403 S., 2. Band 1906, VIII, 571 S. Berlin, G. Grote.

Als zur Feier des hundertsten Geburtstages von Richard Rothe die ausgezeichneten Arbeiten von König und Bassermann, von Holzmann, Sell und Troeltch erschienen, da zeigte es sich, daß der Verstorbene nicht zu den Toten gehörte. Und daß sein Andenken nicht nur zu einer Gedächtnisfeier erneuert worden ist, um alsbald wieder zu versinken, wie es oft geschieht, das beweist Hausraths Werk, das zugleich Rothes Wirkungen in die Zukunft hinein verstärken wird. Denn der Geist dieses eindringenden religiösen Denkers und zugleich tiefreligiösen Charakters wird mitbauen an der geistigen Welt auch unseres Jahrhunderts. War er doch nicht nur einer der großen Theologen seiner Zeit, sondern eine geweihte Persönlichkeit und

zugleich von edler Natürlichkeit, einer von den wenigen, welche die doppelte Bekehrung erlebt haben, vom natürlichen Menschen zum Christen und vom Christen zum natürlichen Menschen höherer Ordnung. In die Werkstatt, in der er gezimmert wurde und in die Anfänge seines Wirkens führt der erste Band uns ein. Hier ist von besonderem Interesse die Berliner Studenten- und Wittenberger Seminarzeit, in der er in den Bann des Pietismus geriet, und die Wirksamkeit in Rom, wo er die Krast gewann, die Fesseln abzustreifen. Im Schluß des engen Kreises war er zu der innigen Frömmigkeit herangereift, die der Kern seines Lebens blieb, aber aus der Enge trat er heraus: „An freier Luft fromm zu sein“, das war es, worauf es ihm von nun an bis ans Ende ankam.

Kothes Ankunft in Berlin fiel gerade in die Zeit der Entlassung de Wettes. Ueber diese für die Berliner Universität und nicht nur für sie bedeutungsvolle Katastrophe hat neulich Penz in der Kleinert gewidmeten Philoteja wichtige Aktenstücke, mit verbindendem Text, veröffentlicht. In dem Kapitel Berlin bei Hausrath findet man dazu manche feine Illustration. Mit der Uebersiedlung nach Heidelberg beginnt der zweite Band; meine Besprechung desselben in den Theologischen Arbeiten aus dem rheinischen Predigerverein darf ich hier, unter einigen Auslassungen und Aenderungen, wiederholen, da das meiste, worauf sie hinweist, auch Nichttheologen angeht.

In Heidelberg erreichte Kothe die Höhe seines Lebens. Hier ist er mit einer Unterbrechung von vier Bonner Jahren geblieben und ist auf der Höhe geblieben. Hier sehen wir ihn Stellung nehmen gegen die Reaktion, sehen den „Heidelberger Dreibund, Bunsen-Kothe-Schenkel“, die neue Aera und das neue Heidelberg, die Gründung des Protestantenvereins, den Schenkelfstreit und die letzten Kämpfe bis zum Tode.

Als Kothes Schüler und späterer Mitarbeiter, der vieles, was dieser erstritten und erlitten hat, miterlebte, als Heidelberger Universitätsprofessor mit dem Boden vertraut, ja verwachsen, in dem Kothe so feste Wurzeln geschlagen hatte, dadurch imstande, aus schriftlichen Quellen, die andern kaum zugänglich sind, aus mündlicher Mitteilung und reicher persönlicher Erinnerung zu schöpfen, war Hausrath vor vielen anderen zu diesem Werk berufen. Die Verschiedenheit der Charaktere konnte dabei kein Hindernis sein, weil im Innerlichsten Gemeinschaft bestand und besteht, wohl aber erhöhte sie die Möglichkeit, klar zu sehen.

Während nun Hausrath in seiner Lutherbiographie sich auf die Aufgabe beschränkt hatte, die Persönlichkeit abzubilden und das Zeitalter, seine Geistesströmungen, seine führenden oder hervorragenden Männer nur soweit geschildert hatte, wie es zum Verständniß seines Helden unumgänglich war, geht er bei Kothe anders zu Werke. Der Zusatz auf dem Titel „und seine Freunde“ zeigt es an, daß er mehr als eine Biographie zu geben beabsichtigt hat. Ja, wir haben von seiner unermüdlichen und freigiebigen Hand noch mehr empfangen, als er verhieß, nämlich nicht nur ein großes Stück Gelehrten-

geschichte, sondern auch ein sehr respectables Stück Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Dennoch verschwindet in der Darstellung Mothe weder hinter seinen Freunden noch hinter den kleinen oder größeren Ereignissen seiner Zeit. Selbst in dem Kapitel, in welchem „das Heidelberger Interim“ geschildert wird, ist er unsichtbar gegenwärtig. Nicht nur die meisten namhaften Theologen seiner Zeit, auch viele andere hervorragende Männer ziehen an uns vorüber, aber nicht als schwankende Gestalten. Hansraths Kunst gelingt es, in fest umrissenen Zügen sie uns vorzuführen. Meisterhaft versteht er es, nicht nur die Hauptperson und die „Freunde“ herauszuarbeiten, sondern auch viele Nebenpersonen mit ihren eigenen Worten so sprechen zu lassen, daß wir sie sehen. Kleine und kleinste Züge mitzutheilen verschmäht er nicht, aber meistens sind es solche, die zur Charakterisierung dienen. Ohne Wig und Satire geht es dabei nicht zu. Dazu fordern aber auch viele Erscheinungen geradezu heraus, und wen der Ton bisweilen etwas scharf dünkt, der sehe zu, ob es nicht dieselbe Schärfe ist, die in der berühmten Ansprache des nachmaligen ersten Kaisers am 8. November 1858 (S. 372) sich findet, und ob sie nicht, ebenso wie hier, in sittlichem Zorn gegen Heuchelei und Scheinheiligkeit, gegen ein Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken, begründet ist. Gründlicher konnte man das Buch und den Autor nicht verkennen, als wenn man es in einem kirchlichen Blatt das Werk eines verärgerten Partisanen genannt hat. Nein, dem Wedeihen des Partisanismus ist schon die badijche Luft nicht günstig, so wenig wie die Einwirkung und Nachwirkung Motheschen Geistes.

Dem Pietismus entwachsen, war Mothe ein Feind aller verengenden Isolierung. Nachdrücklich verlangte er, daß die Theologie sich in engem Connex mit den übrigen Wissenschaften halte, und mit großem Ernst erinnerte er sie an ihre Pflichten gegenüber den nichttheologischen Gemeindegliedern. Eine solche Pflicht erwächst ihm aus der Tatsache, daß die altkirchlichen Vorstellungen hinfällig geworden sind. „Es ist unmöglich und vor allem durchaus unevangelisch, es auf die Dauer so fortgehen zu lassen, daß auf der einen Seite die Theologie die Heilige Schrift kritisch erforscht und infolge davon sich immer entschiedener in einer Ansicht befestigt, die von der kirchlich dogmatischen Vorstellung toto genere verschieden ist, und auf anderer Seite die gläubige Gemeinde in aller Unschuld bei dieser letzteren fortbeharrt, ohne daran irgendwie irre gemacht zu werden seitens der Theologie. So kann und darf es nicht bleiben. Es muß zur Wahrheit und Ehrlichkeit kommen zwischen beiden Teilen. Die Aufgabe, diese herzustellen, fällt aber natürlich der Theologie allein zu.“ „Es ist einfach unsere Pflicht und Schuldigkeit, diejenigen unter den Nichttheologen, welche unbesangen dafür halten, nur der Unglaube ver falle darauf, die H. Schrift nicht mehr für eben das zu nehmen, wofür unsere Väter vor hundert Jahren sie angesehen haben, aus dieser Täuschung zu reißen, und sie darüber zu verständigen, daß die historische Kritik an der

Bibel nicht etwa ein Fündlein des Unglaubens oder des Nationalismus ist, sondern eine Forderung, welche die evangelische Kirche, solange sie ihren Grundprinzipien treu bleibt, nur mit bösem Gewissen abweisen kann.“

Da Rothe zu den Denkern gehört, welche in der Geschichte des Staatsgedankens in Deutschland eine hervorragende Stellung einnehmen, da er im nationalen und staatlichen Leben den Boden sah, auf dem das in der Kirche erkrankte Christentum seine entwicklungsfähigen Schößlinge getrieben habe, so versteht es sich von selbst, daß in unserer Biographie das Politische nicht zu kurz kommt. Freilich ist die Politik, um die es sich hier hauptsächlich handelt, die Politik Friedrich Wilhelms IV., und die ist in erster Linie Kirchenpolitik. Als solche hatte Hausrath sie schon in seiner Straußbiographie, die sich in einigen Abschnitten mit unserem Buch naturgemäß nahe berührt, aufgewiesen; jetzt geht er noch gründlicher darauf ein. Er tritt damit in ausdrücklichen Gegensatz zu Treitschke, der, weil ihm nur Preußens politischer Beruf am Herzen lag, den Kern dieses Regiments nicht getroffen hat. Darum haben auch die drei Gerlach und Stahl die Ehrenstellung nicht verdient, die Treitschke ihnen zuweist, so wenig wie Bunsen den Spott, mit dem er ihn zudeckt. Nach beiden Seiten hin übt Hausrath historische Gerechtigkeit, indem er einerseits die Mittel aufzeigt, deren jene sich ohne viel Strupel bedienen, andererseits zeigt, daß über Bunsens Fehlern in der äußeren Politik heilsame Wirkungen in der inneren, die Vereitelung manch großen Uebels, nicht vergessen werden dürfen. Wenn man recht deutlich sehen will, wodurch so großen Kreisen in unserem Volk, nicht etwa nur dem aufgeklärten Bürgertum, die evangelische Kirche gründlich verleidet worden ist, dann muß man das Kapitel Bonn bei Hausrath lesen. Sind hier ein paar unbedeutende Einzelheiten, die Winkel betreffen, nach den „Lebenserinnerungen“ von Karl Schurz zu berichtigen — keine Berichtigung wird die Zeichnung der pietistischen Aamarilla zulassen, die länger als ein Jahrzehnt am Hofe Friedrich Wilhelms IV. bestand, konstituiert von Leopold Gerlach aber nicht nur aus Mitleid mit der hilflosen Lage des Königs. Die Unfruchtbarkeit der Gerlachschen Politik, die auch ihr wohlwollender Beurteiler, H. von Petersdorff, in seinem Artikel über Joseph von Madowitz und Leopold von Gerlach im Januarheft der Deutschen Rundschau 1907 einräumt, erfährt durch Hausrath eine schärfere Beleuchtung. „Zwei Drittel der Aufzeichnungen der beiden Haupttratgeber des Königs beziehen sich auf den Kampf der pietistischen Höflinge gegen die Nationalisten, die Lichtfreunde und die Union.“ Damals ist — und nicht etwa nur in Süddeutschland — die Abneigung gegen das sogenannte königlich-preussische Christentum aufgekommen, die bis auf diesen Tag — und nicht etwa nur in Süddeutschland — unüberwunden ist.

Von hier aus ergibt sich für Hausrath auch eine etwas andere Auffassung als die übliche von den Anfängen der inneren Mission. Der päda-

gogischen Gabe Wicherns, seinem Organisationstalent, seiner Tapferkeit läßt Hausrath alle Gerechtigkeit widerfahren, aber die Verbindung mit der Reaktion betrachtet er als die Ursache der, aufs Ganze gesehen, nicht zu leugnenden Geringsfügigkeit des Erfolges, hierin in Uebereinstimmung mit Nothe, der über das Ziel, Deutschlands Bekehrung zum Pietismus, so schroff wie möglich urtheilte: „Ein pietistisches Volk, wenn es ein solches geben könnte, wäre als Volk zugrunde gegangen.“

Wie vieles wäre noch aus dem reichen Inhalt des von Anfang bis zu Ende spannenden Buches hervorzuheben als von besonderem Interesse, und zwar nicht nur historischem. Aber ich kann nur noch auf die wunderschöne Charakteristik Nothes im letzten Kapitel hinweisen, den Runo Fischer einmal das inkarnierte Christentum genannt hat, und vor dem auch viele Orthodoxe nach ihrem eigenen Zeugnis sich beugten. Warmer Dank sei dem Verfasser gebracht für die Sorgfalt, mit der er eine solche Stofffülle gesammelt und zu einem Kunstwerk gestaltet hat. Er hat noch mehr gekonnt. Seinem Werke Leben zu verleihen hat er vermocht. Denn nicht nur Nothe redet daraus zu uns, wiewohl er gestorben ist, auch seine Zeit tritt in ihrem engen Zusammenhang mit unserer Gegenwart, mit ihren heilsamen, noch mehr mit ihren verhängnisvollen Nachwirkungen hervor und hält, ohne daß der Geschichte Gewalt angetan wird, Zwiesprache mit unserer Zeit.

Eduard Simons.

Kolonien.

Vic. Dr. Paul Kohrbach. Deutsche Kolonialwirtschaft. I. Band: Südwest-Afrika. Buchverlag der „Hilfe“. Berlin-Schöneberg. 1907. VIII und 510 Seiten mit 24 ganzseitigen Tonbildern und einer Karte. Preis 10 Mark.

Den Lesern der „Preussischen Jahrbücher“ bitte ich mit nachstehenden Zeilen den ersten Band einer zusammenfassenden Darstellung unserer Kolonialwirtschaft anzeigen zu dürfen. Die vorliegende Arbeit verfolgt den Plan, die Probleme und Aufgaben in jeder einzelnen Kolonie im Zusammenhange mit denjenigen Voraussetzungen zu behandeln, die durch den physikalischen Aufbau und die klimatischen Besonderheiten des Landes gegeben sind. Es folgt daher auf einen ersten Teil: „Das Land“ als zweiter Teil: „Die Wirtschaft.“ Für Südwestafrika war insofern die Notwendigkeit einer etwas eigenartigeren Darstellung gegeben, als hier die große Katastrophe des Eingeborenen-Aufstands von 1904 einstweilen fast mit dem ganzen Ergebnis der bis dahin betriebenen kolonialen Wirtschaft tabula rasa gemacht hatte. Es lag also eine Notwendigkeit vor, erstens eine Erklärung dafür zu geben, wie es zu diesem großen Zusammenbruch gekommen war, zweitens aber, ein Programm für den Wiederaufbau der Kolonie von Grund auf zu entwickeln. Ich habe mich bemüht, zunächst zu zeigen,

wie schon die früheren wirtschaftlichen Ausschließungsversuche in Südwestafrika, seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis auf die deutsche Besitzergreifung, von der eigentümlichen Besonderheit der natürlichen Verhältnisse dieses Stückes Südafrika ausgingen und ausgehen mußten. Die deutsche Herrschaft setzte dann gleich mit einem großen fundamentalen Fehler ein: sie vermied, gegenüber den Eingeborenen die Frage nach dem Herrschafts- und Besitzrecht über den Grund und Boden zu stellen und zu entscheiden, ja sie ließ es sogar mit Absicht und Bewußtsein geschehen, daß die bisher schlecht bewaffneten Eingeborenen sich reichlich mit modernen Gewehren und mit Munition versahen — eben mit der Bewaffnung, mit der sie alsdann 1904 ihren Aufstand unternahmen. — Außerdem aber wurde der größere Teil des wenigen verfügbaren Kronlands an eine Anzahl spekulativer Landgesellschaften vergeben, ohne daß diesen genügende Garantien für die Verwirklichung der von ihnen übernommenen Aufgaben auferlegt worden waren. Ich habe auf dieses Kapitel über die Gesellschaften besondere Sorgfalt verwendet und namentlich für die „Siedlungsgesellschaft für Südwestafrika“ nicht nur das gedruckte, sondern auch das in den Windhuker Akten vorhandene Material (mit Wissen des dortigen Gouvernements) für meine Darstellung mitverwertet. Die Geschichte der Siedlungsgesellschaft ist nach beiden Seiten hin, sowohl was die grundlegenden Fehler der Kolonialverwaltung, als auch was die Mängel unserer ersten kolonialen Privatunternehmungen betrifft, ein Schulbeispiel dafür, wie koloniale Unerfahrenheit imstande ist, Fehler über Fehler zu häufen. Jede unsachliche Animosität gegen die Teilhaber und Leiter der Gesellschaften, die mir persönlich entweder garnicht oder nur ganz oberflächlich bekannt sind, hat mir dabei so fern wie nur möglich gelegen, und einen früheren formellen Fehler, der nach einer Richtung hin den Schein des Gegenteils erwecken konnte, habe ich in dem Vorwort zu meinem Buch ausdrücklich redressiert. Auch gegenüber der neuesten Arbeit von Professor Anton in Jena, die sich speziell mit der Ehrenrettung der Siedlungsgesellschaft beschäftigt, im übrigen aber nach Ton und Inhalt sich von den Veröffentlichungen der Gesellschaft selbst merklich unterscheidet, habe ich mich dementsprechend nicht davon überzeugen können, daß an der Darstellung des Themas in meinem Buche etwas nennenswertes zu ändern wäre.

Ein weiteres Kapitel behandelt die Entwicklung der südwestafrikanischen Wirtschaft vor dem Aufstande und die Gefahren, die sich aus den in der Eingeborenenpolitik wie in der Landpolitik gemachten Fehlern gleichzeitig mit dem Fortschreiten der Besiedlung des Landes und neben ihr her immer verhängnisvoller entwickelten. Ich glaube, daß dieses der erste Versuch einer zusammenhängenden, auf die Kenntnis der Verhältnisse und der Akten gestützten Darstellung der südwestafrikanischen Wirtschaftsverhältnisse bis zum Aufstande und der Entstehungsgründe für die Insurrektion selbst ist. Leider sind grundlegende Fehler nicht nur vor dem Aufstande, sondern auch während der Bekämpfung des Aufstandes selbst gemacht worden — Fehler

auf politischem Gebiet. Eine Kritik der militärischen Maßnahmen im engeren Sinne habe ich mir nirgends angemäht. Der größte Fehler war, daß man nicht den Gouverneur Leutwein unter allen Umständen die Niederwerfung des Aufstandes hat durchführen lassen. Der Wechsel in der politischen und administrativen Leitung mitten im Aufstande hat erst die Erhebung der Witboois und damit die endlose Hinauszögerung des Friedens, die ungeheuren Kosten und die Menschenverluste, namentlich im Süden, bedingt. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Oberst Leutwein die politische Lage mit Rücksicht auf das Verhältnis zu den Eingeborenen vor dem Kriege richtiger eingeschätzt hat, als irgend ein anderer in der Kolonie, und es muß als ein tragisches Verhängnis bezeichnet werden, daß trotzdem gerade Leutwein den Zusammenbruch erlebte. Soweit neben dem Verhängnis hier auch von einer Schuld geredet werden kann, wäre sie höchstens darin zu suchen, daß Gouverneur Leutwein seine Art Eingeborenenpolitik nicht nur als das ansah, was sie war, d. h. als beklagenswerte Notwendigkeit, die sich aus Fehlern ergab, die andere vor ihm gemacht hatten, sondern daß er glaubte, mit ihr an sich auf einem berechtigten und guten Wege zu sein. Diesen seinen Standpunkt hat er aber nach der Katastrophe so gut wie vorher in der Öffentlichkeit offen und mannhaft vertreten und verteidigt, wie ich das bereits in meiner Besprechung seines Buches „Elf Jahre Gouverneur in Südwestafrika“ in diesen Jahrbüchern bemerkt habe.

Meine drei Schlußkapitel sind der Entwicklung eines ausführlichen Programms für den Wiederaufbau der Farmwirtschaft, für den Eisenbahnbau in der Kolonie und schließlich der Warnung vor einigen drohenden Irrwegen in der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes gewidmet. Bei diesen Darlegungen habe ich mich ganz besonders auf meine Erfahrungen als Vorsitzender der Kommission zur Feststellung des Aufstandschadens und zur Hilfeleistung für die ausgeraubten Ansiedler stützen können. Ich habe den größten Teil aller in Südwestafrika bis zum Jahre 1906 vorhandenen Farmen persönlich gesehen und die meisten Farmer über die Ergebnisse ihrer durch den Aufstand ganz oder zum Teil vernichteten Wirtschaft selbst amtlich vernommen. Auch im englischen Südafrika habe ich auf einer längeren Dienstreise nahezu hundert Farmen besucht und mir bei einer größeren Anzahl ausführlicheren Einblick in den dort bestehenden Betrieb verschafft. Ich glaube daher ohne Ueberhebung den Anspruch machen zu können, daß nicht nur in der historischen Darstellung der Entwicklung Südwestafrikas bis zum Kriege, sondern auch in dem Entwurf eines positiven Wirtschaftsprogramms für die Gegenwart und Zukunft an keiner anderen Stelle ein größeres Material an eigener Erfahrung und Anschauung verwendet worden ist, als es mir infolge meines mehrjährigen dienstlichen Aufenthaltes im Lande zur Verfügung stand. Wie weit meine Ausführungen imstande sind, denjenigen, die Südwestafrika und die südwestafrikanische Wirtschaftsweise nicht selbst kennen, ein anschauliches Bild zu geben und sie von der Wichtigkeit und Notwendigkeit der Gedanken zu

überzeugen, die ich vortrage, darüber steht nicht mir, sondern meinen Lesern das Urteil zu.

Paul Kohrbach.

L i t e r a t u r.

Richard Wülker: Geschichte der englischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 2. Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1907.

Ebgleich diese in 2. Auflage neubearbeitete und wesentlich erweiterte Literaturgeschichte nur mit einem — allerdings sehr umfangreichen und bedeutsamen — Teile zur Shakspeare-Literatur gehört, möchte ich bei dieser Gelegenheit doch mit einigen Worten auf dieses hervorragende Werk aufmerksam machen, das die reife Frucht eines lebenslangen Gelehrtenfleißes ist — der Leipziger Professor Wülker ist einer der ältesten Universitätsdozenten des Englischen. Während in der vor elf Jahren erschienenen Auflage die ältere und älteste Zeit einen relativ zu breiten Raum einnahm und die allerneueste Literatur der letzten 20—30 Jahre gar nicht berücksichtigt war, ist in dieser jene wesentlich beschränkt (das Kapitel über die keltische Literatur ist z. B. ganz weggeblieben), und ein sehr eingehendes und umfangreiches Kapitel über die heutige englische Literatur von Ernst Groth hinzugefügt, von dem man sagen darf, daß seine Belesenheit auf diesem Gebiet in Deutschland sicher einzig dasteht. Den Beschluß des Werkes bildet, ebenfalls neu, eine amerikanische Literaturgeschichte aus der Feder des in Fachkreisen angesehenen Felix Flügel, der gegenwärtig amerikanischer Universitätsdozent ist; sie ist so umfangreich, daß sie ein stattliches Buch für sich machen würde. Die beiden starken Bände größten Formats bilden das beste deutsche Nachschlagewerk über englische Literatur, das wir jetzt in Deutschland besitzen; denn auch ihre unfruchtbaren Gefilde, wie das 15. Jahrhundert und die Zeit der letzten Stuarts und der Königin Anna, über die man beim Lesen schnell hinwegschreitet, sind gründlich bearbeitet. Andererseits aber, was die Hauptsache ist, sind die einzelnen Dichtungen, von denen meistens Inhaltsangaben gegeben werden, für sich und gegeneinander solide abgeschätzt, vermittelt eines durch langjährige Beschäftigung mit der Poesie erworbenen gesunden Urteils. Solchem gebildeten Urteil entspricht es denn auch, daß die Bedeutung der einzelnen Literaturgrößen gekennzeichnet wird schon durch den Umfang, in dem sie behandelt sind. Diese durchweg richtige Perspektive wird nur ein paarmal gestört, z. B. durch den Scott und Bulwer, Bernard Shaw und Oscar Wilde gewidmeten Raum. Größen, wie die beiden letzten, überleben sich im besten Falle zehn Jahre; gewöhnlich sterben sie mit ihrem Tode, sobald die Welt, in der sie Mode waren, keine neue Sensation mehr von ihnen zu erwarten hat.

Was den die Blüte des Dramas behandelnden Teil betrifft, so ist dessen Werden von den Mysterien, durch die Moralitäten und Int'rudes

und die klassischen Einflüsse hierdurch bis zur höchsten Entwicklung des Volksdramas eingehend verfolgt; der Inhalt des Chester Misterien-Zyklus und vieler anderen repräsentativen Erzeugnisse ist mitgeteilt.

Die Biographie Shaksperes wird gegeben mit strenger Ausschcheidung aller halb verbürgten oder sagenhaften Nachrichten. Nach Wülker ist nicht erwiesen, daß Shakspeare früher, als es sonst üblich war, mit 14 oder 15 Jahren, aus der Schule genommen sei, um dem Vater in seinem Geschäft zu helfen; daß er in jungen Jahren Metzger-Lehrling, daß er ganz existenzlos gewesen sei, als er Anne Hathaway heiratete; daß er wegen Wildddiebstahls nach London geflohen und zuerst Pferdehalter vor dem Theater gewesen sei. In der Wildddiebstahls-Frage wird Wülker schwerlich durchdringen können, da für diese Uebertretung Shaksperes und seinen Konflikt mit Sir Thomas Lucy neben Howes Biographie das unabhängige Zeugnis des Geistlichen Davies steht. Er wird auch nicht aufrecht erhalten können, daß Nash in seiner Vorrede zu Greenes Menaphon 1589 sich auf Shakspeare bezogen habe und daß dieser von Anfang an zu den „Schauspielern der Königin“ gehört habe. Die betreffende Stelle von Nash wird allgemein mit höchster Wahrscheinlichkeit auf *And* gedeutet, und über den Schauspieler Shakspeare als Zugehörigen der Lord Chamberlain's men erhalten wir die erste Nachricht 1594. Daß die Einnahmen der Aufführungen unter alle Schauspieler je nach ihrer Bedeutung verteilt wurden, darüber haben wir keine Nachrichten; wenn wir aber der von Halliwell entdeckten Urkunde vom Jahre 1635 auch für Shaksperes Zeit Gültigkeit zugestehen, was doch wohl natürlich ist, dann teilten sich die Mitglieder einer Gesellschaft in Anteilhaber und solche, welche von den Anteilhabern eine bestimmte Gage erhielten.

Wülkers Urteile über den Dichter Shakspeare sind im ganzen wohlbegründet. Auch er glaubt nicht daran, daß jener seine ersten Dramen allein geschaffen habe, wenn er auch mit Recht gegen die englischen Kritiker austritt, welche ihm ein Stück wie Titus Andronicus ganz absprechen. Daß Ende gut alles gut nichts mehr vom Euphuismus in engerem Sinne enthält, mag richtig sein, aber von dem jugendlichen Dylhismus und Platonismus finden wir darin noch genug, um seine Anfänge in die jugendliche Periode zu verlegen. Mit Recht weist Wülker den in England so beliebten Vergleich zwischen Shylock und dem Juden von Malta von der Hand, wie er überhaupt Marlowe und seinem traurigen Nachwerk Faust, der von Dyce, Hallam und selbst Courthope so lächerlich gepriesen wird, die richtige Würdigung zuteil werden läßt; richtig auch ist, daß wir in Falstaff nicht die uralte Gestalt eines miles gloriosus zu sehen haben, sondern ein ganz eigenartiges Geschöpf von Shaksperes persönlichster Machte. In der Auslegung des Hamlet steht Wülker auf ganz modernem Standpunkt. Einerseits erkennt er die Essex-Hypothese als berechtigt an und glaubt, daß das unverdient tragische Schicksal Shaksperes „angesehenster Gönner“ wesentlich zur Verdüsterung seiner Weltanschauung beigetragen

habe; andererseits sieht er in Hamlet nicht einen Kranken oder Schwächling, sondern einen Heldenjüngling. „Wie der Dichter durch die Ereignisse des Jahres 1601“ — Hinrichtung des Grafen Essex und Einkerkierung Southampton — „auf einmal seine ganze ideale Welt zusammenstürzen, das Edle vernichtet und das Gemeine siegen sah, so ergeht es auch Hamlet.“ Mit diesen wenigen Worten ist Shakspeare in und mit seinem Hamlet aufs vollkommenste gekennzeichnet. Ebenso knapp und zutreffend sind die Hauptfiguren von Cäsar charakterisiert. Nur den der Portia gemachten Vorwurf möchte ich wegwünschen: ich freue mich, daß dieses wunderbare Weib, in wenigen Versen unbegreiflich schön von dem Dichter gezeichnet, „nicht verstand, heldenhaft zu leben“, sondern in ihrem echt weiblichen Heldentum starb. Wird Macbeth selbst richtig dargestellt, so sind die Linien in der Lady Bild zu hart: der Dichter hat ihr eine Reihe von weicheren Zügen gegeben, und sie ist weniger „teuflisch“, als sie in ihrer nervösen Erregung erscheint und erscheinen will.

Das mag genügen, um zu zeigen, daß in dem sehr ausgedehnten Abschnitt über Shakspeare eine mit Ernst und Liebe ausgeführte Arbeit vor uns liegt, die eine gute Darstellung seines Lebens und eine gediegene Schilderung seiner Kunst uns gibt. Vortrefflich ausgewählt sind die Zitate bei der Inhaltsangabe der einzelnen Dichtungen, die übrigens nicht mehr, wie in der ersten Auflage, dem alten, sondern dem vor kurzem revidierten Schlegel-Tieck'schen Text entnommen sind.

Morton Luce: *A Handbook to the Works of W. Shakspeare.* London, Bell & Sons. 1906.

Dieses Buch hat einen verlockenden Titel für diejenigen, welche sich über den Stand des Shakspeare-Wissens in Kürze unterrichten möchten. Seine Lektüre, oder gar Anschaffung, ist aber ernstlich zu widerraten. Die Information, die es zu geben vermag, ist eine sehr unvollständige; ein Buch über Shakspeare im ganzen, welches die gewaltige deutsche Shakspeare-Literatur ignoriert, trägt den Stempel der Unwissenschaftlichkeit an der Stirn. Neben der Kenntnissarmut liegt aber in dem Ausschluß der deutschen Forschung eine nationale Nichtachtung, deren Neußerungen man als Deutscher mit der gleichen Nichtachtung strafen sollte.

Die fleißig zusammengetragenen Daten zu den einzelnen Dichtungen reichen, z. B. in Kontroversfragen, für den Shakspeare-Studenten nicht aus; die Entscheidungen, die der Verfasser selbst in schwierigen Fragen fällt, sind denn auch vielfach unverläßlich, um so mehr als er die Quellen seines Wissens meist nicht nennt. Und was für Urteile finden wir bei Luce! Der Timon soll den Stil von Lear und Macbeth haben, und doch das zuletzt geschriebene Drama sein. Das könnte doch nur richtig sein unter der ganz sinnlosen Voraussetzung, daß Shakspeare sich selbst, d. h. seinen früheren Stil, in späteren Dichtungen, nachgeahmt habe.

Die kurzen ästhetischen Würdigungen der Dichtungen sind mitunter

gut; im ganzen sind Lucés Kunstanschauungen verworren. Nur ein unvorsichtig eitler Mensch, der Shakspeare sehr wenig und sich sehr viel Intelligenz zutraut, kann den Satz aussprechen, daß Shakspeare in der Gestaltung Cäsars „nicht nur die historische Wahrheit gefälscht, sondern eine abstoßende Marikatur geschaffen“ habe. In Hamlet soll Shakspeare zwei verschiedene Figuren, einen jungen Studenten und einen dreißigjährigen Philosophen, vereint haben; in Ophelia sogar drei verschiedene Mädchen; der Dichter ließ uns (??) im unklaren darüber, ob Hamlet wahnsinnig sei oder nicht, weil — ? — er es selbst nicht wußte. Dieser Autor kritisiert eben, ohne es zu ahnen, viel mehr sich selbst als den Dichter.

Karl Bleibtreu: Der wahre Shakespeare. München, Müller. 1907.

In vorigem Jahre ist hier Alvors Neues Shakespeare-Evangelium besprochen worden, in welchem der Verfasser Shakspeare seine Werke absprach und sie den Grafen Southampton und Rutland in die Schuhe schob. Bleibtreu hat nun diese Theorie vereinfacht, indem er alle Dichtungen Shaksperes von dem Grafen Rutland verfassen läßt. Diesen immer erneuerten verkehrten Bestrebungen gegenüber hat es keinen Sinn, immer von neuem die zahlreichen unerlöschlichen historischen Zeugnisse für die Existenz des Dichters Shakspeare ins Feld zu führen und auf die selbstverständliche Tatsache hinzuweisen, daß seine Freunde, wie Ben Jonson und die Schauspieler Heminge und Condell, ihn in seinem Hause besucht und ihn bei der Arbeit gesehen haben, weil sie die Art seines Arbeitens beschreiben. Man kann also nur bedauern, daß ein Mann wie Bleibtreu, dessen bekannte Shakspeare-Begeisterung sich auch in dieser Schrift wieder in hohen und wahren Tönen ausdrückt, der selbst einer der kraftvollsten Bekämpfer der sinnlosen Bacon-Hypothese war und ist, sich auf die Irrpfade der Baconianer dennoch hat verlocken lassen.

W. J. Craig: The Arden Shakespeare. London. Methuen & Co.

Die vielen deutschen Gebildeten, welche, ohne Fachleute zu sein, Shakspeare gern im Urtexte lesen, möchte ich auf die obige englische Ausgabe hinweisen, da die einzige deutsch-englische Gesamtausgabe, die wir gehabt haben, der berühmte, aber jetzt auch schon etwas veraltete „Delius“, vergriffen und bisher kein Anlaß zur Veranstaltung einer neuen genommen worden ist. Der Arden Shakespeare zeichnet sich durch folgende Vorzüge aus. Die sehr eingehenden Einleitungen geben Auskunft über alle mit dem Drama zusammenhängenden literarhistorischen Fragen. Der Text ist reich versehen mit erklärenden Anmerkungen. Jeder Band, immer ein Drama enthaltend, ist einzeln käuflich und in Anbetracht des Inhaltes und der Ausstattung billig.

Hermann Conrad.

Im Tal der Jugend. Roman von Marie Alerlein. Zauer in Schlesien und Leipzig. Verlag von Oskar Hellmann.

Das Erstlingswerk der Verfasserin „Frühe Gefährten“, in dem sie Geschichten aus dem schlesischen Landleben und zum Teil in schlesischer Mundart erzählte, ließ hoffen, wie auch in den „Preussischen Jahrbüchern“ ausgesprochen wurde, daß sie uns in ihrem nächsten Buch ein noch echteres Stück Heimatskunst geben würde; aber ihr Roman „Im Tal der Jugend“ hat diese Hoffnung leider nicht erfüllt. Er spielt zwar auch in Oberschlesien, aber von dem Erdgeruch der heimatlichen Scholle spürt man darin kaum hier und da einen Hauch. Die erzählten Erlebnisse könnten sich ebenso gut irgend wo anders zutragen, und wer das schlesische Landvolf nicht aus eigener Anschauung kennt, wird weder seine innere noch seine äußere Eigenart daraus kennen lernen. Er ist zwar ganz lebendig und anschaulich geschrieben, erhebt sich aber doch inhaltlich wie sprachlich kaum über das Niveau der hergebrachten Familienliteratur.

Peters Mutter von Mrs. Henry de la Pasture. Nach der ersten englischen Auflage übersetzt von Auguste Daniel. Autorisierte Ausgabe. Geh. 6 M., geb. 7 M. Gotha, Friedrich Emil Berthes 1907.

Der große Erfolg, den dieser Roman in England hat, ist gewiß mit darauf zurückzuführen, daß man dort nachgerade der Tendenz- sowie der Sensations-Romane müde ist und sich freut, einem Buch zu begegnen, das nichts weiter will, als eine Geschichte erzählen, deren Verlauf jeden gesund empfindenden Menschen interessieren muß. Peters Mutter, Lady Mary, ist von einer kaum denkbaren und jedenfalls ganz unmodernen Weltkenntnis und Hilfslosigkeit. Trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen hat die englische Kritik sie einstimmig für eine der anziehendsten Frauengestalten der neueren englischen Literatur erklärt, und das nicht mit Unrecht, denn die Verfasserin hat es verstanden, uns die Charaktereigenschaften durch ihre Naturanlage und ihre Lebensverhältnisse vollkommen glaubwürdig zu machen, und ihr außerdem den Liebreiz großer Selbstlosigkeit und zärtlicher Mutterliebe verliehen. Früh verwais, ist sie im Hause ihres Vormunds, eines zwar ehrenwerten, aber sehr langweiligen, beschränkten und hochmütigen Menschen, ganz einsam aufgewachsen und dann von ihm, als sie kaum siebzehn war, geheiratet worden. Das einzige Glück ihrer freudlosen Ehe mit dem sehr viel älteren Manne ist ihr Sohn. Daß dessen Entwicklung in seiner Schulzeit zu einem oft recht unliebenswürdigen Durchschnittsjungen ihr manche Enttäuschung bereitet, gesteht sie sich zwar selbst nicht ein, fühlt sie aber doch sehr schmerzlich. Auch als Jüngling entspricht er dem Ideal, das sie sich in ihrer Weltunerfahrenheit von einem solchen gemacht hat, sehr wenig. Nach seiner Rückkehr aus dem Burenkriege, in dem er als Freiwilliger mitgekämpft und sich durch Tapferkeit ausgezeichnet hat, fehlt ihm nach wie vor jedes Verständnis dafür, daß es dem Leben seiner Mutter, die während seiner Abwesenheit Witwe ge-

worden ist, immer an Sonnenschein und Glück gefehlt hat, und als dann die Liebe zu einer Jugendgespielin, der Tochter eines benachbarten Gutsherrn, mit elementarer Gewalt über ihn kommt, ist er so vollständig blind gegen ihren Lebenshunger und ihre Wünsche, daß er ihr, ohne es zu ahnen, das Herz brechen würde, wenn nicht seine Verlobte ein grundgescheites, warmherziges Mädchen wäre, das von klein auf für sie geschwärmt hat und sie tausendmal besser kennt, als er. So kommt alles zu einem guten Ende, und wir lesen auf der letzten Seite, „daß Mutter und Sohn sich umschlingen, und daß ein inniger Kuß mehr, als Worte es vermocht hätten, aussprach, was ihre Herzen bewegte: die Bitte um Verzeihung, das Verständnis, die Versöhnung und die Liebe von Mutter und Sohn“. Die Charaktere nicht nur der Hauptpersonen, sondern auch die der Nebenpersonen sind mit einer feinen Kenntnis des menschlichen Herzens und durchaus lebenswahr geschildert. Die Anschaulichkeit des landschaftlichen und sozialen Hintergrundes, auf dem sich die Handlung zuträgt, und der leise Humor, der diese umspielt, sichern dem lebenswürdigen Buch auch in Deutschland viele Leser.

Ein Blumenstrauß. Novellen von Ingeborg Maria Sid. Autorisierte Uebersetzung von Hulda Pohn, Leipzig. H. Haessel Verlag 1904.

Die Verfasserin dieser Novellen, die richtiger Erzählungen und Skizzen genannt worden wären, ist durch ihre beiden Romane „Der Hochlandspfarrer“ und „Jungfer Else“ schnell zu einer viel gelesenen Schriftstellerin geworden. Sie verdankt das sicher nicht ausschließlich dem künstlerischen Wert, den sie haben, sondern auch dem Verdienst, daß sie uns keine moralisch franken Menschen vorführt, deren Anschauungen und Erlebnisse nur peinliche Gefühle in den meisten Lesern erwecken können, wie so manche von den viel zu vielen nordischen Bücher tun, die ins Deutsche übersetzt werden, sondern gesunde, für die das Wort Pflicht nicht Schall und Rauch ist, und die daher von dem sogenannten Recht, sich auszuleben, keinen Gebrauch machen. Auch der vorliegende Band „Ein Blumenstrauß“ hat den Vorzug, uns nur mit Menschen bekannt zu machen, für die wir Sympathie empfinden können. Viel Handlung enthalten die Geschichten nicht, aber das Seelenleben der darin auftretenden Personen ist mit großer Feinheit geschildert, und zwar so, daß die strengen Pflichtmenschen — es sind immer Männer — uns nicht durch Unbeugsamkeit und Härte verleidet werden, und daß die Frauen, die ganz Glaube und Liebe sind, uns als durchaus lebenswahr anmuten. Auch Elende und Verkommene weiß sie uns von einer Seite zu zeigen, die ihnen unsere Teilnahme sichert, wie z. B. in der letzten Geschichte „Wie einen seine Mutter tröstet“ die tief gesunkene Frau, die im Gefängnis ihre Vergehen abbüßt und auf Fürbitte der Krankenschwestern ihr sterbendes Kind, das so sehnsuchtsvoll nach ihr ruft, im Hospital besuchen darf. Als die Gefangene auf der Schwelle stand in dem

blauen Kleid, häßlich, gezeichnet von dem Leben, das sie geführt hatte, scheu und verwirrt, da erklang ein Ruf durch die Stube — die ihn hörten, konnten ihn nie vergessen — „Mutter!“ Ein Schrei von der Tür und mit einem Satz war sie am Bette des Kindes, drückte sie an sich und schluchzte, schluchzte, wie wenn sich jeder Gedanke und jedes Gefühl in ihr in brennende Tränen auflösten. Aber das kranke Kind konnte das wilde Weinen nicht mit anhören, und mit heldenmütiger Selbstüberwindung unterdrückte sie es und lag die ganze Stunde am Bett auf den Knien ohne eine Träne, ohne einen Schmerzenslaut, trocknete der Kranken die Stirn, gab ihr zu trinken und wiederholte ihr, daß sie glaube, nun werde es wohl wieder gut werden. Als die Zeit um war, die sie hatte kommen dürfen, sagte sie ihr Gutenacht und versprach ihr, morgen viel früher wieder zu kommen, ohne zu weinen. Sie weinte auch noch nicht, als sie schnell durch die Stube ging und sich an der Tür umwandte und mit einem letzten Blick nach dem Bette sah, in dem das Kind schon mit geschlossenen Augen lag, weinte noch nicht, als sich die Tür schloß, sondern erst, als die Beamten sie hinausführten. Da weinte sie. Das Kind starb in der Nacht mit dem Ruf: „Ach, Mutter!“ und sah aus, als wollte sie lächeln. Eine Alte, die bibelsest war, sagte: „Wie einen seine Mutter tröstet, so will ich euch trösten, das hat der Herr verheißen, und ihr liebes Gesicht, so wie es da liegt, ist wie eine ganze Predigt über dieses Wort. Es steht im Jesaias“. Aus diesem kurzen Auszuge ist ersichtlich, daß Ingeborg Sieck andere Bahnen wandelt, als die übrigen bekannten dänischen Schriftstellerinnen.

Ostloorn. Holländische Dorfgeschichten von S. Mfers. Einzige autorisierte Uebersetzung aus dem Holländischen von Karl Emrich. 5. Auflage. Verlag von Otto Rippel, Hagen i. W.

Diese Dorfgeschichten, die ihren Namen von dem weltfremden holländischen Heidedorf haben, in dem sie sich zutragen, sind das Werk eines echten Dichters. Sie führen uns zu stillen nachdenklichen Menschen, die nur schwer Worte finden für das, was sie zu sagen haben, und deren Denken und Fühlen sich fast ausschließlich um ihre harte Tagesarbeit und ihre Kirche dreht. „Mein Ton der aufgeregten Zeit“ ist bisher zu ihnen gedrungen: sie wissen nichts von den politischen und sozialen Problemen der Gegenwart, und über die Sorge um das tägliche Brot vergessen sie nicht, was sie am Sonntag in der Kirche gehört haben, am Alltag nach Kräften in Taten umzusetzen und am Reiche Gottes mitzubauen, in dem Gerechtigkeit und Liebe herrschen sollen. Wer die Bücher des Schotten F. M. Barrie kennt, „Auld Licht Idyls“ „A. Window in Thrums“ und andere, die in England so viel gelesen und bewundert werden, und die auch in deutschen kirchlichen Kreisen nicht unbekannt sind, weiß, daß es auch in den Hochlanden noch abgelegene Dörfer gibt, in denen die reine Lehre und die Sorge um die ewige Seligkeit die Gemüter ebenso sehr beschäftigt wie das, was beim Nachbar vorgeht, und was das eigene Tages-

leben mit sich bringt. Wenn sich auch in Deutschland noch hier und da solche Däsen finden — und warum sollte es nicht der Fall sein —, so wäre es sehr zu wünschen, daß auch ihnen ein Dichter erstände, der sie uns kennen und lieben lehrte. Der Verfasser von *Ostloorn* hat seinen Geschichten ein kurzes Vorwort mitgegeben: „Ich habe gesehen, wie schön das Leben der Landleute ist, wenn sie da gehen und arbeiten auf ihren Aekern und ihren Kornfeldern unter dem Wolkenhimmel. Und ich habe gesehen, wie schön es ist, unter diesen Leuten zu wirken als Diener des Evangeliums. Von dieser Schönheit erzähle ich hier. Wenn eine Moral in der Erzählung liegt, . . . nun wohl . . .“ Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß er selber ein Diener des Evangeliums ist und in dem Dorfe,¹ das er *Ostloorn* genannt hat, ein stilles mit seiner Gemeinde eng verwachsenes Leben führt. Als echter Dichter, der ja immer ein Idealist ist, sieht er nicht ausschließlich die Mühe und Arbeit und die Beschränktheit, sondern auch die Schönheit des Bauernlebens „auf dem Acker und unter dem Wolkenhimmel“; auch weiß er alle seine Personen mit nur wenigen Strichen greifbar deutlich vor uns hinzustellen und die dörflichen Zustände außerordentlich anschaulich zu schildern. Will uns einiges, wie z. B. der Bußgang des reichen Harders, der einen seiner Arbeiter mit Unrecht des Diebstahls beschuldigt hat, kaum glaubwürdig vorkommen, so kommt dieser Zweifel nicht auf gegen den Eindruck, der sich, je weiter wir lesen, um so mehr befestigt, daß die Sitten und Volksbilder, die sich vor uns entrollen, der Wirklichkeit entnommen und durchaus lebensstreu sind. Jede der neun Geschichten bildet ein selbständiges Ganzes; sie sind aber trotzdem durch ein feines und starkes Band mit einander verbunden und lesen sich wie ein Roman. Die liebevolle Darstellung der eigenartigen Menschen, die stimmungsvolle Schilderung des einsamen Heidedorfes, das stille und doch so reiche Pastorenleben, das dessen Mittelpunkt bildet, verleihen dem Buche einen Zauber, der ihm viele Freunde gewinnen wird und nicht nur unter den Stillen im Lande, die es natürlich mit dem wärmsten Anteil lesen werden, sondern auch unter den Kindern der Welt.

Guy de Maupassant. Bauerngeschichten. Deutsch von F. Gräfin zu Reventlow. Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst. München 1908.

Die Verlagsbuchhandlung rühmt von diesen Bauerngeschichten, daß sich darin die hervorragenden Eigenschaften Guy de Maupassants in ganz besonderer Weise offenbaren: „sein knapper prägnanter Stil, seine unerbittliche Beobachtungsgabe, seine wunderbare Fähigkeit, nur das Wesentliche einer Landschaft, eines Vorgangs, eines Charakters zu zeigen, uns mit zwei, drei Strichen einen ganzen Menschen hinzustellen“. Wenn diese Eigenschaften, die manche andre Werke Guy de Maupassants in der Tat auszeichnen, auch den vorliegenden Bauerngeschichten wirklich zu eigen wären, man würde doch zu keinem ästhetischen Genuß daran kommen, weil sie mit

Ausnahme von dreien („Auf dem Lande“, „Bindsaden“ und „Mutter Sauvage“) in ethischer Beziehung über alle Massen gemein und widerwärtig sind. Daß eine deutsche Verlagsbuchhandlung es für verdienstlich halten kann, sie durch eine Uebersetzung auch denen zugänglich zu machen, die sie nicht im Original lesen können, obgleich „der Reiz des prägnanten Stils“ und des normannischen patois, das darin gesprochen wird und das durch das holsteiniisch-mecklenburgische Platt wiedergegeben ist, natürlich dabei verloren geht, ist unbegreiflich, und daß sich eine deutsche Frau gefunden hat, sie ins Deutsche zu übertragen, ist noch unbegreiflicher. Gleich die erste Geschichte „Im Hasen“, keine Bauern-, sondern eine Matrosengeschichte, hätte sie davon abschrecken müssen. Vielleicht ist, was darin erzählt wird, durchaus lebenswahr; Matrosen mögen ja nach einer langen Seefahrt ihre erste Nacht in einem Hasen benutzen, um tierischer als jedes Tier zu sein; aber frommt's den Schleier aufzuheben? Und was soll eine Geschichte wie Coco, in der ein Bauernjunge ein armes altes Pferd, das bei seinem Herrn das Gnadenbrot erhält, bloß um es nicht mehr warten zu müssen, langsam zu Tode martert und mit teuflischer Freude Hungers sterben sieht? Und das wird mit einer Selbstverständlichkeit erzählt, als wäre gar nichts dabei. Welch ein Unterschied zwischen diesen französischen Bauerngeschichten und den holländischen von S. Ufers! Den französischen fehlt jede Wärme des Herzens, fehlt der Glaube an den Menschen, jener Idealismus, der keinem Dichter erläßlich ist. Guy de Maupassant sieht überall nur das Frivole, Gemeine und weiß nichts von dem Schleier, den Goethe, dem doch auch nichts Menschliches fremd war, aus der Hand der Wahrheit empfing.

Das Hausbuch des Franz Xaver Reiter aus Lauchheim. Neue Volkslieder aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, herausgegeben von August Berlach. Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena 1907.

Der Herausgeber dieses Büchleins, ein Einwohner des ehemaligen Deutschordensstädtchens Lauchheim in Württemberg, berichtet in dem Vorwort, daß ein Kaufmann dieses Städtchens es im Jahre 1905 in dem geheimen Seitenfach eines alten Wandschrankes gefunden habe. Es habe sechs und vierzig Blätter in abgerissenem Ledereinbände enthalten und die Aufschrift getragen: „Hausbuch für Franz Xaver Reiter 1707“. Da er als eifriger Sammler von kulturgeschichtlich bedeutamen Gegenständen, Urkunden und sonstigen schriftlichen Aufzeichnungen bekannt gewesen sei, habe der Finder es ihm übergeben. Die ersten Seiten hätten Familiennotizen des Schreibers enthalten, die übrigen Gedichte. Beim ersten flüchtigen Durchlesen habe er diese für Abschriften gehalten, sich aber bald überzeugt, daß es Originale seien und er einen literargeschichtlich interessanten Fund vor sich habe. Er veröffentliche die Gedichte, überlasse aber ihre kritische Würdigung der berufenen Feder eines Fachmannes. Diese wird auch sicher nicht ausbleiben. Ist Franz Xaver Reiter, Gastwirt zum Möhle in Lauchheim, wirklich ihr Verfasser, so ist er ein Dichter von Gottes Gnaden gewesen

er hat nicht nur einen hellen Blick für die Natur, ein feines Verständnis für das Menschenherz und ein sinniges Gemüt besessen, sondern auch ein für seine Zeit — das letzte Gedicht ist laut Ueberschrift aus dem Jahre 1728 — staunenswerthes Sprach- und Formgefühl. Natürlich sind nicht alle Gedichte gleichwertig, aber viele von ihnen treffen den echten Ton des Volksliedes und haben neben dessen anderen Eigenschaften auch die der Sangbarkeit. Manchen unsrer modernen Lieder, die zu Volksliedern geworden sind, liegen dieselben poetischen Motive zu Grunde, die vor fast zwei Jahrhunderten dem sangesfreudigen Gastwirt zum Köpfe ein Lied eingegeben haben. Wer dünkte nicht bei seinem Wanderliede:

„Ist lebet wohl, Herr Vater,
Und ihr, Frau Mutter mein“ usw.,

dessen vierte Strophe lautet:

„Mein Bett, das ist die Erde,
Der Himmel ist mein Dach,
Und viele lichte Sterne
Erhellen mein Gemach.“

an das Geibel'sche „Der Mai ist gekommen“ mit den Versen „Herr Vater, Frau Mutter, daß Gott euch behüt“ und „Und find' ich keine Herberg', so lieg' ich zur Nacht wohl unter blauem Himmel, die Sterne halten Wacht“. Wenn Eichendorff das Lied von der Müllerin, das aus dem Jahre 1716 stammt, gekannt haben könnte, so würden solche, die überall Plagiate wittern, sicher annehmen, daß es sein zerbrochenes Klinglein beeinflusst hätte. Es lautet:

„Ich geh im Waldestale,
Da ist's so heimlich still,
Mir ist so bang und düster,
Weiß gar nit, was das will.

„Das Mühlrad hör ich gehen,
Da denk ich alter Zeit,
Der Wind tut ja verwehen
Der Blümlein Sommerleid.

„Einst hatt ich ein Feinsliebchen
War eine Müllerin,
Die hatt mir Treu versprochen,
Doch treulos war ihr Sinn.

„Viel herbe Leidesstunden,
Die waren mir bereit't,
Und viel hab ich erfahren,
Daß Liebe nur ist Leid.

„Hör ich ein Mühlrad gehen,
Mein Leid zurücke kommt,
Im Tal darf ich nit gehen:
Erinnern mir nicht frommt“.

Es gibt eben Erlebnisse und Empfindungen, die zu allen Zeiten und an allen Orten die Herzen bewegt, und von denen Dichter gesungen und gesagt haben. Schon ein Volkslied aus dem vierzehnten Jahrhundert spricht von einem Mühlrad, das nichts denn Liebe mahlet die Nacht bis an den Tag, und klagt: „Die Mühle ist zerbrochen, die Liebe hat ein End“. In manchen von Franz Xaver Meiters Gedichten sind Anklänge an alte Volkslieder nicht zu verkennen, und es ist sehr wohl möglich, daß er sie diesen nur nachempfunden hat. Aber wenn dies auch der Fall ist, wenn ihn z. B. das alte schelmische Trinklied: „Der liebste Buhle, den ich han, der liegt beim Wirt im Keller, er hat ein hölzern Rößlein an und heißt Herr Muskateller“ zu seinem „Des Wirts Lied“ begeistert hat, in dem es heißt:

„Mein Liebchen ist gekleidet
Mit gläsernem Gewand,
Es ruht im tiefen Keller
Und kommt vom Neckarstrand.“

und das im echten Volkston schließt:

„Und der gesungen dieses Lied,
Der war ein Wirte jung,
Im Keller wohnt sein einzig Lieb,
Hat ihm gelöst die Zung.“

hat er darum weniger Anspruch darauf, zu den echten Dichtern gerechnet zu werden, welchen die Nachwelt den Kranz reicht, den ihnen die Mitwelt versagte? Seine Zeit war, um mit Uhland zu reden, die der „Stubenpoesie, in der man lange, lange Lehrgedichte spann und flächfene Heldengedichte haspelte“, da war es von den Lauchheimern nicht zu verlangen, daß sie Verständniß für die einfache Volkshyrik eines ihrer Mitbürger haben sollten, der noch dazu ein ganz ungelehrter Gastwirt war.

Marie Fuhrmann

Politische Korrespondenz.

Die politische Haltung der Siebenbürger Sachsen. Eine Erwiderung.

Der verehrte Herausgeber dieser Zeitschrift hat in der politischen Korrespondenz des Novemberheftes die politische Haltung der Siebenbürger Sachsen einer äußerst ungünstigen Beurteilung unterzogen. Es soll nicht bestritten werden, daß sein hartes Urteil ganz dem Bilde entspricht, das die Betrachtung der ungarischen Verhältnisse aus einer gewissen Entfernung darbietet. Nur die großen Züge treten in diesem Bilde hervor und unbedeutende Nuancen verschwinden. Aber wer ins Detail niedersteigt, wird vielleicht doch finden, daß gerade solche Nuancen für eine Handvoll Menschen wie wir Siebenbürger Sachsen über Leben und Sterben entscheiden.

Professor Delbrück macht uns zum Vorwurf, daß wir unsere 13 Vertreter im ungarischen Abgeordnetenhaus nicht an die Spitze der Nationalitätenpartei stellen; wir hätten dadurch deren moralisches Gewicht vor Deutschland und Europa verstärkt. Wir hören diesen Vorwurf in letzter Zeit oft und es tut uns leid, wenn er aus Freundesmund kommt; aber er trifft uns nicht. Sehen wir zunächst davon ab, daß die Interessen der Sachsen und die der übrigen nichtmagyarischen Volksstämme in Ungarn sich nur in dem einen Punkt der Verteidigung gegen den magyarischen Chauvinismus berühren, in vielen andern ganz auseinandergehen, ja einander sogar entgegenstehen, daß also eine politische Gemeinschaft nur für die Augenblicke der äußersten Kampfesnot, wenn alles Trennende zurücktreten muß, praktisch möglich ist. Es sei ferner zugegeben, daß der Anschluß der Sachsen an die Nationalitätenpartei deren Position moralisch gestärkt hätte. Aber einen positiven Machtzuwachs hätte er doch nicht bedeutet. Denn es ist ziemlich gleichgültig, ob 25 oder 38 Mann einer (in Sachen der Nationalitätenfrage) geschlossenen Phalanx von mehr als vierthundert gegenüberstehen. Die anfängliche Verblüffung der Magyaren und der leitenden Kreise, die in der Tat von unserer Waffenbrüderschaft mit den Rumänen und Slowaken äußerst unangenehm berührt worden wären, wäre bald dem energischen Bestreben gewichen, uns unschädlich zu machen. Davon hätten sich die Magyaren durch die Rücksicht auf die Stimmung der — leider — so wenigen Blätter und so engen Kreise im deutschen Reich, die sich überhaupt um das Deutschtum in der Diaspora kümmern, nicht abhalten lassen.

Diese Rücksichtnahme darf überhaupt nicht überschätzt werden; sie steht jedenfalls in der letzten Reihe der Erwägungen, die eine schonendere Behandlung der Sachsen bewirkt: ungleich wichtiger ist dem Magyarentum die Erhaltung der Sachsen als Wellenbrecher in der rumänischen Flut Süd siebenbürgens. Dieser und jener Gesichtspunkt würde aber in dem Augenblick unbedenklich zurückgestellt, wo die Sachsen sich an die Spitze der großen nichtmagyarischen Völker stellen und dadurch ihren Willen bezeugen, deren Ziele zu fördern, Ziele, die die Magyaren — ob mit Recht oder Unrecht, jedenfalls mit unerlöschlicher Ueberzeugung — weit jenseits der bloßen nationalen Erhaltung liegen glauben. Sozusagen auf unblutigem Weg würden wir zunächst aus der parlamentarischen Betätigung ausgeschaltet: eine einfache Vergrößerung unserer sehr kleinen Wahlbezirke genügt, um die Zahl unserer Abgeordneten auf drei bis vier zu reduzieren — will man weitergehen, so braucht man nur die Künste ungarischer Wahlkreisgeometrie und ungarischer Wahlmache spielen zu lassen, und unsere Beteiligung an der Nationalitätenallianz stände, soweit das Parlament in Betracht kommt, fortan nur auf dem Papier. Analoge Minderungen in der Komitatseinteilung hätten die Lähmung unseres Einflusses auf die Verwaltung zur Folge und damit würde uns das flache Land so gut wie vollständig aus der Hand genommen, zumal dann auch die Beamtenhierarchie in einer Art gegen uns zu funktionieren anfinge, die uns tief ins Fleisch schneide. Und dann kämen Kirche und Schule an die Reihe, diese Quellen unserer deutschen Gesittung und Gesinnung, deren Verschüttung die gegen uns losgelassenen Organe des Kultusministers in kürzester Frist aufs gründlichste besorgen würden.

Man wird uns wohl die Berechtigung nicht abprechen können, daß wir es uns zweimal überlegen, ehe wir uns in eine solche Lebensgefahr begeben. Um so mehr, als schlechtthin nicht einzusehen ist, wie unsere Selbstaufopferung der Sache der Nationalitäten auch nur im mindesten nützen soll. Was die Rumänen im Kampfe überhaupt erreichen können, das werden sie erreichen auch ohne uns, ja selbst gegen uns. Aber setzen wir den unmöglichen Fall, unser Curtiusprung verhülfe der Sache der nichtmagyarischen Nationalitäten zum Siege, setzen weiter den Fall, dieser Sieg käme so bald, daß es für uns noch eine Auferstehung geben könnte und für uns der status quo wiederhergestellt würde — es geschähe nur, um uns in Kürze auf anderm Weg dem nationalen Untergang entgegenzuführen: dem Ersticktwerden durch die Rumänen. Denn was Delbrück als das einzige Mittel, unseren Fortbestand zu sichern, ansieht, die „staatsrechtlichen Bürgschaften“, die wir uns von den Rumänen als Lohn für unsere Waffenbrüderschaft gegen die Magyaren dereinst geben lassen sollen, ist ein schlechtthin unvollziehbarer Gedanke. Ich weiß nicht, ob jemals in der Geschichte ein größeres, noch am Anfang seiner Entwicklung stehendes Volk ein in seine Mitte eingesprengtes kleineres aus politischer Dankbarkeit konserviert hat, anstatt es aufzusaugen. Aber daß das siebenbürgische Ru-

mäenentum solch seltene Volksgrößmut nicht bewähren könnte — und wollten es auch alle seine heutigen Führer in vollster Aufrichtigkeit mit heiligen Eiden verbürgen — das steht mir fest. Ich zweifle daran nicht etwa nur deshalb, weil alle Erfahrungen aus dem letzten halben Jahrhundert eine starke Instanz gegen eine optimistische Auffassung nach dieser Richtung hin bilden, sondern aus tieferliegenden Gründen. Aus tiefer Unkultur ringt sich das rumänische Volk mit anerkanntenswerter Kraft empor und hat dabei den großen Vorteil aller unkultivierten Völker, die große Populationsfähigkeit. Es dehnt sich und reckt sich und braucht immer mehr und mehr Platz auch auf dem Boden, der einst ganz unser war, und es bedarf unserer verzweifelten Anstrengung, damit wir nicht an die Wand gedrückt werden. Dieser Prozeß, dieser schwere und zähe wirtschaftliche und soziale Kampf spielt sich seit Jahrzehnten auf dem ganzen sächsischen Territorium, in jedem einzelnen Dorf und Marktstücken ab, vollkommen unberührt davon, wie die obersten Schichten der beiden Völker politisch zu einander stehen. Es sind zwei verschiedene, unvereinbare Prinzipien, die mit einander kämpfen: das der Qualität und das der Quantität, das der Kulturaristokratie und das der Massendemokratie. Durch alle Jahrhunderte unseres Kolonistendaseins hindurch war es das Lebensprinzip der Sachsen, den Mangel der Zahl durch die Höhe der Kulturleistungen wettzumachen. Die äußere Stütze boten uns dabei in der älteren Zeit unsere Privilegien; diese verlich uns der Staat als Äquivalent für unsere Dienste und damit wir ihm diese auch weiterhin leisten könnten, und sie sind darum auch, gerade so wie die Schenkungen an Geld und Land als Kapitalisierungen unserer Arbeitserträge anzusehen. Heute steht, allerdings in ungleich geringerem Maße als ehemals, auf unserer Seite der aristokratische Charakter der ungarischen Staatseinrichtungen, den die Magyaren um ihrer eigenen Erhaltung willen festhalten müssen; stellen sie doch auch eine Kulturminorität vor. Sind dereinst die Rumänen Sieger in dem Maße, wie es Delbrück vorahndet, so werden sie naturgemäß ihr entgegengesetztes Lebensprinzip zur Geltung bringen; die Zahl wird das Entscheidende. Daß dann irgend ein papierneß Uebereinkommen dem unter den neuen, günstigeren Bedingungen rapid beschleunigten Anschwellen der rumänischen Flut auch nur im allermindesten zu unsern Gunsten Einhalt gebieten könnte, ist eine unmögliche Vorstellung. Ein paar böflich zugestandene Minoritätsvertretungen in Körperschaften und Ausschüssen sind das einzige Greifbare, das wir unter dem Titel der „staatsrechtlichen Bürgschaften“ erlangen könnten; es wären für unseren Volks- und Kulturbestand vollkommen wertlose Scheinkonzessionen.

Unsere Stellung zu den Magyaren einer- und zu den Rumänen andererseits läßt sich klar präzisieren. Was uns mit den ersteren verbindet, ist die Identität des Lebensprinzips, was uns trennt, die Gegnerschaft gegen den gewalttätigen Chauvinismus, von dem sie besessen sind. Mit den Rumänen haben wir dies Widerstreben gegen die Uebergriffe des Magyarismus gemeinsam, dafür aber trennt uns der tiefe Gegensatz der

Existenzbedingungen, den ich oben charakterisiert habe. Dieser Gegensatz ist das entscheidende für unsere Stellungnahme. Dem Fernerstehenden fällt er freilich weit weniger ins Auge, als die Gegnerschaft gegen den Chauvinismus und sogar uns selber drängt sich der letztere mit der Gewalt des Anschaulichen oft, wenn auch nur vorübergehend, stärker auf, als jener prinzipielle Gegensatz zu Mitbürgern, mit denen es im Grunde genommen sehr selten zu offensichtlichen Konflikten kommt. Mit dem Chauvinismus aber können wir sozusagen Separatabkommen schließen, weil auch er seinerseits die Interessengemeinschaft des Magyarentums mit uns nicht verkennt. Liegen aber die Verhältnisse so, so wäre es höchste politische Unflugheit und ein Verbrechen gegen unsere eigene Existenz, wollten wir uns denen, deren letzte Ziele unseren Lebensbedingungen direkt zuwiderlaufen, anschließen, nur weil sie zugleich auch Erscheinungen bekämpfen, mit denen wir auch allein fertig werden können, anschließen mit dem Risiko unserer schnellsten Vernichtung.

Wir mögen das Ende bedenken, mahnt uns Delbrück, den Ausgang des Kampfes zwischen Magyaren und Nichtmagyaren. Wenn die Magyaren Sieger bleiben, so genießen wir nur die Wohltat des Polyphem, zuletzt gefressen zu werden. Davor bangt uns nicht. Die Magyaren werden in dem Sinne nicht Sieger bleiben, daß es ihnen jemals gelingen wird, alle Mitnationalitäten zu magyarisieren. Wohl aber werden sie — zu ihrem eigenen Heil — sich ihren anderssprachigen Mitbürgern gegenüber bescheiden lernen müssen und werden am Ende des Kampfes froh sein, wenn sie ihre politische Staatsidee, den Einheitsstaat, gegenüber der Förderativstaatsform behaupten können, die letzten Endes den Rumänen vorschwebt. Was aus dem Kampfe schließlich geschlagen hervorgehen wird, wird nur der Chauvinismus sein, der da glaubt, mit Lärm und Großsprecherei, mit törichten Provokationen und brutalen Rechtsverletzungen die Position des Magyarentums sichern zu können. An die Stelle des Junkerhochmutes wird ein energisches Zusammenrassen der inneren Volks- und Kulturkräfte treten müssen und die Erkenntnis dieser Notwendigkeit wird für die Magyaren, wie für ihre Landesgenossen der Segen des harten Kampfes sein. Es ist nicht abzusehen, warum dann unsere Lage schlimmer sein soll, als heute. Wird aber das Magyarentum darüber hinaus gedemütigt und geschwächt, kommen die Rumänen zu unbedingter Herrschaft in ihren Landesteilen, dann wird sich unser Schicksal, wie ich gezeigt habe, doch vollziehen, gleichviel ob wir Waffengenossen der Rumänen waren oder nicht.

Um der übrigen Deutschen in Ungarn willen erhebt Delbrück die schweren Anklagen gegen uns: ihnen entziehen wir unsere Hilfe und lassen sie verderben, indem wir als kurzsichtige Partikularisten nur auf unser Heil bedacht sind. Es ist nur zu natürlich, daß wir den Stammesbrüdern mit ganz anderen Gefühlen gegenüberstehen, als Rumänen und Slowaken. Wir wissen uns mit ihnen auch in den Zielen des politischen Strebens eins, denn sie wollen nur das, was wir von jeher gewollt haben, die einfache

Erhaltung ihres Deutschtums. Föderativwünsche oder gar Irredentismus kann man ihnen ebensowenig imputieren wie uns. Der volle Sieg ihrer nationalen Bestrebungen würde auch uns stärken. Aber ihnen zu helfen, ihre Vorkämpfer zu sein, vermögen wir nicht, so wenig wie der Schwimmer, der mit Mühe und Not sich über den Wellen halten kann, imstande ist, die Last eines ihn selbst an Gewicht weit übertreffenden schwerfälligen Körpers auch noch auf den Rücken zu nehmen. Ein schwerfälliger Körper ist leider das südungarische Deutschtum noch immer. Seine nationale Organisation, von uns mit Jubel begrüßt, steckt in den allerersten Anfängen und hat noch keine Probe bestanden. Den Gedanken, die Organisation von uns aus, also auf Entfernung, durch Zeitungsaufsätze, Briefwechsel und gelegentliche Vereisungen durchzuführen, kann nur der hegen, der von den gegebenen Verhältnissen keine Ahnung hat oder dem der Blick für Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten gänzlich abgeht. Wenn man gelegentlich versucht hat, ihn zu verwirklichen, so hat das stets mit einem schmerzlichen Fehlschlagen geendet. Blieben also nur noch Gefühlskundgebungen, Demonstrationen der Sachsen für die Banater Schwaben übrig. Es wäre unbescheiden, wollte ich einen Delbrück über die Wertlosigkeit und zugleich Gefährlichkeit solcher Gefühlssakte belshren.

Um meine Ausführungen zu belegen, bedürfte es einer Fülle kleiner Details, für die ich bei den Lesern der „Pr. Zb.“ kein Interesse erwarten darf. Ihre Stelle möge die Versicherung vertreten, daß wir Sachsen alle Möglichkeiten erwogen haben, die für uns und unsere politische Haltung vorhanden sind. „Erwogen“ ist nicht das richtige Wort. Ausprobiert haben wir sie, auf das gründlichste ausprobiert! Unsere heutige politische Haltung ist das Ergebnis jahrzehntelanger, zum größten Teil recht bitterer Erfahrungen. Zur Erkenntnis ihrer Nichtigkeit gelangen immer wieder auch diejenigen, die sie anfangs verwarfen und die Rolle des „nationalen Gewissens“ übernehmen zu sollen meinten, an das Delbrück bei uns appelliert.

Und zum Schluß noch eine weitere Versicherung: wir Siebenbürger Sachsen sind heute gerade so deutsch bis ins Mark der Knochen, wie wir es waren, als wir unser Volkstum nur durch eine Politik des Kampfes wahren zu können glaubten, so treu und deutsch, wie wir es durch alle die Jahrhunderte seit den Tagen unserer Einwanderung gewesen sind. Wer daran zweifelt, der versündigt sich an einem Häuflein Menschen, die auch heute noch das Lob Epikens stolz in Anspruch nehmen, zu den germanissim Germani zu gehören.

Hermannstadt, Mitte Dezember 1907.

Emil Neugeboren.

Replik.

Obwohl ich seit mehr als vier Jahren räumlich getrennt bin von meinen Siebenbürger Landsleuten, kenne ich infolge meiner früheren Tätigkeit in Siebenbürgen und durch den bis heute von beiden Seiten sorgsam gepflegten Zusammenhang mit jenen Verhältnissen die Details der ungarischen Nationalitätenfrage so genau, daß ich nicht nur mit einer gewissen Zuversicht, sondern wohl auch mit derselben inneren Berechtigung, wie Herr Neugeboren, mich an die Behandlung des hier aufgeworfenen Problems wagen darf.

Der Verfasser betont, daß „die Interessen der Sachsen und die der übrigen nichtmagyarischen Volksstämme in Ungarn sich nur in dem einen Punkt der Verteidigung gegen den magyarischen Chauvinismus berühren.“ Mit diesem Zugeständnis ist eigentlich die ganze Frage der parlamentarischen Parteistellung der sächsischen Abgeordneten grundsätzlich erledigt; denn die Verteidigung gegen den magyarischen Chauvinismus ist nicht eine, sondern die Lebensfrage der Sachsen; er bedroht ihr Volkstum in seinem Bestande. Es handelt sich also nur darum, ob dieser Chauvinismus durch ein Zusammengehen der Sachsen mit den andern Nichtmagyaren wesentlich geschwächt werden kann.

Der Anschluß der 13 sächsischen Abgeordneten an die 25 Mitglieder der Nationalitätenpartei würde allerdings einen „positiven Machtzuwachs“ — um mehr als 50 Prozent — bedeuten; nicht zu reden vom unermesslichen moralischen Gewinn, der in der Solidarität aller Nichtmagyaren läge. Rechnet man noch die 40 kroatischen Delegierten dazu, die schon jetzt den Beweis erbracht haben, daß sie die Kosten einer höchst unbequemen Opposition ganz aus eigenem bestreiten können, und die bei einer Aufröschung der Nationalitätenfrage im weitesten Sinne gewiß mittäten, so hätte man schon jetzt, vor Einführung des allgemeinen Wahlrechts, eine Gruppe von 78 Mann als geschlossene Phalanx gegen das magyarische Bedrückungssystem. Nun fürchtet aber Neugeboren, daß die Magyaren durch eine Wendung in der sächsischen Politik sich zu noch heftigeren Vorstößen gegen das Sachsen-tum veranlaßt fühlten. Diese Erwägung ist richtig. Sie hat aber auch für die Rumänen und zwar in noch erhöhterem Maße Geltung, da diese im Verhältnis zu den Sachsen sich einer viel geringeren Anzahl von kulturellen Einrichtungen erfreuen, die durch das Magyarentum gleichermaßen bedroht sind; also müßten sie noch besorgter sein um unersehblichen Besitz, von dem eine fünfzehnmal größere Volksmasse geistig zehrt. Die Erhaltung der Sachsen als „Wellenbrecher“ im rumänischen Meer liegt aber unter allen Umständen im magyarischen Interesse; sie werden sich deshalb hüten, gegen die Sachsen noch schärfer ins Zeug zu gehen, als gegen die Rumänen. Und die Erhaltung des Deutschtums in Ungarn und Siebenbürgen wird auch die Krone sich mehr angelegen sein lassen, wenn ihr nicht mit einem Hinweis auf das Bild im Parlament plausibel gemacht werden kann, daß das Deutschtum nicht zu klagen hat. Hier ist die größte Schädigung zu

suchen, die der Sache aller Nichtmagyaren durch das spurlose Verschwinden der sächsischen Abgeordneten in der magyarischen Koalition des Reichstags zugefügt wird.

Es ist weiter richtig, daß die Zahl der sächsischen Abgeordneten durch Wahlkreisgeometrie und Wahlkämpfe gegen zwei Fronten stark herabgemindert werden kann, besonders wenn die Rumänen an der Erhaltung des Besitzstandes an deutschen Mandaten nicht interessiert sind. Im andern Falle würden eben die Rumänen alles tun, um sich Bundesgenossen für den Kampf im Saale der Gesetzgebung zu sichern. Man ist sich auch in weiten Kreisen der Sachsen darüber im klaren, daß selbst drei bis vier deutsche Abgeordnete, die ihren Platz als solche ausfüllen, politisch mehr wiegen, als ein Duzend Volksvertreter, deren beredteste Sprache grundsätzliches Schweigen ist. Augenblicklich muß man sogar froh sein, wenn sie sich an den Verhandlungen nicht beteiligen; brachte es doch der Hauptredner der Sachsen in der Debatte über das Volksschulgesetz zu Wege, daß dessen Schöpfer, der Kultusminister Graf Apponyi, ihn zu seiner „Sachlichkeit“ beglückwünschte und seiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, daß die also belobte Rede des Sachsen mit einer Ablehnung des Gesetzentwurfes endigte; die Prämissen hätten doch, meinte Apponyi, folgerichtig zu einem andern Schluß führen müssen. Apponyi hat dann noch einem reichsdeutschen Interviewer gegenüber erklärt, die Sachsen hätten gegen die kulturmörderische Vorlage nur „Einwendungen formaler Natur“ erhoben!

Durch eine andre Einteilung der siebenbürgischen Komitate könnten die Magyaren ihr Mütchen an den Sachsen fühlen, wie überhaupt, das soll zugestanden werden, die Opposition der Sachsen zunächst mancherlei neue Chikanen im Gefolge hätte. Aber mit der Furcht vor solcher Reaktion könnte man ja gegen die Vernünftigkeit jeglicher Opposition argumentieren. Man darf eben das große Ziel nicht aus dem Auge verlieren: die Niederbringung des magyarischen Chauvinismus. Und dieser wird ja auch nach Neugeboren „aus dem Kampfe geschlagen hervorgehen.“ Wie denkt er sich dann, wenn dieser Moment eingetreten ist, das Verhältnis zu den Rumänen, den Siegern? Je mehr sie für die Zukunft gefürchtet werden, desto eifriger müßte man darauf bedacht sein, sie für später, wenn ihre Zeit angebrochen ist, nicht zu unversöhnlichen Gegnern der Sachsen zu machen, da sie in ihrer zehnfachen Ueberlegenheit viel eher in der Lage wären, Rache zu üben, als die versprengten Volksteile des siebenbürgischen Magyarentums. Wenn man also schon an die Furcht appelliert, so tue man es auch gründlich und mit allen Konsequenzen.

Der Kampf der Sachsen mit dem Rumänentum ist heute hauptsächlich ein wirtschaftlicher: er soll und kann nicht ausgeschaltet werden. Neugeboren sagt selbst, dieser Kampf, der sich vorzugsweise auf dem Land abspielt, bleibe „vollkommen unberührt davon, wie die obersten Schichten der beiden Völker politisch zu einander stehen“. Eine zugkräftigere Begründung läßt

sich doch für die These nicht finden, daß der wirtschaftliche Wettbewerb eine spezifisch politische Waffenbrüderschaft nicht ausschließt.

Daß Magyaren und Sachsen durch eine „Identität des Lebensprinzips“ verbunden seien, muß durchaus bestritten werden. Jene treiben als relative Mehrheit der Landesbevölkerung Eroberungspolitik zum Teil gegen kulturell überlegene Minderheiten, diese sind auf nationale Selbsterhaltung bedacht gegenüber den Angriffen einer inferioren Kultur. Das wäre eine Identität des Lebensprinzips zwischen Wolf und Lamm. Darum muß auch der angestrebte soziale Anschluß der Sachsen an die Magyaren, dessen eifrigster Apostel in Hermannstadt — zum großen Mergernis auch sehr opportunistischer Volksgenossen — eben Herr Neugeboren ist, als geradezu verhängnisvoll bezeichnet werden. Gottlob hat man dafür unter den Siebenbürger Sachsen vorläufig noch sehr wenig Verständnis. Der eifrige Besuch des magyarischen Theaters seitens der sächsischen Bevölkerung in einer national arg bedrohten Stadt des alten „Sachsenlandes“ und die zunehmende Frequenz der magyarischen höheren Lehranstalten aus diesen Kreisen sind jedoch schon bedenkliche Erscheinungen, wenn sie auch meist nur auf das Bedürfnis zurückzuführen sind, die Kenntniss der magyarischen Sprache für den praktischen Bedarf sich mühelos anzueignen. Füglicherweise veranlaßten dieselben Motive auch die letzte Landeskirchenversammlung zum Beschluß, die Kandidaten der Theologie und des höheren Lehramtes künftig nur zu zwei-, statt dreijährigem Studium an deutschen Universitäten zu verpflichten.

Schritt für Schritt läßt man sich also zu weiteren Konzessionen an das Magyarentum drängen. Was hilft dann eine ausgiebigere staatliche Subvention der deutschen Schulen, wie sie eben gewährt wurde? Sie ist kein Gegenwert, wenn der Magyarismus grade auf dem Gebiete des Schulwesens immer mehr an Boden gewinnt. Denn gegen die neuen gesetzlichen Bestimmungen, die der deutschen Sprache in der Schule und in der Lehrerbildung den Raum bis zur Unerträglichkeit einengen, gibt es kein nennenswertes „Separatabkommen“ — mit dem Wolf.

Was endlich die Deutschen in Südungarn betrifft, so ist ein Zusammengehen mit ihnen allerdings möglich. Wo es gepflegt wurde, hat es auch gute Früchte gezeitigt. Von Einzelheiten will ich nicht sprechen, um dem magyarischen Terrorismus nicht die Wege zu weisen, wo er hindernd dazwischen treten könnte. Die politische Organisation dieser Deutschen darf auch nicht unterschätzt werden; sie hat sich schon bewährt. Gerade in den letzten Wochen haben sie doch ihre hauptsächlichsten Wortführer in die dortigen eminent politischen Municipalvertretungen gewählt. Gerade an dem Tage, da Herr Neugeboren seinen Auftrag in Hermannstadt der Post übergab, gab es in Berscheß eine Hauptschlacht mit ehrenvollem Ausgang. Und das sind die Präludien für die Reichstagswahlen. Wenn aber diese Deutschen in den ungarischen Reichstag einziehen werden, dann können die sächsischen Abgeordneten gar nicht anders, als sich an die Männer ihres Blutes anschließen,

eben weil die Sachsen in ihrer Gesamtheit, trotz des beschränkten Gesichtskreises der heutigen Führerschaft, die germanissimi Germani sind. Und dann ist auch die Zeit nicht ferne, wo man von „staatsrechtlichen Bürgschaften“ am rechten Ort das rechte Wort finden wird. Wollen die Sachsen sich nicht zu sehr exponieren, so können sie doch im Abgeordnetenhaus eine selbständige Gruppe bilden, wo dann die anderen Deutschen den natürlichsten Anschluß fänden. Es bliebe ihnen dann unbenommen, vom Magyarentum Zugeständnisse zu erpressen, indem sie mit dem Eintritt in die Nationalitätenpartei drohten und damit den letzten Trumpf in der Hand behielten. Dann wären sie doch in der Lage, der Nationalitätenpartei in entscheidenden Augenblicken kräftig zu sekundieren, ohne mit ihr in allen Fragen durch Dick und Dünn gehen zu müssen. Ihrem Verlangen nach den staatsrechtlichen Bürgschaften könnten sie kein besseres Relief geben. Und diese Bürgschaften — für alle Völker Ungarns — sind doch schon, auf dem Papier, im ungarischen Gesetz über „die Gleichberechtigung der Nationalitäten“ vorhanden. Es handelt sich nur darum, ihnen zum Leben zu verhelfen. Es ist ja schmachlich genug, daß sich die ganze Staatspolitik des herrschenden Volksstammes auf der Nichtachtung dieses von ihm geschaffenen Garantiegesetzes aufbaut, und daß die Furcht, ganz niedergetreten zu werden, die besten Staatsbürger, das nach magyarischer Statistik höchstwertige Kultur-element abhält, im Angesichte des Landes zu verlangen, daß nach des Landes Gesetzen regiert werde. Von dieser Furcht muß allerdings in erster Linie der Monarch alle seine Völker befreien; jetzt hat er Gelegenheit dazu, wenn er ein wirkliches Volksparlament schafft, wie er es in einem Teile seines Reiches schon getan hat. Vor diesem Augenblick zittern die jetzigen unrechtmäßigen Machthaber; tritt er ein, so werden die edelsten Volkskräfte rege, deren Repräsentanten sich jetzt zu dumpfem, ohnmächtigem Schweigen verurteilt fühlen.

In diesen Tagen der Feiertagsmuße greife ich zufällig zu den eben in zweiter Auflage erschienenen „Historischen und politischen Aufsätzen“ Delbrücks und lese, um meine Gedanken von der Unerquicklichkeit der sächsischen Politik weitab zu lenken, den Aufsatz über den General von Clausewitz. Und da werde ich unvermutet wieder mitten in die Materie geführt, von der ich mich aus Gründen jeelischer Diätetik gerade so entschieden abwenden wollte. Der Verfasser untersucht hier die Frage, ob der unübertroffene Theoretiker der Kriegswissenschaft Clausewitz, wenn ihm das Schicksal günstiger gewesen wäre, als Feldherr seinen Platz ausgefüllt hätte, und kommt zu dem Schlusse, daß ihm jene „Spielerkühnheit“ abging, die dem erfolgreichen Feldherrn nach des Generals Clausewitz eigenem Urteil unerläßlich ist. „Wer sich alle die möglichen Schrecken (des Feldzugs), sagt Delbrück, mit dem Verstande vergegenwärtigt, ist schon nicht weit davon, vor ihrem Eintreffen besorgt zu sein, und das Schwarzsehen im Kriege ist für den Feldherrn eine ganz besonders gefährliche Eigenschaft.

Dazu aber ist ein Mann von der Geistesstärke Clausenik' besonders disponiert . . ." An solcher Geistesstärke, die jede Kraft frischer Entschließung von vornherein lähmt, scheint mir auch das sächsische Volk gegenwärtig zu leiden. So viel auch für und gegen seine Politik ins Feld geführt wird, dem Kenner der Frage begegnen keine wesentlich neuen Argumente, und diese Ausichtslosigkeit des Abwägens muß den Freund dieses tüchtigen Volkes beunruhigen. Von beiden Seiten kommt man immer auf einen toten Punkt. Dieser kann, wie mir dünkt, nur durch die Schwungkraft jenes Gedankens überwunden werden. Wenn man das sächsische Volk in seinem jetzigen Seelenzustand oder auch nur seine politische Führerschaft sich als einheitliche Persönlichkeit kondensiert denkt, so darf man wohl sagen, es fehle ihr jene Spielertüchtigkeit, die — natürlich neben einigen anderen Qualitäten — dem Feldherrn eigen sein muß. Diese Persönlichkeit krankt an einer Ueberfülle von Reflexion, sie malt sich alle schlimmen Eventualitäten des Kampfes mit einer gewissen selbstquälerischen Bedanterie aus, ihre Seele vibriert nicht lebhaft genug, um über des Gedankens Kläffe hinauszukommen zur Spontaneität der Tat. So wird das Volk in den psychologischen Zustand eines hochgesinnten, aber von der Sorge um den täglichen Notbedarf zu Boden gedrückten, innerlich unfrei gewordenen Mannes hineinspekuliert, der sein Leben lediglich auf den Nießbrauch einer Leibrente einrichtet. Und der Mann wie das Volk muß „wetten und wagen, das Glück zu erjagen“. Die Geschichte eines Volkes ist nur in sehr umschränktem Sinne ein bloßes Rechenexempel, darf auch im gewissenhaftesten geführten Volkshaushalt nicht herabsinken zur Zusammenstellung einer Altersversorgungstabelle.

Wer wollte sich nicht freuen über die namhafte Erhöhung des staatlichen Zuschusses für die evangelische Landeskirche in Siebenbürgen! Er bedeutet eine wesentliche Befestigung der finanziellen Grundlage, auf der diese unfäglich schwer ringende Kulturgemeinschaft aufgebaut ist. Aber die Opfer an sittlichen Werten sind zu groß; sie werden auch von der ungarischen Regierung richtig eingeschätzt, und sie wird deshalb immer gern bereit sein, aus dieser Form des politischen Tauschhandels ein System zu machen. In der Zeit der Gegenreformation ist, von jesuitischer Seite, in Ungarn das Wort gefallen: *faciamus pauperes!* Zuerst arm und dann katholisch. Nach diesem Rezept, auf die national-politische Taktik angewendet, ist in der Praxis der ungarischen Nationalitätenfrage genugsam verfahren worden; bei der puritanischen Seelenerfassung des sächsischen Volkes ohne Erfolg. Wie, wenn das Raffinement der Politiker aus scythischem Geblüte es nun auf andere Weise versuchen wollte — mit dem Reichmachen? Hier ist es die Kirche, dort die Industrie, der man unter die Arme greifen will, auf daß die darbende Volksgemeine satt und träge werde. Warum war es denn der anerkannt chauvinistischsten ungarischen Regierung vorbehalten, das sächsische Volk mit so glänzenden Angeboten zu beglücken? Warum reichen gerade die, die sich am offensten zum Ideal des einsprachigen magyarischen

Nationalstaates bekennen, diesem Volke so freigebig die Mittel, daß es sich seine Rente sichere? Gewiß nicht, weil sie Gutes im Schilde führen.

Berlin, 26. Dezember.

Luß Korodi.

Kossuthistische Götzendämmerung.

In einer Volksversammlung der südungarischen Deutschen, die vor zwei Wochen in Borsch abgehalten wurde, hat der frühere langjährige siebenbürgisch-sächsischer Abgeordnete des ungarischen Reichstags Edmund Steinacker sehr beachtenswerte Mitteilungen über eine Unterredung gemacht, die er vor nicht langer Zeit mit einem Minister des Kabinetts Fejervary gehabt hat. Er sagte u. a., er habe sich bei dem Exminister — offenbar ist Kristsoffy gemeint, der Vater der geplanten ungarischen Wahlreform — über die Notwendigkeit der Regierungsübergabe an die jetzt am Ruder befindliche kossuthistische Koalition erkundigt und auf seine Frage die Antwort erhalten, die Regierung Fejervary hätte die Volksreform ehrlich durchführen können, aber eines hätte sie nicht vermocht: den Irrglauben an die Nationalgötzen zu zerstören und den Wahn, daß mit deren Herrschaft das goldene Zeitalter über Ungarn hereinbrechen werde, zu vernichten. Dieser Wahn könne nur von den Herren selber und werde von ihnen vernichtet werden. „Nun, meine Herrn, — so fuhr Steinacker in seiner Rede fort, — dieser Irrglauben und dieser Wahn ist gründlich zerstört worden. Alle Bewohner des Landes sind nun endlich reif geworden, um über dieses Regime der patriotischen Phrase richtig zu urteilen.“

Die letzten parlamentarischen Ereignisse, deren Schauplatz der Pesther Reichstag war, geben dieser Auffassung im vollsten Umfang recht. Der für Ungarn ungünstigste Ausgleich mit Oesterreich, den es seit dem Jahre 1867 gegeben, wurde von den vereinigten Regierungsparteien angenommen und damit das oberste politische Dogma der Kossuthisten, Vösterreich von Oesterreich, aufgehoben. Von etwa 370 magyarischen Abgeordneten haben nur 15 Mann gegen den Ausgleich gestimmt, und als in diesen Tagen über die Erhöhung der ungarischen Beitragsleistung zu den gemeinsamen Ausgaben verhandelt wurde, konnte festgestellt werden, daß ganze zehn Mitglieder des Reichstags im Saale der Gesetzgebung anwesend waren. Die Ideale der „Unabhängigkeit“ Ungarns waren ein brauchbarer Agitationsstoff für die oppositionellen Achtundvierziger; sobald diese zur Herrschaft gelangten, bewilligten sie für die Gemeinsamkeit mit Oesterreich alles, um nur die Zügel der Regierung weiter in den Händen behalten zu dürfen. Wenn noch ein Funken politischer Sinn im Magyarenvolke lebt, so muß es bei der nächsten großen Abrechnung, sobald es zu Neuwahlen kommt, seine Konsequenzen daraus ziehen. Aber auch der Wiener Hof wird hoffentlich seine Kluganwendung machen und bei Gelegenheit der Wahlreform den Kossuthismus zum vollständigen Parakiri zwingen. Erst wenn dies geschieht, wenn das Regime des nationalen Größenwahns genötigt wird, durch Einführung eines wirklichen allgemeinen Wahlrechts seine Existenz

berechtigung feierlichst zu negieren, kann die Idee, diese grundsätzlichen Revolutionäre und theoretischen Thronstürzer in den verantwortlichen Rat der Krone zu berufen, eine wahrhaft geniale genannt werden.

Die Kossuthisten waren von jeher auch die todesmutigen Vertreter der Redefreiheit im Parlament, solange es sich um die rechtliche Sicherung ihres Terrorismus handelte. Auch auf diesem Gebiet haben sie sich, zur Macht gelangt, politisch zu Tode regiert. Die Obstruktion der Kroaten gegen das Ausgleichsgesetz konnten sie nur durch ein Manöver ausschalten, das jedem Parlamentarismus Hohn spricht. In einer Sitzung, die besonders bewegt verlief, erklärte plötzlich der Präsident des Abgeordnetenhauses die Debatte für geschlossen, weil in dem herrschenden Lärm die vorgemerkten kroatischen Redner den hurtig erfolgten Namensaufruf nicht hören konnten und deshalb auch nicht sprachen. Wenn man die Souveränität des ungarischen Nationalstaates, wie dort der magyarisches-kossuthistische Absolutismus genannt wird, nur durch solch armseligen Trick zu retten vermag, dann sind wohl die Tage dieser Herrlichkeit wirklich gezählt.

In Kroatien selbst ist die ungarische Regierung mit ihrem Latein auch zu Ende. Weil Gefahr drohte, daß ihr Vertrauensmann, der Banus, vom Agramer Landtag in Anklagezustand versetzt wurde, griff man zur Auflösung des Landtags. Die Neuwahlen bringen ohne Zweifel eine noch magyarenfeindlichere Vertretung. Die von hier zu entsendenden Delegierten des ungarischen Abgeordnetenhauses werden kaum angenehmere Gäste sein, als ihre Vorgänger; sie bilden dann hier eine so gefährliche Avantgarde für den Kampf um die Rechte der Nichtmagyaren, wie dies Haus noch keine gesehen.

Inzwischen mobilisiert auch der Wiener Reichsrat gegen den magyarisches Chauvinismus. Die von seiner Mehrheit angenommene Resolution, worin die Durchführung des ungarischen Nationalitätengesetzes im Interesse der Gesamtmonarchie gefordert wurde, hat die Hüter der ungarischen Selbstständigkeit ganz aus dem Häuschen gebracht. Nach formal staatsrechtlichen Begriffen war ja diese Resolution allerdings ein Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht des Zwillingsstaates, und dessen ist sich auch die Mehrheit des Reichsrates gewiß bewußt gewesen. Aber daß das Schlagwort vom Gesamtstaat im neuen Volksparlament Cisleithaniens solche Resonanz gefunden hat, ist unter allen Umständen höchst erfreulich. Es ist ein Stück Zukunftsmusik. Das Echo aus dem ungarischen Reichstag wird nicht ausbleiben, wenn dieser auch durch den freien Willen der Gesamtbevölkerung zusammengesetzt werden wird. Diese Symphonie der politischen Kräfte zu dirigieren, wird allerdings erst dem Thronerben vorbehalten bleiben.

Koloniales und Auswärtiges. Südwestafrika. Entschädigung der Landgesellschaften. Negrophile Eingeborenenpolitik in Ostafrika? Bagdad- und Mekkahahn. Persien.

Die Verhältnisse in Südwestafrika erfordern immer noch in mehr als einer Richtung Aufmerksamkeit. Gegenwärtig liegt die Hauptsorge in dem ungesunden Zudrang einer Menge von neuen Einwanderern mit ungenügenden Mitteln, ungenügend namentlich, bevor die allgemeinen wirtschaftlichen Voraussetzungen in der Kolonie auf den Weg der normalen Selbstregulierung zurückgekehrt sind. Mit Recht macht die verdienstvolle und besonnen redigierte (unabhängige) Südwestafrikanische Zeitung in Swatopmund darauf aufmerksam, daß eine Krisis zu befürchten sei, wenn es mit dem Tempo der Einwanderung noch eine Weile so weitergehe. Zwar ist eine gewisse Abwärtsbewegung in den Vieh- und Fleischpreisen, die infolge des Aufstandes vollkommen abnorme Höhen erreicht hatten, schon eingetreten, aber namentlich beim Erwerb von Muttervieh für den angehenden neuen Farmer kann noch nicht entfernt davon die Rede sein, daß die jetzt hierfür anzulegenden Beträge den natürlichen Verhältnissen des Landes entsprächen. Schon vor dem großen Eingeborenenaufstande hielten sich die Viehpreise in Südwestafrika über dem durch Argentiniens und Australiens Angebot regulierten Durchschnittspreis auf dem Weltmarkt. Der Grund hierfür war einerseits der starke Bedarf im englischen Südafrika, wohin in den beiden letzten Jahren vor dem Aufstande von unserer Kolonie aus für mehrere Millionen Mark Schlachtvieh exportiert wurde, und außerdem die Zurückhaltung des im Lande heranwachsenden Mutterviehs durch die Farmer, die natürlich bestrebt waren, vor allen Dingen ihr Weideland erst selber soweit mit Vieh zu bestocken, wie der verfügbare Bestand an Futtergewächsen erlaubte. Zurzeit aber stehen die Preise für Zuchtvieh noch ganz erheblich über jenem Stande vor dem Krieg. Auf der anderen Seite vermehrt sich natürlich die Menge des Viehs von Jahr zu Jahr in schnellerer Progression, und während gegenwärtig der starken Nachfrage nach Muttervieh ein ungenügendes Angebot gegenübersteht und dadurch die Preise hochgehalten werden, wird sich in einigen Jahren dies Bild sehr ändern. Wer durchaus jetzt schon seine Farmwirtschaft einrichten will, muß die hohen Anschaffungspreise zahlen, ohne daß er Aussicht hätte, in näherer Zukunft eine dem numerischen Zuwachs seiner Tiere entsprechende Wertsteigerung des Gesamtbestandes zu erleben. Es kann vielmehr leicht kommen, daß nach einigen Jahren die ums Doppelte vermehrten Herden kaum einen größeren Wert repräsentieren, als der heutige Anfangsbestand der Wirtschaft. Wenn jemand mit reichlichem Kapital zu farmen beginnt und es ihm vor allen Dingen darauf ankommt, sich so schnell wie möglich in Südwestafrika niederzulassen, so wird er das aushalten können, wenn auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus eine derartige Wirtschaftsführung nicht gerade vorbildlich erscheinen mag. Ganz anders aber wird es denjenigen treffen, der sich jetzt beim Beginn seiner Wirtschaft wegen

des zu geringen eigenen Betriebskapitals mit Kreditverpflichtungen hat belasten müssen. Die billige staatliche Ansiedlungsbeihilfe bis zum Höchstbetrage von 6000 Mark für den einzelnen Ansiedler ist natürlich nicht für jeden, der sie haben möchte, zugänglich, weil einstweilen der Andrang größer ist, als der verfügbare Fonds. Privatkredit aber ist für ein solches Unternehmen, dessen Zukunft vorzugsweise auf der Tüchtigkeit des Ansiedlers beruht, teuer. Drüben in Afrika ist der Zinsfuß an sich hoch, und in Deutschland sind die gegenwärtigen schwierigen Geldverhältnisse ja nur zu bekannt. Es muß daher vor der Auswanderung nach Südwestafrika unter den gegenwärtigen Verhältnissen direkt gewarnt werden, und die Regierung sollte sich der Notwendigkeit nicht entziehen, auch ihrerseits in amtlicher Form den Auswanderungslustigen den Rat zu erteilen, ihre Absicht noch eine Weile aufzuschieben, bis drüben gesunde Preisverhältnisse für Zuchtvieh eingetreten sind. Darüber, daß eine Krisis droht, darf man sich durch den gegenwärtigen Anschein des allgemeinen Gedeihens in Südwestafrika nicht täuschen lassen. Ob viel oder wenig — etwas Geld bringen die neuen Einwanderer alle mit, und es ist natürlich, daß die im Lande befindlichen Geschäfte ihren Vorteil davon haben und daß Handel und Wandel in Blüte zu stehen scheinen. Es fragt sich nur, was werden wird, wenn diejenigen Elemente, die von vornherein keine Aussicht haben, sich dauernd in der Kolonie zu halten und sich ökonomisch in die Höhe zu arbeiten, mit ihren Mitteln am Ende sind. Wenn der Rückzug der Unzufriedenen und Enttäuschten anfängt, dann wird auch das Gerede von der Wertlosigkeit der Kolonie und von dem alles verschlingenden Moloch Südwestafrika wieder anfangen, wo doch nichts anderes vorliegt, als ganz gewöhnliche Fehler, die leicht hätten vermieden werden können und sollen. Dazu kommt noch etwas anderes. Schon vor dem Kriege, als die Besiedelung in einem bedeutend langsameren Tempo vor sich ging, waren die Verhältnisse bei der Landesvermessung insolge Unzulänglichkeit der vorhandenen Mittel nichts weniger als günstig. Bei weitem nicht alle vom Regierungs- und vom Eingeborenenland verkauften Farmen haben vermessen werden können, und die Unsicherheit über Größe und Grenzen vieler Besitzungen war recht bedeutend, so daß schon damals viele Klagen darüber zu hören waren. Gegenüber dem jetzigen Zustrom versagt aber das amtliche Vermessungswesen vollständig. Zum Teil liegt das daran, daß den deutschen Regierungslandmessern für den Eintritt in den Kolonialdienst, zumal in Südwestafrika, so wenig befriedigende Bedingungen geboten werden, daß es nicht möglich ist, genügend tüchtige Kräfte zu bekommen. Andererseits muß aber auch zugegeben werden, daß das Gouvernement von Anfang an diesen Zweig der kolonialen Verwaltung ungenügend gepflegt hat. Zurzeit ist jedenfalls eine derartige tatsächliche Desorganisation im Vermessungswesen vorhanden, daß der Zeitpunkt, zu dem ein neuer Ansiedler dazu gelangt, seine Farm vermessen und seinen Besitz gegen die Nachbarn abgegrenzt zu sehen, nach dem Verhältnis der vorhandenen Ver-

messungskräfte und der zu leistenden Arbeit in so weiter Ferne liegt, daß er schon alt werden muß, um die Sache zu erleben. Man kann sich leicht denken, welche Unzuträglichkeiten für die Gegenwart und namentlich für die Zukunft sich daraus ergeben, wenn in einem unvermessenen Lande nach ganz ungefähren Anhaltspunkten Farmen über Farmen, die eine bestimmte Größe haben sollen, nebeneinander verkauft werden, und sich dann schließlich herausstellt, daß die Grenzen einander vielfach überschneiden, daß für den einzelnen vielleicht lange nicht so viel Land herauskommt, wie er nach seinem Kaufvertrag beanspruchen kann, daß Wasserstelle und Haus womöglich auf fremdem Grund und Boden liegen, usw. Daß dergleichen nicht auf Phantasie beruht, vielmehr unter Verhältnissen, wie sie in Südwestafrika bestehen, nur zu leicht in Wirklichkeit vorkommt, wird jedermann zugeben, der im Lande Weisheit weiß. Die Mängel im Vermessungswesen bilden aber nur einen Bestandteil der übrigen Unvollkommenheiten in der Organisation der Ansiedelung. Trotz des großen Zustroms, dessen Einsetzen schon seit Jahren vorauszusehen war und mit dem ich z. B. während meiner südwestafrikanischen Dienstzeit in meinen Berichten schon seit Anfang des Jahres 1905 als mit einem sicher zu erwartenden Faktor gerechnet habe, ist von einer durchgreifenden und systematischen Regelung dieser Materie, insbesondere von der Errichtung eines mit hinreichendem Personal und hinreichenden Kompetenzen ausgestatteten Einwanderungsamts, nach Art der früher geplanten Ansiedelungskommission, nicht die Rede. Man hat eine Regierungsfarm, sogenannte Mustervirtschaft, einige Stunden von Windhuk entfernt, wo jetzt zeitweilig nahezu ein Duzend junger Leute, die alle das Farmen lernen wollen, untergebracht waren. Tatsächlich können sie dort auf Neudamm so gut wie nichts von dem, was sie später brauchen, lernen — es sei denn, daß sich der Betrieb seit Anfang 1907 in durchgreifender Weise zum Bessern geändert hat. Die Regierung wollte einzelne Farmer dazu veranlassen, daß sie die angehenden neuen Ansiedler als Volontäre aufnehmen und unterrichten sollten. Es scheint auch daraus nicht viel geworden zu sein, was auch sehr begreiflich ist, denn je tüchtiger ein Farmer hinter seiner eigenen Wirtschaft her ist, desto weniger Zeit und Lust hat er, Unterrichtskurse für Leute zu halten, die ihm fremd sind und von denen er größtenteils sehr bald merkt, daß sie besser irgendwo anders hingehören, als in die südafrikanische Steppe. Es fährt also so ziemlich alles, was jetzt nach Südwestafrika kommt, zunächst von Swalopmund nach Windhuk, versucht sich dort mit recht mangelhaftem Erfolg im allgemeinen über die Verhältnisse zu orientieren, läuft dann eine Weile an den größeren Verkehrswegen entlang im Lande durcheinander und bleibt schließlich nach irgendwelchen Zufälligkeiten hier oder da sitzen, wobei es dann darauf ankommt, wie lange das mitgebrachte Geld reicht, wie groß die eigene Fähigkeit und Anpassungsfähigkeit gegenüber den neuen Verhältnissen ist, und ob sich für den Neuling unter den vielerlei Einflüssen, denen er begegnet, ein brauchbarer und uneigennütziger Rat findet.

Natürlich wird am letzten Ende auch auf diese Weise eine ausreichende Besiedelung des Landes zustande kommen, aber der Prozentsatz der Existenzen, die bei einem Gründungswerk solcher Art wieder fortgespült werden und entweder voll Klagen und Unzufriedenheit in die Heimat zurückkehren oder in der Kolonie selbst den Grundstock zu der im benachbarten englischen Afrika so große Schwierigkeiten verursachenden Klasse der „poor whites“ abgeben, wird unnütz groß — viel größer, als er bei sachgemäßer Organisation des Ganzen von Regierungswegen zu sein brauchte. Von dem gegenwärtigen Gouverneur von Südwestafrika, Herrn von Schuckmann, berichten nicht nur Preßstimmen, sondern auch unbefangene kritisch urteilende Privatnachrichten, daß er einen guten praktischen Blick bewahre, ein vollkommen nüchterner Rechner sei und lieber eine kleinere Anzahl kräftig gedeihender, als eine Menge mangelhaft vorankommender, fortdauernd auf Staatsunterstützung angewiesener Ansiedler im Lande haben wolle. Man wird hoffen dürfen, daß er auch der brennenden Frage einer gesunden Organisation des Einwandererwesens erfolgreiche Aufmerksamkeit zuwenden wird, und vor allen Dingen, daß möglichst bald von amtlicher Stelle eine Warnung vor der gerade im gegenwärtigen Augenblick übertrieben und ungesund erscheinenden Zuwanderung nach Südwestafrika ertönt.

Als ungesund müßte es auch bezeichnet werden, wenn nicht jetzt, d. h. im Etat für das Rechnungsjahr 1908, die Stärke der noch im Lande verbliebenen Truppen herabgesetzt würde. Nachdem Morenga beseitigt ist, kann es durch militärisch-politische Gesichtspunkte nicht mehr gerechtfertigt werden, wenn noch immer 4000 Mann in Südwestafrika unter den Waffen gehalten werden. Der Staatssekretär Dernburg hat in seiner Rede in der Budgetkommission am 7. Mai 1907 betont, die Regierung habe das Bestreben, die Zahl der Schutztruppe in Südwestafrika stetig herabzusetzen. Der Etat für 4000 Mann wurde damals gefordert mit Rücksicht auf die tatsächliche Fortdauer der Unsicherheit im Norden und auf die Möglichkeit einer kriegerischen Erhebung der Ovambos. Nachdem der Häuptling Mechale, der am 18. Januar 1904 die Militärstation Kamutoni am Ostende der Etoschapsanne durch seine Leute überfallen ließ, gestorben ist, droht von den Ovambos her schlechterdings keine Gefahr mehr. Es kann als ausgeschlossen gelten, natürlich immer eine verständige Politik von unserer Seite vorausgesetzt, daß die Ovambos einen Einbruch in das einstige Hereroland, das jetzt der deutschen Farmerbesiedlung offen steht, unternehmen. Ein von unserer Seite unternommener Feldzug gegen die Ovambos wäre aber der Gipfel der Torheit. Im Amboland ist für uns schlechterdings nichts zu holen; das Klima ist für Europäer mörderisch und die Idee, daß man im Ambolande Baumwollbau oder ähnliche Wirtschaftszweige in einem praktischen Maßstabe in Angriff nehmen könne, ist eine vollkommene Phantasie. Auch dafür, daß es dort abbauwürdige Mineralschätze gäbe, fehlt vorläufig jeder Anhaltspunkt. Das Amboland ist für uns einzig und allein dadurch wichtig, daß bei den Ovambos das Sachfengängertum stark

ausgebildet ist und eine ziemliche Anzahl Männer alljährlich in das deutsche Ansiedlungsgebiet kommen, um Arbeit gegen Haarlohn zu übernehmen. Diese Verhältnisse könnten durch eine militärische Unternehmung nördlich der Etoschapsanne nur in der schädlichsten Weise gestört werden. Für später kann im Ambolande einmal die Errichtung einer auf farbige Truppenkräfte gestützten Residentur nach Art der Residenturbezirke in Adamaua und in Ostafrika in Aussicht genommen werden; einstweilen ist es die beste Politik, an die dortigen Dinge in keiner Weise zu rühren. Natürlich wird es immer eine starke Versuchung für eine an der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes interessierte Verwaltung bleiben, mit Rücksicht auf den Absatz der farmwirtschaftlichen Produktion im Lande die Truppenzahl möglichst hoch zu halten. Wir bezahlen aber auf diese Weise erstens die Entwicklung der Farmwirtschaft auf indirektem Wege viel zu teuer, und zweitens täuschen wir uns vollkommen über den gegenwärtigen inneren Wert und den natürlichen Entwicklungsstand des Landes. Für die militärischen Aufgaben, die jetzt noch in Südwestafrika verbleiben, sind die auch im Etat für 1908 noch geforderten 4000 Mann auf jeden Fall erheblich zu viel. Die einzige Stelle, wo noch die Möglichkeit eines Wiederaufstakens bewaffneter Unruhen existiert und wo daher alle Vorsicht geboten ist, liegt bei den Bondelzwarts, die vor einem Jahr gegen die Zusicherung von Leben, Freiheit und Ausstattung mit einer nicht unbedeutenden Menge Kleinvieh kapituliert haben. Nach den amtlichen Nachrichten ist jetzt die Mehrzahl dieser Leute bei öffentlichen Arbeiten im Bezirk von Keetmanshoop beschäftigt, und es muß von der Regierung verlangt werden, daß sie nun, wo sie die Bondelzwarts in der Hand hat, auch die erforderlichen Maßregeln trifft, daß sie ihr nicht wieder aus der Hand geraten. Sehr viel anders als heute wird die Lage in näherer Zukunft im alten Stammesgebiet der Bondelzwarts überhaupt nicht werden, und es ist ganz ausgeschlossen, daß man die tausend Köpfe, die dort jetzt besonders beaufsichtigt werden müssen, auf die Dauer durch so und soviel Kompagnien bewachen läßt. Ebenso können wir gegen den Banditen Simon Copper, der in den Dünen auf der deutsch-englischen Kalaharigrenze jenseits des Nuob und Nosob sitzt und tatsächlich nicht mehr als eine gewöhnliche Räuberbande unter sich hat (was die Bondels vor dem Friedensschluß vom Dezember 1906 durchaus nicht waren), zur Veranlassung nehmen, um seinetwegen tausend Mann Truppen mehr in der Kolonie zu halten. Ein Militärerat von 25 Millionen für Südwestafrika ließ sich im April 1907 noch mit guter Veranlassung fordern, heute nicht mehr. Der Gedanke, auf diese Weise zu einer Ansiedlungsbeihilfe großen Stils für die Kolonie zu gelangen, muß, soweit er etwa bestehen sollte, grundsätzlich abgelehnt werden, und zwar, wenn schon aus keinem anderen Grunde, so doch wegen der ganz unverhältnismäßigen Kostspieligkeit dieses Weges.

Eine zu freigebige Hand zeigt die Kolonialverwaltung auch in der Frage des Rückkaufs oder der Ablösung der großen Landkonzessionen in

Südwestafrika. Der Ablösungsvertrag mit der „Siedlungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika“ ist bereits abgeschlossen, und mit anderen Stellen, so z. B. mit der South-African Territories Ltd.-Gesellschaft und der Naoko-Land- und -Minengesellschaft wird oder wurde noch vor kurzem verhandelt. Ich benutze diese Gelegenheit, um einem Wunsche des hiesigen Direktors der Territories-Gesellschaft, Herrn Grafen von Baudissin, bezüglich Berichtigung eines mir untergelaufenen Irrtums Rechnung zu tragen. Bei der Abfassung meines kürzlich erschienenen Buches über Südwestafrika, das ich den Lesern der „Preussischen Jahrbücher“ an einer anderen Stelle dieses Heftes anzeige und dessen Niederschrift zum größeren Teile in Südafrika selbst erfolgte, war ich der Meinung, daß die South-West African Company, die Eigentümerin der großen Landkonzession im Grootfonteiner Bezirk, auch noch die Mehrheit der Aktien der South-African Territories-Gesellschaft, deren Ländereien im äußersten Süden, im Distrikt von Warmbad, liegen, besäße. Herr Graf von Baudissin schreibt mir nun, das sei schon seit mehreren Jahren nicht mehr der Fall, die nördliche Gesellschaft habe also nicht den geringsten Einfluß mehr auf die Geschäftsführung der südlichen. Des weiteren enthält die Zuschrift die Mitteilung, daß Graf Baudissin vor einiger Zeit dem Kolonialamt den Vorschlag gemacht habe, die Konzession der South-West African Territories für zwei Millionen Mark zurückzukaufen, d. h. für die Summe, welche die Gesellschaft (ohne Zinsen zu rechnen) auf Grund der von ihr erworbenen Konzessionen bereits verausgabt habe. Wenn die Gesellschaft auf diese Weise an die Regierung mit dem Vorschlag herangetreten ist, sie wolle die Konzessionen zurückgeben gegen Ersatz des aufgewandten Kapitals ohne Verzinsung, so ist das ein Vorschlag, der ernsthafte Erwägung verdient. Eine andere Frage ist es freilich, ob es der Gesellschaft gelingen wird, den tatsächlichen Aufwand von zwei Millionen Mark baren Kapitals für ihre Konzessionsländereien nachzuweisen. Ich bin weit davon entfernt, der Loyalität ihres Herrn Vertreters zu nahe treten zu wollen, aber derartige Berechnungen können auf so verschiedener Basis und mit so verschiedener Einschätzung des Barwerts von Aufwendungen, die tatsächlich keine Baraufwendungen waren, gemacht werden, daß über diesen Punkt erst eine spezielle Verständigung auf Grund der Bücher der Gesellschaft erfolgen müßte. Zwei Millionen Mark Barabfindung an die Gesellschaft bedeuten auf jeden Fall mehr, als ihr Landbesitz im Süden in absehbarer Zeit je wert sein wird, und wenn der Verzicht auf die Konzession von ihr wirklich nicht billiger zu haben ist, so sollte man es ruhig bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge lassen. Leider legt aber der Vertrag, den das Reichskolonialamt am 6. August 1907 mit der Siedlungsgesellschaft geschlossen hat, die Besorgnis nahe, daß auch in anderen Fällen der Verzicht der Landgesellschaften auf ihre Konzessionen mit unverhältnismäßig großen Opfern erkaufte werden wird. Die Siedlungsgesellschaft hat für ihr Einverständnis mit der Außertrassierung der Konzession vom 2. März 1896 erhalten: 1. die Farmen Unverzagt, Hoffnung,

Vellerode, Dampenbamewa und Kaukurus mit zusammen 55 000 Hektar ausgesuchten Weidelandes von erster Qualität; 2. — entgegen dem Reichstagsbeschlusse über die Entschädigung der Gesellschaften — als Entschädigung für ihren Viehverlust infolge des Hereroaufstandes im Betrage von rund 145 000 Mark das unentgeltliche Eigentum an weiteren 100 000 Hektar Land, welche sie zur Einrichtung von Viehzucht- und anderen wirtschaftlichen Unternehmungen verwenden will und die in vier Blöcken von je 25 000 Hektar auszuwählen sind; 3. noch 200 000 Mark bar aus den durch das Gouvernement vorzunehmenden Grundstücksverkäufen innerhalb ihres früheren Konzessionsgebietes. Wenn man berücksichtigt, daß die gesamten Konzessionsländereien der Siedelungsgesellschaft eine Million Hektar umfaßten, von denen ein Teil bis zur Aufhebung der Konzession bereits verkauft war, das Regierungsland aber in jener Gegend etwa mit dem Verkaufswert von einer Mark pro Hektar veranschlagt werden kann, und daß die Siedelungsgesellschaft aus ihrem gesamten früheren Konzessionsgebiet sich natürlich die wertvollsten Stücke ausgesucht hat, so wird man zugeben müssen, daß ihre Leitung es verstanden hat, dem Kolonialamt gegenüber einen ganz außerordentlichen Erfolg zu erzielen. Dieser Erfolg wird um so bemerkenswerter dadurch, daß zwar nachgewiesenermaßen nicht davon die Rede sein konnte, daß die Gesellschaft auch nur entfernt den Voraussetzungen entsprochen hat, unter denen sie 1896 die Konzession erhielt, daß ihre Leitung es aber trotzdem verstanden hat, vom Kolonialamt eine, wenn auch vorsichtig gefaßte, so doch immerhin für die minder unterrichtete Öffentlichkeit verwertbare „Anerkennung“ ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit zu extrahieren. Die Ausstellung eines solchen Attestes wurde von ihr bei den Verhandlungen über die Aufgabe der Konzession geradezu als *conditio sine qua non* für alle weiteren Verhandlungen verlangt, und zwar zu dem Zweck, um mit diesem Dokument die bisher von sachverständiger privater Seite, wie ausnahmslos von der Verwaltung der südwestafrikanischen Kolonie, vom ersten Tage des Bestehens der Siedelungsgesellschaft an ihr geübte abfällige Kritik noch nachträglich zu entkräften. Ich darf in Sachen der Siedelungsgesellschaft auf den betreffenden Abschnitt in meinem Buch über Südwestafrika verweisen, woselbst ich versucht habe, an der Hand des veröffentlichten Materials und der Windhuker Akten zum erstenmal eine zusammenhängende Darstellung der ganzen Frage zu geben. Es tritt dabei namentlich auch mit vollkommener Deutlichkeit die Tatsache hervor, daß in Südwestafrika selbst sämtliche Gouverneure und Landeshauptleute, Hauptmann von François, Oberst Leutwein und Herr von Lindequist, und ebenso die gesamte öffentliche Meinung der Kolonie, in der Auffassung von der unbedingten Schädlichkeit der Siedelungsgesellschaft einig waren. Dieser Ueberzeugung ist auch von den in Frage kommenden Dienststellen auf das Bestimmteste und Nachdrücklichste der Kolonialverwaltung in Berlin gegenüber Ausdruck gegeben worden. Es darf also immerhin als auffallend angesehen werden, daß das Reichskolonialamt unter diesen Umständen nicht

nur die außerordentlich hohe Abfindung, sondern auch die verlangte Erklärung bewilligte, und es wäre bedauerlich, wenn auch die weiteren Verhandlungen mit den übrigen Landgesellschaften seitens des Reichskolonialamts in einem ähnlichen Zeichen stehen sollten. Es ist behauptet worden, die Bereitwilligkeit des Kolonialamts zu Verträgen mit den Landgesellschaften nach dem Muster des Abkommens mit der Siedelungsgesellschaft liege darin begründet, daß auf diese Weise der Reichstag nicht um die Bewilligung von Barabfindungen angegangen zu werden brauche. Die Regierung beansprucht das Recht, über den staatlichen und zu Staatsland erklärten Grundbesitz in den Kolonien auf dem Verordnungswege ohne Vorlage an den Reichstag zu verfügen; könne sie also die Gesellschaften aus dem verfügbaren Landfonds abfinden, so sei das ganze Geschäft ohne den Reichstag zu machen; sonst aber nicht. In diesem Zusammenhange muß es allerdings auffallen, daß die Regierung in dem Vertrage vom 6. August 1907 der Siedelungsgesellschaft erheblich mehr bewilligt, als jene vorher selbst gefordert hatte. Am 9. Oktober 1905 erbot sich nämlich die Gesellschaft, ihren ganzen Besitz abzutreten lediglich gegen Rückerstattung ihres eingezahlten Kapitals (163500 Mark) zuzüglich der seit der Einzahlung (1896) verloren gegangenen Zinsen. Der Termin dieses Angebots lief für die Regierung erst bis zum 1. Mai 1906, darauf verlängerte ihn die Gesellschaft bis zum 1. Januar 1907. Warum hat eigentlich das Kolonialamt nicht „dieses Erbieten, das für die Regierung wesentlich günstiger war als die vorhin besprochene Auseinandersetzung“*), angenommen? Es ist doch wohl kaum glaublich, daß wirklich der Wunsch, den Reichstag zu umgehen, der Vater einer direkt verlustbringenden Idee gewesen sein sollte. Vielleicht gibt die Regierung bei der bevorstehenden Kolonialdebatte im Reichstag Aufklärung.

Ueber die speziellen kolonialwirtschaftlichen Pläne der Regierung wird es an der Zeit sein zu sprechen, sobald der Herr Staatssekretär mit den Ergebnissen seiner persönlichen Studien in Ostafrika vor den Reichstag getreten ist. Es sind solche namentlich in Form von programmatisch motivierten und finanztechnisch durchgearbeiteten Eisenbahnvorlagen, vor allen Dingen für Ostafrika, zu erwarten. In dieser Beziehung ist es vollkommen begreiflich, daß Herr Dernburg eine Erörterung seiner Pläne in der Öffentlichkeit vermeidet, bevor er selbst im Reichstage gesprochen hat. Wir schieben daher auch unsererseits die Besprechung der Eisenbahnfrage so lange auf. Etwas anders steht es mit dem zweiten oder, wenn man will, mit dem ersten und eigentlichen Problem unserer tropisch-afrikanischen Kolonialwirtschaft: der Eingeborenenfrage. Bereits im vorigen Heft habe ich auf die Bedeutung der prinzipiell nicht hoch genug anzuerkennenden Vindequist'schen Eingeborenen-Verordnung für Südwestafrika hingewiesen. Seitdem haben sich in der Öffentlichkeit an zahlreichen Stellen die Stimmen gemehrt, die der

*) So Professor Dr. W. N. Anton in seiner Verteidigungsschrift für die Gesellschaft: Die Siedelungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika, Januar 1908, bei Gustav Fischer, S. 45.

Befürchtung Ausdruck geben, es würde in Ostafrika nicht nach denselben Grundsätzen verfahren werden. Namentlich herrscht diese Besorgnis bei der großen Mehrheit der Weißen in Ostafrika, und in den Zeitungen wird mit dem Anschein des Wohlunterrichtetseins von einem auffallenden, ja fast unerhörten Schritt eines erheblichen Teils der weißen Ansiedlerbevölkerung in Ostafrika berichtet: einem Gesuch um Abberufung des dortigen Gouverneurs Freiherrn von Nechenberg an das Reichskolonialamt oder den Reichstag. Namentlich die deutschen Pflanzler und Farmer im Usambaragebiet haben aus ihrem Empfang durch den Herrn Staatssekretär sowie aus einer Reihe sonstiger Erfahrungen den Schluß ziehen zu müssen geglaubt, daß eine „negrophile“ Aera in Ostafrika bevorstehe, und sie sind einig in der Ueberzeugung, daß die Ursache hierfür in dem Einfluß zu suchen sei, den Baron von Nechenberg auf den Staatssekretär gewonnen habe. Die Bedenken gegenüber der Möglichkeit einer negrophilen Eingeborenenpolitik sind aber nach verschiedenen Nachrichten aus Ostafrika nicht nur bei der weißen Zivilbevölkerung, sondern auch bei vielen weißen Beamten in der Kolonie, zumal älteren und erfahrenen Persönlichkeiten, vorhanden. Wir wollen den Behauptungen, die hierüber in letzter Zeit durch die Presse gegangen sind und die bereits von Abschiedsgesuchen tüchtiger und verdienter Kräfte infolge von Unstimmigkeiten mit der höchsten Spitze der Verwaltung sprechen, einstweilen nicht nachgehen und die Erörterung des Themas im Einzelnen überhaupt so lange verschieben, bis das Gesuch der Weißen um Abberufung des Gouverneurs tatsächlich vorliegt und bis die ganze Materie Gegenstand der Aussprache im Reichstag zwischen der Regierung und den Abgeordneten gebildet hat. Nur soviel muß auf jeden Fall schon im voraus grundsätzlich betont werden, daß jede Eingeborenenpolitik, die nicht als ihr vorläufiges Ziel die Durchführung eines wirklichen Arbeitszwanges gegenüber der Masse der Eingeborenenbevölkerung ins Auge faßt und nicht entschlossen ist, die hierfür erforderlichen vorbereitenden Maßnahmen zu ergreifen, in Ostafrika falsch instradiert ist. Staatssekretär von Lindequist und Gouverneur Freiherr von Nechenberg repräsentieren innerhalb unserer Kolonialverwaltung die beiden entgegengesetzten Pole der Eingeborenenpolitik, und es kann kein Zweifel darüber sein, welcher von beiden Polen die Richtung für unseren kolonialpolitischen Kurs abgeben muß. Negrophilie, d. h. eine Politik, die, aus welchen Gesichtspunkten auch immer, die gegenwärtigen moralischen Qualitäten des Neger zu hoch einzuschätzen und seinen Eigentümlichkeiten, d. h. im wesentlichen seiner Arbeitscheu, praktische Konzessionen zu machen geneigt ist, bedeutet für die Entwicklung unserer Kolonien eine schwer wieder gutzumachende Schädigung, und es ändert an ihrer schädlichen Wirkung nichts, wenn sie, wie in dem hier vorliegenden Falle, teils aus idealen oder idealistischen Erwägungen, teils aus der Besorgnis vor der vermeintlich drohenden, in Wirklichkeit durch geeignete Maßnahmen vermeidbaren Gefahr einer Abwanderung unserer ostafrikanischen Neger ins eng-

lische Gebiet sich herleitet. Wer die Neger nicht nur als hoher Herr und Vertreter der obersten Gewalt kennt, sondern aus intimerer Erfahrung, der weiß besser, was er von ihnen zu halten hat. Toussaint l'Ouverture, der berühmte schwarze Diktator von Haiti, der selbst als Sklave aufgewachsen war, verordnete, nachdem der erste Taumel der Sklavenbefreiung durch die französische Revolution auf der Insel vorüber war, ohne weiteres Arbeitszwang. „Alle arbeitslosen Neger*) beiderlei Geschlechts, bestimmte er, sollten sich nach ihrer Heimat begeben und dort ihre unterbrochene Tätigkeit wieder aufnehmen; wer sich nicht in seiner Heimat aufhielt, hatte nachzuweisen, daß er eine nützliche Beschäftigung trieb, die ihn nährte, . . . auf Ungehorsam, Faulheit oder unerlaubtem Verlassen der Arbeitsstätte standen hohe Strafen, die nach Kriegsrecht verhängt wurden. Die Offiziere, die den einzelnen Verwaltungseinheiten vorstanden, waren verantwortlich für die Ausführung dieser Befehle; sie durchzogen mit mobilen Kolonnen das Land und trieben die Neger schonungslos zur Arbeit zusammen; . . . von der Freiheit der Schwarzen blieb nicht viel übrig, aber der Erfolg sprach für die Zweckmäßigkeit. Die Produktion hob sich . . .“ Der Mann, den man nicht umsonst den schwarzen Napoleon genannt hat, kannte seine Leute. Er wußte auch, daß man Militär und Straßen zur Verfügung haben muß, um die wirtschaftliche Produktion eines Tropenlandes mit Negerbevölkerung in die Höhe zu bringen. Dafür, daß wir das ohne Toussaints Barbarei fertig bringen sollen, sind wir eben Deutsche.

*

*

*

Zu merkwürdiger Übereinstimmung sind im Anschluß an den Besuch des Kaisers in England sowohl französische als auch englische Stimmen laut geworden, die von einer möglichen Lösung der Bagdadbahnfrage in dem Sinne sprechen, daß England den Bau der Strecke zwischen Bagdad und dem Perischen Golf zugestanden erhalte, die bestehende, von der Deutschen Bank geleitete Bahngesellschaft dagegen sich auf einen Teil der ihr ursprünglich erteilten Konzession, d. h. das Stück zwischen dem gegenwärtigen Endpunkt der Linie am Nordfuß des Taurus und Bagdad, beschränken solle. Wenn man nur die räumliche Ausdehnung in Betracht zieht, so ist das deutsche oder vielmehr internationale Stück bedeutend länger, fragt man aber nach dem inneren Wert, so fällt ein sehr viel größeres Schwergewicht auf die Seite der für England in Anspruch genommenen Strecke. Engländerseits würde ein derartiges Abkommen außerdem auch noch dahin verstanden werden, daß nicht nur die Erbauung der Eisenbahn, sondern auch die Wiederherstellung der alten Bewässerungswerke im Gebiet von Bagdad eine englische Unternehmung werden soll. Zum erstenmal wurde die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese englische Idee durch die Veröffentlichung des berühmten Wasserbauingenieurs Willcox gelenkt. Willcox ist der geistige Urheber der großen englischen Wasserwerke

*) Koloff, Die Kolonialpolitik Napoleons I, S. 45.

in Aegypten, vor allen Dingen des Staudammes von Assuan; er ist außerdem auf das genaueste von seiner früheren amtlichen Tätigkeit her mit der indischen Bewässerung vertraut und hat nach der Beendigung des Burenkrieges auch ein ausführliches Gutachten über die Möglichkeiten einer umfassenderen Irrigation in der Kapkolonie und den früheren Republiken erstattet. Als er seine Broschüre über das Bagdadgebiet schrieb, wurde bekannt, daß schon vorher Offiziere des indischen Vermessungsdienstes Aufnahmen der wichtigsten Kanäle des Altertums gemacht hatten, und eine sehr charakteristische Wendung in seiner Arbeit ließ klar erkennen, welches wirtschaftliche und politische Endziel ihm im einstigen Babylonien vorschwebte. Er sprach nämlich unumwunden die Meinung aus, daß ägyptische und indische Bauern, die mit dem Bewässerungswesen von ihrer Heimat her besonders gut vertraut seien, den Grundstock für die zukünftige aderbauende Bevölkerung des regenerierten Babylonien abgeben sollten. Indien wie Aegypten sind englischer Besitz; die Indier sind überdies in aller Form rechtens und seit lange Untertanen der britischen Krone. Es kann als vollkommen ausgeschlossen gelten, daß man in England daran denkt, Ansiedler aus Indien und Aegypten in das Gebiet von Bagdad ziehen zu lassen, damit sie dort ohne weiteres türkische Untertanen werden. Willcox' Besiedelungsprogramm ist also gleichbedeutend mit dem Plan eines politischen Protektorats über das Bagdadgebiet. Ich habe bereits im Jahre 1903 auf die Arbeit von Willcox hingewiesen. Seitdem hat bis in die letzte Zeit von Bagdad und der Bagdadbahn nicht viel verlautet. Als im Jahre 1906 die Frage der türkischen Zollerhöhung eine positive Wendung zu nehmen schien, machte England den Gedanken einer Verwendung des Mehrertrags für die Kilometergarantie des nächsten Teilstücks der Bagdadbahn dadurch illusorisch, daß es erklärte, in die Zollerhöhung nur unter der Voraussetzung willigen zu können, daß die Mehrerträge bis auf weiteres nur zur Durchführung der Reformen in Mazedonien verwendet werden sollten. Darauf einigte man sich denn schließlich. Nun heißt es mit einem Male in einem der deutschfeindlichsten Organe der englischen Presse, nachdem etwas weniger bestimmte Andeutungen auf französischer Seite schon in der „Revue de Paris“ vorhergegangen waren, man solle neben der Reservierung des ganzen unteren Stücks der Bahn für England, die Verpflichtung der Türkei zur Kilometergarantie aus der übrigen Bahnkonzession überhaupt entfernen! Alsdann sei gegen die Herstellung des Rests unter deutscher Führung nichts mehr einzuwenden. Daran, daß die untere Bahnstrecke sich glänzend bezahlt machen wird, wenn zugleich das Bewässerungssystem wieder hergestellt und Babylonien ein großes Exportland für landwirtschaftliche Produkte wird, braucht allerdings niemand zu zweifeln — ebenso wenig wie daran, daß im oberen Mesopotamien die Rentabilität erst ganz allmählich eintreten kann und daß bis dahin die Kilometergarantie zur Sicherung eines angemessenen Zinsdienstes für das aufgewandte Kapital unentbehrlich ist.

Nachdem auf diese Weise die Bagdadbahnfrage in der englischen und französischen Presse wieder aufgerollt worden ist, erscheint es notwendig, erneut auf den größeren Zusammenhang hinzuweisen, in dem diese Dinge für die englische Politik stehen. Der englisch-russische Vertrag über Persien hat England die formelle Sicherheit gegeben, daß Rußland auf seinen früher sehr bestimmt verfolgten Plan, eine Eisenbahn aus Turkestan durch das östliche Persien nach einem Hafen am Indischen Ozean zu bauen, verzichtet. Man dachte hierbei in St. Petersburg vor allen Dingen an den Hafen von Tschahbar, und als ich Anfang 1901 die Reise vom Golf über das iranische Plateau nach Teheran machte, hielt man es russischerseits in Persien nicht einmal für nötig, die Tätigkeit einer besonderen, aus russischen Offizieren bestehenden Vermessungsexpedition, die eine passende Trace für jene Bahn auffuchen sollte, zu verweigern. Jetzt ist Südpersien, einschließlich Bander Abbas, das den Eingang in den Golf beherrscht, von Rußland als rein englisches Interessengebiet anerkannt worden, und ebenso hat England eine Anerkennung seiner politischen Vorzugsstellung im Küstengebiet des Persischen Golfs von Rußland erreicht. Auch die Südostecke Persiens, die an das türkische Bagdadgebiet grenzt, wird aber seit geraumer Zeit von englischen wirtschaftlichen Unternehmungen bearbeitet: auf dem Marun ist dieselbe englische Schiffahrtsgesellschaft tätig, wie auf dem Tigris zwischen Bagdad und Basra, und im Anschluß an diese Flußdampferlinie hat die Compagnie eine ausgebaute Straße für den Karawanenverkehr in der Richtung auf das innere Plateau hergestellt. Das eigentliche Ziel der englischen Politik ist hier die Verwirklichung einer direkten Verbindung zwischen Indien und Aegypten. Die Eisenbahn von Quetta in Beludschistan nach Ismailije am Suezkanal über Ruschki, Kirman, Resd, Ispahan, Basra, Dschuf, wurde schon seit lange in der englischen politischen Literatur über den sogenannten mittleren Osten propagiert. Ich habe auch hierauf schon vor mehreren Jahren in diesen Jahrbüchern hingewiesen. Seitdem hat man Ispahan bei der Teilung Persiens den Russen überlassen und will also offenbar das Mündungsgebiet des Euphrat und Tigris auf einer südlicheren Route erreichen, was damals mit Rücksicht auf die Terrain-schwierigkeiten noch als unmöglich galt.

Auf der anderen Seite sind die politischen Fortschritte, die England in Arabien macht, bekannt. Zu demselben Augenblick, als der Hafen von Kuweit südlich von der Mündung des Schatt el Arab als ein möglicher Endpunkt für die Bagdadbahn genannt wurde, erhob England den Anspruch, daß der Schech von Kuweit nicht unter türkischer Herrschaft stehe, sondern unabhängiger Souverän sei, d. h. daß er das Recht haben solle, mit England einen Vertrag zu schließen, nach dem jede von ihm zu erteilende Verkehrs-konzession erst der Genehmigung Englands bedürfe. Dieser Anspruch ist formell unhaltbar, weil die Landschaft el Hasa, zu der Kuweit gehört, zu Anfang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts durch den damaligen türkischen Generalgouverneur von Bagdad, Midhat Pascha, zweifellos unter-

worfen und der Schech von Muweit als türkischer Maimakam für den neuen Kreis (Kaza) des Wilajets von Bagdad eingesetzt wurde. Daß er sich in der Folge nicht mehr viel um die Wäliis von Bagdad gekümmert hat, ist richtig, aber das tut den Rechtsansprüchen der Türkei keinen Eintrag. Nicht nur in Arabien, sondern auch in Kurdistan, und selbst in Anatolien, sind große Distrikte jahrzehntelang faktisch der Autorität der Pforte entglitten gewesen, aber die Regierung in Konstantinopel hat es schließlich doch immer wieder verstanden, ihre unbotmäßigen Vasallen heranzuholen. Unbestritten englisches Interessengebiet ist dagegen der ganze Süden und Südosten Arabiens, und von hier aus dringt der englische Einfluß nachhaltig zu den Stämmen des Innern vor. Es ist eine ganz allgemeine Meinung, daß auch die unbormäßigen Stämme im Gebiet von Jemen an der englischen Stellung in Aden einen mindest moralisch sehr starken Rückhalt haben und daß eine befriedigende Lage für die englische Politik in Arabien erst dann erreicht sein wird, wenn nicht nur Jemen, sondern auch Hedschas mit den heiligen Städten Mekka und Medina sich von der türkischen Herrschaft befreit haben werden. Die „Unabhängigkeit“ des Scherijis von Mekka würde in Wirklichkeit bedeuten, daß jener sich, um einen Rückhalt gegen die Türken zu gewinnen, an England anlehnen muß, und damit wäre England, ohne daß es einen Mann oder selbst nur einen offiziellen Vertreter in Mekka zu unterhalten brauchte, faktisch die einflußreichste Macht innerhalb der islamischen Welt. Solchen Tendenzen würde allerdings der Fortschritt der türkischen Hedschasbahn entgegenwirken. Mit einem Erfolg, der alle Zweifel und negativen Voraussetzungen beschämt, schreitet sie nach Süden fort, und sie wird wahrscheinlich zu Ende des Jahres 1908 Medina erreichen. Ich stehe nicht an, zu bekennen, daß ich selbst in früheren Jahren die Durchführung des Projekts für unmöglich gehalten habe. Erstens aber, und das ist wohl das entscheidende Moment, haben sich die Geländeverhältnisse im Bahngebiet als sehr viel einfacher herausgestellt, als früher auf Grund der Vorstellungen, die man von jenen Gebieten besaß, allgemein angenommen wurde. Zweitens war es wichtig, daß der Sultan die Leitung des Baues in die Hände eines deutschen Ingenieurs von ausgezeichneten Fähigkeiten, Meißner Pascha, gelegt hat, der von Anbeginn bis jetzt die Seele des Werks ist. Drittens wird die Bahn nach dem Muster der transkaspischen Eisenbahn Rußlands im wesentlichen durch aktive Truppen, die ohnehin Sold und Verpflegung erhalten müßten, ausgeführt, wodurch an den Kosten erheblich gespart wird. Es ist das abermals ein Beweis dafür, welch ein tüchtiger Kern in dem türkischen Soldatenmaterial steckt. Nach einem Bericht in der Frankfurter Zeitung (Nr. 328 vom 26. November), der auf die Mitteilungen des türkischen Eisenbahnkommissars Muler Pascha, gleichfalls eines Deutschen, zurückgeht, hat die Stärke der Truppen auf der ersten Teilstrecke von Damaskus bis Maan 5650 Mann betragen. Für die Herstellung der zweiten Teilstrecke bis el-Ula wurde sie auf 7000 Mann erhöht. Die Soldaten haben nicht nur den Oberbau der Bahn hergestellt, sondern

auch die massiven Brücken und Stationsgebäude zum Teil ausgeführt, da die Zivilunternehmer südlich von Maan unerhörliche Preise forderten. „Man lernte“, schreibt der Berichterstatter der Frankfurter Zeitung, „eine Kompagnie des Eisenbahnbataillons Nr. 1 durch Zivil-Handwerksmeister in Maurer-, Zimmer- und Schlosserarbeiten an, und die Mannschaften dieser Kompagnie haben in den betreffenden Arbeiten schließlich eine derartige Fertigkeit erlangt, daß ihre Lehrer entbehrlich wurden. Auf diese Weise hat sich die Leitung des Baues von den Unternehmern unabhängig gemacht und ist in der Lage, falls Not am Mann kommt, die ganze Bahn bis Mekka mit den Truppen allein fertig stellen zu lassen. Was den baulichen Zustand der Mekkabahn zwischen Maan und el-Ula betrifft, so konstatierte Generalleutnant Auler Pascha, daß die Strecke zwischen Maan und el-Muassam (nicht weit von el-Ula) einschließlich der Stationsgebäude so vollkommen wie jede andere europäische Friedensbahn ist. Der Zug, welcher die Kommission mit 12 Personenwagen und einem Gesamtgewicht von rund 250 Tonnen hinunterbrachte, fuhr hier auf ebener und wenig geneigter Strecke mit einer Geschwindigkeit bis zu 45 Kilometern in der Stunde. Sämtliche Brücken sind mit den Sandsteinquadern des vortrefflichen Materials der Umgebung gebaut und machen einen äußerst soliden Eindruck, auch soweit sie durch die Truppen ausgeführt worden sind . . . Zwischen el-Muassam und el-Ula ist der Unterbau ebenso solide ausgeführt, wie auf der vorangegangenen Strecke. Der Oberbau hatte aber erst eine Schicht Ballast, und drei Kompagnien des Eisenbahnbataillons Nr. 1 waren noch damit beschäftigt, die zweite Schicht aufzubringen und die Befestigung der Schienen auf den Schwellen zu vervollständigen. Ebenso wie der Bau der Bahn wird von Maan ab auch der Betrieb fast ausschließlich durch die Truppen bewirkt. Stationsvorsteher und Bahumeister werden den Avancierten, Telegraphisten und Bahnerhaltungsarbeiter den Gemeinen entnommen.“

Von el-Ula bis Medina beträgt die Entfernung noch etwa 300 Kilometer. Um den Bau zu beschleunigen, arbeiten seit acht Monaten 800 Mann Truppen von Medina aus dem von Norden herankommenden Werk entgegen, und es sollen jetzt weitere tausend Mann von Medina aus eingestellt werden. Die Gesamtlänge der Strecke von Damaskus bis el-Ula beträgt nahezu 1000 Kilometer; die Kosten belaufen sich auf etwas über 40000 Mark für den Kilometer (die Hedschasbahn hat Schmalspur, wenn ich nicht irre, von 75 cm Schienenabstand). Schließlich erklärt sich die Durchführung des Werks auch noch aus dem Umstand, daß es dem Sultan, der die Hedschas- oder Mekkabahn als seinen persönlichsten Gedanken mit besonderer Energie betreibt, gelungen ist, nahezu die Hälfte der bisher aufgewandten Kosten durch sogenannte freiwillige Beiträge, d. h. in Wirklichkeit meistens durch große Abzüge vom Gehalt der Beamten und Offiziere, aufzubringen. Für den Rest werden die Gelder durch rücksichtslose Vernachlässigung der übrigen notwendigen Staatsausgaben bereitgestellt.

Für die Türkei ist die Mekkabahn zweifellos der größte politische Erfolg seit langer Zeit. Ebenso zweifellos beeinträchtigt er allerdings die englischen Bestrebungen in Arabien. Nach dem bereits erwähnten Bericht in der Frankfurter Zeitung hatte Nuler Pascha den entschiedenen Eindruck, daß die Autorität des Sultans in jenen Gegenden in hohem Maß gestärkt worden ist. Noch hat kein Beduine gewagt, sich an der Bahn zu vergreifen. Das Bewußtsein, von dem Arm der Regierung rasch erreicht werden zu können, würde genügen, die zu Unruhe geneigten Beduinenstämme im westlichen Teil von Arabien dauernd in Ordnung zu halten. Bei der Einweihung des zweiten Bauabschnitts in el-Ula seien von allen Seiten die Vertreter der Beduinen sowie Deputationen der Notabeln von Medina herbeigeeilt, „um der kaiserlichen Mission zu huldigen und dem Sultan für das große Kulturwerk zu danken“. Unbedingt sicher wird die Hedschasbahn in militärischer Beziehung allerdings erst dann funktionieren, wenn die bisher noch vorhandene große Lücke in der Schienenverbindung mit Konstantinopel und Anatolien zwischen der vorläufigen Endstation der Bagdadbahn, Bulgurlu, und Aleppo, wo das französisch-syrische Bahnsystem seinen Anfang nimmt, geschlossen ist. Diese Lücke ist rund 500 Kilometer weit, und möglicherweise erleben wir es noch viel eher, daß man vom Bosporus nach Mekka fahren kann, als nach Bagdad oder selbst nur nach Mossul. Der stärkste Gegenzug, den England gegen die Hedschasbahn bisher gemacht hat, ist die Verhinderung der Zweiglinie von Maan nach Akaba. Der Golf von Akaba bildet bekanntlich den nordöstlichen Zipfel des Roten Meeres. Die Entfernung von dem türkischen Hafenplatz Akaba bis nach Maan beträgt in der Luftlinie nur etwa hundert Kilometer. Die Herstellung dieses Stückes hätte eine Umgehung des Suezkanals durch eine verhältnismäßig kurze Eisenbahnlinie (Hajja—Derat—Maan—Akaba) bedeutet und abgesehen hiervon der Türkei schon bedeutend früher die Möglichkeit gewährt, abseits von dem unter englischer Kontrolle stehenden Kanal und unter Ersparung der hohen Kanalgebühren auf dem Wege über die Eisenbahn und das Rote Meer Truppen nach Südarabien zu schicken. Um eins wie das andere zu verhindern, erklärte die englische Regierung namens der ägyptischen die Gewässer des Golfs von Akaba schlechthin als ägyptisches Gebiet. Als türkische Truppen die Ortschaft Tabah in der Nachbarschaft von Akaba besetzten, um Vorbereitungen für den Bahnbau zu treffen, richtete England ein Ultimatum an die Pforte und forderte Zurückziehung der Truppen binnen zehn Tagen. Der französische und russische Botschafter unterstützten die englische Forderung in Konstantinopel, und mehrere englische Kriegsschiffe wurden von Malta ins Ägäische Meer geschickt. Es war eine ganz evidente Vergewaltigung, aber die Türkei gab nach (Mai 1906). Selbst wenn die Belege für die Behauptung, daß der Golf zu Ägypten gehöre, besser wären, als sie sind, so darf man doch nicht vergessen, daß Ägypten formell noch ein türkischer Vasallenstaat ist und seinen Tribut nach Konstantinopel bezahlt. Durch diesen Gewaltstreich hat England

die Gefahr, daß die Wasserstraße des Roten Meeres einen vom Suezkanal unabhängigen Zugang erhalten könnte, variert, wenn es auch notgedrungen dulden muß, daß im übrigen seine politischen Fortschritte in Nord-Arabien durch den binnenwärts auf unbestritten türkischem Gebiet verlaufenden Strang der Hedschasbahn eine Beeinträchtigung erleiden. Immerhin aber wird die englische politische Arbeit in Inner-Arabien weiter betrieben, und die Zugehörigkeit der Sinai-Halbinsel zu Ägypten bildet auf jeden Fall ein wichtiges Moment für den Gedanken der Eisenbahnverbindung vom Nil zum Indus. Nachdem die russische Bahn zum Perischen Golf und die türkische Bahn zum Roten Meer, die beide das indo-ägyptische Projekt nicht nur quer durchschnitten, sondern auch jede für sich einen selbständigen Ausgang aus den vorderasiatischen Ländern zum südlichen Meere bedeuteten hätten, glücklich haben verhindert werden können, verbleibt nun als letzte Gefahr noch die Möglichkeit einer nichtenglischen Bagdadbahn. Unter diesem Gesichtspunkt will es verstanden werden, wenn die Willcox'sche Schrift schon vor sechs Jahren für England die Hand auf das kulturelle Wiederherstellungswerk im alten Babylonien legte und wenn jetzt an verschiedenen Stellen die Idee auftaucht, die Bagdadbahn bauen zu lassen, aber nur unter der Bedingung, daß sie von Bagdad abwärts bis zum Perischen Golf eine rein englische Bahn wird.

Erscheint der englisch-russische Vertrag über Persien mit Rücksicht auf die Anerkennung der englischen Prerogative in Südperisien und im persischen Golf zweifellos durch den Plan der indisch-ägyptischen Verbindungssphäre, indirekt also auch durch das Bagdadbahnprojekt, bedingt, so wird in Nordperisien das Abkommen unter den gegenwärtigen Verhältnissen möglicherweise zu einem direkten Einmarsch der Russen führen. Die englischen Blätter geben es unaufgefordert zu, daß Rußland auf Grund des Vertrags ein solches Recht besitzt. Dadurch wird die gleich bei seiner Veröffentlichung mehrfach geäußerte Vermutung bestätigt, daß es sich ausgesprochenen- oder unausgesprochenenweise doch von Anfang an um mehr gehandelt hat, als um das, was durch den publizierten Wortlaut des Textes allein nahe gelegt erschien. Man braucht den Äußerungen der persischen Vertretungen im Auslande, daß der Schah zu seinem Konflikt mit der Nationalversammlung von Rußland direkt aufgehetzt sei, noch nicht ohne weiteres Glauben zu schenken, um doch das Verhalten der amtlichen russischen Stellen in Teheran auffallend zu finden. Wenn, wie berichtet wird, der russische Kommandeur der Leibgarde des Schahs, der sogenannten persischen Kosaken-Brigade, dem Herrscher vom Einhauen auf die Parlamentspartei abredet, weil die Truppe nicht zuverlässig sei, so ist das ganz unglaublich. Ich habe es seinerzeit persönlich von verschiedenen zuverlässigen Stellen bestätigt gehört, daß die unter russischem Oberbefehl stehenden und von russischen Offizieren ausgebildeten Kosaken des Schahs durchaus in der Hand der russischen Führung liegen. Man hat sie russischerseits absichtlich nicht mit den besten und modernsten Gewehrmodellen ausgerüstet und ihre

Kriegsmäßige Ausbildung nicht allzu eifrig betrieben, aber davon, daß diese Leute, die sich garnicht aus der opponierenden anfälligen persischen Zivilbevölkerung rekrutieren, sondern aus den kurdischen und türkisch-tartarischen Nomadenstämmen, gemeinsame Sache mit dem aus Bürgern und Geistlichkeit bestehenden Parlament machen sollten, gegen den Willen des Schahs und des russischen Oberbefehlshabers, kann gar keine Rede sein. Wenn also der Kommandeur sich unter dem Vorwand der Unzuverlässigkeit gegen die Verwendung der Truppe ausgesprochen hat, so hat das andere Gründe, und die Vermutung liegt nahe, daß man den Schah erst noch länger halten will, damit er sich zuletzt vollständig in die Arme Rußlands wirft und den Einmarsch regulärer russischer Truppen womöglich selbst erbittet. Rußland wird ihm dann die „absolute“ Herrschaft unter dem Schutz der russischen Bajonette gegen seine eigenen Untertanen und gegen die Nationalversammlung garantieren und Persien im übrigen, soweit es ihm durch den Vertrag mit England zugewiesen ist, nach dem Muster von Buchara und Chiva zu organisieren versuchen können. Die wahrscheinliche Konsequenz würde dann sein, daß England auch Kirman und Bunder Abbas durch indische Truppen besetzen läßt und als nächste Maßnahme dann mit dem Weiterbau der Tuetta-Eisenbahn auf der schon seit mehreren Jahren eingerichteten Handelsstraße nach Seistan und Kirman vorgeht. Auch das lezthin in der Presse öfters besprochene rigorose Verfahren gegen die deutsche Firma Wöndhaus auf der Insel Abu Musa, die etwas jenseits der Meerenge von Ormus oder Bunder Abbas, im vorderen Teil des persischen Meerbusens, liegt, zeigt das Mißtrauen, mit dem selbst die harmlosesten fremden Privatunternehmungen in jener Gegend von England aus verfolgt und mit welcher Entschiedenheit die südpersischen Gewässer und Küstengebiete als englische Domäne reklamiert werden. Diese persischen Angelegenheiten werden jedenfalls während der nächsten Zeit noch mehrfach Stoff zu einer aufmerksamen politischen Betrachtung bieten. Paul Rohrbach.

Block und Steuern.

Als ich unsre letzte Monatsbetrachtung niederschrieb, waren Reichstag und Landtag eben im Begriff zusammenzutreten, und ich gab der Befürchtung Ausdruck, daß die parlamentarische Betätigung des Blocks viel Gutes wohl kaum zeitigen werde. Diese Befürchtungen sind durch die Tatsachen bisher leider noch nicht widerlegt. Mit großer Beredsamkeit und unter Entwicklung feiner und richtiger Prinzipien hat der Herr Reichskanzler selbst die Kampagne eingeleitet, aber der Erfolg blieb aus, weil trotz der richtigen Prinzipien doch die rechte praktische und taktische Führung fehlte. Statt an ihrem Zusammenwirken zu arbeiten, begannen die Blockparteien damit, auf einander loszuschlagen, so daß der Herr Reichskanzler kein anderes Mittel wußte, als die Führer zusammenzurufen und ihnen zu erklären, daß er werde zurücktreten müssen, wenn sie in dieser Feindseligkeit gegen ein-

ander verharren. Was des näheren in dieser Konferenz gesprochen worden ist, ist nicht bekannt geworden, aber was hätte gesagt werden müssen, liegt nahe genug. Die Nationalliberalen wie die Freisinnigen hätten dem Herrn Reichskanzler erklären müssen, daß sie mit seinen Grundsätzen und Bestrebungen durchaus einverstanden seien, daß das aber nicht genüge, sondern daß der leitende Staatsmann auch dafür sorgen müsse, daß die einzelnen Minister und Staatssekretäre ebenfalls in diesem Sinne sprächen und praktische Vorschläge machten. Die Parteien sollten und müßten sich unter einander schlagen; sonst verlören sie ihren Parteicharakter. Hier läge der Fehler der Reichstagsdebatten nicht. Er läge vielmehr darin, daß der Finanzminister von Rheinbaben und der Staatssekretär von Stengel Ansichten entwickelt hätten, die den liberalen Forderungen ins Gesicht schlugen und den Grundsätzen des Herrn Reichskanzlers direkt widersprächen. Nicht an den Parteiführern wäre es daher, Erklärungen abzugeben und ihre Anhänglichkeit an die Blockidee zu beteuern, sondern die Herren Minister hätten ein positives Programm zu entwickeln und die Blockparteien aufzufordern, sich um dieses zu gruppieren.

Eine derartige Rede ist offenbar in der Block-Konferenz nicht gehalten worden. Es lag auch ein Hindernis im Wege: die fürchterliche Entgleisung des Führers der Nationalliberalen, Herrn Paasche, in seiner Verteidigung Hardens, die die Nationalliberalen so schwer kompromittierte, daß sie sich, statt selber aufzutumpfen, den strengen Ermahnungen des Kanzlers still zu unterwerfen hatten. Dieses Zwischenspiel ist, wie man hört, noch nicht zu Ende; es gibt denn doch glücklicherweise noch Nationalliberale, die nicht gewillt sind, die Partei für einen Menschen von so zweifelhaftem Leumund wie Herrn Harden engagieren zu lassen, und Abrechnung verlangen werden. Aber wie sich auch die nationalliberale Partei zu diesem Führer künftig stellen werde, zunächst verschaffte das offenbare Unrecht, in das die Partei gesetzt war, dem Kanzler die Oberhand, und die sämtlichen Partei-Führer gaben in der Reichstags-Sitzung die gewünschte Erklärung, die für den Augenblick die Situation rettete. Aber freilich nur für den Augenblick. Die wirkliche Entscheidung ist nur auf einige Wochen verschoben, und die Ausichten auf ein gutes Ende haben sich nicht verbessert. Die Konservativen wollen nach wie vor nichts von direkten, die höheren Klassen belastenden Steuern, die Liberalen nichts von indirekten, die Massen belastenden Steuern wissen. Erschwerend tritt hinzu, daß die Bundesregierungen sich aufs äußerste sträuben gegen direkte Reichssteuern, weil sie in die Finanzverwaltung der Einzelstaaten eingreifen und damit den Bundescharakter des Reiches in der Richtung auf den Einzelstaat einschränken.

Unlösbar ist trotz alledem das Problem nicht, und der Weg, den man, wie allmählich hervorgetreten, in der Regierung ins Auge gefaßt hat, ist, das darf man mit Befriedigung feststellen, gut erdacht und prinzipiell richtig.

Von indirekten Steuern sind ins Auge gefaßt ein Spiritusmonopol und eine Zigaretten-Vanderolensteuer. Gegen beide können die Liberalen

erhebliches nicht einwenden. Sie sind zwar keine Freunde von Monopolen, weil diese die individuelle Wirtschaftsfreiheit einengen und die Staatsmacht, die bei uns ohnehin schon so groß ist, stärken. Im Spiritus aber hat das Kartell der Brenner es tatsächlich bereits nahezu zu einem Monopol gebracht, und da darf auch der Liberalste sich sagen, daß ein Staatsmonopol doch noch immer einem Privatmonopol vorzuziehen ist. Dazu ist der Branntwein ein Objekt, dessen Besteuerung niemand prinzipiell ablehnt.

Der zweite Gegenstand, dessen Besteuerung ebenfalls prinzipiell niemand ablehnen kann, ist der Tabak. Der Grund, weshalb wir in Deutschland noch eine so ungemein niedrige Besteuerung dieses edlen Krauts haben, ist einerseits die Rücksicht auf die einmal entwickelten gewerblichen Verhältnisse, Tabaksbau, Fabrikation, Handel, andererseits die Schwierigkeit, die Qualitäten bei der Besteuerung anders als in der Form des Monopols richtig zu differenzieren. Hierfür ist jetzt endlich in dem ausgezeichneten Buche von Vifner, auf das wir gleich bei seinem Erscheinen aufmerksam gemacht haben, die richtige Form gefunden und vorgeschlagen worden: die Banderolensteuer. Diese Form ermöglicht es, die besseren Zigarrensorten so viel höher zu besteuern, daß von einer ungerechten Belastung der Massen und des kleinen Mannes nicht mehr gesprochen werden kann, und auch die bestehenden gewerblichen Verhältnisse bleiben ungestört.

Neben diesen beiden indirekten Steuern kommt es darauf an, die Forderung der Liberalen, die auf direkte geht, zu erfüllen. Das einfachste und durchgreifendste wäre unzweifelhaft die Ausdehnung der bestehenden Reichs-Erbchaftssteuer auf Descendenten und Ehegatten. Da man den gemeinsamen Widerspruch der Konservativen, des Zentrums und der Bundesregierungen nicht brechen kann oder will, so ist man auf einen Ausweg gekommen, den schon im Jahre 1905 in diesen Jahrbüchern (Märzheft Bd. 119) Professor von Halle aufgezeigt hat. Man verzichtet auf die Reichssteuer und überläßt es den Einzelstaaten, ihre direkten Steuern zu erhöhen; da das aber für die ärmeren Kleinstaaten nicht angängig ist, so werden die Matrikularbeiträge nicht mehr nach Köpfen, sondern nach einem billig abzuschätzenden Maßstab auf die Einzelstaaten verteilt, mit anderen Worten, Preußen, Sachsen und die Hansestädte müssen einen erheblichen Zuschlag leisten. Man kann den Zuschlag bemessen nach den Ueberschüssen der Eisenbahnen oder nach der allgemeinen Vermögenslage oder nach einem kombinierten System; ein definitiver Beschluß scheint darüber noch nicht gefaßt.

Soweit wäre alles ganz schön und gut. Wenn Herr von Rheinbaben und Herr von Stengel von vornherein im Reichstag dieses Programm mit klaren und bestimmten Worten entwickelt und sich dafür eingesetzt hätten, statt die Liberalen mit der brüskten Erklärung „unter keinen Umständen direkte Reichssteuern“ vor den Kopf zu stoßen und die Milderung auf dem Wege der Reform der Matrikularbeiträge nachher allmählich offiziös durchzuführen zu lassen, so wären wir heute erheblich weiter. Durch das stück-

weise Herausbringen des Reformplanes hat man nur erreicht, daß die Parteien sich auf das, was sie nicht wollen, mehr oder weniger festgelegt und festgeredet haben und nun viel schwerer zu einem Kompromiß kommen können, als wenn sie gleich das Ganze ins Auge gefaßt hätten.

Hierüber mag man vielleicht noch hinwegkommen, da ja an dem guten Willen in den sämtlichen Blockparteien nicht zu zweifeln ist. Die ungeheure Schwierigkeit aber steckt in der Einigung über die Einzelheiten. Agrarier und Freisinnige sollen sich einigen über die Festsetzung des den Brennern für alle Zukunft vom Staate zu zahlenden Preises für den Rohspiritus, der zur Zeit durch die Liebesgabe künstlich in die Höhe getrieben ist. Die Regierungen sollen den Liberalen die Gewähr dafür geben, daß sie eine wirklich ernsthafte und erhebliche Steigerung der direkten Steuern für die wohlhabenden Klassen in den Landtagen nicht nur einbringen, sondern auch durchführen. In Preußen ist eine vorzüglich gedachte Reform der Einkommensbesteuerung, indem man die Aktiengesellschaften ganz für sich besteuert und das Dividendeneinkommen aus dem Einkommen der Individuen ausscheldet, im Gange, aber dem Abgeordnetenhaus in seiner jetzigen Zusammensetzung und nun gar dem Herrenhause erhebliche Zuschläge und Steigerungen zu den höheren Stufen der Einkommens- und Vermögenssteuer plausibel zu machen, wird überaus schwer halten. Zum wenigsten sollte sich die Reichsregierung die Ausdehnung der Reichserbschaftsteuer, die ja mit Hilfe der sozialdemokratischen Stimmen immer durch den Reichstag zu bringen sein wird, als Druckmittel für den Landtag in Reserve halten. Das erste und wichtigste Erfordernis für den Erfolg der Reform aber bleibt die feste und sichere Führung durch die Regierung, gerade das, was wir bisher leider so ganz vermissen.

Dstmarken = Vorlagen.

Die Dstmarkenvorlage der Regierung hat in der Kommission des Abgeordnetenhauses wesentliche Modifikationen erfahren, indem die Expropriationsbefugnis auf neun Kreise in den beiden Provinzen beschränkt und der neue Ansiedlungsfonds von 225 auf 125 Millionen (neben 150 Mill. für Kreditgewährung etc.) herabgesetzt ist. Auch sind protokollarisch einige Bestimmungen festgelegt, die die Enteignungsbefugnis einschränken auf Fälle, wo eine wirkliche Bedrohung des Deutschtums stattfindet.

Auf die Kritik dieses Kompromisses einzugehen sollte ich eigentlich unterlassen, weil dadurch der Blick von dem Wesentlichen und Entscheidenden abgelenkt und der Schein erweckt wird, als ob auf dem einen dieser Wege mehr erreicht oder etwas besseres geleistet werden könne als auf dem anderen. Hier aber steckt gerade der Grundirrtum, in dem die öffentliche Meinung heute bei uns noch lebt, während der Kardinalsatz, auf den sich die ganze Aufmerksamkeit konzentrieren müßte, lautet: was wir auch in der bisherigen Richtung in der Verwaltung, in der Landpolitik und in der Schulpolitik tun, die Polen, die wir im Lande haben und deren Zahl sich

jetzt der vierten Million nähert, werden darum um keinen Mann weniger und in ihrer Gesinnung um keinen Strich deutscher. Das Problem dieser Fremdsprachigen in unserm Reichskörper bleibt also von der jetzigen Politik so gut wie unberührt; der preußische Staat verwaltet, wie Professor Vernhard es in seinem Buche ausdrückt, an den Polen vorbei. Die jetzige Generation versucht es, indem sie die Polen aus dem Grundbesitz entfernt; eine zukünftige wird es vielleicht einmal versuchen mit der Neuansetzung, indem sie findet, daß der Landlose noch gefährlicher sei als der Landbesitzer. Konsequenter ist allein der Vorschlag, nach Art König Ludwigs XIV. oder des Erzbischofs von Salzburg die Annationalen zu expatriieren und sie etwa nach Afrika zu schicken. Das klingt uns heute toll und ist es auch. Aber es ist wenigstens logisch, während unsre heutige hakatisische Politik, die sich vorstellt, daß man mit diesen Mitteldingen der Land- und Schulpolitik ein solches Volkstum niederzwingen könne, ganz abgesehen von ihrer Erfolglosigkeit und Schädlichkeit, nicht einmal auf den Vorzug klaren und richtigen Denkens Anspruch machen kann. Worte wie „Schutz des Deutschtums in den Ostmarken“ haben gar keinen anderen Wert und Sinn, als über die Schwere des Problems hinwegzutäuschen. Denn nicht um den Schutz der Deutschen in diesem und jenem Regierungsbezirk handelt es sich; ob da ein paar tausend Deutsche oder Polen mehr wohnen, ein paar Quadratmeilen Grundeigentum mehr in deutscher oder polnischer Hand sind, ist so gut wie gleichgültig —, sondern um den Schutz des Deutschen Reiches vor den mancherlei Schädigungen und Gefahren, die mit der Einmischung eines so bedeutenden fremden Volksbruchteils naturgemäß verbunden sind. Wer die Ostmarkenfrage nicht unter diesem Gesichtspunkt faßt, mag seine Phantasie anstrengen so sehr er will, er wird bei seinem Suchen nach Mitteln nie etwas anderes und besseres als die hakatistischen Stümpereien und Halbheiten zu Tage bringen.

Dies vorausgeschickt, sei nun zu dem Kommissions-Kompromiß bemerkt, daß er schwerlich als eine Verbesserung angesehen werden kann. Die Verringerung des Ansiedlungsfonds um 100 Millionen hat nur dann einen Sinn, wenn man sicher sein könnte, daß das nun wirklich der letzte Guß in das Danaidenfaß ist. Die Beschränkung aber des Expropriations-Rechts auf einige wenige Kreise muß zur Folge haben, daß die Gewalttätigkeit des Eingriffs noch viel stärker hervortritt. Denn in diesen Kreisen kann nun so zu sagen niemand verschont werden. Auch Besitzer und Besitzungen, bei denen die Gründe keineswegs so sehr dringlich sind, müssen der Hecken- schere der Ansiedlungskommission zum Opfer fallen. Für das Deutschtum aber wird damit keineswegs etwas erreicht. So tief die Gemütsverletzung für den Polen ist, der nun aus dem Erbe seiner Väter weichen soll, das er mit Treue und Erfolg für seine Kinder gepflegt hat — wirtschaftlich wird er nicht geschädigt. Er nimmt den von der Regierung gezahlten Preis, kauft dafür in einem Nachbarreise oder in Oberschlesien, vielleicht auch in dem katholischen Ermeland oder in dem masurischen Ostpreußen

von einem Deutschen ein anderes Gut, und die nationale Bilanz ist dieselbe wie vorher. Das ist so einleuchtend, daß der Landtag sich doch wohl zweimal besinnen wird, ehe er diesen Kommissions-Kompromiß vornimmt. Es sind auch noch andere Vorschläge entweder bereits gemacht worden oder in der Vorbereitung, die besser geeignet erscheinen, den Zweck der Milderung des grausamen Enteignungsrechts zu erreichen, ohne dem Zweck der Förderung des Deutschtums, so wie man ihn versteht, etwas zu vergeben. Statt der Beschränkung auf eine Anzahl Kreise wird empfohlen die Beschränkung der für enteignete Güter zu verwendenden Summe auf 20 oder 30 Millionen. Dadurch würde erreicht, daß der Druck sich auf die ganze Provinz verteilt, der Gütermarkt gesundet und wirkliche Enteignung nur in den allerdringendsten Notsfällen eintritt. Ferner wird vorgeschlagen, ererbten Familien-Besitz von Inländern von der Enteignung auszuschließen. Eine noch größere Milderung wäre, nur solche Güter der Enteignung preiszugeben, die ohnehin zum Verkauf stehen, so daß nur die Spekulation, die so wesentlich zur Erschwerung der Lage beigetragen hat, ausgeschlossen wird.

Auch bei der größten Milderung und Beschränkung aber bleibt die unabsehbare wirtschaftliche Schädigung, die die ganze Provinz durch die Erschütterung des Eigentumsbegriffs erleiden muß. Schon jetzt erkennt man dort allenthalben, daß, wenn die Expropriation einmal angefangen hat, sich sobald nicht Halt machen läßt; dieselben Gründe, die heute angeführt werden, das Ansiedlungswerk nicht stecken zu lassen, werden auch in drei, fünf, zehn, zwanzig Jahren noch gelten. Zehn Millionen wollte Fürst Bismarck ursprünglich auf die Ankäufe verwenden, jetzt sind wir bei dreiviertel Milliarden. Es gibt eben auf diesem Wege kein Halt. Landwirtschaft aber ist ein Gewerbe, das mit der Zukunft rechnet und auch mit einer ferneren Zukunft, wenn sie rationell und tüchtig sein soll. Landbesitz ist bloßer Damm ohne die Liebe zur Scholle; in ihr liegt der soziale und ethische Wert des Bauerntums, Bauerntum in dem Sinne, wie auch Fürst Bismarck und Graf Moltke sich Bauern nannten. Alles das wird zerstört, wenn der ostmärkische Landwirt sich mit dem Gedanken vertraut macht, daß der Staat früher oder später auch auf sein Eigentum einmal die Hand legen könnte. In einer hofatistischen Zeitung las ich bereits, wie ein mit Namen genannter deutscher Landwirt zur Enteignung empfohlen wurde, weil er als Gegner des Ostmarkenvereins ein nationaler Schädling sei. Torheit! Gewiß, heute noch, aber man lese die Einsendungen deutscher Landwirte in den „Posener Neuesten Nachrichten“ und man wird erkennen, welche Vorstellungen man sich dort schon von der Zukunft macht. Der Ostmarkenverein sorgt dafür, daß man in der diesjährigen Expropriationsvorlage nur das Vorspiel der zukünftigen größeren sieht. Wer will sich dem aussetzen? Wer ist sicher, daß ihm das, was er heute noch in den Boden und in die Gebäude zu stecken geneigt wäre, einmal ersetzt wird?

In Aussicht steht ferner noch, die Enteignung praktisch dadurch unnötig

zu machen, daß man der Regierung die Befugnis gibt, jede Parzellierung, die sie dem Deutschtum schädlich hält, zu verbieten — eine Befugnis, die sehr eingreifend wäre, vorausgesetzt, daß die Polen nicht Mittel und Wege finden, sie zu umgehen, was nicht so sehr schwer scheint.

Wie aber auch schließlich das Gesetz gestaltet werde, die ungeheueren prinzipiellen Nachteile, die unter allen Umständen damit verbunden sind, bleiben unverändert: die Ersütterung des Rechtsbewußtseins, das Verfassungsbedenken, der Präzedenzfall für sozialistische Experimente aller Art, die wirtschaftliche Schädigung der beteiligten Provinzen vermöge der hervorgerufenen Besizunsicherheit, die Abschreckung der Deutschen, ihre Zukunft einer Landschaft anzuvertrauen, in der solche Eingriffe nötig sind, die erneute Reizung der gesamten Kulturwelt gegen das schon in so üblem Rufe stehende Deutschland, schließlich im Besondern die Reizung bei der slawischen Hälfte des verbündeten Oesterreich. Man unterschätze kein einziges von diesen Momenten; sie sind allesamt recht schwerwiegend schon im einzelnen und in ihrer Gesamtheit möchte man meinen, müssen sie erdrückend wirken. Welche Mühe haben wir uns gegeben, die Meinung der Völker, die so sehr gegen Deutschland ist, zu gewinnen! Aber was können die noch so günstigen Eindrücke, die die englischen Journalisten mitgenommen haben, gegen eine Schilderung unserer ostmärkischen Zustände, des Schulstreiks, der Expropriation, des Verbots der undeutschen Sprachen für die Volkssammlungen? Die deutsch-nationale Presse hat die Verhandlung im österreichischen Abgeordnetenhaus über unsere Polenpolitik als eine „Unverschämtheit“ zurückgewiesen und die österreichischen Minister haben absolut korrekt eine derartige Einmischung in die innere Angelegenheit eines Bundesgenossen getadelt und abgelehnt. Aber ist mit solchen formalem Bescheid eine derartige Angelegenheit erledigt? Ist es uns gleichgiltig, wie die Russen die baltischen Deutschen, wie die Magyaren die ungarischen Deutschen behandeln? Machen bloß die Regierungen die Politik, haben die Gesinnungen und Stimmungen der Völker garkeinen Einfluß darauf? Immer mehr warnende Stimmen erheben sich gegen das Fortschreiten auf der gefährlichen Bahn, auf der wir uns befinden. Die „Juristen-Zeitung“ kämpft von juristischem Gesichtspunkt gegen die Enteignung; der ehemalige Stadtverordneten-Vorsteher von Posen, Justizrat Lewinski, hat im „Tag“ (Nr. 606 und 632) zwei überaus eindrucksvolle Artikel dagegen geschrieben; nach dem Oberamtmann Fuß ist noch ein zweiter angesehenes deutscher Landwirt aus der Provinz, Carl Schönberg, auf die Schanze getreten mit einer Broschüre, die er „Kotschrei eines deutschen Sohnes der Provinz Posen“ nennt (Berlin, Carl Curtius); der Staatsrechts-Professor Schüding in Marburg hat in sehr kräftiger übersichtlicher Weise die sittlichen Gefahren des modernen Nationalismus in einer besonderen kleinen Schrift*) ent-

*) Das Nationalitäten-Problem von Dr. Walter Schüding. Dresden. Bahn & Jaensch. 1,50 Mk.

widelt. Sollte Europa wirklich im Begriff sein, Grillparzers furchtbares Wort zur Wahrheit zu machen: „Von der Humanität durch die Nationalität zur Bestialität“? Wird auf unsere Epoche einmal das Wort geprägt werden „cujus regio egus natio“, wie ehemals „cujus regio, egus religio“?

Die Gründe, die trotz allem eine Ostmarken-Vorlage rechtfertigen können, sind ausschließlich taktischer, nicht sachlicher Natur. Sachlich führt jeder weitere Schritt auf dem bisherigen Wege zu weiterer Schädigung des Deutschtums wie des deutschen Reiches und es kann daher nur den einen Rat geben: Umkehr. Taktisch aber gilt es, irgend eine Form zu finden, daß nicht durch die plötzliche Abkehr von der bisherigen Politik das Deutschtum in den bedrohten Provinzen einen plötzlichen Niederbruch erleide und daß die Autorität der Regierung in der verzweifelten Lage, in die wir durch unsere verkehrte Politik geraten sind, geschont werde. Unter der Deckung eines neuen, wenigstens dem Scheine nach energischen Gesetzes, wäre sie in der Lage, einen leidlichen Rückzug aus der Sackgasse zu nehmen, in die sie sich nun einmal verannt hat. Unter diesem Gesichtspunkt müßte auch ich wünschen, daß die Vorlage in irgend einer, möglichst milden Form Gesetz werde. Aber im polnischen Lager hat sich mittlerweile eine gewisse Abwandlung vollzogen, die es vielleicht erträglich erscheinen ließe, wenn das Gesetz überhaupt nicht zu stande käme. Die Fahne, die Herr von Turno aufgezogen hat, hat mehr Anhänger um sich gesammelt, als es zeitweilig schien. Unsere hakatistische Presse sucht die Erscheinung möglichst totzuschweigen und zu unterdrücken, umso wichtiger ist es, mit aller Energie darauf hinzuweisen. Zunächst ist zu beachten, wer die Anhänger der Turnoschen Anschauungen sind. Fürst Bismarck sah seinerzeit neben dem Klerus in dem Adel den Führer der nationalistischen polnischen Bewegung, wie er es auch damals noch so ziemlich war. Hieraus entsprang die Idee, durch Auskaufen der polnischen Rittergüter den polnischen Nationalismus lahmzulegen. Von der deutschen Kolonisation hat Fürst Bismarck mit seinem gesunden Wirklichkeitsinn nie etwas wissen wollen. Er hat sie zugelassen, aber er hat sie immer mit einer Art Spott behandelt, vom kulturellen Standpunkt mit Unrecht, vom Standpunkt einer nationalen Politik mit vollem Recht. Der Schwerpunkt unseres Vorgehens lag ihm in dem Auskaufen und damit, wie er hoffte, Verschwinden des Adels. Jetzt ist es gerade der Adel, der sich für Herrn von Turno erklärt hat, und mit ihm ist auch ein Teil des Klerus der Versöhnung geneigt. Welch' ein merkwürdiger Umschwung und welche Konsequenzen ergeben sich aus ihm! Wir fahren fort in der Bismarckschen Politik und suchen den Stand zu schwächen und zu beseitigen, der bereit wäre, den modus vivendi mit uns zu finden! Auch die Hakatisten sind nicht mehr imstande, das zu leugnen, aber während der Adel uns früher als die maßgebende Führerschaft des Volkes hingestellt wurde, soll er jetzt nur noch Offiziere ohne Soldaten vorstellen. Ganz gewiß hat sich ein Umschwung vollzogen, der Adel ist von der ausschließlichen Führerschaft zurückgetreten und neu aufstrebende bürgerliche

Kreise sind an seine Stelle gelangt. Aber so blühhast und absolut vollziehen sich solche Umschwünge doch keineswegs, und der polnische Adel ist aus dem All nicht gleich in Nichts verwandelt. Wie die Dinge liegen, vermag heute niemand zu sagen, ein wie großer Teil unserer polnischen Bevölkerung sich schließlich zu einer Partei „preussischer Staatsbürger polnischer Nationalität“ zusammenscharen würde. Nicht zum wenigsten würde das natürlich von unserer eigenen Politik und von dem Verhalten der Deutschen abhängen. Heute, wo die Stimmung unter den Polen beherrscht wird von den Nachwirkungen des entsetzlichen Schulstreiks, von dem gegenseitigen wirtschaftlichen Boykott, von den tausend tagtäglichen administrativen Nadelstichen, von der Enteignungsvorlage, von der Entziehung des Rechts polnischer Volksversammlungen, heute kann man unmöglich erwarten, daß ein Veröhnungsruf bei den Massen Beifall finde. Selbst diejenigen, die im Herzen dem tapferen Herrn von Turno beistimmen, werden doch meistens vorziehen, sich entweder vorsichtig zurückzuhalten oder taktisch irgendwie zu lavieren. Es ist daher erstaunlich genug, daß Herr von Turno noch so viel offenen Beifall unter seinen Landsleuten gefunden hat, und besonders charakteristisch für die Situation ist das Verhalten der polnischen Fraktion im Abgeordnetenhaus. Sie hat in die Kommission für die Enteignungsvorlage Herrn von Dziembowski deputiert, der sich dort in einer Art für die Turnoschen Anschauungen einsetzte, daß es schien, als ob er eine Erklärung für seine Fraktion abgäbe. Sofort erhob sich dagegen in der radikalen polnischen Presse wütender Protest, und Herr von Dziembowski schränkte seine Erklärung schleunigst dahin ein, daß er nur für seine Person gesprochen habe. Die Fraktion aber hat ihn nicht etwa aus der Kommission deshalb zurückgerufen oder sonstwie desavouiert. Wer es recht erwägt, muß sich sagen, daß in einer derartigen Taktik, vorsichtig wie sie ist, doch schon ein recht bedeutendes Entgegenkommen liegt, vielleicht ein so bedeutendes, daß die Regierung, wenn die Schwierigkeiten bei ihren neuen antipolnischen Vorlagen in Landtag und Reichstag allzu groß werden, hier einhaken könnte, um die Wendung, die im Laufe der nächsten Jahre ja doch gemacht werden muß, schon jetzt eintreten zu lassen.

Krisis im Flottenverein.

Was kann es schöneres geben, als wenn über alle Parteiunterschiede hinweg die vaterländisch gesinnten Männer eines ganzen Volkes sich zu einem Bunde zusammenschließen, um ein hohes Ziel, dem bisher die rechte Aufmerksamkeit und Kraft nicht zugewandt worden, gemeinsam zu erreichen? Aber es ist merkwürdig, wie oft dergleichen ideal angelegte Unternehmungen mißglücken, wie leicht sie auf einen falschen Weg geraten. Der deutsche Sprachverein hat bei manchem Guten, das er gestiftet, doch noch viel mehr Unfug angerichtet und durch den Druck, den er auf die Behörden und die Schulen ausübt, die deutsche Sprache mannigfach geschädigt. Die Kolonialgesellschaft ist zu einer allgemeinen Einwirkung wohl niemals gelangt, hat

sich in ziemlich engen Zirkeln bewegt und sich durch eine Art Naturprozeß mit Interessentengruppen liiert. Der Ostmarkenverein, der das Deutschtum schützen und fördern sollte, ist recht eigentlich das Unglück und das Verhängnis des Deutschtums in den Ostmarken geworden. Der Alldeutsche Verband kompromittiert das Deutschtum und das Deutsche Reich in der ganzen Welt. Der Flottenverein treibt aus einer Krisis in die andere. Der Grund ist immer so ziemlich derselbe. An die Spitze all dieser Vereine kommen Persönlichkeiten, die ihren ganzen Eifer an die Sache setzen, zuweilen auch solche, die ihren Lebensberuf darin finden und denen die Idee schließlich zum Geschäft wird. Aber selbst wo dieses unerfreulichste Moment ganz ausgeschlossen ist, wie z. B. gerade jetzt bei der zu besprechenden Krisis im Flottenverein, da ist doch der letzte Grund des Fehlers auch der, daß die leitenden Persönlichkeiten in der Ausschließlichkeit, mit der sie ihre Idee im Auge haben, sich zu Uebertreibungen und Einseitigkeiten hinreißen lassen, die die Idee selber kompromittieren. Es ist das Schicksal der Menschheit, daß von den Höhen des Idealismus ein leiser Abfall fast unmerklich, aber schließlich unaufhaltiam zum Fanatismus herabführt. Der Abstand ist unendlich und doch ist oft nicht leicht zu unterscheiden.

Die Seele des Flottenvereins ist seit längerer Zeit der General Reim. Indem das Präsidium diesen tatkräftigen Mann amtlich zum Geschäftsführer bestimmt hat, welche Funktion er tatsächlich bereits versah, hat es die Krisis heraufbeschworen. In zwei Richtungen ist der General Reim über die Grenzen hinausgegangen, die nach der Ansicht seiner Gegner hätten gewahrt werden müssen. Der Flottenverein ist ein unpolitischer Verein. Seiner Bestimmung nach soll er Mitglieder aller Parteien umfassen, also auch des Zentrums. Gerade darin beruht sein Wert, und gerade dadurch hat er auch wesentliches geleistet, daß er das Verständnis für die Bedeutung der deutschen Seegewalt bis tief in die Kreise des Zentrums getragen hat. Da war nun bei der letzten Reichstagswahl der Flottenverein in einer schwierigen Lage. Die Wahlen erfolgten unter der nationalen Parole wesentlich gegen das Zentrum. Mußte oder durfte der Flottenverein sich in diesem Kampf völlig neutral verhalten? Man rief: es ist keine Parteifrage, sondern eine nationale Frage, um die es sich handelt. Leider ist es und wird es stets ein sehr streitiger Punkt bleiben, was nationale Fragen sind und was nicht. Auch die Alldeutschen, die Fanatisten und die Sprachreiner behaupten, daß sie nicht eine Parteimeinung, sondern daß sie den nationalen Standpunkt vertreten. Mit Mühe und Not wurde auf der Generalversammlung des Flottenvereins in Köln das Vergangene begraben und der Friede wieder hergestellt.

Die Partei Reim aber, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, unternahm noch einen zweiten Vorstoß: sie begann das Reichs-Marineamt zu bekämpfen, und machte dem Admiral von Tirpitz den immer wiederholten Vorwurf, daß sein System von Grund aus verkehrt sei, daß er viel zu

langsam baue, viel zu wenig fordere, ja schließlich, daß er aus bloßer Bequemlichkeit, aus bloßer Scheu vor dem parlamentarischen Kampfe so bescheiden auftrate.

Diese Beschuldigungen sind nun geradezu ungeheuerlich. Die Forderungen des Marinestats in diesem Jahr sind wahrlich nicht gering, und der meisterhaften parlamentarischen Taktik des Admirals von Tirpitz verdanken wir, daß überhaupt schon so viel erreicht und daß die Zukunft gesichert ist. Wenn die Marine früher mäßig große Schiffe mit Mittelartillerie für das Wichtigste gehalten hat und man jetzt Riesenschiffe mit Riesengeschützen für das Wichtigste hält, so sind das Wandlungen, wie sie die Technik fortwährend durchmacht. Als ein Abgeordneter den Chef der Admiralität noch auf diese oder jene Marinesforderung verwies und dieser darauf mit lächelnder Ironie erwiderte, das sei ganz schön und nützlich, man möge ihm nur eine parlamentarische Majorität dafür schaffen, da fiel die Presse, die der Parole des Generals Reim folgt, wie wütend über ihn her, als ob er nun selber zugestanden, etwas notwendiges nicht gefordert zu haben. Logik ist für den Fanatismus bekanntlich kein Erfordernis.

Ich habe nun wohl sagen hören, diese wilde Fehde der Flottentreiber gegen das Reichsmarineamt sei doch insofern nützlich gewesen, als nun der Reichstag von den gestellten Forderungen erst recht nichts abdingen könnte. Das ist nicht so falsch, aber der Preis, der für diesen Erfolg gezahlt ist, ist zu hoch. Wir können niemals auf die Dauer eine gute und brauchbare Flotte haben, wenn das Vertrauen zur Leitung der Marine im Volke erschüttert und untergraben wird. Das ist es aber, was tatsächlich die Gruppe des Generals Reim in diesen Wochen betrieben hat. Es wäre überaus gefährlich, wenn der Flottenverein in seiner Gesamtheit sich in diese Bahnen fortreißen ließe, er könnte dann für die Zukunft unserer Flotte ebenso gefährlich und schädlich werden, wie es der Ostmarkenverein für die Ostmarken geworden ist. Der Flottenverein, wenn er seinen Zweck erfüllen soll, darf schlechterdings in der Technik und in dem Maße seiner Forderungen sich nicht von der Direktive des Reichsmarineamtes emanzipieren. Gewiß ist auch das Marineamt nicht unfehlbar und jedem Marineschriftsteller muß die absolute Freiheit der Kritik gewahrt bleiben; der Flottenverein aber darf sich in den Dienst einer solchen Kritik nicht stellen. Wohin würden wir kommen, wenn ein solcher Verein mit der ganzen Wucht der öffentlichen Meinung sich für die Ideen dieses oder jenes dilettantischen oder technisch einseitigen Marineeiferers einsetzen wollte?

Allen Respekt vor dem Schwung und der Tatkraft des Generals Reim, aber ich kann mich nur denen anschließen, die die Bitte an ihn richten, daß er die Wahl zum Geschäftsführer des Flottenvereins noch nachträglich ablehnen möge. Ein Mann seiner Art muß und mag für seine Person kämpfen, aber er darf nicht einen Verein hinter sich herziehen, der bestimmt ist, über alle Parteien hinüberzugreifen und die verschiedensten Temperamente und Auffassungen zu einer großen Einheit zusammenzufassen. Sollte die

Reimsche Richtung in der Leitung des Flottenvereins die Oberhand behalten, so würde ich es für besser halten, daß der Verein sich auflöste; er hat seinen Zweck in der Hauptsache erreicht, das Verständnis im deutschen Volke für die Notwendigkeit der deutschen Seegewalt ist so sehr gewachsen, erfüllt so weite Kreise, hat in der Presse eine so lebendige Vertretung, daß wir auch ohne den Flottenverein weiterkommen werden. Umgekehrt aber ist die Gefahr, daß ein im Reimschen Sinne geleiteter Flottenverein die Nationalgesinnten spalte, Mißtrauen, Streit und Mergernis schaffe, Verwaltung und Parlament in falsche Bahnen dränge, sehr groß.

Prozeß Harden-Moltke.

Der Prozeß des Herrn Harden wird hoffentlich wenn diese Blätter erscheinen, zu Ende sein. Ueber die politische Seite, die angebliche Kamarilla und den angeblichen Kampf Gardens gegen diese Kamarilla, habe ich mich bereits im Beginn der Affäre in unserm Juliheft ausgesprochen und die Wertlosigkeit des ganzen Handels und Lärmens aufgedeckt. Ueber die sonstigen Einzelheiten geht man nur gar zu gern mit Schweigen hinweg, aber ein Moment will ich doch an dieser Stelle möglichst ins Licht rücken und sicherstellen, da ich vermute, daß in der nächsten Zeit viel Kunst darauf verwandt werden wird, gerade diesen Punkt zu verdunkeln. Es ist das persönliche Motiv in dem Treiben des Herrn Harden. Schon sind alle seine literarischen Freunde in Bewegung gesetzt, sich für seine persönliche Ehrenhaftigkeit und die Reinheit seiner Gesinnung zu verbürgen, und wenn er verurteilt werden sollte, wird man alles tun, um zu verbreiten, daß er ja vielleicht objektiv Unrecht gehabt, subjektiv aber doch im guten Glauben gehandelt habe. Eine Reihe von Schriftstellern haben bereits für ihn Zeugnis abgelegt und Herr Björnstjerne Björnson hat vor ganz Europa erklärt, Herr Harden sei der Mann, der imstande sei, für seine Uebersetzungen den Scheiterhaufen zu besteigen.

Da ist es doch wohl nicht überflüssig, daran zu erinnern, wie oft in dieser Zeitschrift wie an andern Stellen*) die Unwahrhaftigkeit des Herrn Harden nachgewiesen worden ist, und zwar Unwahrhaftigkeit sowohl in bezug auf seine Gesinnungen, wie auf behauptete Tatsachen. Herr Harden hat gleichzeitig seinerzeit an verschiedenen Stellen für und gegen den Fürsten Bismarck geschrieben; er hat in Tönen tiefster Trauer in einem bismarckfreundlichen Blatt seinen Abgang bedauert und in einem bismarckfeindlichen Blatt geklagt über „das System der Korruption, das sich in beinahe dreißigjähriger Gewaltherrschaft in Deutschland ausgebildet“ habe.

*) Wer das Nachstehende quellenmäßig nachprüfen will, sei verwiesen auf Band 95, S. 552 und Bd. 114, S. 353 dieser Zeitschrift; ferner auf die Wochenchrift „Das Blaubuch“ Jahrg. 11. Nr. 41, S. 1325; auf einen Artikel in den „Hannoverschen Tagesnachrichten“ vom 1. Nov. 1907, den Artikel von H. Herr im „Tag“ vom 18. Febr. 1907 und auf zwei Broschüren von Franz Mehring: „Herrn Gardens Fabeln“, Zweite Aufl. 1899, Berlin, Hermann Walther und „Meine Rechtfertigung“ 1903. .

Er hat dann gleichzeitig dem Fürsten Bismarck und dem „Vorwärts“ seine Dienste angeboten. Er hat in Briefen, die er veröffentlichte, um Gegner zu bekämpfen, den Text geändert und ein unrichtiges Datum angegeben. Er hat in den Tönen höchster sittlicher Entrüstung einen Mann, der gegen ihn aufgetreten war, einen Verleumder genannt und nachher stellte sich heraus, daß die abgeleugnete Tatsache doch wahr gewesen war. Er verdient daher auch jetzt keinen Glauben, wenn er behauptet, daß er bei seinem Vorgehen gegen den Fürsten Eulenburg und den Grafen Moltke einen politischen Zweck verfolgt habe. Es ist schon deshalb ausgeschlossen, weil Herr Harden eine politische Ueberzeugung überhaupt nicht hat und in seiner Wochenschrift in all den Jahren seiner Tätigkeit irgend ein positives politisches Ziel niemals angestrebt oder auch nur gezeigt hat. Es ist unwahr, daß er um einer sittlichen Meinigung willen seine angeblichen Enthüllungen gemacht hat, denn er selbst hat zugestanden, daß ihm diese angeblichen Tatsachen bereits seit fünf Jahren bekannt gewesen wären. Es ist auch unwahr, daß er die angegriffenen Herren als angeblich anormal empfindende Menschen für ungeeignet gehalten habe, an einflussreichen Stellen zu stehen, denn er selbst hat noch vor einigen Jahren in seiner Zeitschrift (Bd. 41 S. 334) erklärt, angeborene oder erworbene Homosexualität mindere den persönlichen Wert nicht. Er verdient keinen Glauben, wenn er angibt, daß er den Aussagen der Frau von Elbe getraut habe, denn er selbst hat in seiner Zeitschrift wiederholt (Bd. 42, S. 524; Bd. 44, S. 344) in der schärfsten Weise die Unzuverlässigkeit solcher weiblichen Aussagen hervorgehoben und er ist kein harmloser Schöffentrichter, sondern wenn er will, ein recht scharfsinniger Psycholog. Er hat auch ganz genau gewußt, was er tat, wenn er die beiden Herren mit seinen Anschuldigungen angriff, denn er hat, als der „Vorwärts“ in dieser Weise Krupp anklagte, das für eine Gemeinheit erklärt „Ein Feiertagsfesten für Radikalismus und Skandalismus. Das Gesindel entblödete sich nicht, Krupp als Verwüster kaprißcher Sittsamkeit hinzustellen. Das mußte wirken. Den Vorwurf, den deutschen Namen im Auslande geschändet zu haben, konnte der Günstling des mächtigsten Potentaten nicht auf sich sitzen lassen.“

Weshalb also hat Herr Harden den ganzen Feldzug gegen den Fürsten Eulenburg und den Grafen Moltke gemacht? Irgend ein politisches, irgend ein höheres Motiv gibt es für ihn nicht; was ihn erfüllt und treibt ist die Sensation, durch die er groß geworden ist und von der er lebt. Er ist der Mann, der sich nicht gescheut hat, das Unglück seiner im Grabe ruhenden Eltern in die Öffentlichkeit zu zerren, um einen Vorwand für die Aenderung seines Namens (er hieß ursprünglich Isidor Wittkowski) zu haben. Seit die Welt weiß, was schmutzige Ware an ihm für einen guten Abnehmer hat, tragen ihm die gekränkten Exzellenzen, die geschiedenen Frauen, die Vollhardt und Genossen das Material massenhaft ins Haus. Von Zeit zu Zeit wird daraus etwas herausgesucht und dem Publikum

ein Gericht serviert. Ist es sehr pikant, so werden die Wendungen so genommen, daß man den eigentlichen Sinn ableugnen kann, die Doppelsinnigkeiten aber so oft wiederholt, daß auch der Unaufmerksamste sie schließlich versteht. Juristisch dergleichen zu fassen, bleibt ja immer schwer, wie wir es jetzt gesehen haben. Unter allen Umständen ist, wie wir ebenfalls gesehen haben, ein Prozeß auch für den Kläger eine furchtbare Prüfung, eine wahre Folterqual. Die Gefahr, der sich diese Art Journalistik aussetzt, ist also keineswegs sehr groß. Frechheit ist noch lange nicht Mut. Daß gerade jetzt Fürst Eulenburg an die Reihe kam, mag damit zusammenhängen, daß Herr Harden eben eine neue, höchst wertvolle Freundschaft geschlossen, die sich an dem Fürsten Eulenburg zu rächen wünschte. Schwerkränke zu verhöhnen ist dazu auch eine seiner Liebhabereien, und das letzte Ziel seiner Pfeile werden wir noch höher zu suchen haben; er weiß ganz genau, wen er im tiefsten Herzen kränkte, wenn er seine Freunde vor aller Welt in den Schmutz stieß.

29. 12. 07.

Delbrück.

Briefe.

Karlsbad, 30. November 1907.

An den Herausgeber der Preussischen Jahrbücher.

Der Aufsatz über Robert Franz und Arnold v. Senfft in dem Novemberheft Ihrer Zeitschrift schildert letzteren mit liebevoll eindringendem Verständnis. Auch anderer Glieder des Gramenzer Hauses, namentlich der Frauen, gedenkt die Verfasserin mit warmer Sympathie. Nur auf den Herrn des Hauses, meinen verstorbenen Großvater, fallen weniger günstige Streiflichter. Ich sehe davon ab, an dieser Stelle sein Bild zu zeichnen, zumal er selbst es zeitlebens nach Möglichkeit vermied, mit seiner Person in die Öffentlichkeit zu treten. Einzelne tatsächliche Irrtümer der Frau Charlotte Broicher bitte ich aber in Kürze berichtigen zu dürfen.

1. Nicht Friedrich Wilhelm IV. hat dem Oberpräsidenten v. Senfft die Herrschaft Gramenz gegeben, sondern dieser hatte sie schon 1830 käuflich erworben, ehe Friedrich Wilhelm IV. seine Bekanntschaft gemacht hatte.

2. In der Bewirtschaftung und Verwaltung seiner Güter — vor dem Ankauf von Gramenz besaß und bewirtschaftete er das Rittergut Mottenow im Kreise Greifenberg — hatte Senfft solange ausgesprochenes Glück, bis er ihre Bewirtschaftung und Verwaltung aufgab und — auf Betreiben des Königs — in den Staatsdienst trat. Von der Scholle weg wurde er zum Geheimen Ober-Finanzrat und Vortragenden Rat im Finanzministerium ernannt, obgleich er außer der landwirtschaftlichen keine andere Vorbildung aufzuweisen hatte als die eines ehemaligen Leutnants im Kaiser-Franz-Regiment. Er folgte dem sicherlich ehrenvollen Ruf aber erst, nachdem er ihn mit dem Hinweis auf seinen Besitz und auf die Pflichten gegen seine Familie abgelehnt und von Friedrich Wilhelm IV. die Zusicherung erhalten hatte: wegen verminderter Verluste würde ihn der König schadlos halten. Senfft hatte den sehr ausgedehnten Besitz mit unzureichendem Betriebskapital übernommen und mit geliehenem Gelde umfassende Meliorationen ausgeführt. Seitdem er die Leitung der Wirtschaft aufgegeben hatte, stiegen zwar die Erträge andauernd weiter, aber nicht mehr in genügendem Maß, um die ebenfalls wachsende Schuldenlast zu verzinsen und abzustößen.

3. „Zimmer neue Experimente schlagen fehl.“ Aber die größten von ihnen gelangen, vor allem die Schaffung eines unvergleichlichen Wiesenkomplexes. Für wenig mehr als 60 000 Taler hatte Senfft die Güter

erworben. 57 Jahre später wurden 800 000 Taler für sie bezahlt: und dieser Kaufpreis hat sich meines Wissens gut verzinst.

4. Im Jahre 1871 wurden die Gramenzer Güter verpachtet; Haus und Garten blieben von der Verpachtung ausgeschlossen. Frau Broicher hat das mißverstanden: die Ländereien waren nicht verloren, sondern verpachtet, bis sie der König im Jahre 1887, nach Senffts Tode, von dessen Erben als Kronfideikommiß erwarb.

5. Senfft soll seine beiden Söhne „den Experimenten auf seiner Scholle geopfert“ haben. Es ist richtig, daß sie ihre Studien unterbrechen mußten, wenn ihr Vater ihnen in Gramenz besondere Aufgaben übertrug: der ältere Sohn, mein verstorbener Vater, hat die Güter sogar dauernd für seinen Vater bewirtschaftet, während dieser von 1852 bis 1866 die Provinz Pommern verwaltete. Mein Vater hat indessen den schweren Kampf um die Erhaltung eines Familienbesitzes von mehr als 19 000 Morgen nicht als ein Experiment auf der väterlichen Scholle angesehen.

Beiläufig darf ich zum Schluß erwähnen, daß die Senffts nicht westfälischen sondern fränkischen Ursprungs sind.

Frhr. Arnold Senfft v. Pilsach,
Landrat.

Im Verlage von Curt Wigand, Modernes Verlagsbureau, Berlin-Leipzig, sind erschienen:

- Bröse, Wilhelm.** — Die Erziehung am Denkmal Schillers. 75 Pfg.
Fischer, B. — Erziehung und Naturgefühl, Ein Beitrag zur Kunst-Erziehung. M. 1,50.
Franz, Carl. — Isola Lunga, Novelle. M. 2,50.
Gross, K. J. — Einsame Gänge, Gedichte. M. 1.—.
Kanig, Carl. — Das Licht, ein Buch vom Sehnen der Menschheit. M. 1,50.
Kringel, Ferdinand. — Von der Erde zum Mars, Phantastisch-naturwissenschaftlicher Roman nach eigenen Erlebnissen. M. 2.—.
Krüger, Mary. — Vaganten-Lieder. M. 1.—.
Moses, Dr. Jul. — Die Lösung der Judenfrage. Eine Rundfrage. M. 4.—.
Olden, Peter. — König Heinrich von Staufen, Trauerspiel in 5 Aufzügen. M. 2,50.
Raul, Paul. — Die Wiener Schaubühnen in der Saison 1903/7. M. 1,50.
Stolzenburg, Wilhelm. — Kaviar fürs Volk, Satiren. M. 1.—.
Trampe, E. — Muhammed, Tragödie in 5 Akten. M. 2,50.
Urkull, L. Gräfin. — Cesare Borgia, ein dramatisches Charakterbild in 7 Abteilungen. M. 4.—.
Veeck, Rudolf. — Sühne, Roman. M. 3.—.
Wenzel, Carl, Alb. — Humoristische Episoden aus dem Dasein des verliebten Dichters Ayanos. M. 1.—.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Aus Natur und Geisteswelt.** — Band 16, 19, 128, 163, 165, 169, 170, 174, 182, 183 je M. 1,25.
 Leipzig, B. G. Teubner.
Invalidenversicherung und Wohlfahrtspflege. Alte und neue Ziele für die Invalidenversicherung (Soziale Tages-Fragen Heft 19) 60 Pf. M.-Gladbach, Zentralstelle des Volkvereins für das katholische Deutschland.
Lienhard, Friedrich. — Helden. Bilder und Gestalten. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.
Lindau, Hans. — Gustav Freytag, M. 8.—, geb. M. 9.—. Leipzig, H. Hirzel.

- v. Mangold, Dr. K.** — Die städtische Bodenfrage. Eine Untersuchung, Ursachen und Abhilfe. M. 10.— brosch., M. 11.— geb. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- Martin, Rudolf.** — Die wirtschaftliche Krisis der Gegenwart. 80 S. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.
- Meuter, M.** — Der Eintritt in den höheren Verwaltungsdienst. 6) Pf. Berlin, Carl Heymann.
- v. d. Pfordten, Otto.** — Vorfragen der Naturphilosophie. M. 3.80. Heidelberg, Carl Winter.
- Seligmann, A. F.** — Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1805–1807, Herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen. Wien und Leipzig, Hugo Heller & Cie.
- v. Siemens, Dr. W. und Dr. E. Budde.** — Das Recht der Angestellten an den Erfindungen. M. 1.—. Berlin, Carl Heymann.
- Werner, H.** — Rechtsfragen für Haus und Beruf. Juristische Plaudereien. 128 S. Leipzig, Frankenstein & Wagner.
- Winkelband, W.** — Die Philosophie im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. 2. Auflage, geb. M. 14.—, Halbt. geb. M. 17.—. Heidelberg, Carl Winter.

- Afrikas, Die Eisenbahnen.** Grundlagen und Gesichtspunkte für eine koloniale Eisenbahnpolitik in Afrika. Nach der gleichnamigen amtlichen Denkschrift herausgegeben vom Kolonialpolitischen Aktionskomitee. Berlin, Wilhelm Süsserott.
- Anton, Dr. G. K.** — Die Siedelungsgesellschaft für Südwestafrika. M. 1,20. Jena: Gustav Fischer.
- Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik** — (Neue Folge des Archivs für soziale Gesetzgebung. Begründet von H. Braun). Herausgegeben von Werner Sombart, Max Weber und Edgar Jaffé. XXV. Band, 3. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr.
- Asbach, Dr. Jul.** — Ludwig Freiherr Roth von Schreckenstein. Ein Lebensabriss. Köln, M. Dumont-Schauberg.
- BARTH, Theodor.** — Amerikanische Eindrücke. Eine impressionistische Schilderung amerikanischer Zustände in Briefen. M. 2.—, geb. M. 2.80. Berlin, Georg Reimer.
- Bertram Ernst.** — Studien zu Adalbert Stifters Novelentechnik. M. 4.—. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhtus.
- Bess, B.** — Unsere religiösen Erzieher. 2 Bände geb. je M. 3.00, geb. je M. 4.40. Leipzig, Quelle & Meyer.
- Bierbaum, O. J.** — Schnabel's Universitätsjahre. M. 3.—. Berlin, Karl Curtius.
- — — Der Musenkrieg. Eine Studentenkomödie. M. 3.—. Berlin, Karl Curtius.
- Birt, Theodor.** — Artiges und Unartiges. Brosch. M. 1.50, geb. M. 2.—. Marburg, N. G. Elwert.
- — — Ernste Gedichte. Brosch. M. 1.40, geb. M. 2.—. Marburg, N. G. Elwert.
- Bromer Beiträge zum Ausbau und Umbau der Kirche.** 11. Jahrg., Heft 1. Herausgeber Julius Burggraf. Giessen, Alfred Töpelmann.
- Briefe Deutscher Frauen** — Ausgewählt von E. Wasserzieher. Buchschmuck von H. Vogeler-Worpswede. 370 S. Dresden, L. Ehlermann.
- Burggraf, J.** — Die Zukunft des kirchlichen Liberalismus. 50 Pf. Giessen, Alfred Töpelmann.
- Dehn, Paul.** — Von deutscher Kolonial- und Weltpolitik. M. 5.—, geb. M. 6.50. Berlin, Allgem. Verein für deutsche Literatur.
- Deutsche Arbeit.** — Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrg. VII, Heft 3. M. 1.20. Prag, Karl Bellmann.
- Deutsche Bücherei.** — Bd. 73–80. Jeder Band geb. 30 Pf., geb. 60 Pf. Berlin, Verlag Deutsche Bücherei.
- Deutscher Landwirtschaftsrat.** — Massnahmen zur weiteren Steigerung der deutschen Vieh- und Fleischproduktion und zur Verbilligung der deutschen Fleischversorgung. (Sonderabdruck aus dem „Archiv des deutschen Landwirtschaftsrates“, Jahrg. XXXI. Berlin, Paul Parey.
- Eichendorff, Jos. Frhr. v.** — Dichter und ihre Gesellen. Herausgegeben von Alexander v. n. Bernus (Statuen deutscher Kultur, Bd. 11) M. 2.50. München, C. H. Beck.
- — — Gedichte. Ausgewählt von Will. Vesper. (Statuen deutscher Kultur, Bd. 15). München, C. H. Beck.
- Friedjung, Heinrich.** — Oesterreich von 1818 bis 1860. In zwei Bänden. Erster Band Die Jahre der Revolution und der Reform 1848 bis 1851. Stuttgart und Berlin J. G. Cotta Nachf.
- Frohwein, Eberhard.** — Jesus von Nazareth. 57. S. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
- Gelger, Dr. L.** — Rousseau. (Wissenschaft und Bildung Bd. 21). Mit einem Porträt geb. M. 1. in Originalleinenband M. 1,25. Leipzig, Quelle & Meyer.
- Gjellerup, Karl.** — Das Weib des Vollendeten. Ein Legendendrama. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.
- Frhr. v. d. Goltz †, D. Hermann.** Kirche und Staat. Eine akademische Vorlesung. Aus seinem Nachlass herausgegeben von Lic. Ed. Frhr. v. d. Goltz. M. 2.—, geb. M. 4.50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- — — Grundlagen der christlichen Sozial-Ethik. 332 S. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Grimm.** Kinder- u. Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm. Jubiläumsausgabe. Zeichnungen von Otto Ubböhlde. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Rob. Riemann. Leipzig, Turm-Verlag 1907. * Orig.-Geschenkband 868 S. M. 8.—. Lieferungs Ausgabe: 40 Lieferungen zu je 60 Pf.; alle 14 Tage eine Lieferung.
- Gütsfeldt, Paul.** — Meine Kriegserlebnisse im deutsch-französischen Feldzug nebst autobiographischen Mitteilungen aus den Jahren 1868–69 und 1906–07. Mit 2 Kartenskizzen M. 4.— geb. M. 5.—. Berlin, Gebr. Paetel.

- Gurllt, Ludwig. — Der Verkehr mit meinen Kindern. Illustriert. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.
- von Halle, Dr. K. — Die Seemacht in der deutschen Geschichte (Sammlung Göschen 370). Geb. 80 Pf. Leipzig, G. J. Göschen.
- Hamilton, Louis. — The english Newspaper Reader. M. 4.— Leipzig, G. Freytag. Wien, F. Tempsky.
- Herr, Dr. E. — Der Entscheidungskampf um den Boden der Ostmark Mittel und Wege zum Ziele. Mk. 1— München, J. F. Lehmann.
- Jacobsen, Johannes. — Sehnen und Suchen. Die Geschichte einer Entwicklung. Flensburg, G. Soltan.
- Jellinek Georg. — Der Kampf des alten mit dem neuen Recht Mk. 1. . . Heidelberg, Carl Winter.
- Kästner, Dr. O. — Sozialpädagogik und Neidealismus. Grundlagen und Grundzüge einer echten Volksbildung mit besonderer Berücksichtigung der Pädagogie. Rudolf Euckens. 20. S. Leipzig, Roth & Schunke
- Key, Ellen — Rahel Varnhagen. Einzig autorisierte Uebersetzung von Marie Franzos. M. 4.—, geb. M. 6. Leipzig-R., E. Habermann.
- Kleczal, Hermann. — Die Bühne im Echo der Zeit (1905—1907). M. 6,50, geb. M. 7,50. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt.
- Klesselbach, Dr. E. Arnold. — Die wirtschaftlichen Grundlagen der deutschen Hanse und die Handelsstellung Hamburgs bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts M. 8.—. Berlin, Georg Reimer.
- Klerlein, Marie. — Im Tal der Jugend M. 2.—, geb. M. 3.—. Jauer, Oskar Hellmann.
- Kohler, Josef. — Eine Faustnatur, Roman. Berlin, Concordia deutsche Verlag-Anstalt.
- Kraus, Karl. — Maximilian Harden. Eine Kriedigung. 50 Pf. Wien und Leipzig.
- Kretzer, Max. — Söhne ihrer Väter. Roman. M. 6.—, geb. M. 7, 0. Jauer, Oskar Hellmann.
- Lecky, W. E. H. — Charakter und Erfolg, M. 1.—. Berlin, Karl Curtius.
- Lehmann, Dr. Ernst. — Der deutsche Beamte und sein Staatsbürgerrecht. Freiburg (Baden), J. Bielefeld
- Lhotzky, Heinrich. — Die Zukunft der Menschheit. M. 2.—. Berlin, Karl Curtius.
- Liesmann, Dr. Robert. — Ertrag und Einkommen auf der Grundlage einer rein subjektiven Wertlehre. M. 2.—. Jena, Gustav Fischer.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herrn Dr. Paul Rohrbach, Berlin-Friedenau, Isoldestr. 1.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preussischen Jahrbüchern“ ohne besondere Erlaubnis ist unterjagt. Dagegen ist der Presse freigestellt, Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten, Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

Verlag von GEORG STILKE, Berlin NW. 7.

Bücher erschienen:

Gesamtausgabe der Bühnenwerke

VON

Adolph L'Arronge.

Die beliebten und amüsanten Stücke unseres volkstümlichsten Lustspieldichters einem grösseren Publikum näher zu bringen, war die Veranlassung eine billige Gesamtausgabe dieser Bühnendichtungen zu veranstalten.

Es erscheinen zunächst 4 Bände von je 22–24 Bogen 8vo-Oktav, welche nur zusammen abgegeben werden. Der erste Band enthält das neueste Bild des Verfassers — Biograviere.

Die Bände enthalten:

Wein Leopold — Hasemann's Töchter — Lolo's Vater — Sanatorium Siebenberg — Die Loreley — Pastor Brose — Mutter Thiele — Otto Langmann Wwe. — Doktor Klaus — Wohlthätige Frauen — Haus Lonei — Die Sorglosen — Der Compagnon — Der Weg zum Herzen — Anna's Traum — Über Nacht.

4 Bände broschiert M. 10.—

oder in 2 Bänden elegant gebunden M. 13.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Dittmar's Möbel- Fabrik

Berlin C

Molkenmarkt 11

Gegründet 1880

Haus für vornehme Wohnungs-Ausstattung, in
und einfacher Art. Feste, mässige Preise.

Miet-Wohnungs-Ausstellung. Tausende
Im Gartenhause hat die Firma drei Wohnungen
ständig ausgestattet unter künstlerischer
Hermann Münchhausen. — „Möbelkultur“ wird
rufener Seite das genannt, was diese Ausstellung
Man darf nach allem, besonders der einstimmigen
Aufnahme bei der ernsten Kunstkritik, sagen,
Ausstellung ein Vorbild denen sein kann, die
dem Gedanken beschäftigen, ihr Heim im
einzurichten, und zwar so, dass alle die Errunge
zum Ausdruck kommen, die wir uns, auf dem
der Wohnungskunst, in den letzten Jahren
haben. — Wie hängt man ein Bild auf? Wie
man Farbe ab? Wohin legt man einen Akzent in
Wie leitet man den Blick von einer weniger
Erscheinung ab? Diese und viele andere Fra
dort in trefflicher Weise gelöst. — Eine eige
oben diese Räume auf manchen Beschauer aus
uende Ruhe und Harmonie empfangen den Eint
Alles hier ist nicht aufdringlich, piano, ein Geg
lem Forte der gewohnten Innenräume, wer s
nimmt, dem werden wunderbare Schönheiten au
ei aller Einfachheit der Räume und er wird er
lass der köstlichste Schmuck einer Wohnung i

Preussische Jahrbücher.

Hans Delbrück.

Inhalt

I. Die deutsche Kriegskunst	1
II. Die deutsche Kriegskunst	1
III. Die deutsche Kriegskunst	1
IV. Die deutsche Kriegskunst	1
V. Die deutsche Kriegskunst	1
VI. Die deutsche Kriegskunst	1
VII. Die deutsche Kriegskunst	1
VIII. Die deutsche Kriegskunst	1
IX. Die deutsche Kriegskunst	1
X. Die deutsche Kriegskunst	1
XI. Die deutsche Kriegskunst	1
XII. Die deutsche Kriegskunst	1
XIII. Die deutsche Kriegskunst	1
XIV. Die deutsche Kriegskunst	1
XV. Die deutsche Kriegskunst	1
XVI. Die deutsche Kriegskunst	1
XVII. Die deutsche Kriegskunst	1
XVIII. Die deutsche Kriegskunst	1
XIX. Die deutsche Kriegskunst	1
XX. Die deutsche Kriegskunst	1

Verlag von
 Carl Neubauer, Stuttgart
 1911

Stuttgart
 Carl Neubauer
 1911

Notizen und Besprechungen.

- Geschichte.** Carl Doll, Prof. d. Theol., Berlin. M. Müller, Leiter im Museum: ...
 — Dr. Emil Daniels, Berlin: Th. Mollathus, Erinnerungen ...
 1870—71. — H. Sebner, Der Schuss der Deutschen in Mexiko 1870—71.
 v. Regensburg, 1870—71. Der deutsch-französische Krieg. (Z. 341.)
- Kunst.** F. Dr. Arthur Drews, Professor in Marlsruhe: R. Muth, Kramer ...
 — Paul Moos, Berlin: Die Baukunst als soziale Kunst. (Z. 338.)
- Literatur.** Dr. Friedrich Gundelfinger: W. Misen, Geschichte der ...
 (Z. 336.) Gertrud Brellwiler: Heinrich von Siso. (Z. 340.) ...
 Moderne Geistesbekehrer. (Z. 342.) M. Mülger, Regenten ... (Z. 341.)
 v. Blumberger, Miltenzrach. (Z. 343.) — G. Weimann-Büchler, ... (Z. 344.)
- Kolonien.** Dr. Paul Mohrbach: Z. Saffrae, Südamerika. (Z. 344.)
- Theologie.** ...
- Politik.** Louis Beffaia Morodi, Südenam. ... (Z. 345.)

Theater-Korrespondenz.

- r—: Königlich-schauspielbau ... (Z. 346.)
 Gertrud Brellwiler: Gessinathener. ... (Z. 347.)

Politische Korrespondenz.

- ... Goldschmidt: Zur Wankenverlage. ... (Z. 348.)

Alle Beilagen von Bauer & Cie., Leipzig, sind gratis.



Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. S.

== (Alte Stuttgarter) ==

— Oktober 1904 —

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand	11,200,000 Mark
Bankvermögen	241
Sonderf. d. Versich. d. Invalidität	115

Bei Erwerbsunfähigkeit (Invalidität) Befreiung v. der Prämienzahlung.

Verlag von Georg Stilke in Berlin

Geschichte

der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften
 Im Auftrage der Akademie bearbeitet von Adolf Harnack
 Ausgabe. 50 Bogen gr. 8., elegant broschirt 10 Mark ord., halbband gebunden 12 Mark

Geschichte des wissenschaftlichen und geistigen Lebens Deutschlands im letzten beiden Jahrhunderte.

Ein neues Evangelienbruchstück.

Von

Adolf Harnack.

Grenfell, Bernhard P., und Hunt, Arthur S., *Fragment of an uncanonical Gospel from Oxyrhynchus*. Published for the Egypt Exploration Fund by H. Frowde, Oxford University Press, 1908.

Die unermüdblichen Forscher und glücklichen Entdecker Grenfell und Hunt haben wiederum (Dez. 1905) aus den Gräbern von Oxyrhynchus ein neues Evangelienbruchstück in griechischer Sprache zutage gefördert. Es steht auf einem Pergamentblatt, das nicht größer ist als eine Visitenkarte (8,8 : 7,4 cm), also zu einem Miniaturbuche von seltener Form gehörte, aber der Schreiber hat auf den beiden Seiten nicht weniger als 45 Zeilen untergebracht und ca. 240 Worte. Die Schrift ist etwas plump und ungleichmäßig und zeigt, daß der Schreiber kein geübter Mann war. Auch Auslassungen fehlen nicht. Dreimal hatte er sie selbst bemerkt und das übersehene Wort nachträglich eingefügt; aber er scheint auch noch an anderen Stellen flüchtig gewesen zu sein. Die Abkürzungen sind die gewöhnlichen. Das Buch ist wohl im 4. Jahrhundert, spätestens im 5. entstanden. Eine noch spätere Zeit ist ausgeschlossen, weil keins der Schriftstücke, die mit dem Fragment zugleich gefunden worden sind, aus einer jüngeren Epoche stammt. Für den Paläographen bietet das kleine Blatt durch die Anwendung von roter Tinte und durch andere Eigentümlichkeiten ein besonderes Interesse.*)

*) P. 9: „A peculiarity is the employment of red ink to outline and bring into greater prominence the dots of punctuation (in the middle position), initial letters of sentences, strokes of abbreviation, and even accents, of which two examples occur (ll. 23 and 36). Longer pauses are marked not only by dots but also by short blank spaces, and the following letter, besides being sometimes ornamented with red, is rather enlarged. „N“ at the end of a line, in order to save space, is sometimes written as a horizontal stroke above the preceding vowel: and there is one apparent instance (l. 9) of the use of the common angular sign to complete a line shorter than its neighbours“.

Es ist gut erhalten, doch ist die rechte Ecke abgerissen; allein die Ergänzungen hier sind zum Glück nicht schwierig.

Das Format beweist, daß dieses Evangelienbuch nicht zum Gebrauch im Gottesdienst bestimmt war, sondern der privaten Lektüre dienen sollte. Man sollte es in der Tasche mit sich führen können (von ähnlicher Kleinheit war das Evangelienbuch von Fajjum, aus dem sich ebenfalls nur ein einziges Blatt erhalten hat). Ueber Privatlektüre der heiligen Schriften im Altertum sind wir durch zahlreiche Stellen bei den Kirchenvätern unterrichtet. Am interessantesten ist, was Hieronymus von dem glaubenseifrigen und begüterten Pamphilus, dem Gönner und Freund des Eusebius — Pamphilus starb in der Verfolgung Diokletians — erzählt: „Exemplare der heiligen Schriften teilte er nicht nur zum Lesen, sondern auch zum Besitzen aufs bereitwilligste aus, und nicht nur an Männer, sondern auch an leseifrige Frauen. Daher fertigte er viele Codices der heiligen Schriften auf Vorrat an, um sie, so oft sich Gelegenheit bot, an die, welche solche begehrten, zu verschenken“. Solch ein zu privater Lektüre bestimmtes Buch war wohl auch der Band, aus dem unser Blatt stammt. Indessen da es sich, wie sich zeigen wird, um ein unkanonisches Evangelienbuch handelt, so kann der Grund für das kleine Format auch die Absicht gewesen sein, das Buch leicht zu verbergen; doch liegt diese Annahme nicht nahe.

Der Inhalt des uns erhaltenen Blattes zerfällt in zwei sehr ungleiche Teile; die ersten sechs Zeilen enthalten den schwer verständlichen Schluß einer apokalyptischen Rede Jesu, die übrigen 39 ein Gespräch Jesu mit einem Pharisäer im Tempel. Die Uebersetzung lautet:

. . . . bevor das Schädigen eintritt, wird Alles ;
aber sehet zu, daß nicht auch ihr dasselbe wie sie erleiden müßt; denn nicht nur durch die Tiere[?] empfangen die Uebelthäter der Menschen [ihren Lohn], sondern sie werden auch Züchtigung und viele Qual erleiden.

Und er nahm sie mit sich und führte sie bis zu dem Ort der Reinigung selbst und wandelte in dem Tempel. Und da kam ein Pharisäer, ein Hoherpriester namens Levi [?], und begegnete ihnen und sprach zum Heiland: „Wer hat dir gestattet, diesen Ort der Reinigung zu betreten und diese heiligen Gefäße zu sehen, ohne daß du dich gewaschen hast, noch deine Jünger ihre Füße gebadet haben? vielmehr beschmukt

hast du diesen heiligen Ort, der da rein ist, betreten, den nur wer sich gewaschen und seine Kleider gewechselt hat, betritt und diese heiligen Gefäße zu beschauen [wagt]?" Und . . . mit den Jüngern [antwortete ihm]: „Du — der du hier im Tempel bist, bist du denn rein?" Jener spricht zu ihm: „Ich bin rein; denn ich habe mich im Teiche Davids gewaschen und bin auf der einen Stiege hinabgestiegen und auf der andern heraufgestiegen und habe mich mit weißen und reinen Kleidern bekleidet, und dann bin ich gekommen und habe diese heiligen Gefäße beschaut". Der Heiland antwortete und sprach zu ihm: „Wehe, ihr Blinden, die ihr nicht seht! Du hast dich gewaschen mit dem hingegossenen Wasser da, in welches Hunde und Schweine geworfen werden Nachts und Tags, und hast die äußere Haut gesäubert und gereinigt, die auch die Huren und Flötenspielerinnen salben und waschen und reinigen und verschönen für die Lüste der Menschen; inwendig aber sind sie voll von Skorpionen und jeglicher Scheußlichkeit. Ich aber und meine Jünger, von denen du sagst, daß wir uns nicht gebadet haben, wir haben uns gebadet in Wassern des Lebens, . . . die da kommen von aber Wehe dem"

Mit dem kurzen ersten Stück ist leider nichts anzufangen. Die Herausgeber übersetzen: „Bevor er Unrecht tut, treibt er allerlei Täuschereien". Aber daß von einem einzelnen die Rede ist, ist wenig wahrscheinlich, da gleich darauf ein Plural „dasſelbe wie sie" folgt; daher ist im Nachsatz wohl „Alles" — wenn so zu lesen ist — Subjekt. Von dem darauffolgenden Wort (sophizetai) sind aber nur die fünf letzten Buchstaben sicher, die vier (fünf) ersten sind ganz undeutlich; also muß man auf eine Ergänzung verzichten, da an sehr verschiedene Worte gedacht werden kann. Die Anrede in dem folgenden Satz geht an die Jünger, wie der Anfang des zweiten Stücks beweist. Das folgende ist aber wieder ganz undeutlich; denn zu „empfangen" fehlt das Subjekt, und höchst auffallend ist „durch die Thiere" (en tois zoois). Die Herausgeber übersetzen: „among the living", aber diese Uebersetzung ist zwar möglich, jedoch minder wahrscheinlich, weil der Gegensatz von „Thieren" und „Menschen" beabsichtigt zu sein scheint. Freilich ist

der Ausdruck: „sie empfangen [ihren Lohn] durch die Thiere“ ein sehr harter Semitismus, aber daß das Stück eine hebräische bzw. aramäische Grundlage hat, ist auch sonst nicht unwahrscheinlich. Endlich übersetzen die Herausgeber nicht: „sie werden erleiden“, sondern sie „erleiden“. Beides ist nach dem Grundtext möglich, aber jenes liegt näher: es scheint, daß von einer schweren irdischen Strafe (Thierplagen, s. die Apokalypse Johannes) die zukünftige Züchtigung und die Qualen in der Hölle unterschieden werden. Allerdings muß „in der Hölle“ suppliert werden. Durch diese Unsicherheiten, welche nachbleiben, wird dieses erste Stück fast wertlos. Nur soviel erkennt man, daß es den Schluß einer harten apokalyptischen Strafrede Jesu enthält. Die ernste Mahnung erinnert an Luk. 13, 5 (die Geschichte von denen, auf die der Thurm von Siloah fiel): „So ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen.“

Deutlich und geschlossen ist das zweite große Stück. Es endet mit einem Wehe, wie das erste mit einer erschütternden Mahnung. Jedermann bemerkt sofort die innere Verwandtschaft unseres Stückes mit der in Galiläa spielenden Geschichte Mark. 7, 1—23 (Matth. 15, 1—20, s. auch Luk. 11, 37 ff.), die mit dem Vorwurf der Pharisäer gegen die Jünger Jesu beginnt, daß sie mit ungewaschenen Händen Brot essen, und mit dem Worte Jesu schließt, daß es auf das Innere ankommt und daß die unreinen Gedanken den Menschen gemein machen, nicht aber die unreinen Hände. Bei Matth. steht in diesem Zusammenhang noch das spezielle Wort gegen die Pharisäer (v. 14): „Blinde Blindenleiter sind sie“ (vgl. das anklingende Wort in unserer Perikope). Es gibt endlich in der großen Rede gegen die Pharisäer (c. 23) noch einen Abschnitt, an den unser Text anklingt (v. 25 ff., s. Luk. 11, 39 ff.): „Wehe euch, Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr die Becher und Schüsseln auswendig reinlich haltet, inwendig aber sind sie voll Raubes und Schmutzes. Du blinder Pharisäer, reinige zum ersten das Inwendige am Becher und Schüssel, auf daß auch das Auswendige rein werde. Wehe euch, Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr gleich seid, wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Totenbeine und alles Unflats“.

Was den Grundgedanken unseres Stückes anlangt, so hält er sich ganz im Gedankenkreise der synoptischen Evangelien und überschreitet ihn nicht. Der Kampf gegen das Wertlegen auf die äußere

gesetzliche Reinheit, während man das Innere unrein ließ und verwahrloste, war ein Hauptstück in dem Streit Jesu mit den Pharisäern und kehrte gewiß immer wieder. Von hier aus ist also nichts gegen die Ursprünglichkeit der Erzählung einzuwenden, und selbst wenn sich aus anderen Gründen sicher erweisen ließe (s. u.), daß sie nicht ursprünglich sein kann, so stammt sie doch aus Kreisen, für welche die Frage, wie sich Jesus zur levitischen Reinheit gestellt hat, noch immer wichtig war, und zwar eben in der Form wichtig, in der sie Jesus hier behandelt hat. Sie stammt also wohl aus jüdenchristlichen Kreisen oder aus solchen, die sich noch immer mit dem Judentum praktisch auseinandersetzen mußten.

Die Darstellung und die Erzählmittel betreffend, so trägt die Geschichte ganz wesentlich den Stempel der synoptischen Evangelien. Der Wortvorrat und die Diktion ist dieselbe; die wenigen Worte, die sich nicht aus jenen Evangelien belegen lassen, fallen nicht ins Gewicht. Die Verwandtschaft mit Matthäus ist stärker als mit Lukas; sofern aber die Erzählung breiter und ausgeschmückter ist als die Mehrzahl der Erzählungen bei denen, zeigt sie eine auffallende Ähnlichkeit mit manchen Geschichten im Hebräerevangelium. Dieses ebenfalls dem synoptischen Typus angehörende Evangelium zeichnet sich durch ausmalende, weiterführende Züge aus. In der Geschichte vom Wassersüchtigen z. B. (vgl. dazu Matth. 12, 9 ff.) läßt es den Kranken also sprechen: „Ich war ein Maurer, der seinen Unterhalt mit seinen Händen verdiente. Ich bitte dich, Jesu, daß du mir die Gesundheit wiedergibst, damit ich mir nicht schimpflich mein Brod erbetteln muß.“ Die Erzählung über das Thema, wie oft man vergeben müsse, beschließt das Hebräerevangelium mit den Worten: „Denn selbst bei den Propheten findet sich noch Wortjünde, nachdem sie mit dem heiligen Geist gesalbt sind“. In der Geschichte vom reichen Jüngling findet sich der ausmalende Zug: „Da begann der Reiche sich am Kopfe zu kratzen“, sowie das ergreifende Wort Jesu: „Siehe viele deiner Brüder, Söhne Abrahams, sind in Schmutz gehüllt und sterben vor Hunger, und dein Haus ist voll von vielen Gütern und nichts kommt zu ihnen heraus“. Endlich war im Hebräerevangelium die Geschichte von den Pfunden so erzählt, daß neben dem Knecht, der sein Pfund versteckte, und dem anderen, der mit ihm wucherte, noch ein Knecht eingeführt war, der das Vermögen seines Herrn „mit Huren und Flötenspielerinnen“ durchbrachte. Eben diese Figuren finden sich — als Vergleichung — auch in unserm Stück (nicht aber in den kanonischen

Evangelien), so daß bei dem allgemeinen Charakter desselben und bei diesen verwandten Zügen die Annahme nahe liegt, unser Blatt sei ein Fragment des Hebräerevangeliums.

Aber gegen diese Annahme erheben sich andererseits schwere Bedenken. Zwar Gnostisches oder überhaupt Häretisches ist in dem Stück nicht nachweisbar, so daß man an ein ketzerisches Evangelium nicht zu denken hat. Auch daß man sich durch „die Wasser des Lebens“, ferner durch den Satz: „Er wandelte im Tempel“, und überhaupt durch die jerusalemische Szenerie an das Johannesevangelium erinnert sieht, fällt nicht ins Gewicht — die Erinnerungen sind zu unbestimmt —, aber daß Jesus in dem Stück nicht Jesus, auch nicht „der Herr“, sondern „der Heiland“ heißt, spricht gegen das Hebräerevangelium; denn wir wissen, daß er in diesem als „der Herr“ redend eingeführt war. Die Einführung unter dem Titel „der Heiland“ weist in eine spätere Zeit; fehlt sie doch selbst im Petrus-evangelium und findet sich doch die Bezeichnung „der Heiland“ in unseren Evangelien überhaupt nur zweimal (je einmal bei Luk. und Joh.), aber niemals als selbstverständliche Einführungsformel. Man könnte dagegen einwenden, daß solch' eine Einführungsformel später eingesetzt sein könne, wie sie ja auch in den Handschriften unserer Evangelien wechseln*); allein noch von einer anderen Seite her erscheint die Ursprünglichkeit unseres Stücks und nicht nur sie, sondern auch seine Herkunft aus dem Hebräerevangelium und aus älterer Zeit bedroht.

Zwar daß Jesus mit seinen Jüngern in den Tempel geht, daß er dort einen Pharisäer trifft, der deshalb „Hohepriester“ genannt werden konnte, weil er zu den hohenpriesterlichen Familien gehörte — nicht alle „Hohenpriester“ gehörten zu den Sadducäern —, daß dieser Pharisäer auf die levitische Reinheit zu sprechen kommt und dabei bemerkt, daß er sich, bevor er den Tempel betreten, gebadet und reine weiße Gewänder angelegt habe, das alles ist nicht nur einwurfsfrei, sondern zeigt auch richtige Ueberlieferung. Wichtig ist ferner, daß man auch als Laie „rein“ sein mußte, um in den Tempel zu gehen; aber von diesem Punkte an zeigt die Erzählung

*) Diese Annahme wird noch leichter, wenn unser Blatt nicht zu einem vollständigen Evangelienbuche gehörte, sondern nur die Abschrift von Stücken eines solchen, verbunden mit Abschriften aus anderen Werken, darstellte. Solche Zusammenstellungen von wertvollen Stücken finden sich auch sonst (und grade in Aegypten). Hierher gehören die Bruchstücke aus dem Petrus-evangelium, der Petrusapokalypse und der Apokalypse des Henoch, die wir vor einigen Jahren, zu einem Buche vereinigt, erhalten haben.

Paradoxes, und dieses Paradoxe scheint an mehreren Punkten auf Unkenntnis und Einbildung zu beruhen. Was ist der Ort der Reinigung (hagneuterion) im Tempel? Wir kennen ihn nicht, da wir sonst nirgends von ihm hören. Was sind das für „heilige Gefäße“, welche sich an diesem Ort der Reinigung zur Betrachtung darbieten und zu deren Beschauung man den Ort betrat? Wir wissen nichts von ihnen, d. h. die, an welche man zunächst denkt, passen nicht. Wie kann der Pharifäer von dem den Tempel betretenden Laien dieselben Reinigungen fordern wie von den Priestern? Es ist uns nicht bekannt, daß jeder Laie sich baden und die Kleider wechseln mußte, der den Tempel betreten wollte, vielmehr ist uns das ausschließlich als eine an die Priester sich richtende Forderung bekannt. Was ist das für ein Teich Davids, in welchem sich der Priester gebadet hat und dessen beide Treppen erwähnt werden? Wir hören nirgends von ihm. Lag er im Tempel oder — viel wahrscheinlicher — außerhalb desselben? Und nun endlich — wie können in diesen Teich, der zu Reinigungen bestimmt war, Hunde und Schweine geworfen worden sein? Das sind nicht weniger als fünf Anstöße. Um ihretwillen haben die Herausgeber, beraten von der ersten Autorität auf diesem Gebiet, Prof. Schürer in Göttingen, geurteilt, die ganze Staffage des Stücks beruhe auf Einbildung oder Erfindung, und eben deshalb werde es nicht vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts entstanden sein und gehöre nicht zu einem der älteren uns bekannten Evangelien, also nicht zum Hebräer-, Aegypter- oder Petrus-evangelium.

Diese Erwägung scheint unwiderleglich; allein andererseits bleibt der Eindruck, daß wir es hier mit einem Bruchstück eines alten Evangeliums zu tun haben, das auf judenchristliche Interessen weist, doch bestehen. Die späteren, ganz aus Fabeln zusammengesetzten Evangelien haben einen anderen Charakter und eine andere Sprache. Was aber die den Typus der synoptischen Evangelien tragenden Evangelien betrifft, so wissen wir nur von den oben genannten Dreien, daß sie eine gewisse Geltung erlangt und sich noch bis ins 4. und 5. Jahrhundert erhalten haben. Man darf also die Annahme nicht so leicht fahren lassen, daß unser Bruchstück zum Hebräer- oder Aegypterevangelium gehört. Beide sind nachweisbar gerade in Aegypten auch noch nach dem 2. Jahrhundert gelesen worden.

Sind denn jene fünf Anstöße wirklich so unwiderleglich und entscheidend, daß man auf ein bloßes Phantasiemalheur schließen und dem Verfasser jede Kenntnis des Tempels und der kultischen

Gebräuche absprechen muß? Aber daß er gewisse Kenntnisse besessen hat, haben wir oben gezeigt. Betrachten wir die fünf Gegenargumente genauer. Erstlich, daß in den Teich Davids, in welchem sich der Pharisäer gewaschen hatte, „Nachts und Tags“ Hunde und Schweine geworfen werden, steht gar nicht im Texte, sondern Jesus sagt, du hast dich mit hingegossenem, d. h. äußerlichen Wasser gewaschen, das vor keiner Verunreinigung geschützt ist. Es bedarf nur eines Körnchen Salzes, um das zu verstehen: das Wasser überhaupt, zu dem auch das im Teiche Davids gehört, als Mittel der Reinigung wird kritisiert. Die starke realistische Ausdrucksweise dabei ist gar nicht auffallend, ja entspricht sogar der Redeweise Jesu in solchen Situationen. Dieses Argument ist also ohne jede Bedeutung. Was sodann „den Teich Davids“ betrifft, so gestehe ich, daß es mir wenig glaublich erscheint, daß solch ein Teich einfach erfunden ist. Es wird in Jerusalem manchen gegrabenen Teich, den man zu Reinigungen benutzte, gegeben haben, den wir nicht kennen. Auch lag der Name „Teich Davids“ einem Erfinder gewiß nicht nahe. Warum brauchte er aber überhaupt hier etwas zu erfinden, da er einen bestimmten Teich zu erwähnen gar nicht nötig hatte oder auch einen bekannten nennen konnte? Daher erscheint mir auch dieses Gegenargument sehr problematisch. Was sodann die „heiligen Gefäße“ betrifft, zu deren Betrachtung man in den Tempel ging, so darf man diese wohl auf sich beruhen lassen. Wir wissen nicht, welche „Gefäße“ speziell gemeint sind; aber es ist sehr kühn, aus dieser unserer Unkenntnis sofort zu schließen, die ganze Aussage, man sei in den Tempel gegangen, um die heiligen Gefäße zu beschauen, müsse auf Erfindung beruhen. Es bleiben also lediglich die beiden Argumente übrig, daß unser Stück einen „Ort der Reinigung“ (hagneuterion) im Tempel erwähnt, von dem wir sonst nichts wissen, und daß er die Anforderungen, die in bezug auf die Reinigung der Priester, galten, auch auf die Laien ausdehnt. Was das Erste betrifft, so muß die Möglichkeit zugestanden werden, daß in ganz später Zeit, als die Einrichtung des Tempels vergessen war, eine angeblich dort befindliche bedeutende Lokalität einfach erfunden worden ist. Allein daß der Verfasser unseres Stücks, der doch noch Wichtiges weiß und sich für die Frage der Reinigung interessiert, die Lokalität und den terminus technicus „hagneuterion“ erschwandelt hat, scheint mir nicht das Nächstliegende. Der vorsichtige Kritiker wird sich daher auf ein „Non liquet“ zurückziehen, nicht aber bestimmt behaupten,

daß wir es hier mit einer Fabel zu tun haben. Es steht hier, wenn auch nicht ganz so günstig wie bei dem „Teiche Davids“, so doch ähnlich — eben weil es einem Fabulanten viel näher liegen mußte, hier die Halle Salomonis zu nennen (vgl. Joh. 10, 23: „und Jesus wandelte im Tempel, in der Halle Salomos“, dazu unsere Stelle: „er führte sie in das Hagneuterion selbst und wandelte im Tempel“), so beruht die Erwähnung des Hagneuterion wohl nicht auf Erfindung, sondern das Wort war wirklich eine uns bisher unbekannt Bezeichnung für einen den Laien zugänglichen Raum im Tempel. Somit bleibt nur die falsche Vorstellung übrig, daß auch die Laien sich hätten baden und die Kleider wechseln müssen, wenn sie den Tempel betreten wollten. Allein wenn man genau zusieht, so hat der Verfasser das gar nicht behauptet. Er spricht nicht vom Betreten des Tempels überhaupt, sondern nur von dem Betreten des Hagneuterion im Tempel, und nur von diesem sagt er, es müßten ihm jene Zeremonien vorangehen (übrigens scheint er auch schon mit dem bloßen Waschen der Füße zufrieden zu sein; augenscheinlich liegt ein kleiner Widerspruch im Texte). Davon wissen wir nun auch freilich nichts; aber wiederum steht es so, daß man besser tut, sich auf ein „Non liquet“ zurückzuziehen, als sofort zu erklären, hier läge pure Fabel vor. Es kann sich z. B. auch um besonders strenge Reinigungsvorschriften handeln, welche die Pharisäer durchzusetzen strebten, die aber keineswegs allgemein anerkannt waren.

Zusammenfassend: Die Provenienz dieser evangelischen Erzählung kann leider nicht sicher ermittelt werden. Gewiß gehört sie dem synoptischen Erzählungstypus an, und sowohl die Herkunft aus Ägypten als manche Züge, die sie mit den uns erhaltenen Fragmenten des Hebräerevangeliums verbinden, sprechen für dieses Evangelium — auch an das Ägypterevangelium kann vielleicht gedacht werden —; allein es bleiben einige unaufgeklärte Punkte nach, und der Verdacht kann daher nicht ganz beseitigt werden, daß wir es mit einem späteren Produkt zu tun haben, welches aus einer Zeit stammt, die über den Tempel und Tempelkultus nur noch schlecht unterrichtet war.

Sei dem, wie ihm wolle — Gedanke und Haltung sowohl Jesu als des Pharisäers sind jedenfalls noch richtig getroffen. Der Pharisäer ist echt, der im Tempel steht und aufpaßt, ob alle äußerlichen Vorschriften erfüllt sind, der Jesus und seinen Jüngern auf lauert und der auf die Frage, ob er denn selbst rein sei, selbstgewiß antwortet:

„Natürlich bin ich es; denn ich habe mich gebadet und habe neue weiße Gewänder angelegt.“ Dieser Pharifäer ist der Zwilling zu dem anderen, der auch im Tempel stand und sprach: „Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich habe.“ Aber auch der Jesus ist echt, der die Pharifäer „Blinde“ schilt, die nicht sehen, der voll grimmen Zorns und Verachtung auf das körperliche Wasser blickt, in welchem sich die Menschen reinigen zu können wähnen, der die tugend- und gesetzestolzen Pharifäer ihnen ins Gesicht mit den Huren und Flötenspielerinnen vergleicht, die, während sie ihren der Lust preisgegebenen Leib waschen und salben, im Innern voll von Skorpionen und von jeglicher Scheußlichkeit sind, der auf das Wasser des Lebens verweist und mit einem „Wehe“ seine Strafrede schließt. Es liegt eine Kraft und ein Feuer in der Erzählung, die nicht aus Fabeln oder Macherfindung stammen.

Amerikanische und deutsche Hauswirtschaft.

Von

Dr. Wolfgang Max Schulz.

Das vorliegende Thema erhält seine wertvollste Orientierung eigentlich erst durch eine engere Frage — die Dienstbotenfrage —, die aber in ihrem Verfolg sich von selbst zu dem weiteren Bilde des gesamten Haus- und Familienlebens auswächst.

Ueber die Dienstbotenfrage ist man wohl kaum bisher als über eine Hausfrauenfrage oder eine historische Rechts- und Kulturfrage, soziale Klassenfrage oder schließlich ethische Frage niederer Ordnung hinausgekommen. Die Dienstbotenfrage in ihrer Totalität ist aber eine unendlich viel wichtigere, tiefer- und weitergreifende, als es nach allen solchen einseitigen Betrachtungen den Anschein hat. Offenbar muß das Wesen dieser Wirtschaftserrscheinung bei einem Vergleich verschiedenartiger Volksleben mit einander weit deutlicher hervortreten, als es sich im engen Rahmen heimischer Anschauungen erblicken läßt. Ganz besonders wertvoll dürfte in dieser Hinsicht ein Vergleich deutscher Zustände mit denen des uns innerlich in so vielen Beziehungen antipodischen Amerika sein. — Man wird sich zunächst darüber zu verständigen haben, welche Zustände man im allgemeinen als volkstypische oder Durchschnittszustände hier wie drüben will gelten lassen.

Daß die Dienstboten, die Dienstmädchen, von jeher und auch heute noch im Dasein einer deutschen Hausfrau einen sehr breiten, ja meist einen weit über Gebühr hinausgehenden breiten Raum einnehmen, wird wohl niemand bestreiten; dafür braucht man sich nicht auf die Satire der deutschen Volkshumorblätter berufen. Dienstbotensorgen und Dienstbotenärger sind leider recht derbe legitime Realitäten, überall daheim, und sind es noch mehr, als man sich dessen begreiflicherweise bewußt ist.

Wenn auch bei uns, namentlich in den Großstädten, Ansätze zu einer anderen Lebenshaltung, einer solchen, in der Dienstboten nicht mehr als unerläßliches Requisite des Haushalts gelten, zu finden sind, so darf man doch nicht etwa diese verhältnismäßig bescheidene Großstadterrscheinung als Gegenbild zu den hier zu besprechenden amerikanischen Zuständen heranziehen; unser Thema beansprucht ein viel allgemeineres Interesse und hat sich an Durchschnittszustände zu halten.

Daß man andererseits in Amerika im allgemeinen selbständiger ist, weiß man bei uns wohl so ungefähr und wird darum wohl auch nicht zweifeln, daß man sich dort häufiger ohne Dienstboten behilft: im Grunde aber glaubt man doch, daß das nur daher rühre, daß Dienstboten in Amerika ein kostspieliger Luxus sind. — Hier sei zunächst hervorgehoben, daß für unsere Betrachtungen die Dienstbotenfrage als Luxusercheinung sich von selbst ausschaltet. Die Dienstbotenfrage ist lediglich dort eine wichtige — nämlich eine volkswirtschaftlich bedeutende —, wo sie eine wirtschaftliche Existenzfrage wird, wo das Dienstbotenhaltens aus irgend welchen Gründen, seien es wirkliche oder Scheinzwanggründe, eine Notwendigkeit wird — wo dies Dienstbotenhaltensmüssen aber die Lebenshaltung der Familie tiefgehend und bedenklich beeinflusst, wo es die Ursache für soziale und wirtschaftliche Mißverhältnisse, für ein über die Verhältnisse leben wird oder werden kann. Dabei wird man als Zwangsgründe nicht nur praktische Arbeitserfordernisse, sondern solche auch in der Form von Standesforderungen und -Gewohnheiten anzuerkennen haben, — handelt es sich doch nun einmal um Menschen. —

Diese Einschränkung wird wohl im Auge zu behalten sein, ja sie macht im Grunde allererst eine fruchtbare Behandlung der unterliegenden Probleme möglich.

Als Tatsache ist es richtig, daß man sich in Amerika sehr viel mehr das Dienstbotenhaltens versagt; was es aber mit der üblichen Erklärung aus dem simplen Lohngesetz auf sich hat, werden wir gleich sehen.

Hier soll es die Billigkeit der Arbeit, die Abwanderung vom Lande, die Städteflucht der Landmädchen, ihre Luxusflucht und was man sonst noch alles anführen mag, sein, was das Dienstbotenangebot erhöht.

Dort die hohen Löhne der Industrie, der Mangel an Arbeitskräften überhaupt, der gute Verdienst der Familienväter, der höhere

Lebensstandard und andere Faktoren, die das Dienstbotenangebot herabdrücken und die Löhne hinauftreiben.

Das mag bis zu gewissem Grade richtig sein, darüber hinaus versagt aber das Exempel der Nationalökonomiemathematiker vollständig. Ihre Methode der Balancierung ist eben gegenüber Wirtschaftsfragen, die so eng mit dem Volksleben verwachsen sind, wie die vorliegende, äußerst inkompetent.

Demgegenüber sei auf einen wesentlich psychologischen Faktor verwiesen — die volkstümliche Gesinnungsverschiedenheit —, die Rassenverschiedenheit Deutscher und Amerikaner, die, wie wir sehen werden, sich auch in solchen Erscheinungen bemerkbar macht.

Man wird Bedenken tragen, den Amerikanern einen eigentlichen Massecharakter zuzusprechen — und in der Tat kann das so nicht ohne weiteres hingehen —, angesichts der unaufhörlich strömenden Nachwanderung; man wird von einem in noch so starker Unruhe begriffenen Nationalitätenkonglomerat nicht ohne Bedenken als einer Masse sprechen können; und wenn man dennoch gewöhnt ist, gewisse hervorstechende Charakteristika in einem amerikanischen Typus zusammenzufassen, so wird man eher geneigt sein, diese aus den natürlichen Bedingungen des Landes und Kontinents herzuleiten. Die starke Unternehmungslust als Antwort auf die sprichwörtlich gewordenen unbegrenzten Möglichkeiten, das hohe Selbstgefühl aus dem Umstand ableiten, daß bei der verhältnismäßig geringen Bevölkerung und der kolonialen Vergangenheit des Landes, der einzelne einen höheren wirtschaftlichen Wert hat, unabhängiger ist. —

Hier kommt aber offenbar noch ein anderer Faktor für die Ausbildung eines Massecharakters der amerikanischen Nation in Frage.

Und zwar ist es ein natürlicher Ausleseprozeß, der hier zunächst als Basis der amerikanischen Masse anzusehen ist.

Seit Jahrhunderten hat in der Tat eine Auslese in dem Entstehungsprozeß des amerikanischen Volkskernes stattgefunden. Offenbar war es die isolierte Kontinentalität Amerikas, vor allem der Atlantische Ozean, die diese Auslese besorgten.

Heute mag es keine Ungeheuerlichkeit mehr sein, nach Amerika zu gehen — aber auch selbst heute noch wirkt jene Auslese fort. Hier versagt die oberflächliche mathematische Dynamik der Theoretiker. Es bleibt doch die Frage, wer aus einem überbevölkerten Lande politischem Druck, kirchlicher Unduldsamkeit usw. ausweichend, die Reise über den Ozean antritt — und wer jenem heimischen Druck sich beugt und anpaßt. Die Chinesen sind heute noch zu

Millionen zusammengepackt, lassen sich von den Mandarinen prügeln und leben von einer Handvoll Reis den Tag.

Selbst heute, was heißt das nicht, bevor eine wenig bemittelte Familie sich losreißt vom heimischen Boden, ihr Hab und Gut in Geld verwandelt und dieses auf eine Karte — die Ueberfahrkarte — setzt. Das Auswandererdrama ist heute weniger heroisch geworden — und darum ist auch die Einwanderung in Amerika qualitativ schlechter geworden.

Immerhin hat hier offenbar eine Zuchtwahl in der Richtung auf den Typus hin stattgefunden, den wir heute als den des Amerikaners zu bezeichnen pflegen.

Wenn heute mit der größeren Erleichterung der Auswanderung sich die Qualität ändert, so scheint der amerikanische Rassecharakter doch trotzdem kaum mehr gefährdet. Tatsache ist, daß der Amerikanismus, der durch den alten Kern begründet wurde, heute bereits eine solide Macht geworden ist, der heute noch die verschiedensten Nationalitäten erliegen. Hierzu kommt, daß die Einwanderung meist in den großen Städten zur Stauung kommt, die einerseits durch Internationalisierung sowieso etwas überall in der Welt an nationalem Wert verlieren, andererseits aber plätzen gerade hier Ausländertum und Amerikanismus in den gewaltigsten Kraftäußerungen zusammen. Ohne daß z. B. New-York eigentlich eine echt amerikanische Stadt zu nennen ist, hat der Amerikanismus doch hier äußerlich seine gewaltigsten Formen geprägt, deren suggestive Wirkung auf das einwandernde Element ganz überwältigend ist. — Die weitere Abwanderung in den Kontinent erfolgt aus diesen Zentren nur langsam und somit wirken jene großen Küstenstädte heute als zweite nachlesende Auslese und schützen den nationalen Amerikanismus des Inlandes.

In welcher Weise macht sich nun ein solcher typischer Amerikanismus im Dienstbotenwesen dieses Landes bemerkbar?

Seine besondere Physiognomie dürfte unverkennbar sein. Es läßt sich ohne Bedenken aussprechen, daß die Amerikaner durchweg eine außerordentliche Abneigung sich in persönliche Dienstverhältnisse zu begeben haben — nicht nur im Sinne des ausgesprochenen Dienstbotenverhältnisses. Der Amerikaner will ganz allgemein — und instinktiv — soweit als möglich in jedem Arbeitsverhältnis nur mit sich und der sachlichen Arbeit zu tun haben — will das jeder im strengsten Sinne — „mind his own business“ — und seine besondere Arbeit ist sein business. Selbst gegen die Einmischung des

Arbeitgebers ist er empfindlich, weil er dahinter dunkel eine Abhängigkeit von persönlicher Willkür wittert, und vor allem, da amerikanisch demokratischer Anschauung nach jeder gerade so gut ist wie jeder andere — so sieht der Amerikaner instinktiv sein Menschenrecht darin, daß er wenigstens eine Domäne — seine Berufsarbeit — sich bewahrt, in der er wirklich ebenso gut — wenn nicht besser wie jeder andere ist, in der er Herr — his own boss — ist. Zum schärfsten Ausdruck kommt diese Empfindlichkeit wohl verständlich im amerikanischen Union-Arbeiter — mit dem das Arbeitsverhältnis gelegentlich geradezu groteske Formen annimmt, wo die Arbeiter den Arbeitgeber so weit von der Arbeit selbst ausschließen, ja, diktatorische Bestimmungen über sie treffen, daß der Fabrikant schon mehr zum bloßen Agenten und die Union zum eigentlichen Produzenten gemacht wird; so bestimmen Unionen nicht nur die Mindestlöhne, sondern auch die Zahl der einzustellenden Lehrlinge, sowie die Dauer und Art der Beschäftigung derselben: sie protestieren nicht nur gegen die Annahme von Arbeit von Union = feindlichen Kunden, sondern suchen auch die Einhaltung eines Produktionsmaximums der einzelnen Werke zu erzwingen, um sich vor zeitweiser Ueberproduktion und damit drohender Arbeiterentlassung zu sichern — benehmen sich also durchaus als kalkulierende kaufmännische Organisationen. —

Im Dienstbotenwesen kommt der amerikanische Unabhängigkeits-sinn, zunächst einmal in eigentümlichen Lohnverhältnissen, zum entsprechenden materiellen Ausdruck.

Ein Hausmädchen erhält 6—8 Dollar die Woche neben freier Station. Nur kürzlich eingewanderte, die der Landessprache noch nicht mächtig sind, müssen mit etwa 4 Dollar vorlieb nehmen. Wäscherinnen und andere Hausarbeiter verdienen gewöhnlich 25 cts. die Stunde. Ein weiblicher Hausarbeiter verdient also gut ebensoviel wie ein männlicher Durchschnittsarbeiter, für den 8—12 Dollar der übliche Wochenlohn ist. Die Fabrikarbeiterin verdient von 4—8 Dollar die Woche, wobei der Durchschnitt wohl kaum über 6 Dollar hinausgeht, abgesehen natürlich von einzelnen Industrien, wo weibliche Handgeschicklichkeit geradezu männlicher Arbeit vorzuziehen ist. Immerhin stehen gelegentlich höheren Industrielöhnen weiblicher Arbeiter auch häufig sehr viel höhere Dienstbotenlöhne gegenüber.

Wenn also die Fabrikarbeiterin von ihrem Verdienst ihren Unterhalt und meist auch Fahrgeld zu bestreiten hat, so ist es wohl klar, daß die Hausarbeiterin sich ihr gegenüber nicht nur im allgemeinen sicherer, sondern auch pekuniär besser steht.

Bei den außerordentlich niederen Dienstbotenlöhnen in Deutschland, 12—25 M. pro Monat dürfte sich dagegen die Industriearbeiterin kaum schlechter und oft genug besser stehen wie das Dienstmädchen.

In Amerika also sehen wir die beiden Kategorien nicht unerheblich außer Proportion stehen, die Hausarbeiterin verdient besser. Und wenn selbst die absolute Nachfrage eine geringe ist, so ist das Angebot doch ein so karges, daß trotzdem noch ein Dienstbotenmangel besteht. Offenbar versagen hier die fundamentalen mechanischen Lohngesetze. —

Die einzige Erklärung ist die Abneigung der Amerikanerin sich zu verdingen. In der Tat wird das weitaus überwiegende Kontingent an Dienstboten von Eingewanderten gestellt, vornehmlich Skandinaviern, Deutschen, Holländern und Irländern. Mir ist von kundiger Seite bestätigt worden, daß es durchaus nicht zuviel gesagt ist, wenn man behauptet, daß keine Amerikanerin sich als Dienstbote verdingt, die Familienanschluß hat; nur alleinstehende Mädchen gehen in fremden Hausdienst.

Es wird interessant genug sein darzulegen, aus welchem Milieu heraus eine solche Gesinnung in die Erscheinung tritt. Dabei ist es uns gleichgültig, ob man dieses Milieu als die Bedingung, als den Boden ansehen will, aus dem eine solche hat herauswachsen können; oder ob man sagen will, daß die amerikanische freiheitliche Gesinnung sich dieses Milieu erst geschaffen hat; wir entgehen diesen Kausalitätsstreitigkeiten am besten, indem wir in allen solchen Wirtschaftsercheinungen ein organisches Wachstum erblicken, bei dem alle wesentlichen Faktoren koordinierte Bedeutung haben. — So ist in der Tat schon die bloße Gesinnung des persönlich-frei-sein-wollens ein durchaus realer Faktor. Dieser Trieb zur Selbständigkeit und freien Selbstbestimmung ist nicht nur den gebildeten Amerikanern eigentümlich, er eignet ebensogut dem Arbeiter und der Arbeiterin. Ja, mit mehr Berechtigung als von dem „working gentleman“ kann man davon sprechen, daß jede Frau des Arbeiterstandes ebensogut lady ist, wie jede eines anderen Standes. Die prinzipielle demokratische Gleichstellung ist bei der Weiblichkeit entschieden viel reiner zum Ausdruck gekommen als beim Manne, was bei einiger Erwägung ja durchaus verständlich wird. Da verträgt es sich schlecht mit den Anschauungen und Gefühlen des Amerikaners, daß seine Frau, Schwestern oder Töchter sich in persönliche Abhängigkeitsverhältnisse zu andern Leuten — die ja um nichts besser sind — begeben sollen.

Ein vielleicht psychologisch noch wichtigeres Moment springt aus dem hier so viel freieren Umgang der Geschlechter hervor. Er ist die Grundlage eines geselligen Lebens auch der niederen Volksklassen — durchaus im Sinne der sogenannten Gesellschaft. Und dieses Moment erscheint mir von einer geradezu unabsehbaren Bedeutung, von der eine etwas anschaulichere Vorstellung zu geben vielleicht im weiteren gelingt.

Es ist natürlich der Verkehr der Jugend, der das gesellige Leben der niederen Stände in Fluß hält. Selbst in mancherlei Förmlichkeiten und Gehörigkeitsbegriffen bewegt sich dieser Verkehr durchaus im Sinne der feinen „Gesellschaft“, dessen Kern hier wie dort der „flirt“ oder besser die „courtship“ ist. Diese courtship ist für das Mädchen des Arbeiterstandes von nicht geringerem Lebensinteresse als für das der eigentlichen Gesellschaftsklasse, und es versteht sich so, daß sie sich allein um dessentwillen schon so leicht nicht in die Beschränkungen eines Dienstbotenlebens fügen wird.

Bei uns würde es als „furchtbar komisch“ empfunden werden, wollte man davon sprechen, daß ein junger Arbeiter seiner Freundin „seine Aufwartung macht“ — das sind eben spezifische Gesellschaftsformen; hier gilt es von jedem jungen Mann jeden Standes, daß er ein girl hat — ein girl friend, dem er im Hause ihrer Angehörigen Besuche macht, (he calls on her) das er dann und wann abholt, um sie auszuführen (to take her out) sei es nur um sich im Spendieren eines geschätzten „ice creamsoda“ oder eines „chewing gum“ Genüge zu tun, oder um seine Freundin in eines der zahlreichen billigen Theater oder „shows“ zu führen, oder sie zu dem im amerikanischen Volksleben — besonders der niederen Stände — eine so große Rolle spielenden „base hall“-Spielen zu begleiten; sie werden zusammen Ausflüge machen, und ist es nur ein abendlicher „trolley ride“ — immer aber ist es selbstverständlich, daß der junge Mann seine Freundin freihält — „treats“. Ja, der junge Amerikaner geht in seiner Opferwilligkeit recht häufig zu weit. Es ist sehr üblich, daß die jungen Leute den Mädchen oft nicht zu verachtende Wertgeschenke machen, die sie von ihrem Lohn ersparen oder auf Abzahlung kaufen. Der prächtige „diamond-ring“ und die goldene Uhr sind Dinge, die dem Arbeiterstand recht begehrt erscheinen und ihm durchaus nicht fremd sind.

Von dieser Generosität des Amerikaners stechen deutsche Gepflogenheiten oft komisch ab; wenn das Dienstmädchen das tanzen will, erst mal den Tanzgroßchen für ihren Herrn aufbringen muß,

dessen Taschengeld nur in Getränk und Zigarre eine manneswürdige Anlage findet.

Natürlich bringt der Verkehr der Jugend dann auch Gesellschaft ins Haus — man hat *compagnie* und ladet sich mit einem „see us again“ — Redensarten wie sie ebenso in den höheren Gesellschaftsklassen üblich sind — gegenseitig zu Besuchen ein. Daß der Umgang simpler und derber ist, braucht nicht erwähnt zu werden, auch ist es nicht nötig hier und da eine üble Seite hervorzukehren, solche hängen selbstverständlich allen Lebensformen der Menschheit an — und interessieren tut uns auch nur das überwiegend gute oder schlechte. Wieviel überdies an der generellen Lage — *the people live too fast* — d. h. reiben sich in allzuviel Vergnügungen neben den Anforderungen des Arbeitstages auf, daran ist, läßt sich schwer sagen — jedenfalls wird das unbändige Treiben der amerikanischen Jugend noch zehnmal gesünder mit all ihrem Sport sein, als der deutsche Alkoholismus.

Die amerikanische Jugend lebt ungebundener; aber auch selbst im Fall eines Dienstbotenverhältnisses weiß die Amerikanerin sich eine größere persönliche Freiheit als deutsche Dienstmädchen zu sichern, die sich mit einer verstohlenen halben Abendstunde vor der Haustür oder einer durch eine verlogene Ausrede gedeckten Verfäumnis auf Ausgängen und bestenfalls einem freien Sonntagnachmittag alle 14 Tage begnügen müssen — und obendrein sich noch ausfragen und kritisieren lassen müssen. Hier kann eine Hausfrau kein Mädchen haben, dem nicht der Sonntagnachmittag ohne weiteres und außerdem noch ein Wochentagnachmittag frei gegeben wird — d. h. dieser freie Nachmittag meint nicht: antreten um 8 oder 10 Uhr abends spätestens, sondern der Betreffenden steht es ohne weiteres frei auch Nacht über fort zu bleiben — sofern sie nur am nächsten Morgen wieder ihren Dienst versieht. Also auch hier wieder eine sachlichere Auffassung des Arbeitsverhältnisses. Außerdem versteht sich, daß nach getaner Arbeit, zu der Wäsche gewöhnlich nicht gehört, dem Mädchen Zeit für private Beschäftigung belassen wird. Und dies sind nicht Bewilligungen einiger weniger menschenfreundlicher Gebildeter, wie man sie ja auch bei uns findet, sondern durchaus übliche Bedingungen.

Trotzdem fügt sich, wie gesagt, die Amerikanerin doch nur ausnahmsweise in diese Beschränkungen.

Daß dieses Gesellschaftsleben der arbeitenden Klassen, jener Verkehr der Jugend, wiederum einen starken Einfluß ausübt auf das Familien- und Hausleben wird begreiflich sein.

Damit steht in gar nicht so fernem Zusammenhang, daß die amerikanische Arbeiterfamilie vor allem eine bedeutend stärkere wirtschaftliche Solidität ist als sie es in Europa ist.

Will man sich nicht begnügen diese Tatsache aus typischer Gesinnung, aus dem Gefühl hoher sozialer Freiheit und einer würdigeren Gleichstellung der Geschlechter abzuleiten, so lassen sich daneben eine ganze Reihe von materiellen Bedingungen anführen, die diese Tatsache zu bekräftigen geeignet sind. Oder besser noch läßt sich die ganze Erscheinung gewissermaßen in einem Punkte ergreifen — dem Fehlen einer gesetzlichen Arbeiterversicherung!

Was folgt daraus? — Der amerikanische Arbeiter hat sich selbst nach einer Sicherung seiner Existenz umzusehen. Was ist da natürlicher als sein Verlangen nach einem Stück Grund und Boden, nach einem Haus das sein ist, das der Hafen seines Alters wird, das eine Zufluchtsstätte seiner Kinder sein kann? Und in der Tat der Erwerb von „property“ gilt hier als die Schaffung eines Ankergrundes für eine vernünftig bedachte Lebensfahrt — es gilt als das vernünftigste und sicherste „investment“ des kleinen Mannes.

Es ist eine allgemein geteilte Ansicht, daß ein Mann, der noch über 40 Jahre hinaus für seine täglichen Bedürfnisse arbeiten muß, ohne ein Eigen zu besitzen, in einem „awful bad fix“ ist; und in der Tat steht einem solchen, wenn er nicht an einer Familie, die es zu mehr gebracht hat, einen Rückhalt findet, nicht viel mehr als ein vorzeitiges Grab oder das Armenhaus offen — das Ende eines tramp's. Die Lage des gealterten alleinstehenden Arbeiters ist in Amerika allerdings geradezu eine trostlose und der Amerikaner ist früh verbraucht. Schon sehr früh, über 45 Jahre hinaus, findet er es außerordentlich schwierig, überhaupt noch Arbeit zu bekommen. Der Amerikaner hat eine starke Vorliebe für junge Arbeitskräfte — aber auch das Thema Kinderarbeit und Ausnutzung der Minderjährigen klingt hier mißtönig hinein, — wir müssen uns versagen hier darauf näher einzugehen. —

So erscheint es natürlich, daß der amerikanische Arbeiter eine starke Tendenz zeigt, Grundeigentum zu erwerben. Diese Tendenz ist in der Tat eine sehr allgemeine, auf gewisse Einschränkungen wird noch zurückzukommen sein.

Ob diese Tendenz nicht etwa den Arbeitern aller Nationen gemein ist, steht dahin, denn jedenfalls kann eine solche nur unter entsprechenden äußeren Bedingungen ins Leben treten.

Die Bedeutung dieser Frage ist jedenfalls überall anerkannt

und scheint besonders bei uns mehr und mehr in den Vordergrund des Interesses zu treten. Im Dezemberheft 1906 der Preussischen Jahrbücher beleuchtet ein Artikel über die freie Selbstbesiedelung des Landes die deutschen Verhältnisse entschieden interessant, jedoch kann man sich nicht ganz des Eindrucks erwehren, als wenn die Sache hier in zu engem Rahmen, zu isoliert, zu direkt angefaßt ist — und daher zu wenig praktisch fruchtbaren Resultaten und nur mehr zu einigen formalistischen Möglichkeiten führte. Ohne in der Lage zu sein, positiv Besseres zu bieten, sollte vielleicht die Darstellung amerikanischer Zustände Anregungen gewähren das Problem aus breiteren Gesichtspunkten anzusehen.

Die Frage wird sein: Welche Bedingungen sind es, die dieser Tendenz des amerikanischen Arbeiters es möglich machen sich zu realisieren?

Doch erst die Tatsache, daß dies der Fall ist. Jedem Fremden wird es gewiß nach einiger Zeit, wenn er sich von dem so stark in die Augen fallenden Bild der Geschäfts- und Verkehrszentren der amerikanischen Städte losgerissen hat, auffallen, daß diese darüber hinaus eigentlich gar nicht so recht großstädtisch erscheinen. Um den Kern nämlich der eigentlichen „city“ zeigen die amerikanischen Städte ungeheure Häusergebiete, die uns beinahe an deutsche Dörfer erinnern, ein- und zwei-, höchstens vier-Familien-Häuser aus leichtem Material gebaut — meist ganz aus Holz mit einem sonderbar leichten Fundament — nicht selten in der berühmten Art: ready to move.

Wo bei uns die gräßlich rohe Hinterwand der mehrstöckigen Arbeitermietkasernen die Großstadt — sofern sie nicht in Villenvororte ausläuft — gegen das noch trostlosere Gelände kraß abgrenzt, verlaufen die Grenzen der amerikanischen Städte loser und loser und lösen sich in Abbauten — weit vorgeschobenen Einzelhäusern, angefangenen Straßen — begonnenen Ansiedlungen usw. auf. Diese Verschiedenheit ist recht markant — und ist auch durch ebenso entschieden abweichende Bedingungen verursacht.

Einmal durch andere Bauvorschriften. —

In Amerika mag irgend jemand ein Terrain erwerben, es in Parzellen (lots) aufteilen und nach Belieben bebauen. Zwischen den Häusern wird nur ein Abstand von drei Fuß gefordert, so daß für kleine Einzelhäuser in der Regel lots von 25 × 75 Fuß genügen. Alles, was die Stadtverwaltung fordert, ist eine Andeutung von Straße, bei der meist der Name die Hauptsache ist, vielleicht eine Laterne mit Dellampe und ein hölzerner Fußsteg. Zunächst wird

von dem Eigentümer kaum etwas verlangt, als die Zahlung der Taxe. Erst wenn sich anliegende Eigentümer finden, und dann die Majorität derselben von ihm „improvements“ verlangt, hat er für Kanalisations- und Wasseranschluß und Trottoirlegung seinen Kostenanteil zu tragen.

Die nächste unmittelbare Folge dieser Verhältnisse ist, daß sowohl der Erwerb solcher Baustellen wie der Häuserbau auf ihnen sich verhältnismäßig billig stellt, daß auch dem kleinen Mann die Möglichkeit geboten ist, mit geringen Mitteln solches Grundeigentum an der Peripherie der Stadt zu erwerben.

Daher dann wieder das ständige große Angebot von solchen, und allerdings auch eine starke Spekulation in Grund und Boden und Häuserbau engros.

In der Tat ist es für Amerika eine durchaus eigenartige und auffällige Erscheinung — dieses rege Grundeigentumsgeschäft —, das „real estate business“. Ueberall sieht man real estate offices, ja sie sind fast so häufig wie die beer-saloons.

Das für uns Bemerkenswerteste ist aber gerade die Beteiligung des kleinen Mannes an diesem Geschäft, dem besonders in Zeiten starker Bankunsicherheiten die Ersparnisse der arbeitenden Bevölkerung zuströmen, es ist geradezu die Börse des kleinen Kapitals — auch wohl in ihrer schlechten Bedeutung allerdings.

Auf diesem Gebiet ist es, wo der Arbeiter seinen Geschäfts- und Spekulationsfönn, von dem ich schon früher gesprochen, betätigt, und durch diese seine Beteiligung unterscheidet sich das Grundeigentumswesen Amerikas so grundsätzlich von dem deutschen, von dem der Arbeiter so gut wie ausgeschlossen ist, das nicht prinzipiell aber doch praktisch, wie wir sehen werden, eine Domäne des bürgerlichen Kapitals ist.

Unter amerikanischen Verhältnissen liegt es durchaus im Bereich des tüchtigen Arbeiters, sein eigenes Heim zu erwerben.

Daß ein Arbeiter ein lot kauft und dieses selbst bebaut, ist seltener der Fall. Hier kommt ihm aber das Kapital mit recht liberalen Kreditvorschlägen entgegen. Ein solcher Unternehmer baut vielleicht 30—50 solcher kleiner Häuser — oft nicht für mehr als 11—1200 Dollar. Ein Arbeiter mag nun auf einen Kontrakt hin in der Weise ein solches Haus erwerben, daß er monatlich Abzahlungen ungefähr in der Höhe einer gewöhnlichen Miete leistet und dafür sich für die Unkosten der Besizer-Taxe und Instandhaltung verpflichtet. Auch kann er die Zahlungen in schnelleren

Raten abtragen. Auf diese Weise erwirbt sich der Betreffende, nach Abzahlung von $\frac{2}{3}$ des Wertes etwa, das Grundstück mit einer Hypothek (mortgage), die er nach Belieben abzahlen mag. Der Mann erwirbt schließlich ein solches Haus dann für 15—1800 Dollar. Das Geschäft des Unternehmers ist dabei kein schlechtes und in der Regel ein sicheres, daher im ganzen ein begreifliches Entgegenkommen gegen Arbeiter, die sich in soliden Stellungen befinden; oft geht dieses auch so weit, daß ein Unternehmer den Wünschen des betreffenden Mannes, der ein Haus auf solche Weise erwerben will, gemäß den Bau ausführt.

In solcher Weise erkennt der Kapitalist den soliden Arbeiter als durchaus respektablen Kontrahenten an und die Erfahrung hat gelehrt, daß er nicht schlecht mit ihm fährt. Dazu kommen noch Umstände, die den Bau solcher Häuser verhältnismäßig billig gestalten.

Die Bauvorschriften bedrücken ihn gerade nicht, Rayonbeschränkungen kommen nur selten zur Anwendung — daher wird ein leichtes Material verwandt. Dazu kommt, daß die eigenartige Bauholzgroßindustrie gewisse standard-Größen aller Materialien vom Lager außerordentlich billig und aufs weitgehendste vorgearbeitet, anbietet und damit nicht nur durch Materialienpreis, sondern vor allem durch die außerordentliche Arbeitersparnis des besonderen Zuschneidens usw., ein schnelles und ökonomisches Bauen ermöglicht.

Wie billig solch ein Haus sich auch stellen mag, es bleibt für den Arbeiter dennoch außerordentlich begehrenswert — und ist in tausend Hinsichten dem Wohnen in engen Mietkasernen vorzuziehen. Immer enthält solch ein Haus doch einen Kellerraum mit furnace (Heizkessel) und fast nie fehlt vor allem eine Badeeinrichtung und Wasser kloset. Noch günstiger vielleicht gestaltet sich die Sache für den unternehmungslustigen Arbeiter, wenn er imstande ist, durch eine Anzahlung von ein paar Hundert Dollar und Aufnahme einer Hypothek ein Zwei-Familienhaus zu erwerben, von dem er dann eine Wohnung vermietet.

Trotz alledem würden die hierin liegenden Möglichkeiten doch immer recht beschränkt bleiben, oder sich nur in kleineren Städten auswirken können, denn je größer die Städte, desto größer werden die Wege und der Zeitverlust des Arbeiters zur Arbeitsstätte und zurück. Hier greift nun ein anderer amerikanischer Faktor gewaltig fördernd ein — der außerordentlich bewegliche Unternehmungsgeist

der lokalen Verkehrsgesellschaften, namentlich der hier in erster Linie in Betracht kommenden elektrischen Straßenbahnen. Sie sind es, die geradezu die Städte erweitern, wie die Eisenbahnen den Kontinent erschlossen haben.

Es wird jedem auffallen, auf welch ungeheure Strecken die elektrischen Bahnen aus den Städten hinaus in die Umgegend gehen — Meilen und Meilen, und gewöhnlich für dieselben 5 Cts. die Fahrt. Es ist nicht wie bei uns, daß man endlich im hohen Stadtrat einem „längst empfundenen Bedürfnis“ nachkommt — hier eilt man voraus und schafft das Bedürfnis erst. Was man sonst gegen die Unternehmungen der Verkehrsgesellschaften auf dem Herzen haben mag, was immer gelegentlich auch die eigentlichen Interessen dabei sein mögen, als Tatsache wirken sie jedenfalls außerordentlich befruchtend für die Entwicklung der Städte.

Es ist klar, daß damit natürlich immer, selbst für große Städte, billiges Terrain und damit billige Häuser herangezogen und erreichbar werden. Der Arbeiter rechnet hier sowieso damit, daß er zweimal 5 Cts. für „car fare“ täglich vom Lohn abzurechnen hat.

Natürlich hat das in ganz großen Städten auch seine Grenzen, bietet jedoch immer noch ein befriedigendes Feld für das Ansiedlungsbedürfnis der kleinen Leute und scheint mir außerdem in sich selbst ein automatisch wirkender Ausgleich gegen irgendwie länger anhaltende ungesunde Boden- und Bauspekulationen zu sein — sofern nicht die Verkehrsgesellschaften selbst zu ungestört die Hand im Spiele haben.

Die Möglichkeit des Grundbesitzererwerbs durch den Arbeiter einmal in den Vordergrund gerückt, wird es ohne weiteres einleuchten, daß ein solcher, oder auch schon das Streben danach, von einer ganz außerordentlich bedeutungsvollen Wirkung auf den Arbeitenden sein muß.

In der Tat ist für den Betreffenden damit eine total veränderte Weltstellung gegeben, und — wenn man den ominösen Ausdruck nicht scheut — läßt sich diese veränderte Lage nicht bezeichnender veranschaulichen, als wenn man sagt, daß der Arbeiter mit ihr selbst zum Kapitalisten wird! — Und damit tritt jener Zustand der betreffenden amerikanischen Wirtschaftsverhältnisse klar als das mächtigste Bollwerk des Amerikanismus gegen allen radikalen Sozialismus hervor. Hier ist die „even chance for everybody“ the „equal opportunity“ doch immer noch so weit vorhanden, um dem Volk es als lächerliche Zeitverschwendung erscheinen zu lassen, den

Phrasen vom „enterbten Proletariat“ Gehör zu geben und nachzuhängen.

Sehen wir von den allgemeinen ethischen Wirkungen ab; der damit gegebenen klareren Wirklichkeit und Stetigkeit im Denken und Streben, der daran sich erziehenden höheren Achtung für Gesellschaftsordnung und Wohlfahrt — so sind es ganz bestimmte, längst erprobte praktische Erfahrungen, die sich als günstige Ergebnisse des Hausbesitzertums erkennen lassen.

Nicht nur bevorzugt der Arbeitgeber hier den verheirateten Mann, er wird diesem noch überdies den in seinem eigenen Heim und für ein solches arbeitenden bevorzugen. Der Geschäftsmann, wie überhaupt die gesamte bürgerliche und gesellschaftliche Mitwelt begegnen dem in solcher Weise sich in realem Eigentumstreben als Mann mit Wirklichkeitsinn und Charakter erweisenden mit höherem Vertrauen und Kredit.

Und damit ist die Möglichkeit gegeben, daß der Arbeitende sich durch sich selbst zum wirtschaftlich wie politisch bedeutenderen Faktor emporhebt, eine so wohlthuende Möglichkeit, daß sie als nichts weniger als das wesentlichste Element der sozialen Versöhnung und wirtschaftlichen Ausglei chung zu veranschlagen ist. Aus diesem Punkte läßt sich allerdings die ganze Psychologie des amerikanischen Arbeiters entwickeln, sein auffällig entwickelter Geschäftssinn, sein breites Verständnis für volkswirtschaftliche Zustände, seine vielseitig praktisch-technische Gewandtheit, seine unverzagte Unternehmungslust und sein starkes Selbstbewußtsein; — was uns zunächst als Bestand des demokratischen Typus erscheint, zeigt sich von hier in zwanglosem Zusammenhang mit einfachen materiellen Wirtschaftsverhältnissen, wäre für uns also auch auf anderer politischer Basis durchaus erreichbar.

Nach mancher Richtung sind es merkwürdige Resultate, zu denen der unwandelnde Einfluß solcher gegebener Zustände führt. Da ist es unter anderm das Hauptübel unserer deutschen Arbeiterwelt — der Alkoholismus — vor dem das amerikanische Arbeiterheim die neue Welt wirksam geschützt hat.

Einmal legt das Streben nach Grundeigentum dem Arbeiter sowieso selbsterkannte vernünftige Beschränkungen in der Lebensweise auf — andererseits aber haben die Hausbesitzenden vielerorts herausgefunden, daß eine übergroße Zahl von Kneipen ihren ganzen Distrikt herunterbringt — ihr Eigentum minderwertig macht, — weil sich naturgemäß von einem solchen die wohlhabenden „nice people“

fernhalten. So sind es im Grunde wohl solche Interessen und nicht kirchliche und ethische Propaganda, die die bekannten „dry districts“ in Amerika allerorts geschaffen haben. Den Alkoholismus bekämpft offenbar keine „Aufklärung“ von außen her, — aus der Arbeiterschaft selbst nur kann er wirksam bekämpft werden, und das geschieht naturgemäß am ehesten, wo sich selbstwirkende materielle Anregungen dazu finden.

Vor allem ist aber der wirtschaftliche und ethische Wert des Hauseigentums für die Arbeiterfamilie selbst gar nicht hoch genug einzuschätzen.

Es vereint alle Glieder in gemeinsamem Interesse und Streben, hält die Familie länger und fester zusammen. Aber er erweitert und steigert vor allem auch die Lebensfreude und gesellschaftliche Beweglichkeit der Familie. Das eigene Haus — so bescheiden es auch sei — wird doch in viel höherem Maße ein Heim als irgend welche vier Wände einer Mietwohnung. Schon der ganze Verkehr der Jugend verlangt als Vorbedingung doch schließlich Familienwohnungen, die einen gewissen Grad von Heimcharakter tragen — und den haben die amerikanischen Arbeiterwohnungen entschieden in höherem Grade als die bei uns in Deutschland. Das amerikanische Familienleben ist in diesen Kreisen ganz unvergleichlich lebendiger und froher als man es in deutschen Arbeiterwohnungen findet — und mit der höheren Lebensfreude geht begreiflich genug manch andere gute Eigenschaft des amerikanischen Arbeiters Hand in Hand, ihn so vorteilhaft von seinem deutschen Bruder unterscheidend. So ist das Familienheim das Geheimnis des weltbekannten Optimismus des amerikanischen Volkes. —

Prüfen wir nun einmal die deutschen Verhältnisse auf die Möglichkeiten hin, die sie dem Arbeiter in der besprochenen Hinsicht bieten.

Wir stoßen da nicht sowohl auf Mängel, als vielmehr auf mancherlei Zuviel des Guten. Deutsche Städteverwaltung und moderner deutscher Städtebau sind weltweit anerkannt. Aber mit einem Blick überieht man, um wieviel größer die Schwierigkeit des Grundstückerwerbs und Hausbaus mit bescheidenen Mitteln damit geworden sind. Gesetz und Ordnung wird zur Plage. Fluchtliniengesetz, Rayonbeschränkung, Verpflichtung zum Straßenbau, Kanalisation, Wasser- und Gasanschluß im Voraus machen das Unternehmen von vornherein sehr viel kostspieliger — abgesehen von all den Formalitätenscherereien, denen nur ein Bewandertes gewachsen

ist. Dazu geht die Tendenz dahin, die Sache noch immer schwieriger zu gestalten, seitdem die Stadtverwaltung die Städteerweiterung nach auf lange hinaus festgelegten Plänen kontrolliert.

Gewiß, die Absicht ist, den Städtebau zur Höhe modernster Ansprüche bezüglich Verkehr, Gesundheit, Schönheit usw. zu erheben. Die Argumente sind offenbar ihrer Natur nach rein objektiv und allgemein Menschen beglückend — nur ist es fraglich, ob jenes Ideal, das wohl im Wirklichkeitsbereich der besser situierten Stände liegt, nicht von dem Stand der arbeitenden Unbemittelten zurzeit ein wenig zuviel reinen Idealismus verlangt. Wo es sich für den Bemittelten um die Schaffung modernster Wohnstätten handelt, handelt es sich für den Unbemittelten zuerst, und fast ausschließlich darum eine eigene Wohnstätte überhaupt zu erringen. Moderner Städtebau kann für ihn nur in zweiter Linie in Betracht kommen und ganz und gar nicht, wenn er durch ihn praktisch der Möglichkeit des Erwerbs eines eigenen Grundeigentums beraubt wird.

Zu den Mehrkosten, die die Anforderungen des modernen Städtebaus in Deutschland verursachen, kommen lokale Beschränkungen, wie Terraineinschränkungen durch Festungswälle oder andere militärische Reservierungen, und vor allem der Mangel an dem Ausbau voraus-eilenden oder doch entgegenkommenden Verkehrserweiterungen, der Boden- und Baupreise auf eine Höhe treibt, an die die Mittel des kleinen Mannes nicht entfernen hinanreichen.

Es ist selbstverständlich, daß von den letzteren Faktoren die Weite der Ansiedlungszone — auch schon ohne Lizenzverweigerung der Stadt — proportional abhängig ist. Daraus aber, daß dies ansiedlungsfähige Terrain stark beschränkt ist, folgt außer dem hohen Preisniveau noch, daß es leicht vom vermögenden bürgerlichen Kapital kontrolliert werden kann.

Als Gesamtergebnis dieser Verhältnisse ergibt sich damit, daß der bauende Kapitalist bei den hohen Unternehmungskosten selbstverständlich nur im Bau von Herrschaftshäusern, Villenvorortbau — oder im Bau von mehrstöckigen Mietskasernen mit möglichst vielen Einzelwohnungen interessiert sein kann. Praktisch ist damit also das Arbeiter-Ein- oder Zwei-Familienhaus als Objekt eines selbständigen Erwerbs durch den Arbeiter ausgeschlossen. Der Städtebau liegt damit in der Kontrolle des bürgerlichen Kapitals, und dieses zwingt also naturgemäß die Unbemittelten in seine Mietskasernen.

Offenbar kommen die an sich rein objektiven Forderungen des modernen Städtebaus entschieden einseitig den bemittelten Klassen

zugute. Wie diesem ungerechten Ausfall wohlgemeinter Bestrebungen abzuhelpfen wäre, ist schwer zu sagen; amerikanische Verhältnisse sind kaum übertragbar, ihre Mängel nach anderer Seite hin schrecken entschieden davon ab.

Immerhin dürfte vielleicht manches davon im rechten Sinne verwandt befruchtend wirken.

Die freien Ansiedlungsverhältnisse der amerikanischen Städte haben hier und dort zeitweise bedenkliche Grundeigentumspekulationen gezeitigt, allzu ängstlich darf man aber schließlich in dieser Hinsicht auch nicht für das spekulierende Kapital dabei sein. Einmal wirken bei gehöriger Kontrolle der unternehmenden Verkehrsgesellschaften diese entschieden immer wieder ausgleichend durch Erschließung neuen Terrains, so den Bodenpreis im Ansiedlungsterrain auf einer mäßigen Höhe haltend, andrerseits beschränkt eine zu weitgehende Sicherung des Kapitals die Möglichkeiten des kleinen Mannes. Vor allem aber ist eine zu weit vorausorgende Stadtbauverwaltung geradezu ein Anebel für die freie Selbstansiedlung der wenig Bemittelten.

Es dürfte klar sein, daß hier der Punkt bezeichnet ist, in dem sich die Interessen von Bürgertum und arbeitenden Klassen in gewissem Sinne entgegenstehen und hier der Punkt ist, in dem der soziale Ausgleich anzugreifen hat: aber dieses ist auch gerade der Punkt, an dem der geräuschvolle Strom der modernen deutschen Sozialbestrebungen vorbeistürmt — das Warum ist menschlich begreiflich. Nicht nur hört für die Bourgeoisie hier der Liberalismus auf, sondern auch der Sozialdemokratie kann es um dies Problem, bei näherem Zusehen, nicht ehrlich zu tun sein.

Hier liegt vielmehr der Kernpunkt einer reinen Arbeiter- oder besser Volkspolitik vor, deren sich weder die Sozialdemokratie noch die Bourgeoisie rühmen können, ihr sogar offen feindlich entgegenstehen. Denn in der Tat, jene Unmöglichkeit der Selbstansiedlung des Arbeiters hat geradezu zerstörende Wirkung auf den Bestand der Familie im arbeitenden Volke.

Der Arbeiter wird freizügiger und unstäter, der Zusammenhang innerhalb der Familie lockert sich, das Heim verliert an Anziehungskraft, die Mädchen suchen unbekümmert, ja gerne, fremden Dienst — und die Folgen? — Man hat meines Erachtens die Tragik dieser Zustände noch viel zu wenig gewürdigt. Durch die Verbindung in ein höheres soziales Milieu hinaufgehoben, entfremdet sich die Tochter oder Schwester schnell der Familie — schon einfach

durch eine Entfremdung der Lebensweise und des Lebensgeschmackes. Es soll nicht zu viel sozialistische Nüchternheit aus diesem Thema gepreßt werden, aber immerhin läßt sich absehen, wie das Zusammenarbeiten der Familie in Wegfall kommt, wie im besonderen die Eltern der Unterstützung der Kinder vielfach verlustig gehen werden, wie ferner gerade durch das Mittelglied der Dienstboten, durch Verheiratung derselben — namentlich wieder mit vom Lande durch den Militärdienst in die Stadt gezogenen Leuten — ein neuer Mittelstand geschaffen wird, der für die Selbstansiedlung schon durch seine vorausgegangene Lebensumgewöhnung entfremdet worden ist — ein Stand, der mit der Kenntnis gepflegterer Lebensweise nur kärgliche Einnahmen verbindet und damit von vornherein für ein Leben voll Unzufriedenheit über Unerfüllbarkeiten voraus bestimmt ist.

Aus demselben Grunde der unmöglich gewordenen Rückkehr zur Familie und Entfremdung von der natürlichen wirtschaftlichen Basis, wird der innere Grund dafür zu finden sein, daß sich die Prostitution so stark aus dem Dienstbotenstand rekrutiert. Jedenfalls ist nicht zu verkennen, daß unsere heutigen wirtschaftlichen Zustände die Solidität der deutschen Arbeiterfamilie stark gefährden.

Bezüglich der amerikanischen Zustände haben wir noch auf eine berichtigende Einschränkung der geschilderten Tendenzen zurückzukommen. Es ist schon angedeutet worden, daß die Arbeiterhauseseigentümergeitendenz in den Riesenstädten namentlich allerdings auf gewisse entgegengerichtete Strömungen stößt. Und zwar ist es der Geist der Arbeiterunionen, der, wenn auch nicht programmatisch, so doch seinem Wesen nach diesem Prozeß entgegenarbeitet. Natürlich zeigt sich das gerade in den Großstädten, weil jener dort zur rigorossten Machtentfaltung gelangt.

Einmal ist dem Arbeiterunionengeist der heimbesitzende Arbeiter zu zahm. Er hat zuviel Sehnsucht, ist ihm zu interessiert seine besondere Arbeitsstelle zu behalten, ist nicht aggressiv genug. An den Organisierten tritt doch immer die Möglichkeit heran in Streikzeiten oder infolge von Streiks für kürzere Zeit oder sogar dauernd den bisherigen Arbeitsort verlassen zu müssen.

Diese Andeutungen werden erkennen lassen, wie der Arbeiterunionismus den Industriearbeiter — auch unbeabsichtigt — zum modernen heimatlosen Industrienomaden umzuwandeln geeignet ist. — Es ist jedoch nicht gesagt, ob in Amerika diese Entwicklung der Union nicht doch noch in andere Bahnen einlenkt.

In Deutschland dagegen liegt die Sache anders, hier wird jene

amerikanische Begleiterscheinung zum politischen Programmpunkt. Die Ansiedlung der Arbeiter kann nicht im Interesse der Sozialdemokratie liegen, und sie ist in der Tat auf den „heimatlosen Gesellen“ — den kosmopolitischen Kommunisten — als Feind des Kapitalismus, selbst in seiner bescheidensten Form, dem „Arbeiterheim“, zugeschnitten. Nirgends klarer als in diesem Punkt zeigt sich die Sozialdemokratie so fremd der natürlichen Wohlfahrt des Arbeiters mit ihren Versprechungen auf ein anderes Reich, das nicht von dieser Welt.

Mitbeteiligung an der Verwaltung von Staat und Stadt, an Ausschüssen und Vertretungen aller Art — kurz politischer Machtanteil — worauf das praktische Streben der Sozialdemokratie geht — sind gewiß alle recht wünschenswert — sofern sie wirklich gewünscht werden, — im Grunde sind es aber doch alles Dinge, die dem Arbeiter, dem Unbemittelten, dem Mann der täglichen Sorgen, lange nicht nahe genug liegen — die schließlich doch nur für ihn exaltierte Interessen sind. Erst Betätigung in der Richtung direkter materieller Eigentumsinteressen kann den Arbeiter zum Bürger machen. Bis dahin bleibt er doch nur der Schlafsteller der Bourgeoisie.

Die Gewinnung des Arbeiters für das Bürgertum ist ja heute die Losung für alle Parteien rechts von der Sozialdemokratie — im besonderen des sogenannten Liberalismus; aber will man ihnen nicht eine grobe Verkennung des eigentlichen vorliegenden Problems für sie zugute halten, so müßte einem dies bürgerliche Liebeswerben — dieses Geschrei nach Aufklärung des Arbeiters — als eine recht frivole Niederträchtigkeit erscheinen. So billig ist der Arbeiter denn doch nicht zu haben. Es handelt sich, wie wir gesehen haben, vielmehr um ein Arrangement der materiellen Interessen von Bourgeoisie und Unbemittelten, um mehr Freiheit für Grundeigentumserwerb und Selbstansiedlung, selbst auf Kosten einiger nicht zu beistreitender Nachteile für das Gesamtbild der Städte.

Für einen Bürger zweiter Klasse, den man über die Hintertreppe und ins Hinterhaus schiebt, dürfte der Arbeiter nicht zu haben sein. Entweder er wird Bürger erster Klasse — oder er bleibt eben Klassenkämpfer, den kein Wust wetteifernder Sozialgesetzgebereien versöhnen wird.

Daß derartige Forderungen von keiner Partei bisher erhoben wurden, tut nichts zur Sache — desto besser sogar. Stille Einsicht und ungezwungener Wandel würden glücklichere Wege zu einer

friedlichen sozialen Ausgleichung der städtischen Bevölkerungsstände sein, und es gilt nur das gegenseitige Interesse daran deutlicher zu erkennen.

Die Frage in welcher Richtung Reformen anzustreben sind, läßt sich nicht ohne genaueste Kenntnis der gegenwärtigen Sachlage in Deutschland, die mir abgeht, behandeln. Nur einige Bemerkungen zu den hervortretenden Tendenzen seien gestattet. —

Da sind es große Arbeitgeber — industrielle Werke — die in anerkennenswerter Weise ihren Angestellten durch den Bau von Arbeiterhäusern Wohnungen zu mäßigen Mietpreisen verschaffen. Aber solche Wohltätigkeitsbestrebungen haben oder sollten nichts mit dem eigentlichen Problem zu tun haben. Es wird aus dem früheren hervorgegangen sein, daß damit nicht das gegeben wird, was auf den Arbeiterstand staatsbürgerlich erzieherisch und wirtschaftlich stärkend wirkt — ja dergleichen mag sogar den Sinn für selbständiges Wirtschaftsstreben des Arbeiters noch weiterhin unterdrücken.

Ganz neuerdings scheint die Wohnungs- und Ansiedlungsfrage in lebhaften Fluß geraten zu sein. Dabei sieht es aus, als ob die Haltung der Sozialdemokratie mit ihrer Forderung der Ueberweisung von fiskalischem Grund und Boden zum Zweck von Wohnungsbauten, das oben über sie gesagte widerlege.

Die Forderung aber bedarf einer recht sorgfältigen Prüfung. Leider erweist sie sich dabei nicht nur als konsequent sozialdemokratisch, sondern auch als eine solche wie sie ganz in den Rahmen der gegenwärtigen Sozialgesetzgebung hineinpaßt.

Als solche kennzeichnet sie so kraß wie nur irgend etwas den fundamentalen Gegensatz zwischen deutschen und amerikanischen Anschauungen — sie bezeichnet recht deutlich das, was der Amerikaner als deutschen Paternalismus weit von sich weist. Ja, man hat diesen Paternalismus einen Radikalismus genannt, so radikal wie ihn Amerika nicht kenne und ich dünkte, nicht mit Unrecht.

Staatspaternalismus ist in einem hochentwickelten Beamtenstaat unerlässlich, die Gefahr liegt aber darin, daß die ganze Volkspolitik danach zugeschnitten wird, daß das ganze Volk als Beamtenvolk behandelt wird.

Und dann wird man eines Tages entdecken, daß sich wieder einmal die Extreme berühren und daß bei Lichte besehen, der perfekte Staatspaternalismus eigentlich schon der Kommunismus ist, den jene wollten.

Die sozialdemokratischen Interessen liegen in diesem Sinne durchaus in der Richtung aller staatspaternalistischen Maßnahmen — naturgemäß also auch in der Verstaatlichung von Arbeiterwohnungen. Die Wünsche der Sozialdemokratie verkleiden sich mit großer Geschicklichkeit in die Tendenzen eines bürokratischen Staates, denn bei ihr ist es ja Programmpunkt, jedermann zum Staatsfunktionär zu machen. So ist es verständlich, daß die Sozialdemokratie in Deutschland immer noch Erfolge hat, und sie hat Recht, wenn sie behauptet, daß die Bürokratie und der Konservatismus ihre Geschäfte besorgen. Daraus geht aber auch hervor, daß die andern Parteien ihr immer noch nicht gewachsen sind, nicht imstande sind, den Zug der modernen Sozialgesetzgebung auf ein anderes Geleise als das des Staatspaternalismus hinüberzudrängen. Diese Schwäche rührt hauptsächlich aus dem blinden Wettstreit der Parteien sich Extra-Verdienste um die soziale Gesetzgebung zu erwerben, sich in die Gunst möglichst vieler immer neu entdeckter Bevölkerungsklassen zu bringen. Eine Flut von Initiativanträgen macht das Reichstagsprotokoll zum Volksbeschwerdebuch. Die „Forderung des Tages“ glaubt man in dem Geschrei des Tages erblicken zu müssen. Und in dem Wunsche sich produktiv zu erweisen, treibt man politische Chirurgie, die direkt auf das Symptom kuriert, die den jammernden Volkskörper bald hier bald da auszuflicken sich bemüht. Dabei gedeihen die weiten Pläne der Sozialdemokratie trotz mangelndem äußeren Ansehen unvermerkt vorzüglich. Immer noch ist es die Sozialdemokratie die drängt, und es ist ihr Weg, auf dem man geht.

Die deutsche Staatsregierung mit ihren unmittelbaren Anhängern, wie die Sozialdemokratie, sind beides zentralisierende Faktoren. In einem lebendigen Mikrokosmos müssen solchen aber dezentralisierende Kräfte die Wage halten, soll ein gedeihliches Leben erhalten bleiben. Da sollte es denn eine Aufgabe der bürgerlichen Parteien sein, in gewissem Sinne dezentralisierende Kräfte auszulösen.

Das ist, was Amerika wieder im Uebermaß tut — oder besser wovon es ausgegangen ist.

Man sollte meinen, daß ein großer Teil der sozialen Aufgaben, die dem Reichstag gestellt werden — zurückzuverweisen wären an die bürgerliche Gesellschaft. Ist das Volk reif für solche soziale Reformen, so sollte sich mancherlei, — was von der Reichsregierung verlangt wird, in den kommunalen Selbstverwaltungen und aus eigenen Kräften privater Verbände erreichen lassen — sofern diesen nur ein entsprechender Spielraum gegeben wird.

So dünkt es uns, als ob die Wohnungsreform durchaus nicht vor das Forum des Reichstags gehört, wenigstens nicht in solcher Direktheit, sondern daß hier die kommunalen Organe benutzt werden sollten, um Wandel zu schaffen. In solcher Weise ließen sich gewiß mancherlei andere Volksprobleme auf eine breitere Basis stellen den Reichstag entlastend und uns vor einer stärkeren Belastung mit Staatspaternalismus bewahrend. Was dazu gesetzgeberisch nötig sein mag, dürfte eher ein Ausbau des Selbstverwaltungswesens sein.

II.

Wenden wir uns im Verfolg unseres ursprünglichen Themas nun der Betrachtung der bemittelteren und arbeitgebenden Klassen in bezug auf ihre hauswirtschaftliche Selbständigkeit zu, so findet sich bei ihnen in Amerika sofort eine dem Unabhängigkeitsstreben der arbeitenden Unbemittelten völlig entsprechende höhere wirtschaftliche Bedürfnislosigkeit persönlicher Diensthilfe, als wir sie in Europa kennen.

Die Nachfrage nach Dienstboten ist geringer. — Der Unwilligkeit andern zu dienen entspricht gewissermaßen eine Unwilligkeit sich bedienen zu lassen. Das ist natürlich nicht so aufzufassen, als ob man aus lauter Prinzipien und Gefühlsdrang in Betätigung einer findigen Robinson-Crusoe-Natur ein Vergnügen darin findet, möglichst alles selbst zu tun. Selbstverständlich ist es überwiegend eine simple Dekonomiefrage, die aber eben infolge dieses hohen persönlichen Unabhängigkeitswillens allererst diskutabel ist.

Was sind denn bei uns zum guten Teil die letzten Gründe, daß wir glauben, nicht ohne Dienstboten leben zu können? — Man kann doch dies nicht tun — kann jenes nicht tun, dies paßt sich nicht, jenes schickt sich nicht, damit macht man sich lächerlich und jenes wieder ist unter einer Würde. Kurz wir diskriminieren stark zwischen schicklicher — oder standesgemäßer — Arbeit und niederer Arbeit. In dieser Hinsicht steht Amerika uns am krasssten als neue Welt — als junge Nation gegenüber. Man hört und liest ja wohl hier und da, namentlich in Biographien großer self-made-Männer, wie diese durch rauhe derbe Arbeit sich ihren Weg gebahnt, wie im Notfall auch der zum Millionär gewordene nicht einen Augenblick zögert, mit dem Arbeiter Schulter an Schulter anzugreifen — aber man sieht darin doch nur individuell Originelles — wie man es ja in diesem Sinne überall in der Welt findet. Man begreift aber doch nicht recht, welche allgemeine Wahrheit in solchen Zügen für

Amerika steckt, daß es sich nicht um Charakteristika einiger Originale — sondern um eine volkstümliche Anschauung handelt. —

Der Amerikaner hat eigentlich für alle seine Tätigkeit nur einen Generalbegriff — **work!** Der Präsident, der manager, der Beamte, der kleine clerk — sie alle „work“. Es macht keinen Unterschied, ob es „hand-“ oder „brainwork“ ist; so lange es honest und useful work ist, macht es den Menschen schlechtweg zum Achtung gebietenden Glied der menschlichen Gesellschaft.

Im Deutschen ist der Begriff Arbeit durchaus nicht allgemein gültig umfassend für alle Art von Berufsarbeiten. „Auf Arbeit“ geht man nur hinauf bis zum lohnarbeitenden Handwerker, in Amerika geht jedermann to work. Hier vergißt man selten eine diskriminierende Bezeichnung des Charakters der betreffenden Berufsarbeit; man versteht gewissermaßen nie zu verstehen zu geben, daß die eigene Arbeit etwas ganz besonderes, etwas ist, was nicht irgend einer tun könnte.

Im Gegensatz dazu findet man in Amerika ein gut Teil von jener Goetheschen Auffassung der Tätigkeit verwirklicht: — es ist ganz gleich, was ich treibe — ob ich Verse mache oder Töpfe drehe. —

Aber man soll nicht meinen, daß man es hier nur mit einer Eigentümlichkeit einer jungen, aufstrebenden, vorzugsweise auf das Praktische gerichteten Nation zu tun habe, die gewissermaßen nur einen noch nicht vollzogenen höheren Grad von Arbeitsteilung als Gewohnheit errungen hat. Etwas dürfte allerdings daran Wahres sein, dennoch wird man dem eigentlichen Geist, der dahinter steckt, bei weitem nicht gerecht und verkennet seine hohe kulturelle Bedeutung.

Bei genauem Zusehen erblickt man in dieser Hochschätzung von jedermanns Arbeit ein hohes sozialetisches Prinzip. Man wird darin ein kräftiges Präventiv gegen Berufs- und Gesellschaftsdünkel erkennen. Für unsern Gegenstand interessanter aber ist, wie sich in solchem Geiste das Familien- und Hausleben darstellt. —

Das Charakteristische liegt in der oft recht weitgehenden Beteiligung aller Familienmitglieder an den Arbeiten des Hauses, von denen der Hausherr durchaus nicht ausgeschlossen ist. Aber es ist eigentlich schon eine Entstellung, über diese Zustände mit der Betonung zu sprechen, die unsere europäische Verwunderung darüber mit sich bringt. Das Wesentliche ist nämlich, daß niemand hier sich dessen gewahr wird, daß er etwas besonderes damit tut. Es

ist so selbstverständlich, daß, wo nicht andere Helfer sind, der Hausherr beim Aufwaschen der Teller hilft, daß er, wo nur angängig, Einkäufe besorgt, daß er Holz und Kohlen zuträgt, und überhaupt alle solche schwierigen Arbeiten zu tun hat — selbst das baby auf die Straße zu bringen, erscheint ihm keine „Zumutung“. Es ist nicht nötig, sich in Schilderungen trivialer Einzelheiten zu ergehen, man stelle sich nur vor, daß für den Amerikaner jene Idee nicht existiert, daß es im Hause Arbeiten gibt, die seiner nicht würdig sind — die Weiberarbeit sind — und es ergibt sich alles das von selbst, was der Amerikaner bereit ist, seiner Lebenskameradin abzunehmen. Daß selbstverständlich der Löwenanteil der Hausarbeit doch der Frau zufällt, ist klar, ebenso, daß es auch hier genug Drückebergerei seitens der Männer und Verwöhnung seitens der Frau gibt. Immerhin entspricht es durchaus dem amerikanischen Volksleben, daß der Mann mithilft. —

Und das Resultat davon? —

Der Mann kennt die Arbeit seiner Frau — und hat Respekt vor ihr —, sogar oft genug allen Respekt; und andererseits ist das Zusammenleben in den kleinen Alltäglichkeiten des Lebens ein engeres, natürlicheres, auf der einen Seite verhindernd, daß der Mann sich in eine besondere — höhere — Atmosphäre hineinzaubert, auf der andern der Hausarbeit, als einer der Frau zugemessenen Aufgabe und Pflicht, eben diese pflichtgemäße Gewichtigkeit beziehend. Die unbefangene Selbstverständlichkeit dieser Art, zusammen zu arbeiten, wird einem bildlich anschaulicher, wenn man sich erinnert, daß die nicht so alten Vorfahren dieser Leute ein rauhes Campleben führten. Und die Kameradschaftlichkeit des Campfeuers ist auch dem späteren Herdfeuer ein wenig treu geblieben.

In deutschen Anschauungen befangen muß es natürlich als eine zu freigebig ausgespinnene Gedankenreihe erscheinen, wollte man sagen, daß diese verschiedene Stellung des Mannes zur Hausarbeit von direktem Einfluß ist auch auf das politische Leben der Nation, wollte man behaupten, daß das übermäßig Doktrinäre und Prinzipielle in der deutschen Politik, proportional der Entfernung des Mannes vom Kochtopf, übertrieben ausgebildet ist. Aber denkt man darüber etwas länger nach, so wird man sich vielleicht doch sagen, daß ein Mann, der dann und wann im Ernst vor dem Waschzuber und dem Kochherd gestanden hat, ein politisches oder wirtschaftliches Volksproblem anders ansehen und anfassen wird, als einer, der nicht gewöhnt ist daran zu denken, daß die unbequemen Nichtigkeiten des

menichlichen Lebens nicht weniger solide Weltfaktoren sind, wie politische, ethische und andere geisteskulturelle Generalideen. Es ist die Schule dieses Familienmikrokosmos, die den Amerikaner dazu erzieht, auch die große Welt mit so viel Selbständigkeit, Unbefangtheit und richtigem Blick anzufassen, wie er es tut. —

Ein paar Worte aus einem Brief Roosevelts über eine Frauenanfrage mögen hier eine Stelle finden:

— After all, the prime duties are elemental, and no amount of cultivation, no amount of business force or sagacity will make the average man a good citizen unless that average man is a good husband and father, and unless he is a successful breadwinner, is tender and considerate with his wife —

Es ist nicht nur typisch für Roosevelt, sondern in weitem Maße für alle im öffentlichen Leben stehenden bedeutenden Amerikaner, daß sie in ihren Rundgebungen einen so breiten Raum geben dem Hinweis auf die elementaren Pflichten der menschlichen Gesellschaft.

Für uns Deutsche ist es ebenso bezeichnend, daß uns diese Lektionen über solche simplen Alltagsweisheiten ein wenig befremden, denn bei uns findet man dergleichen eigentlich herzlich banal. — Ist es wohl auch zum großen Teil. — Trotzdem bezeugt dieser fortgesetzte Appell an die Erfüllung, in erster Linie der elementarsten Menschenpflichten, einen nüchternen gesunden Blick, denn in der Tat, hier liegt die lebendige Angriffsfläche für die tiefgreifendste und weittragendste Volksveredelung.

Wir Deutsche glauben die Lösung gestellter Aufgaben immer im Höchsten und Tiefsten, im Schwersten und Verwickeltesten suchen zu müssen — dafür sind wir einmal ein Scholastenvolk. Wo die Amerikaner in Einzelfällen denken, streben wir Systemen zu. Das zugrunde liegende Ideal der Amerikaner ist, die einzelnen zu vollkommeneren Bürgern auszubilden, — das der Deutschen, ein immer vollkommeneres Staatssystem zu vollenden. Darum wird in Amerika von Fall zu Fall aller individueller Uebergriff bekämpft und das Volkssentiment ständig für dieses Prinzip geschärft, und in Deutschland werden Petitionen an den Reichstag verfaßt, immer detailliertere Gebiete des Volkslebens der gesetzlichen Regelung unterworfen.

Ein Raumann spricht im deutschen Reichstag von Industrieparlamentarismus — höchste Worte, neue Bilder! In Amerika findet man die einschlägige weit dürftigere Gesetzgebung ausreichend, um mit ihr den „square deal“ zwischen Kapital und Arbeit immer mehr zu verwirklichen.

Der Amerikaner nimmt eine mehr praktische, natürliche Stellung zu den Zeitproblemen — der Deutsche eine mehr prinzipielle, systematische —, die ohne weiteres zu einer gewissen Ueberhebung und Unterschätzung der eigentlichen Materie führt.

Der allgemeinste Ausdruck solcher männlichen Ueberhebung über das nüchterne Detail der Wirklichkeit sind die zahllosen deutschen Vereins- und Gesellschaftsbestrebungen für so ziemlich alles unter dem deutschen Geistes- und Wirtschaftshimmel — diese Bestrebungen, die in der großen Mehrzahl in nichts und wieder nichts als feierlichen Resolutionen, Petitionen und anderen Kundgebungen auslaufen. Deutschland steckt geradezu in einer Sintflut von Resolutionen!

Was aber bedeuten sie im Grunde? — Sie ähneln verzweifelt jenem alten weltbekannten Bierbankratsch — nur in etwas modernisierter Form — etwas offizieller — etwas anspruchsvoller — etwas korporierter — wie es sich für ein soziales Jahrhundert gehört. Wie früher aber bleibt es bei der theoretischen Erörterung — den schweren Argumenten — einer außer aller Proportion stehenden Dringlichkeit — und einem Auftrag an die vorgesetzte Behörde — an Reichstag oder Regierung — oder an den lieben Gott für baldige Abstellung der unerhörten Mißstände zu sorgen und den berechtigten Wünschen eines großen Teils der Bevölkerung möglichst bald nachzukommen. Das wirkliche Detail — die Arbeit — das schiebt man jenen andern zu.

Kein Wunder, daß die Selbsthilfe erschlappt — man verpufft seine Energie in Petitionen und wartet; kein Wunder, daß man mit der Sorglosigkeit um das Wie und Was oft genug Unverständiges — Unmögliches, verlangt. Und dennoch fühlt sich der Deutsche in dieser Art von Betätigung für allgemeine Interessen groß und würdig.

Kein Wunder denn auch, daß er zur eigenen Hauswirtschaft ähnlich steht — aber vielleicht auch umgekehrt.

Damit ist aber auch gleich die Stellung der Frau zur Hauswirtschaft gegeben; denn was anders kann das Maß für die Würde der Frauenarbeit geben, als die Achtung, die ihr der Mann zollt. — Und die Hausarbeit gilt drüben heute für inferior. —

Es ist ja natürlich, daß diejenige Beschäftigung, die direkt die Barmittel für den Unterhalt einbringt, ein bevorzugtes Ansehen genießt; viel weiter dürfte man aber kaum gehen dürfen. Denn was ist die Berufstätigkeit letzten Grundes denn auch anders — als ge-

schäftig — tätig sein? Tätigkeit — simple, müde machende Tätigkeit, denn alle Voraussetzungen dazu stecken oder sollten einem doch in Fleisch und Blut stecken, wie der Hausfrau die Kochrezepte. — Daß es einmal schwieriger war als Hausarbeit erlernen, jene berufliche Vorbildung sich anzueignen, ist weniger als Verdienst als als Bevorzugung anzusehen.

In wieviel Fällen hat denn eigentlich der deutsche Mann eine Ahnung was die Arbeit seiner Frau ist — was sie ist im Vergleich zu der seinigen? —

Wenn er sich naiv unschuldig im Wohlgefühl getaner Pflicht einen Feierabend macht, weiß er gar nicht, daß die Arbeit seiner Frau fortgeht — rastlos — endlos? Kennt er den Charakter dieser Arbeit — diese unaufhörliche — nie abreißende — man möchte sagen so aussichtslose Arbeit — ohne definitive Resultate? Ahnt er wieviel Ausdauer, wieviel Unverdroffenheit und Hingebung dazu gehört, tagein tagaus all die tausend kleinen Dinge zu tun, die im nächsten Augenblick schon wieder über und über getan werden müssen — die er alle fast unbemerkt entgegennimmt, die so gar nicht nach Arbeit aussehen? — Ganz abgesehen von dem Maß von Umsicht und Bedacht, das damit verbunden ist. In der That, sieht man genauer zu, wieviel männliche Berufsarbeit kann sich denn mit solcher Hausarbeit vergleichen? — Ehrlich!

Arbeit ist Fleiß, hier wie dort, das ist alles.

Der Amerikaner ist, wie gesagt, darin bescheidener, er hat einen ungetrübteren Blick für Wert und Würde der Arbeit; er empfindet, daß er keinen zu weitgehenden Gebrauch machen darf von den Bequemlichkeiten, die eine Frau naturgemäß ihm zu bereiten geneigt sein wird. Wie er die Berufsarbeit nicht so streng wie wir als Pflichterfüllung auffaßt, so beschränkt sich sein Arbeitspflichtbewußtsein auch nicht nur auf seinen Beruf — in Amerika besteht keine so ausgesprochene Trennung der Sphären — des Berufs- und Privatlebens wie in Deutschland. — Aus diesem Gesichtspunkt wird auch die Frauenbewegung in beiden Ländern in ihrer Verschiedenheit begreiflich, denn sie ist ja unmittelbar von der Stellung des Mannes abhängig.

Auf dem letzten Kongreß des größten amerikanischen Frauenverbandes führte die Vorsitzende Dr. Shaw, Klage darüber, daß die Bewegung in den Vereinigten Staaten an Erfolgen weit zurückbleibe hinter anderen Nationen, ja, daß sie zurückbleibe hinter Ländern wie die Türkei, Armenien und Persien. Nichts ist beredter

als diese Klage. — Amerika hat eben außer ihrem politischen Stern überhaupt keine eigentliche Frauenfrage — denn deren Zuspitzung wird in einem natürlicheren Verhältnis von Mann zu Frau in der Familie vermieden, wie es die größere Kameradschaftlichkeit in der Alltäglichkeit mit sich bringt. — Die zahlreichen Frauenklubs Amerikas sind ganz anderen Zielen und Zwecken gewidmet als unsere deutschen Frauenvereine; sofern sie nicht nur gesellschaftlich sind, beschäftigen sie sich mit positiven Wohlfahrtsarbeiten.

In Deutschland trägt die Frauenbewegung zweifellos einen etwas unangenehmen Charakter. Die forcierte Forderung, daß man die Frau höheren geistigen Interessen zuführen müsse, stempelt naturgemäß die Hausarbeit zu einer inferioren Beschäftigung, und ist geeignet, Unzufriedenheit in die Gemüter der Frauen auszustreuen, woran es denn auch offenbar in Deutschland nicht fehlt! Das heißt denn doch einen ersten Schaden durch einen zweiten Fehler ausgleichen wollen. Die männliche Ueberhebung soll nun durch eine ähnliche Entfremdung der Frau von der natürlichen Lebensbasis wett gemacht werden. — Zu welcher einer Verwirrung der Begriffe bringen es diese Frauenbewegler denn auch mitunter.

Es trifft sich, daß mir gerade ein Bericht über einen der letzten Frauenkongresse drüben vorliegt. Da lese ich in einem sonst so wertvollen warmherzigen Vortrag einer rühmlichst bekannten Vorkämpferin der Frauensache — in der Begründung einer Forderung staatlicher Hauspflegerinnen für Arbeiterwöchnerinnen — auch folgende Argumentation:

„Wie oft verlottere auch während der Wöchnerinnenzeit die Hauswirtschaft, und der Mann würde durch die Unsauberkeit und Unbehaglichkeit in seinem Heim ins Wirtshaus geführt, um für immer dem Alkohol zu verfallen.“

Man sollte es nicht für möglich halten, daß eine Frau eine solche männliche Erbärmlichkeit, wie sie in dieser Schilderung gegeben ist, zu irgend einer Motivierung heranziehen kann — ein solches Verhalten des Mannes damit gewissermaßen als begreiflich hinstellend.

Wo Frauen dergleichen auch nur bei andern für möglich halten können, wo ist da der Glaube an die Lebenskameradschaft von Mann und Frau, nach der man ja so sehr schreit? Läßt ein Kamerad den andern um eine Unannehmlichkeit im Stich?

Schuld aber ist an solcher unnatürlichen Auffassung im Grunde doch der Mann, dessen Würde ihn trotz solchen Gründen auf

immer aller niedrigen Weiberarbeit entrückt. Mit irgend welchen vagen Ideen von altem deutschen Hausherrntum, von sultanischer Behaglichkeit ist allerdings eine wirkliche Kameradschaftlichkeit nicht gut möglich — Lebenskameradschaft ist aber doch die Grundforderung jeden Familienlebens, und nicht ist es wesentlich, daß beide Seiten ein gleiches Quantum Universitätsbildung in Händen haben — damit mögen ihre Seelen immer noch verhungern nach einem Austausch geistig lebendiger Interessen.

Wenn auch der Gebrauch der Ausdrücke Schuld und Unrecht nicht vermieden ist, so kann von ihnen selbstverständlich ja nur im generellen Sinne die Rede sein. Natürlich sind es die Verhältnisse, in denen die Generationen emporwachsen, die dafür allein direkt verantwortlich zu machen wären. Und hier kommen wir wieder an einen Punkt, wo die Dienstbotenfrage einen neuen entscheidenden Ausgangspunkt bietet.

Man beschäftige sich einmal ernsthaft mit der Frage, welchen psychologischen Einfluß die Gegenwart von Dienstboten im Hause auf das Kind haben mag. —

Kann es seiner empfänglichen Seele entgehen, daß da immer jemand im Hause ist, der gewisse Arbeiten — vornehmlich die unangenehmsten — zu tun hat. — Muß es nicht allmählich das unbewußte Gefühl erwerben, daß man gewisse Dinge nicht selbst tut, daß man dazu das Mädchen ruft — selbst wenn man es eben so gut selbst tun könnte? — Man braucht ja nur darauf hinzuweisen und darzutun, welch ein Same hier in das Kinderherz ausgestreut wird — die Kenntnis von würdiger und unwürdiger Beschäftigung, von besseren und geringeren Menschen! Es sind im Kinde nur Geringfügigkeiten, an die sich solche Ideen knüpfen — aber mit dem größerwerdenden Kreis verbinden sie sich auch unmerklich mit allen großen Fragen des Lebens.

Man mag persönliche Dienstboten als Luxus und Komfort ansehen — daß man sich damit aber gleichzeitig eine schwere Gefahr für seine Kinder ins Haus nimmt, ist den wenigsten Eltern wohl klar bewußt. — Der nachteilige Einfluß dieses Elements dürfte an der deutschen Jugend unschwer festzustellen sein, läßt sich aber auch ohne weiteres aus seinen notwendigen psychologischen Wirkungen begreifen.

Es ist klar, daß mit ihm ein gewisser Zwiespalt, eine Quelle inneren Zauderns gegeben ist, die die Gradlinigkeit des handelnden Willens und entscheidenden Urteils durchbricht. Auf der einen Seite

erziehen wir zur Beugung vor Autorität und auf der andern geben wir Gelegenheit zu einer Ueberhebung der eigenen Persönlichkeit.

Damit muß naturgemäß eine gewisse Unsicherheit des persönlichen Verhaltens überhaupt anerzogen werden. Die Bescheidenheit wird in der Schüchternheit das zweifelhafte Gegenbild zu gelegentlich anmaßender Ueberhebung und aggressiver Frechheit, wie sich das so oft in deutschen Tungen verbunden findet. Zu gewohnten Respektpersonen und Bekannten ist man artig genug, gegen Fremde und einfachere Leute rechte Straßenjungenmanieren herauszukehren hindert das aber nicht. Das darüber hinaus bleibende Uebel aber ist eine schiefe ungleiche Auffassung des eigenen Verhältnisses zu Welt und Mitmenschen, je nachdem ein Zuwenig oder Zuviel des persönlichen Selbstbewußtseins, und aus derselben Quelle ein Diskriminieren im Handeln, das nicht nur zur Unlust gewisse Dinge zu tun, sondern zur Trägheit überhaupt führt.

Im letzten Grunde aber ist es immer die schiefe Selbstbewertung, wie sie jenem falschen Maßstabe von besseren und geringeren Menschen entlehnt ist, die in solcher Weise zersetzend wirkt. Zweifellos ist sie auch das Grundübel der gerade für uns Deutsche so merkwürdig schweren Jugendkrisis — sie der Grund für das hohe Maß von Unlust, Ziellosigkeit und übertriebenen Ansprüchen des jungen Deutschen, die es ihm schwerer wie anderen machen, sich in der Welt zurechtzufinden.

Wie anders steht dem der junge Amerikaner gegenüber — nicht als Muster, wohl kaum; aber in der Männlichkeit seines Charakters doch als weit überlegen.

Gewiß, der junge Amerikaner ist ein Prachtexemplar von Unverfrorenheit, Respektlosigkeit und Taktlosigkeit — kurzum — in der Regel ein wenig angenehmer Bursche. Aber der Anschauung amerikanischer Eltern, daß ein Junge ein bißchen „rough“ sein muß muß man in einer Hinsicht recht geben, wenn man nämlich aus diesen struppigen Knubben Männer wachsen sieht, von der Zähigkeit, Energie und Klarheit des Willens, wie er die Amerikaner eben auszeichnet. Ja, diese Eigenschaften sind schon im Kinde merkwürdig deutlich erkennbar. Es verwundert uns, wie amerikanische Kinder sich so gar nicht in ihrem Treiben durch die Gegenwart Erwachsener stören lassen, ja, wie energisch sie gegen alles Eingreifen solcher protestieren. Selbst in dem Auftreten des kleinsten kleinen Mannes ist etwas, das einem zu sagen scheint: „go on, mind your own business“. So sind denn auch die Ungezogenheiten amerikanischer

Kinder weniger aggressiv gegen Erwachsene gerichtet als anderswo. Dazu kommt allerdings, daß man überhaupt in der amerikanischen Jugenderziehung anstelle der Autorität möglichst weitgehend die eigene vernünftige Einsicht zu setzen versucht. Die Resultate damit sind ja durchaus keine allseitig befriedigenden, vielmehr entspringen aus dem Zuweitgehen in dieser Richtung gerade die Hauptschwächen des amerikanischen Charakters, dennoch zeitigt es zweifellos einige brillante Vorzüge gegenüber unserer deutschen Erziehung. — Man kann sagen, daß der junge Amerikaner frühreifer ist in seinem Verhältnis zum praktischen Leben.

Dazu wird er ja nun auch von klein auf erzogen. Kaum, daß er imstande ist, kleine Pflichten zu erfüllen, füllt er seinen Platz wie irgend einer aus, zunächst im Haushalt, sei es, daß er das Stiefelputzen, Ausfegen oder Ausgänge zu besorgen hat; das wird seine Arbeit — darin ist er dann auf sich — und die andern auf ihn angewiesen. Das gibt ihm Gewicht und Stellung. Und so gehts weiter, unmerklich — ohne Aufhebens wächst er wie selbstverständlich in die gemeinsame Arbeit und eine höhere Bedeutung hinein. — Auchweife Ansehenserhöhungen, wie bei uns, erlebt er wohl kaum, er hat auch keine Zeiten der Unverantwortlichkeit — und des Bedientwerdens.

So wächst der Amerikaner in naturgemäßer Weise in ein richtiges Verhältnis zur Welt hinein; seine Person baut sich auf einer einheitlichen Basis auf. Ohne die Anschauung, daß Pflichten Pflichten sind, sondern mit einer Selbstverständlichkeit und Bereitwilligkeit das zu tun, was es zu tun gibt, ausgestattet — erlernt er zwar nicht die Gewissenhaftigkeit der absoluten Pflichterfüllung, erhält sich dafür aber eine große Beweglichkeit und Energie des Handelns, jene Vorurteilslosigkeit der Tätigkeit, wie sie ihn nicht besser für einen Meister der Welt eignen kann.

Beim Besen, mit dem er schon vom Elternhause her bekannt ist, und mit dem Ausfegen von Komtoir und Arbeitsstätte, fängt er dann seine praktische Karriere an, ohne daß ihn das als eine etwas starke Zumutung entrüstete. Na, es ist durchaus der gewöhnliche Anfang aller Karrieren in Amerika; selbst viele „studierte Herren“ müssen erst noch mal durch dieses Fegefeuer des praktischen Berufes hindurch, wenn sie in die Praxis übergehen. Allerdings geht der Amerikaner darin schon zu weit, jetzt er doch darin geradezu einen störrischen „tick“.

Im Vergleich damit erkennt man, (wieviel innere Hemmungen

die deutsche Häuserziehung in dem jungen Deutschen sich bilden läßt — seine Reaktionsfähigkeit in starkem Maße beschränkend. Daß diese deutschen Halbnumien dennoch mit aller ihrer inneren Verkünderung im einzelnen doch nicht schlechter fahren, verdanken sie nur dem Umstand, daß die ganze Gesellschaft es mehr oder weniger mitmacht. Besonders schonend gehen natürlich die staatlichen Beamtenkarrieren mit ihren glatten ausgeleierten Geleisen mit solchen um. Es ist aber klar, daß dieses Uebel immer da ein ernstes wird, wo ein solcher in ein wirkliches Menschenleben, in ein wirkliches Schicksal hinausgerissen wird — wo es dann, wenn überhaupt, nicht ohne schmerzliche Kniebeugen und peinliches Rückenbücken abgeht. Vor allem aber, über die Wohlfahrt einzelner hinaus, muß eine ganze solche Nation gegenüber einer von amerikanischem Charakter bei einem engeren Wettkampf ganz ungeheuer in Nachteil geraten — und das steht uns noch bevor. —

Welche Bedeutung ein unter den Bedingungen des Dienstbotenwesens stehendes Familienleben im weiteren auch auf das Gesellschafts- und Volksleben innerhalb der Nation haben muß, läßt sich leicht übersehen. Ist der Dienstbote schon das Anschauungsbild und Demonstrationsobjekt des Klassegeistes für das Kind, so hat dieses als solches doch auch starken Einfluß auf das Zusammenleben nächster Bekannter und vor allem Verwandter.

Die Kritik über Nachbars Kochtopf ist ja wohl allen Völkern dieser Erde gemein — ob sie aber sonst solche Schroffheit angenommen hat wie in Deutschland, ist doch fraglich. Nicht, daß es dazu der Dienstboten als Zwischenträger bedürfte — wohl aber sind die Dienstboten insofern wieder Schuld daran, als sich an ihnen die persönliche Herrschsucht — die persönliche Anmaßung, die Unduldjamkeit andern gegenüber groß zieht; die Gewohnheit sich ausbildet, andern seine eigene Lebensanschauung, seine eigenen Begriffe von Gehörigkeit, Recht, Sitte usw. anzumessen, ja aufzuzwingen.

Es ist nicht alles Tugendstrenge, es ist nicht alles Charakter, was sich da in Deutschland zu Gericht setzt über den lieben Mitmenschen. Es ist vielmehr Uebermut und Unwilligkeit andere Gesinnungen und Lebensbedingungen gelten zu lassen. Und zwar ist nicht nur deutsche Klassefeindseligkeit die alleinige Folgeerscheinung wenn auch die äußerlich prägnanteste — sondern eine weitgehende Unduldjamkeit Aller gegen Alle — die im Grunde nichts als eine Engheit der Lebensauffassung ist. Anstatt zu versuchen, sich in die

Bedingungen seiner Mitmenschen hineinzuversetzen, unterwirft man sie dem eigenen Maßstab unbarmherzig.

Daß Mensch dem Menschen gerecht werde ist ja nicht möglich — da wird ein weites Maß von Duldung eben zur Forderung — und deren praktische Grundlage sind nicht alle möglichen schönen ethischen Ideen — sondern Achtung vor jedermanns persönlicher Selbstbestimmung und Eigenart, Anerkennung fremder Lebenskreise, fremder Milieus, anderer Bedingungen der Handlungsweise — kurzum, mehr guter Wille und weniger selbstgefällige und selbstgerechte Anmaßung gegen andere.

„Wichtiger als irgend sonst etwas ist die weiteste Sympathie des Menschen für Menschen.“ (Roosevelt.)

Nun wäre es ein fruchtloses Unternehmen, wüßte man nichts als auf einige Unzulänglichkeiten der Lebensanschauung — wie sie uns in diesem Vergleich deutschen und amerikanischen Hauslebens entgegnetreten sind — hinzuweisen. Durch bloße ethische Resolutionen ändern sich keine Lebensgewohnheiten eines Volkes. Das also wäre ein törichtes Ansinnen. Mit der Achtung vor dem organischen Charakter jedes Volkswesens wissen wir aber auch, daß auch dieses mit tausend unscheinbaren Fasern im Mutterboden des alltäglichen Lebens vernebelt ist; und wissen, daß gerade in dieser Sphäre des Unscheinbarsten die Geheimnisse alles Wachstums und Wandels in unmerklichen Wechselwirkungen zwischen Erdreich und Peripherie des Organismus vor sich gehen. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn wir auf der Suche nach den handgreiflichen Bedingungen für die Besonderheiten eines bestimmten Volksorganismus auf mancherlei Unscheinbarkeiten, Trivialitäten zurückkommen, die uns aber nicht nur als Erklärung der besonderen Erscheinung, sondern auch als Handhabe für deren Abwandlung gelten dürfen. — Wie schon angedeutet, gibt es zum Verständnis der Möglichkeit eines so selbständigen Hauswesens wie des amerikanischen noch gewisse materielle Bedingungen, außer der so vorurteilslosen Arbeitswilligkeit und Kameradschaftlichkeit der Familienmitglieder.

Halten wir erst einmal eine flüchtige Umschau im amerikanischen Hause um das zunächst Auffällige herauszugreifen.

Dabei liegen die Dinge ein wenig verschieden für die typische Stadtwohnung, die „flat“-Wohnung und für das eigentliche „home“, das Familienhaus. Es ist verständlich, daß in der ersteren die Tendenz, ein Kompendium an Komfort und Nützlichkeit zu schaffen weit stärker zur Entfaltung gekommen ist, als bei diesem. Bei jener

sind dann die Räume erheblich kleiner wie bei uns beliebt, oder besser für nötig gehalten.

Im Familienhaus finden wir sowohl eine größere Anzahl wie auch stattlichere Räume.

In beiden Typen von Wohnungen — abgesehen von luxuriösen Häusern — fällt uns die Abwesenheit jener in jedem Sinne gewichtigen und ehrfurchtgebietenden Einrichtungsstücke auf, die so charakteristisch sind für unser deutsches Heim — das massive Büffet, die schweren Sophas und andere Bestandteile, die die sogenannte „kalte Pracht“ ausmachen; die soliden, schwer zu rückenden Betten mit ihren voluminösen Federbetten, und die gewaltigen Kleider- und Wäscheschränke.

Was uns als Wesentliches der amerikanischen Einrichtung übrig zu bleiben scheint, sind überall große Teppiche oder andere Fußbodenbeläge, vielleicht eine „couch“ mit einem halben Duzend bunter Kissen, ein leichtes Gläserchränken, ein Bücherständer, neben einem massiven Tisch, hier und da ein leichteres Tischchen, vor allem aber Stühle, Stühle — Stühle — jeden Stils und jeder Form — ein paar „sideboards“, vielleicht ein Kamin mit Sims und die üblichen Wanddekorationen, das ist alles. Im Schlafzimmer ist der „dresser“ — eine Spiegeltokmode — diese allerdings meist mit einem ganzen Arsenal von Werkzeugen der Schönheitspflege beladen — ziemlich das einzige Möbel neben den breiten aber leicht gebauten Messing- oder Eisenbettgestellen, die mit ein paar leichten „blankets“ und einer gefälligen Decke über der Matratze einen für uns fast schlanken Eindruck machen. — Da bleibt viel freier Raum und freie Luft.

An diesen flüchtigen Ueberblick knüpfen sich nun natürlich einige wichtige Fragen. — Wie steht es mit dem Reinhalten solcher Wohnungen? — Mit den ökonomischen kleinen flat = Räumen ist das ja an und für sich schon geringere Arbeit. Dafür sind die Familienhäuser allerdings wieder wohl geräumiger noch wie unsere deutschen Wohnungen. Viel wichtiger aber ist es doch wohl, daß es hier überall keine schweren Möbel zu rücken gibt — kein Waschtisch im Schlafzimmer — und anderes. — Besen und Aufwischer fahren leichter umher.

Dazu, vor allem, rutscht man nicht stundenlang auf den Knien umher, mit Wischtuch, Bohnerlappen und Staubtuch. Da ist Amerika denn doch zu sehr das Land der „labor and time saving devices“. — Teppich- und Fußbodenreinigungsapparate mit bequemer langer

Handhabe tun leichtrollend die Arbeit schnell und gut, selbst das deutsche Aufwisch Tuch hat hier einen langen Besenstiel, und selbst zum Auswinden desselben in den Eimer ist der Amerikaner zu bequem, da hat er sich einen Eimer mit einem Paar Gummiquetschrollen erfunden, durch die man den Aufwischer durchzieht. Sogar das große Reinemachen hat in Amerika keine solchen Schrecken. Da gibt man Teppiche in die Reinigungsanstalt, wenn sich nicht gerade ein wandernder Teppichklopfer einstellt, läßt sich die Fenster eventuell von professionellen Fensterputzern reinigen, und wenn man ein bißchen wohlhabender ist, läßt man sich seine ganze Wohnung nach dem vacuum-cleaning-System in ein paar Stunden aufs denkbar gründlichste auspumpen.

Das tägliche Staubwischen allerdings bleibt immer noch ein Problem der Handarbeit — dem freilich in amerikanischen Häusern gelegentlich auch ein bißchen zu weit aus dem Wege gegangen wird — andererseits gibt es gewiß weniger Staub in amerikanischen Wohnungen, was einerseits mit der simplen Einrichtung zusammenhängt, und andererseits für jene residence-Distrikte gilt, wo die Häuser weitläufiger stehen, meist von Rasen und Bäumen umgeben sind, d. h. in Amerika hat ein weit größerer Teil der Städte Villen- vorortcharakter. Daß das Badezimmer zugleich immer Toiletten- und Waschraum ist, bedeutet selbstverständlich auch eine Erleichterung des Reinhaltens der Wohnung.

Ein weiterer kleiner Posten dürfte das Lampenputzen sein. Das ist ja nun in amerikanischen Städten wohl so ziemlich schon ausgestorben. Gas oder Elektrizität sind überall heimisch. Aber auch der „farmer“ — der Landbewohner ist fortschrittlich, und gerade in dieser Tatsache, daß aller Fortschritt in Amerika auch weiter durch die Massen dringt, unterscheidet es sich von deutschen Zuständen. Mögen in deutschen Großstädten hier und da die Dinge besser liegen als nach diesen Auslassungen zugegeben, so sind doch deutsche Kleinstädte und gar das flache Land noch weit von solch einer Stufe entfernt. Anders in Amerika. Da sieht man selbst Dörfer ihre elektrische Anlage — wie primitiv auch immer — haben; ja, da hängt sogar über einer elenden Landstraßenpfütze eine richtige Bogenlampe, allerdings von einer recht ländlichen Aufhängevorrichtung. Ferner fällt es einem auf, daß bei den meisten Farm-Häusern, kleinen Gehöften usw., fast immer Windmotore mit einem erhöhten Bassin stehen — der Bauer hat eben seine eigene Wasserleitung im Hause! —

Doch kehren wir zur städtischen Wohnung zurück. Eine zweite Frage: wie kommt man denn ohne jene geräumigen Schränke für Kleider, Wäsche und Geschirr aus? — Dafür hat man nun einmal von vornherein eingebaute Gelasse, sogenannte closets, die mit praktischen Aufhängevorrichtungen versehen werden, auch manchmal ähnlich eingebaute Schränke mit Schubfächern — andererseits aber hat man einfach gar nicht soviel Wäsche und Kleider. Das scheint uns zunächst ein wunderlicher Ausweg. Dahinter steckt aber etwas grundlegend Wichtiges — eine bedeutungsvolle Verschiedenheit der Wirtschaftsmethode.

Der uralte Stolz deutscher Hausfrauen sind heute noch die in der Glocke besungenen Schreine gefüllt mit glänzendem Linnen. Noch heute ist der Bürgerstolz, eine komplette Aussteuer zu haben, in der es wenigstens immer gleich nach Dukenden zählt. — Das fordert Schränke und Raum für diese.

Bei uns ist man wenigstens so versehen, daß man höchstens alle 4 Wochen zu waschen braucht, woran sich dann jedesmal eine Woche Ausbesserungs- und Einordnungsarbeit knüpft. — Das wird allerdings eine stattliche Arbeit.

Da leben die Amerikanerinnen denn doch ein wenig leichtfüßiger in den Tag hinein, beinahe wie die Studenten; zwar steht auf der Waschlifte nicht nur das Hemd und der Kragen; dennoch habe ich sichere Kunde, daß im allgemeinen die Amerikanerin über das 2 Stück-System selten hinausgeht: oft genug am Abend wäscht und bügelt, was sie am nächsten Tage wieder in Gebrauch nimmt. Das geht, solange es eben geht — d. h. ohne allzuviel Mühe mit Ausbesserung — dann wirft man das Stück eben weg und kauft etwas Neues. Gerade immer genug, um sich instand zu halten.

Diese Methode ist dabei entschieden gar nicht so übel und ist vielleicht auch gar nicht so verschwenderisch, wie es sich anhört — vor allem aber spart sie Zeit, und gibt überdies der Amerikanerin häufiger Gelegenheit zu dem so beliebten „shopping“. — Einmal bei der Wäsche sei auch dieses große Kapitel erledigt. —

Aber nicht nur die großen Schränke und die Arbeit mit ihnen ist gespart, sondern auch Wohnungsraum und Wohnungsmiete, wenn es darauf ankommt.

Nun das Waschen selbst. Auch dem großen Wäschetag hat man seine Schrecken genommen, wenn man ihn nicht ganz abgeschafft hat; denn in Amerika gibt es überall eine Unzahl von Maschinen- und Handwäschereien, die verraten, daß die Amerikanerin

vorzieht, das meiste aus dem Hause zu geben, namentlich die „großen Stücke“. Allerdings hat es auch sein Bedenkliches, diesen Anstalten alles und jedes anzuvertrauen — so mancherlei ist da bald kurz und klein gewaschen.

Da besorgt die Amerikanerin doch wenigstens einen Teil ihrer Wäsche im Hause; aber dann ist dafür auch aufs Beste Vorsorge getroffen, besonders in den Flat-Häusern. Meist gibt es besondere Waschküchen im Erdgeschoß mit steinernen Waschbassins für jede Familie, natürlich heißer und kalter Wasserzufluß und direkter Ab-
lauf. Ein Washerd zum Kochen der Wäsche, oft ein Dampftrocken-
schrank, dazu Wäschehängevorrichtung von praktischer Konstruktion — Drehgestelle, über Rollen laufende Leinen ohne Ende usw. —, wie sich denn überall kleine ingenüose, wenn auch oft geringfügige Hilfsmittel der amerikanischen Hausfrau darbieten, die aber doch alle dazu beitragen, ihr das Wirtschaften zu erleichtern.

In anderen Häusern finden sich solche Waschküchen, gewöhnlich zweigeteilt und mit Deckeln versehen, gleich in der Küche. Zahlreiche Waschpulver und schnellwaschende Seifen gibt es zu Hunderten im Markt.

Ueber alledem ist es aber doch noch merkwürdig, wie schnell man in Amerika seine Wäsche blendend weiß wäscht. Da ist auch wieder ein kleines Geheimnis dahinter. In Amerika trägt man in der Regel viel leichtere Stoffe, besonders in Leinenwäsche, als bei uns. Die gewaltig kräftigen deutschen Wäschestücke erregen hier nicht nur Erstaunen, sondern auch jedesmal komischen Schrecken. — Mein Gott, wie lange das dauern muß, bis das aufgetragen ist; wie lange man das wohl auszubessern haben wird — allen Respekt vor dieser Unzerreißbarkeit, aber — — Wäsche und Stoffe sind in Amerika auch nicht so teuer, wenigstens nicht die gewöhnlichen Sorten. So ist es denn die Frage, ob in dieser Methode wirklich eine so große Verschwendung steckt, besonders wenn man diesen Posten im Gesamtetat feststellt.

Werfen wir nun einen Blick in Küche und Kellerräume. — Der Herd ist meistens ein Washerd oder Dauerbrandkohlenherd, an den gewöhnlich ein Möhrenkessel für schnelle oder ständige Heißwasserbereitung angeschlossen ist, sofern dies nicht von der Zentralheizung des Hauses geliefert wird.

Ueber dem breiten Ausguß und Aufwaschbecken befinden sich Heiß- und Kaltwasserhähne. Zeller- und Gläserchränke sind von vornherein eingebaut, ebenso einige „sideboards“. In besseren

Wohnungen ist für alles dieses ein besonderer Raum, das „lavo-
tory“ vorgesehen. Die Bequemlichkeit, die das ständige zur Hand
haben von heißem Wasser gerade für das Aufwaschen bietet, ist
außerordentlich. Trotzdem gilt das „dish-washing“ als so ziemlich
die unangenehmste Hausarbeit, warum sich denn liebenswürdige
Gäste auch oftmals nach beendetem Mahl der bedauernswerten Haus-
frau für diesen Zweck zur Hilfe anbieten.

Gleichfalls zur Ausrüstung der Küche, namentlich in flat-Woh-
nungen, gehört meist ein eingebauter Eisschrank, und bei mehr-
stöckigen Häusern ein kleiner Warenelevator — dumb-waiter
genannt.

Natürlich befinden sich auch unter den Küchengeräten mancherlei
praktische Hilfsutensilien, die alle das Bestreben verraten, der Haus-
frau die Arbeit zu erleichtern und vielfach auch das Produkt findiger
Hausfrauen sind.

Aber dies Bestreben, die Hauswirtschaft zu erleichtern, kommt
überhaupt in der ganzen Wirtschaftsmethode der Amerikanerin zum
Ausdruck. Schon das Einkaufen hat seine Erleichterungen für sie,
und mit den Klagen über das lange Ausbleiben der Mädchen und
deren Vergeßlichkeit, hat sie wenig zu tun.

Da ist zunächst das Telephon in weiten Kreisen der Bevölke-
rung bereits ein Hauszubehör geworden, oder ist doch immer in der
Nähe irgendwo leicht zu erreichen. Andererseits machen Hausfrau
oder Hausherr ihre Bestellungen persönlich und bekommen ihre
Sachen ins Haus geliefert; sämtliche Geschäfte sind als ganz selbst-
verständlich darauf eingerichtet. — In Residenz-Distrikten, wo die
Entfernungen meist größer sind, macht der „grocer“- (Kolonial-
warenhändler-)boy die Runde des Morgens und holt die Ordres
für den Tag ein.

Ganz besonders entgegenkommend sind die Fleischergeschäfte, die
das Fleisch in jeder Art und Weise vorbereiten, ohne daß darin eine
Extrabelastung erblickt wird, — wie Fleisch mahlen und hacken,
Kouladen zusammenstecken, Geflügel ausnehmen usw.

Vielerlei Arten Nahrungsmittel, „ready to eat“, sind im Markt,
besonders alle Arten von breakfast-food, — cereals, — Saucen,
Suppen und Fleischpräparate. — Charakteristisch für amerikanische
Kochbücher sind die zahlreichen Gerichte, die in 5 Minuten herzu-
stellen sind, dafür leider aber vielfach in Stunden nicht zu verdauen.
Ueberhaupt, langes Kochen ist verpönt. Das deutsche Schmoren
und Braten kennt man kaum, dafür sind immer zahlreiche frying-

pans in der Küche für all das, was rasch über dem Feuer in der Pfanne geröstet wird — namentlich natürlich das angelsächsische steak. — Der Vorsicht halber sei bemerkt, daß damit durchaus kein Idealverfahren geschildert wird — all dies ist zunächst nur wertvoll, um die Tendenz zu veranschaulichen, die Hausfrau zu schonen. Vielmehr ist es zweifellos, daß gerade in dieser Hinsicht die Emanzipation von der Küche zu weit geht und sogar bedenklich ist — sie ist geradezu ein wunder Punkt in der amerikanischen Volksernährung — und gewiß zum großen Teil schuld daran, daß Amerika das Land der Dispepsia und der Patent-medicine-Schlucker ist. —

Daß ein gut Teil der Schuld daran auch den käuflichen Nahrungspräparaten zuzumessen ist, weiß man. Auch Deutschland hat ja seine Suppen- und Puddingpräparate — aber in Qualitäten sind sie den amerikanischen ganz erheblich überlegen, also in der Tat wirkliche Hilfsmittel für den Haushalt, ein Beweis, daß in dieser Hinsicht ohne Gefahr doch noch mehr zu tun möglich ist. —

Das System der Zentralheizung, dem sich in größeren Stadthäusern dann auch die Einrichtung eines Hauswarts (janitor), der für die Reinigung der Treppen und Beseitigung der Küchenabfälle zu sorgen hat, anschließt, ist ja auch bei uns oft Gegenstand der Erörterung gewesen. Die mannigfachen Vorteile einer solchen dürften daher wohl anerkannt sein. Aber auch selbst mit Einschluß eines Hauswarts stellt sich die Zentraldampfheizung nicht teurer, als die Einzelofenheizung. — Jedoch ist auch dieses einzelne Problem so sehr mit der ganzen Wirtschafts- und Lebensweise vernebelt, daß eine viel weitgehendere Reform vor sich gehen muß, bis auch die Zentralheizung allgemeiner als akzeptabel erscheinen kann. Der nächste Weg zu solcher Reform dürfte eine Beeinflussung des Stadt- und Hausbaus unter solchen Gesichtspunkten sein, wie sie amerikanische Zustände zum mindesten andeuten.

Als das wesentlichste Moment darin wird man unschwer das Bestreben erkennen, soweit als möglich allgemein notwendige Wohnungseinrichtungen aus dem Familienmobiliar in den Hausbau selbst zu übernehmen — wie Badeeinrichtung, Waschtisch, Wandbretter, Schränke, Kleiderkammern, Eisschrank, Heizung, Beleuchtung, Heißwasser-versorgung und allgemeine Hauswarte.

Die Uebernahme solcher Posten in Hausbau und allgemeine Hauseinrichtung muß rechnerisch entschieden mit Vorteil geschehen können, da die Anlage im ganzen sich einmal billiger stellt, anderseits sich dabei oft genug die Möglichkeit bietet, an Raum zu sparen

Die Anlagelkosten werden dabei zu einem einfachen geringen Mehrbetrag der Baukosten und erscheinen in der Wohnungsmiete nur als Kapitals- und Abnutzungszinsbetrag. Selbst wenn die Miete sich damit um etwa 10 % höher stellen sollte, so sieht die eigentliche Bilanz doch anders aus, wenn man die wirtschaftlichen Konsequenzen aus dem Gebotenen zieht — unter denen zu oberst die erst dann realisierbare Möglichkeit steht — ohne Dienstboten wirtschaften zu können.

Diese Gegenseite der Rechnung sollte überhaupt noch vielmehr durchdacht werden. Man überlege sich z. B. einmal, was einer Familie an eigener Kapitalsanlage dadurch erspart wird. In der Tat, was braucht ein sich verheiratendes Paar in einer so eingerichteten Wohnung an sogenannter „Einrichtung“ in Amerika? — Welch ein gewaltiger Unterschied zu unsern deutschen Zuständen mit ihrer Grundforderung einer „anständigen Einrichtung.“ Nicht stark genug kann das wohlthuend Heilsame in der amerikanischen Bauweise hervorgehoben werden, das darin liegt, daß sie es gerade jungen Familien — mit zunächst meist geringen Einnahmen und noch nicht gesicherten Lebensaussichten gestattet — sich wirklich einzurichten — und so vermeidend, daß sie von vornherein durch Aufhaltung von Abzahlungen ihr erstes Glück durch finanzielle Sorgen trüben. Es läßt ihnen Zeit allmählich mit besser Bescheid wissendem Geschmack und besser ihre wirklichen Bedürfnisse kennender Einsicht sich das zu erwerben, was über die erste Anspruchslosigkeit hinausgeht. Aus demselben natürlichen Instinkt haben die Angelsachsen auch ihr boarding-house-Wesen entwickelt.

Allerdings steht aller solcher Vernunft in Deutschland in erster Linie das alte tiefsitzende Muß aus Standes- und Gesellschaftsrücksicht entgegen, das sich nicht wegdiskutieren läßt.

Daß wir Deutschen unser Hausleben nicht nach solch praktischen Gesichtspunkten entwickelt haben wie die Amerikaner, liegt aber nicht etwa daran, daß die Amerikaner uns überhaupt praktisch überlegen wären, sondern im letzten Grunde wieder im deutschen Dienstbotenwesen. Die Dienstboten sind doch wohl zweifellos als retardierendes Moment in solcher Hinsicht anzusehen. Es ist doch klar, daß da, wo Hausfrau, Hausherr und Kinder selbst zugreifen, der Erfindungsgeist weit stärker angeregt wird, Arbeiten sich zu erleichtern, Zeit zu ersparen. Ueber die Arbeiten der Dienstboten zerbricht man sich ja nicht viel den Kopf, sie sind ja für die unangenehmen Sachen da. Erst Not am eigenen Leibe macht den Menschen erfinderisch,

und darum sind wir Deutschen vielfach gar so rückständig in alten Hausarbeitsmethoden, die recht betrachtet, schon fast ein Unikum im Zeitalter der Technik darstellen. — Wie wichtig aber dieses Gebiet im Grunde ist, davon hoffe ich im Vorstehenden einen Begriff gegeben zu haben. Liegt doch in ihm die Möglichkeit der Emanzipation der Frau von dem Unaufhörlichen der mechanischen Tagesarbeit, von der der Mann sich schon lange durch Gesetze frei gemacht hat. Hier liegt auch die Möglichkeit des Freiwerdens der Frau für geistige Interessen, Sport und etwaige berufliche Nebentätigkeit — hier die Möglichkeit der Emanzipation von persönlichen Dienstboten — hier die Möglichkeit, daß der Mann, auch ohne große Zumutungen, gelegentlich der Frau in der Wirtschaftsarbeit Hilfe leistet — hier die weitere Möglichkeit des Ausgleichs männlicher und weiblicher Interessensphären usw.

Welche Reformen gerade mit deutschen Verhältnissen vorgenommen werden müssen und können, ist auch auf diesem Gebiet nicht so einfach zu sagen. Zustände eines Volkslebens lassen sich nicht ohne weiteres in ein anderes übertragen, noch wäre dies jemals durchweg wünschenswert.

Nur anregen kann man auch hier eine Entwicklung, die aus sich selbst herauswachsend, ihre ihr selbst angemessenen Formen entwickeln muß. Eine Reform des Wohnhausbaues scheint dazu in erster Linie ein geeigneter Angriffspunkt. Hier und in mancherlei andern Richtungen entfalten sich Aufgaben, deren Lösung Resultate erzeugen muß, die den höchsten Ehrgeiz befriedigen können — denn unschwer wird man in der gegebenen vergleichenden Schilderung erkannt haben, wie weitreichende, tiefgehende, Volkscharakter und Völkerschicksal bestimmende Wirkungen aus diesem nüchternen Untergrund alltäglicher Kleinigkeiten organisch lebendig emporwachsen. Aufgaben, an denen zu arbeiten deutschen Frauenvereinen zu allererst gelegen sein müßte, voll von Möglichkeiten, wie sie nicht größer den Volksvertretern in Parlamenten gegeben sind.

Emerson*).

Von

Friedrich Gundelfinger.

Emerson bewegt sich mit fröhlicher Sicherheit auf den Grenzgebieten, wo Kraft oder Masse der Natur sich zu Bewußtsein läutert. Seine Sittenlehre ist der Versuch, unsre geschichtlichen Forderungen und Ideale in Einklang zu bringen mit den Urtrieben des geheimnisvollen Universums, seine Religion ist eine heitere Vergeistigung der selig dumpfen Natur. All das ist nicht als System, kaum als Lehre zu verstehen, sondern als die Grundstimmung seines Schauens, als der Duft seiner geistigen Gewächse. Man täte ihm und sich Unrecht, wollte man feste Formen von ihm fordern, worin er sein schwebendes Weltgefühl faßt. Keine neuen Gedanken hat er gebracht, sondern ein neues Temperament, in dem viele Elemente früherer Philosophien, besonders des platonischen und des deutschen Idealismus sich mischen, wohlverstanden als Elemente, nicht als Systeme, als Stoff, nicht als Gestalt. Dies Temperament gehört durchaus in den Uebergang von unserm deutschen philosophischen Zeitalter zu einem uns unbekanntem, dessen Gärungen wir noch mit erleben, das vielleicht erst in einem Menschenalter sich wieder greifbare Ausdrucksformen, Begriffe, Systeme, Gestalten wird geschaffen haben. Aber jetzt darf uns schon die bloße Bewegtheit, das Temperament als solches anmuten. In dem ganzen Chaos dieser Uebergangszeit hat Emerson allein — außer den Epigonen und dünnen Hütern der klassischen Traditionen — jene goethische Heiterkeit, die uns nach allen Krämpfen und Verworrenheiten ein neues Gleichgewicht in der

*) R. W. Emerson. Natur und Geist, übertragen von Wilhelm Meißner, Eugen Diederichs, Jena 1907.
Emerson, sein Charakter aus seinen Werken, von Dr. Egon Fridell. (Aus der Gedankenwelt großer Geister. Bd. 3.) Brosch. 2,50 M., geb. 3 M. Stuttgart, Robert Lutz. (Die Med.)

Zukunft verbürgt. Denn Emerson ist Vorläufer, nicht Nachzügler, so wenig er eine Erfüllung ist. Und wenn auch das wenigste bei ihm schon Gestalt hat, so verbirgt doch sein Gewölk keine Leere. . .

Nichts erzählt er lieber, als wie die Natur sich die Mittel erschafft, um zu Bewußtsein oder Bewegung zu kommen, ja der Mensch selber ist ihm nur wert als ein Compendium der Kräfte, die draußen unfafßbar sind, in der Seele aber geordnet. Der bestimmende Eindruck seines Lebens müssen die großen noch ungebändigten Landschaften seines Erdteils gewesen sein und dahinein gestellt rüstige Menschlein mit ihren Versuchen, das Unermeßliche sich anzugleichen und es zu nutzen. Auch die Gesellschaft sieht er immer in dem Zusammenhang mit dem Element, dem sie sich entrunnen hat.

Emerson hat sich eine willkürliche (freilich nicht genau eingehaltene) Stufenfolge der Natur aufgestellt, nach den Graden der Entsinnlichung des Stoffs. „Wer die letzten Absichten der Welt betrachtet, wird eine große Anzahl Bedürfnisse unterscheiden, die innerhalb der Ordnung des Ganzen als Teile bestehen. Man kann sie unter folgende Gesichtspunkte bringen: Anpassung, Schönheit, Sprache und Erziehung.“ Das sind die Uberschriften von vier rhapsodischen Betrachtungen. „Anpassung“ ist die Gesamtformel für alle Beziehungen, welche die Natur als bloßer Stoff zu den Sinnen hat. Die Natur ist dem Menschen dienstbar als Stoff. Es ist die Rede von dem notdürftigen äußeren Verhältnis zwischen Natur und Geist, in dem aber doch schon alle zarteren Verhältnisse vorgebildet sind, und Emerson hält sich nie in den Schranken, die er sich durch seine Formulierungen zieht, sondern spielt mit den weitesten Möglichkeiten jedes Begriffs. Daher scheinen seine Essays sich zu wiederholen, während sie nur ineinander überfließen. . . Von der „Anpassung“ steigt er zur „Schönheit“ unmerklich auf: Aus der Beziehung zwischen Natur und Geist wird eine heimliche Entsprechung, eine Wechselwirkung. In der „Sprache“ schafft sich die Natur selbst zu Geist um, indem sie sich ein geistiges Organ bildet. Die Natur wird „Mittlerin und Gegenstand des Denkens“. „Worte sind Zeichen für natürliche Erscheinungen. Gewisse Erscheinungen in der Natur sind Symbole gewisser geistiger Entsprechungen. Die Natur ist das Symbol der Seele“. Erst die Sprache offenbart, daß und wie die Natur Symbol der Seele ist und die Seele das Symbol der Natur. Der nächste Grad der Vergeistigung ist es, wenn die Natur jenes Organ benutzt: die Natur als „praktische Wissenschaft vom Begreifen geistiger Wahrheiten“ mit andern Worten: die Natur als ange-

wandter Geist: als Moral, Religion, Erkenntnis. Emerson nennt diesen Prozeß „Erziehung“.

Da nun der Geist selbst von der Natur stammt und in seinen verschiedenen Stufen nur Aggregatzustände der Natur darstellt, so wiederholen sich innerhalb der geistgewordenen Natur alle Triebe und Steigerungen, Kreise und Ausgleichungen abermals, die sie vom Stoff zu Geist verwandelt haben. Die Grundkräfte des Geistes werden weiter raffiniert, zartere Organe aus den Organen herausgebildet und seine Reiche weiter parzelliert. Derselbe Prozeß, der die Natur zur Entstofflichung führt, führt den Geist zur Entwirklichung: „Idealismus“. Das All löst sich auf in ein Geweb geistig sittlicher Beziehungen; das Bedingte wird unbedingt gemacht, indem es sich entkörperert. Die nächsten Essays handeln nicht mehr von dem Wesen der Materie oder der Seele, sondern von einigen jener Beziehungen, von dem Woher („Geist“) und dem Wohin („Ausblicke“), von Ursprung und Zweck, von Gott und vom Menschen. Denn das sind beides nur sinnbildliche Antworten auf jene großen Fragen. Gott — das ist nur der kürzeste und sinnhaltigste Ausdruck für die Gedanken über Entstehen, Schöpfung, Grund, Ursache, der Schnittpunkt unendlich vieler Radien. Der Mensch gibt einen symbolischen Mittelpunkt ab für die moralischen und intellektuellen Richtungen, Zwecke und Erscheinungen der Natur. Gott ist ihm kein Urgrund, der Mensch kein Endzweck; beides sind Formeln, ihm unentbehrlich in der Weltmathematik, Ruhepunkte für seine Betrachtung, nicht in dem, was er betrachtet.

Das Wesen der Welt ist vielmehr die Bewegung, die Beziehungen selber, nicht das was sich bezieht. Die Mitte des Buchs ist der Versuch „über die Methode in der Natur“. Hier durchschreitet Emerson den ganzen Weg von der Natur bis zur Seele, von der Seele bis zu Gott und Mensch noch einmal, jetzt vollends nicht mehr um der Stationen willen, sondern um des Wanderns willen. Hier singt er seinen Hymnus auf die Bewegung, auf die Verwandlung, auf die Mischung, den Austausch, die Liebe, das Genie, die Geschichte, auf jede Art des schöpferischen Fließens. In diese Reihe wäre auch der „Krieg“ einzubeziehen gewesen. Er ist eine notwendige Form der Bewegung. Leider hat Emerson einen besonderen Essay daraus gemacht, der dem geflügelten Zug seiner Begeisterungen etwas kümmerlich nachhinkt, von der philosophischen Höhe herabgezogen durch das Stoff-Gewicht aktueller Aussprachen.

Die zweite Abteilung des Buches steht auch auf einem andren

Niveau. Sie enthält mikrokosmische Gedankenreihen einzelner Bezüge zwischen Natur und Geist innerhalb des menschlichen Gefüges, Essays im Sinn Montaignes, Monographien über psychologische, ästhetische, ethische, metaphysische Einzelfragen (Instinkt und Eingebung, Gedächtnis, Zeitläufte, das Komische, das Tragische, Größe, Unsterblichkeit). Es fehlt ihnen die Ganzheit, die hymnische Ueberschau und Unendlichkeit, wodurch jene erste Hälfte ihre Teile untereinander verbindet und erhöht.

* * *

Ein bestimmter Ausgleich zwischen Natur und Geist bildet nicht nur den Gegenstand von Emersons Denken, sondern seine geistige Form, sofern man unter Geist hier die Summe aller Kräfte und Erfahrungen versteht, wodurch die Menschheit zum Bewußtsein ihrer selber gekommen ist, das heißt: die Geschichte. Von Geist kann man erst sprechen, wo Geschichte war, und Geschichte im höheren Sinne beginnt erst da, wo ein spezifisches Leben seinen spezifischen Ausdruck in jeder Bewegung neu erschafft: in diesem Sinn haben die Amerikaner keine Geschichte. Denn als Ganzheit leben sie nicht, sie funktionieren nur. Begebenheiten und Vorgänge sind keine Geschichte. Emerson ist der erste Amerikaner und der einzige bis heute, der die Erbschaft des geschichtlichen Europa auf eine eigene amerikanische Art zu verarbeiten begonnen hat. Als Sohn eines Volkes ohne Ueberlieferungen tritt er den Bildungen Europas mit einer gesunden und fast barbarischen Voraussetzungslosigkeit gegenüber. Er bringt nichts mit als Natur, seine Natur, den weiten Atem seiner riesigen Steppen, Wälder und Ströme und die naturgläubige Frömmigkeit, nachdem er das aufgenötigte Quäkertum von sich abgestreift. So sieht er unbeteiligt die ganze wütende Werkthätigkeit seiner Landsleute und die ganze europäische Bildung mit ihrer Last von Gebundenheiten und Verfeinerungen als Natur, als Gegenstände des Staunens, der Auswahl und des Nutzens. So hat er erst seinem Volk eine Stimme gegeben, indem er, ohne seine geschichtslose Freiheit zu opfern, unbefangen die Ueberlieferungen der Kultur umbog und den europäischen Stimmen seinen Rhythmus gab. Was dabei herauskommt, wenn ein Volk sein Wesen ohne Ueberlieferung ausdrückt, sieht man an Walt Whitman, übrigens einem Mann voll Jugend und Kraft: er wollte aus seiner bloß amerikanischen Natur heraus reden und es ward ein ungeberdiges Gestammel und Getöse. Ehe sie durch eine Geschichte gegangen ist, kann die bloße Natur sich durch den Menschen

nicht artikuliert verlaublichen.*) Emerson allein hat das Ganze Amerikas in einem großen Rhythmus (nicht in „Ansichten“, „Weltanschauung“ usw.) festgehalten, indem er der alten Welt das Material entnahm und es in sein eignes Temperament verwandelte. So unbefangen wie in den alten Ionischen Naturphilosophen der Geist sich der Natur gegenüberstellte, sah Emerson jetzt die Geschichte an. Für die Deutschen ist noch ein besonderes Gefühl dabei, die Konzeptionen unseres großen spekulativen Zeitalters auf einmal als Material in die Masse von Emersons Erfahrungen geworfen zu sehen. Der Versuch Schellings, die Natur als Geist darzustellen, mit allem Aufwand der Spekulation und dem ganzen feierlichen Ernst des Welträtsellösers unternommen, Hegels Wagnis, aus der Geschichte einen dialektischen Weltprozeß zu machen — beide sind als Stoff, ohne jede dogmatische Verbindlichkeit in Emersons Rhapsodien übergegangen. Aber was den deutschen Philosophen die Krönung ihres verwegenen Denkgebäudes war, das Bewußtwerden dämmernder und mühseliger Jahrtausende des Denkens, das ist für den Amerikaner ein Bedürfnis erhöhter Momente, eine plötzliche Eingebung, ein freundlicher und selbstverständlicher Segen der Natur. Er redet mit ihr ohne Zeremoniell, ohne den bärenhaften Ernst, und spricht mit den Sphinxen wie ihr Spielgenosse, sein Handwerkszeug sind nie Begriffe, er geht an alles mit einer vergnügten und gewissenlosen Einbildungskraft. Mit den Dimensionen spielt er nach Willkür. Er fühlt sich durch nichts gedemütigt, durch nichts verpflichtet. Er ist fromm wie ein Kind, und ohne Ehrfurcht wie ein Kind. Er würde sich nie festlegen lassen. Alle Philosophie und Theologie benutzt er nur symbolisch; alle Dogmen der Welt sind ihm lieb als Chiffren, mit denen er seine Kombinationen verdeutlichen kann. Sinnbilder braucht er unzählige und nichts ist ihm zu würdelos, zu wenig gesättigt mit Assoziationen. Die geprägten Sprichwörter wendet er gern an, weil ihm alles Gedachte, Geformte, alles Geschichtliche, alle Fakten, Dogmen, wieder frische Sinnbilder werden, in denen er die beständige Bewegung für Momente fassen kann. Seine „Vertreter-Menschen“ (representative men) sind ebenfalls solche Symbole, sie sind ihm vor allem Natur, die Geschichte selbst

*) Hier ist nicht die Rede von „Literatur“, sondern vom Ausdruck des Wesens im Wort. „Literatur“ (Longfellow u. a.) hat Amerika auch, ein Spiegel der Oberflächlichen, keine Verförderer der spezifischen Kräfte. Auch Zivilisation macht noch keine Geschichte und Epigontum kann nicht Kunde geben vom Wesen eines Volks. Poe ist zwar amerikanisch durch seine mathematische Phantasie, aber er ist ein Spezialist.

ist ihm nur fließende Natur. System kann er keins haben, da er selbst ja keine Geschichte hat, aber damit er sich verständlich machen kann, benutzt er einfach die Zeichen, die von geschichtlichen Völkern ausgebildet sind, und er benutzt sie auf seine Weise. Man muß sich nur hüten seine Sinnbilder mit seinen Meinungen zu verwechseln. Die Begriffe von Gut und Böse, Gerechtigkeit, Unsterblichkeit, Schönheit, Gott, Mensch entnimmt er frank aus der geschichtlichen Reihe, deren Ergebnisse sie sind, preßt ihnen den Gehalt aus, mit dem die Erfahrungen Europas sie erfüllt haben und spielt mit ihnen als den Formeln seiner eignen Frömmigkeit. Nichts hat seinen festen Platz, er betet die Bewegung an, alles kommt einmal an die Reihe in diesem regen Kreislauf der Kräfte, im Ausgleich der Werte, im Uebergang der Formen. Emerson ist zeitlos und raumlos, oder vielmehr, wir müssen uns erst an ein ganz neues Dimensionsgefühl gewöhnen, wenn wir uns in seinem „moralischen Raum“ zurechtfinden wollen.

„Moralischer Raum“ — das Wort stammt von Novalis, und ist einer seiner seherischen Griffe durch die er Sinnenwelt und Moral zusammengepreßt hat. Es ist nötig, hier an die Romantik zu erinnern. Emerson ist ihr Bruder, insofern auch er Verkündiger einer Welt ist, in der es keine Substanzen mehr, sondern nur Beziehungen, und Bewegungen gibt. Vielleicht taucht diese Welt immer da auf wo eine geschichtliche zusammenbricht und alle Ueberlieferungen in Frage gestellt sind. Die deutsche Frühromantik ist ein Ausbruch derselben Erdkrise, in der die große Revolution ihren Grund hat. Sobald geschichtslose Länder ihren Ausdruck finden, müssen sie zu ähnlichen Richtungen kommen, wie solche die im Begriff stehen, ihre Geschichte zu vernichten. Das mag, hypothetisch gesprochen, Emersons Verwandtschaft mit den Novalis und Friedrich Schlegel sein . . . nicht Entlehnung oder Beeinflussung soll man suchen, denn Emerson ist Romantiker kaum im Bewußtsein, nur im Instinkt, als Welle, nicht als Einzelwesen.

Wir werden nach seinen festen Meinungen umso weniger fragen, als er im eigentlichen Sinne keine hat; er weiß jeden Satz mit verwirrender Anmut in sein Gegenteil überzuleiten, Meinungen sind, noch einmal gesagt, für ihn nur sinnbildlich, vergänglich, gleichnißhaft. Die Beleuchtung, die Grundstimmung, die Musik seiner Schriften muß man fühlen, wenn man seine Religion wissen will. Emerson läßt sich nie in seinen Sätzen fassen, er ist mit Bewußtsein Proteus. In seinem Stil aber ist er völlig: Alles in Fluß zu verwandeln, in Bewegung zu halten, das ist sein Mittel, um die

Welt als Bewegung wirken zu lassen. Jeder Gedanke scheint irgendwohin zu eilen, aber er hat kein Ziel, die Sätze springen gegeneinander, deuten gegeneinander und enteilen sich fröhlich. Die Worte blitzen und klingen und gleiten dann ruhig wie gelöste Wellen hinweg. In jedem einzelnen Satz die lebhafteste Unruhe und doch über dem Ganzen eine sonnige Stille und Gelassenheit. Eine gewaltsame Verwirrung scheint oft hervorgerufen zu werden, ein Durcheinander von bizarren und erhabenen Vorstellungen, um dann alles in breite Harmonie aufzulösen oder in steiler Flamme zu verflüchtigen. Die Beweglichkeit jeder Wendung muß die der nächsten paralytisieren: Emersons Beweglichkeit ist nie Unrast und Erregung, wie diejenige Nietzsche's; er will ja nie ein Ziel; er ist nur voll lebendigen Behagens das sich äußern muß.

Dabei läßt er sich durch keine Leidenschaft und durch keine Uebereinkunft beschränken. Je blühender und entlegener seine Gedanken sich verbinden, desto mehr fühlt er sich in seiner eigenen Gewalt. Gerade durch die Freiheit, bizarr zu sein, erfüllt er sein Gesetz. Er kann sich nicht verwirren, alle Dinge finden zu einander und wie sie sich finden ist es ihm recht. Darum wiegt er sich in selbstgewisser Heiterkeit und selbst vor der Absurdität bleibt er unschuldig. Unterwegs zu sein ist seine Lust und sein Geheimnis bleibt, daß er nicht aus der Welt fallen kann. Er wirkt viel reicher als er ist, eben durch seine kaleidoskopische Gewalt die gleichen Farben zu immer andren Bildern und Zeichen zu vermengen. Sinnreiche Figuren gibt es immer, wie er auch dreht, das weiß er, und darum stört ihn kein Wirrsal. Darum ist er wahllos und mit Maeterlinck verwandt durch seine vielbilligende Güte, durch sein Vergnügen, die Mitte überall zu finden. Aber er steht hoch über dem Belgier durch seine Freiheit und Ironie. Den Dingen gibt er sich nie hin, er schaltet mit ihnen nach Belieben. Maeterlincks seine dumpfe Sinnlichkeit und weibsmäßige Treue fehlt ihm, oder er verschmäht es zu verweilen. Seine Phantasie ist geflügelt und er freut sich am Ballspiel mit Sternen. Maeterlinck erscheint neben ihm ein wenig subaltern, moralistisch und gutartig humanitär, der Würde der Welt nicht so angemessen wie Emerson unter seinem Sternenhimmel. Emerson macht keinen Gebrauch von seinen Nerven und Maeterlinck den feinsten. Und wenn Emerson die amerikanische Strupellosigkeit hat, so fehlt ihm auch die Unbefangenheit, der Mut zur Direktheit nicht und die Kraft von sich auf eine wahrhaft metaphysische Weise abzusehen und immer Ja zu sagen. Wir bewundern seinen klag-

losen, vielleicht „ruchlosen“ Optimismus. Der ist gar nicht doktrinär (wie der Hegels), und kommt nicht aus dem gewaltsamen Verleugnen der Realität, sondern aus dem tapferen Widerspruch, der die Realität anerkennt und ihr trotzt, wie der Dichter, mit fröhlichem Gesicht. Emersons Wirklichkeitsgefühl ist stark und sehr modern, farbig und sinnlich. Keine Spur von dem Hochmut und der Blindheit des Systematikers. Er ist aber auch kein Kämpfer, kein geborner Widerspruchsg Geist wie Nietzsche, dessen amor fati die Formel für einen Kampf und Sieg ist, ein düsterer blutiger Triumphruf.

Emersons Glücksgefühl kommt nicht aus dem Sieg der Kraft über das Schicksal oder über eine andere Kraft, sondern aus dem Gleichgewicht von Kräften. Die Lebensbewegung ist ihm kein Ringen und Rennen (wie für Nietzsche), kein Wallen und Tauchen (wie der Romantiker), sondern ein Balanzieren. Seine tollsten Sprünge und Würfe tut er um die Seligkeit des Gleichgewichts desto bezaubernder zu preisen, und unser höchster ästhetischer Genuß an seinen Schriften ist dem sehr ähnlich, den die Meisterschaft eines überlegenen Seiltänzers uns gewährt, durch das schauerlich sichere Spiel, womit er die Gesetze der Schwere aufzuheben scheint.

Vom ersten brandenburgischen Generalauditeur und Generalgewaltiger.

Von

Dr. Burkh. v. Bonin in Potsdam.

Als erster Generalauditeur des kurbrandenburgischen Heeres wird gemeinhin seit Friccius¹⁾ Heinrich Lindener genannt. Dieser, der dem Großen Kurfürsten in den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts als Agent beim kaiserlichen Heere gedient hatte,²⁾ wurde anscheinend 1651 für das Generalauditoriat angenommen,³⁾ als der Grund für das stehende Heer durch dauernde Bestellung eines Generalstabes gelegt wurde.

Doch schon vorher hat Brandenburg einmal einen Generalauditeur und auch einen Generalgewaltiger gehabt. Wenn ihre Herrlichkeit auch nicht lange gedauert hat, so verdient sie doch, der Vergessenheit wieder entrissen zu werden.

Es war im Jahre 1638. Schwarzenberg hatte die Höhe seiner Macht erreicht und war damit beschäftigt, das kaiserliche Heer im brandenburgischen Solde nicht nur zu vergrößern, sondern seine Verwaltung auch immer kostspieliger auszugestalten. Ob er dabei — wie er selbst behauptete, und wie ihm auch einige Schriftsteller der Gegenwart glauben — von großen diplomatischen Erwägungen im Interesse des kurfürstlichen Hauses geleitet wurde, oder ob er dabei — wie die herrschende Meinung annimmt — ein falsches Spiel trieb, mag hier dahingestellt bleiben. Für uns ist nur die Tatsache von Bedeutung, daß er eine größere Anzahl von Generalspersonen annahm und dadurch die ungeheuren Lasten der Mark und der kur-

¹⁾ Geschichte des deutschen, insbes. des preuß. Kriegsrechts (Berlin 1848) S. 143, Num. 1.

²⁾ vgl. z. B. Rep. 24 K. fasc. 21 und Rep. 9 H. 1 K. des Geh. Staatsarchivs zu Berlin.

³⁾ Bef. v. 22. Aug. 1651 in Rep. 9 A. 19; vgl. auch Frhr. v. Schrötter brandenb.-preuß. Heeresverfassung unter d. Gr. Kurf. (Leipzig 1892), S. 31.

fürstlichen Schatulle noch sinnlos vergrößerte. Joachim Friedrich von Blumenthal erhielt neben seinen anderen Aemtern bekanntlich noch das Generalkriegskommissariat, Hans Kaspar von Klizing erlangte am 18. Juli 1637 das Generalkommando über alle Truppen,¹⁾ der schon dem Greisenalter sich nähernde Joachim Senff²⁾ wurde am 20. Juli 1637 Generalproviandmeister³⁾ und Hans Georg von Kalkreuth ward am 18. Mai 1638 als Generaladjutant bei der Infanterie angenommen.⁴⁾ Nunmehr wurde der Generalstab noch durch die Annahme eines Generalauditeurs und eines Generalgewaltigers vervollständigt.

Daß objektiv ein Bedürfnis dazu vorgelegen hätte, wird jedoch niemand behaupten wollen; zeigte ja das nachsichtige und energie-lose Verhalten der von Schwarzenberg außerordentlich günstig gestellten Kriegs- und Kammergerichtsräte bei soldatischen Ausschreitungen⁵⁾ unzweideutig, daß es jenem nicht ernsthaft um die Rechtspflege zu tun war. Sonst wäre doch wohl hin und wieder einer von den zahlreichen Strafbefehlen gegen Kochow und seine Offiziere oder gegen andere Günstlinge Schwarzenbergs ausgeführt worden. Die wenigen Strafen, die vollstreckt wurden, richteten sich meist direkt oder indirekt gegen Konrad von Burgsdorff.

So wurde denn Anfang Juni 1638 Paul von Traupiz zum Generalauditeur und sein Bruder Lorenz von Traupiz zum Generalgewaltiger bestellt. Ihre Bestellungen sind in je einer Reinschrift erhalten,⁶⁾ bei der jedoch das Datum leider fehlt. Der Wortlaut ist dieser:

„Von Gottes gnaden wir Georg Wilhelm, marggraff zue Brandenburg, des heyl. röm. reichs Churfürst p.

urkunden hiermit: Demnach wir reifflich erwogen, daß unsere in nahmen Gottes fürgenommene kriegs-impressa und aufgerichtete armee ohn die liebe justiz unnd ördenlicher besetzung des generalstabs nicht bestehen könne: daß wir derowegen unsern hauptman unndt lieben getrewen Paulu von Traupiz wegen seiner uns gerühmbten guten qualitäten vor einen general-auditeurn bey ermelter unserer armee gnedigst bestellet und angenommen. Thun auch hiermit und in crafft dieser bestellung denselben

¹⁾ Rep. 24 K. fasc. 12.

²⁾ Er stand im 42. Jahre seines Kriegerdienstes: Rep. 24 S. fasc. 3.

³⁾ Rep. 24 K. fasc. 15; daß die Datierung der Archivverwaltung auf 1632 irrig ist, zeigt z. B. Rep. 24 Mb. fasc. 15. Er scheint bald darauf gestorben zu sein; sein Nachfolger wurde alsdann Adam Schifer.

⁴⁾ Rep. 24 K. fasc. 15.

⁵⁾ Umfangreiches Material darüber ist in Rep. 24, besonders Mb. fasc. 6 bis 14, erhalten.

⁶⁾ Rep. 24, K. fasc. 15.

darzu ferner annehmen, bestetigen und confirmiren derogestalt, daß er die ihm anvertraute justiz in unsern nahmen als der im general = kriegsgericht verordente praefes nach anleitung gött- und weltlicher rechte, auch unseren ihm absonderlich zugestellten kriegs-articuln getrewes fleißes und nach seinem bestenn verstande ohn ansehung der personen gleichdurchgehend administriren unnd sich davon weder gunst noch abgunst, giff oder gabe noch dergleichen abhalten lassenn, insonderheit aber auch mit fleiß dahin sehen solle, daß bey den praefectis inferioribus justitiae nach dergleichen regull und richtschnur gleichsals ohnmachleßig gelebt, damit gottesfurcht, gute kriegsdisciplin und ordre angerichtet, stabiliret und erhalten werden möge. Allermaßen wir auß sein unterthenigstes erinnern, und do nötig, ihm mit ferner gnedigsten instruction in einem andern kunstig versehenn unnd die ereugende mangel in gute richtigkeit bringen lassenn wollenn.

Daentgegen wir ihm vor seinen sorgfältigen fleiß und mühe, unnd damit er sich als ein justitiarius in seinem amtte desto unsträfflicher andern zum guten exempell verhalten und alle finanzerey mit billigkeit straffen und abschaffen könne, nebst seiner hauptmans gage, so er bißhero bey seiner compaignia biß dato gehabt und noch hatt, auß sein person eines rittmeisters besoldung, seinen substituten aber jedwedem nach advenant ein erträglichen unterhalt gleichergestalt gnedigst zugeordnet haben derogestalt, daß die helffte solchen tractamens vermöge unserer hiebevorn publicirten verpflegungss-ordre¹⁾ zehen-tägig unnd monatlich biß zur abdanck- oder abrechnung besagtem unserm general-auditeur und hauptman — beydes: auß sein person als seine substituten — entrichtet und abgegeben werden solle.

Befehlen darauff allen und jeden unsern bestalten hohen und niedern kriegs-officirern zu roß und fues, vom höchstenn bis zum geringsten, hiermit gnedigst, daß sie mehrermelten unsern general-auditeur sambt seinen bedienten in gebürenden schuz und respect halten und erhalten, auch alle demjenigen, so er unsern wegen und auß befehl unserß generals in crafft und vermöge seines amts sowohl in-, als außershalb des general-kriegsgerichts (so viell die justiz unnd was derselben anhengig, betrifft) eines oder andernmahls anordnen, vornehmen oder schaffen wirdt, sich gebürlich submittiren, keineswegs aber denselben beschimpfen, viellweniger mit thätlichen injurien an ihm oder die seinigen sich vergreifen sollen. So lieb einem jeden ist unsere höchst und schwehreste ungnad zu vermeiden.

Uhrkundlich p.

Die Bestallung des Generalgewaltigers lautete:

Von Gottes guadenn p.

Uhrkunden hiermit: Demnach wir umb besserer exercirung der heilsamben justiz, auch stabilir- und anrichtung guter ordre und kriegsdisciplin, weillen unter andern hochnötig befunden, die seithero unersezt gebliebene

¹⁾ Vom 1. Januar 1638; vgl. Rep. 24 K. fasc. 14. *Mylus*, Corp. Const. March. III 1,8.

general-gewaltigers-charge bey unserer armee mit einem capablen subjecto zu erstatten, und uns dann hierzu absonderlich recommendiret worden der beste, unser lieber getreuer Laurenz von Traupiz, das wir dannhero denselben zu sothaner charge gnedigst erfordert und bestellet. Thun auch denselben hiermit nochmaln zu einem general-gewaltigern bey unserer armee bestellen, annehmen und confirmiren, derogestalt, das er mehrbesagte charge alsobalden antrete, dieselbe zu der armee nutz und aufnehmen seinem besten verstande und vermögen nach getreulich dirigire und führe, damit vor allen dingen durch die marquetenter und vivandeurs dem lager nötige zufuhr bestehe, auch im kauffen und verkauffen richtige maaß, elen und gewicht gebraucht, die wahren auch gut und zu billichem werth verhandelt werden, imgleichen auch bey denn marcheen unndt sonsten gute ordnung gehalten und erhalten, unndt die soldatesque zu roß und fues nicht außer der zugordnung nach den quartiren oder sonsten dem landman schaden zuthunde lauffen oder in andere wege exorbitiren; unserm bestaltem general jedesmahln treulich aufwarte und sich an denselben halte, oder solches durch seinen leutenant gebürlich in acht nehmen lasse; die delinquenten, so wieder die publicirte kriegs-articul in öffentlichen mißhandlungen betreten werden, uhralter kriegsmanier und rechte nach absolute durch sein zugegebene unterjustitiarien abstraffe, unndt also beydes, die wohlfarth der armee, als des landes, möglichster maßen procuriren helffe. In welchem allen dann wir nicht allein ermeltem unserm general-gewaltigern vor uns und durch unserm bestaltem generaln gnedigsten und gebürlichen schuz leisten wollen, sondern es sollen auch ihme die sämbtliche regiments-profose vonn der armee deswegen, wie gebräuchlich, untergeben sein und ihme jedesmahln bey allen fürfällen treulichst darinnen an die hand gehen. Inmaßen wir dann nicht abgeneigt, auf sein unterthenigstes erinnern, und do nötig, mit ferner gemessenen schriftlichen instruction künftig zuversehen.

Damit auch wegen der gefangenen allerley mißbräuch unndt nachtheilige consequentien bey der armee vermieden und verhütet werden, so soll er mit rath und vorwissen unserß general-auditeurs fleißig dahin trachten, das alle gefangene, so vom feinde eingebracht werden (außerhalb, was vornehme cavallier sein und bey uns oder unserm general auf gewisse maaß oder caution andre freyheit erlangen) alsobalden bey ihm, dem general-gewaltigern, nicht allein eingeliefert und uber vier und zwanzig stunden bey denn regimentern nicht gelassen: sondern auch sie manirlich biß zu ihrer entledigung mögen gehalten und die ranzionir- oder auswechselung derselben bey uns oder unserm general auf erheischendem fall fleißig erinnert werden. Gestalt wir dann gnedigst entschlossen, die verordnung zuthunde, damit, wie bey andern teuzschen armeen gebräuchlich, die ranziongelder umb mehrer und bessern richtigkeit willen jedesmahln bey unserm general-auditeurn deponiret und alsdann dem jenigen, der daran befugt, gegen quitung ausgestellt, imgleichen auch die entledigung oder auswechselungen durch ihn befördert werden sollen.

Vor welche des generall-gewaltigers mühevaltung denn wir uber das jenige, so er uhralter friegsobservanz nach bey der armee so wohl im felde, als in guarnisounen, zu wasser und lande an accidentalien einzuheben hatt, ihn monatlich eines obristenleutnants tractament gnedigst verordnen lassen. Ingleichen haben wir ihme zu administrirung dieses seines officii gnedigst zuhalten verwilliget, nemblich: einen leutenant, einen gerichtswaibell, einen schreiber, vier trabanten, einen hender und einen stockmeister, welche wir — unnd zwart jedwedern insonderheit — nach advenant inhalts unserer hiebevorn publicirten verpfligungs-ordre nebst ihme unterhalten zulassen, sichern und gewissen anstaltt gnedigst verfüget.

Befehlen darauß p.

Wie schön und wohlberechtigt erscheint nicht der Wortlaut dieser Bestellungen? und doch! was ist dahinter?

Der Kurfürst von Brandenburg bestellte und bezahlte beide Aemter, er, der seit dem Anschlusse an den Prager Frieden kein Heer mehr im eigenen Namen hatte, sondern zum kaiserlichen Generalleutnant mit der Befugnis, die untergebenen Truppen selbst zu bezahlen, erniedrigt war. Warum schaffte er sich einen Generalstab für ein fremdes Heer an?

Und nun im einzelnen:

Der Generalauditeur sollte den Vorsitz im Generalkriegsgerichte führen; für die wenigen Fälle, in denen dieses zusammentrat, hätte es keines besonderen Amtes bedurft, es hätte eben so gut der älteste Oberst den Vorsitz führen können — wenn das nicht gerade Konrad von Burgsdorff, der Antipode Schwarzenbergs, gewesen wäre! und der zweitälteste war Georg Ehrenreich von Burgsdorff, dessen characterschwacher Bruder. Auch hätte, wie im Sommer 1632 beim Verfahren gegen den Oberstwachmeister Lukas von Hüttenheim, jeweils die Ernennung eines Generalauditeurs ad hoc genügt.¹⁾

Traupis sollte die unteren Kriegsgerichte beaufsichtigen; daraus ist nie etwas geworden. Es scheint, als sei niemals auch nur ein Versuch von ihm gemacht worden, die Truppenführer zu guter Ordnung anzuhalten; nirgends habe ich eine Spur davon entdecken können, und diejenigen Obersten, denen die selbständige Uebung der Rechtspflege im Regimente ausdrücklich in der Kapitulation zugestanden war,²⁾ würden sich auch kaum einen Eingriff in dieses

¹⁾ Am 28. Juni 1632 wurde Joachim Senff dazu ernannt, ohne jedoch eine Bestallung zu erhalten (Rep. 24 Ma fasc. 8). Er hatte bereits 1623 als Regimentschulze die Rechtspflege des ganzen Heeres einige Monate unter sich gehabt; vgl. Rep. 9 A 19, Rep. 24 K fasc. 2.

²⁾ Sie wurde seit 1631 auch in Brandenburg üblich; vgl. Rep. 9 A 3, Rep. 24 E 5 fasc. 14 und 16 und Rep. 24 K fasc. 12.

Gebiet von ihm haben gefallen lassen. Beschwerden über Rechtsverweigerung der Obersten gingen nach wie vor an die Kriegsräte, die zwar regelmäßig nach dem Antrage des Beschwerdeführers entschieden, ihre Entscheidung aber nur in den seltensten Ausnahmefällen zur Durchführung bringen ließen. Wohlweislich behielt sich Schwarzenberg noch alle weitere Instruktion für den Generalauditeur vor: dieser war also im Endergebnisse ein willenloses Werkzeug in seiner Hand, bestimmt, Denunziationen gegen mißliebige Offiziere vorzubringen und für deren Verurteilung zu sorgen.

Für diese geringe und wenig aufreibende Tätigkeit bezog Paul von Traupitz nicht nur sein bisheriges Hauptmannsgehalt¹⁾ und die Einkünfte aus seiner Stellung als Kompaniechef weiter — die entsprechende Arbeit hätte ein Kapitänleutnant verrichtet, der infolgedessen noch besonders hätte angenommen werden müssen, wenn Traupitz, Generalauditoriat von Bestand gewesen wäre — sondern außerdem noch eine Rittmeisterbesoldung²⁾ und die Servitien beider Stellungen.³⁾ Wollte er sich aber einmal vertreten lassen, so bezog sein Vertreter außerdem noch den entsprechenden Servis.

Nicht weniger günstig war sein Bruder, der Generalgewaltiger, gestellt. Er hatte entsprechend dem Oberstprofosß des 16. Jahrhunderts⁴⁾ nicht nur die Verpflegung und Marktpolizei des Lagers unter sich, sondern auch die Sicherheitspolizei und die Ueberwachung der gefangenen Feinde. Dieses wäre allerdings ein Tätigkeitsgebiet gewesen, das dem Umfange nach eine Person vollauf beschäftigen konnte — wenn das Heer versammelt vor dem Feinde stand. Da es aber auf die einzelnen Festungen und Städte verteilt blieb, so blieb auch das Feld für des Generalgewaltigers Wirksamkeit auf die einzelnen Regimentsprofosse verteilt.

Allerdings waren infolgedessen auch die Accidentien, die Gebühren des Amtes, gering oder gleich null. Damit aber hatte Schwarzenberg schon bei der Bestallung gerechnet; denn als Entschädigung erhielt Laurenz von Traupitz ein Oberstleutnantsgehalt!⁵⁾ und außerdem noch je nach Gelegenheit einen Stellvertreter, Ge-

1) D. h. nach der Verpflegungsordonnanz vom 1. Januar 1638 monatlich 48 Taler.

2) 48 Taler nebst Futter und Verpflegung für 6 Pferde.

3) Zweimal 10 Taler.

4) Vgl. v. Bonin, Grundzüge d. Rechtsverfassung in d. deutschen Heeren zu Beginn d. Neuzeit (Weimar 1904) S. 22 ff. — Einen Generalprofosß hat Brandenburg um 1627 in Michael Göbe gehabt. Rep. 24 Q.

5) 70 Taler Traktament nebst Futter und Verpflegung für 8 Pferde und 16 Taler Servis.

richtswebel, Gerichtsschreiber, Henker, Stockmeister und vier Traubanten. Da diese Unterämter nur „nach advenant“ besetzt werden sollten, erschienen sie also zunächst entbehrlich. Was sollte dann aber ein Generalgewaltiger, der nicht stets imstande war, seine Autorität durch Gewalt zu stützen? Es scheint, als habe Schwarzenberg auch hier andere Ziele im Auge gehabt, als er selbst behauptete.

Eine eingreifende Tätigkeit ist denn auch von keinem der beiden Traupitze entfaltet worden. Nur zu Beginn ihrer Wirksamkeit haben sie sich sehr bemerkbar gemacht, und da jene Vorgänge zugleich ein helles Licht auf die Gründe werfen, aus denen die Wahl gerade auf diese beiden Brüder gefallen sein mag, so ist ihre Schilderung wohl am Platze.

Um Pommern den Schweden zu entreißen, war u. a. auch der Oberstleutnant Reichsritter Henning Christof von Flans vom Kurfürsten mit der Werbung und Führung eines Eskadrons von 5 Kompanien¹⁾ betraut worden und hatte in erster Linie im Herzogtum Krossen den Sammelplatz erhalten. Wie die meisten Truppenführer, so ließ auch er sich viele Rechtsverletzungen und Gewalttaten zuschulden kommen, so daß Klagen gegen ihn beim Kriegsrat in Kölln wiederholt einliefen.²⁾ Ob er es ärger getrieben hat, als der Durchschnitt, läßt sich natürlich kaum feststellen, doch ist es sehr wohl möglich. Zu seinen Offizieren gehörte auch ein Hauptmann Paul von Traupitz,³⁾ ein Bruder des schwedischen Generalgewaltigers Lorenz von Traupitz. Er hatte ihn im Juli 1637 mündlich angenommen, ohne eine schriftliche Kapitulation mit ihm abzuschließen.

Mit diesem geriet Flans zunächst wegen der zu zahlenden Werbegehälter in Uneinigkeit; er ließ ihn nach einem Wortwechsel in Arrest nehmen und einige Wochen vom Profoß verwahren — eine Maßregel, die allerdings gegen einen so hohen Offizier und Edelmann höchst ungewöhnlich, wenn auch rechtlich nicht unzulässig war. Denn meist wurden sie nur durch Ehrenwort gebunden, nicht zu entweichen, aber dieses Wort ist nicht stets gehalten worden.⁴⁾ Als

1) Leibkompanie und je 1 Kompanie unter Oberstwachmeister von Wales und den Hauptleuten Bari, Dirsch und von Traupitz, zusammen am 27. Juni 1638 109 (Ober- und Unter-)Offiziere und 179 Gemeine!

2) So soll er z. B. in Krossen 682 Taler 20 Groschen zu viel eingetrieben haben. Rep. 24 S fasc. 4.

3) Die folgende Darstellung beruht im wesentlichen auf dem Inhalt von Rep. 21 nr. 43; die Behauptungen Traupitz' müssen dabei meist als richtig unterstellt werden.

4) Einer von den Fällen, daß ein höherer Offizier sein Ehrenwort brach, war die Flucht des Obersten Moriz Augustus von Hochow; vgl. darüber Rep. 24 W. fasc. 1.

sich jedoch Löben (der Verweser von Krossen) und der kurfürstliche Kommissar Paul Jacobi für ihn verwandten, wurde er gegen Ausstellung eines Reverses aus der Haft entlassen.

Doch nur kurze Zeit erfreute er sich seiner Freiheit. Schon Ende Dezember 1637 wurde er nochmals aus unbekanntem Gründen von Flans in Arrest genommen. Ob er etwa die Verpflichtungen aus dem Reverse nicht innegehalten hatte? Ueber vier Wochen saß er so in Krossen; dann wurde er auf die Feste Driesen, deren Kommandant Flans inzwischen geworden war, und von hier — wohl auf Anordnung der Kriegsräte — nach Berlin gebracht.

Da sich Traupitz anscheinend wiederholt beim Kurfürsten beschwert hatte, so hatte Flans inzwischen bei der Kriegskanzlei eine Eingabe gegen ihn gemacht. Flans wurde jedoch durch den General von Alizing aufgegeben, die Beweise für seine Behauptungen beizubringen, und daher zog sich die Sache in die Länge; Traupitz mußte weiterhin im Arreste bleiben. Zwar erklärte sich Flans in Gegenwart der Fähnriche von Arnim und von Priort bereit, ihn gegen einen Revers freizulassen, und ein solcher Revers wurde Flans auch durch einen Notar zugestellt; aber die Freilassung verzögerte sich noch immer. — Da griff Alizing in der 15. Woche mit Gewalt ein: er selbst entließ Traupitz aus der Haft!

Seine Berechtigung hierzu war allerdings recht fraglich. Zum Vorwande galt ihm der romanistische Satz: *actore non probante reus absolvitur*; „und do er zwartt die sach in der churfl. kriegskanzley anfangß anhengigt gemacht, also daß dieselbe hernegst an daß generall-kriegsgericht gedien, aber nichtt außgefuerett noch bewiesen worden.“ — Hierbei wurde jedoch — unzweifelhaft absichtlich — übersehen, daß es sich ja gar nicht um eine Klage des Flans gegen Traupitz vor dem Generalkriegsgerichte handelte, sondern daß Flans als Chef seines Eskadrons auf Grund seiner Jurisdiktionsgewalt gegen einen Untergebenen eingeschritten war, und daß seine Eingabe an die Kriegsräte nur eine Rechtfertigung seines Verhaltens gegenüber der vorgesetzten Dienstbehörde darstellte. Außerdem hätte eine Klage vor den Kriegsräten nicht ohne weiteres vor ein Generalkriegsgericht gehört, und schließlich hatte ein solches überhaupt nicht stattgefunden, sondern Alizing hatte ohne Urteil und Recht Traupitz freigelassen.

Diesem war jedoch wohl infolge der hohen Gunst der Kamm zu sehr geschwollen: er kehrte sofort nach Driesen zurück, um die Führung seiner Kompanie wieder zu übernehmen. Selbstverständlich

ließ ihn Flans unverzüglich zum dritten Male in Haft nehmen, und nunmehr wurde auch das Strafverfahren gegen ihn vorläufig zum Abschlusse gebracht. Schon in der dritten Woche, am 10. April 1638, fand ein Malefizkriegsrecht statt, in dem der Schreiber als Regimentschultheiß und Offiziere des Eskadrons als Richter und Beisitzer fungierten; der Oberstwachmeister Oliser von Wales führte den Vorsitz, Flans selbst trat als Ankläger auf.

Von den Anklagepunkten interessiert besonders der erste: daß Traupitz die besten Soldaten seiner Kompanie nebst der Maitresse seines Bruders, des damaligen schwedischen Generalgewaltigers, zum Feinde geschickt habe. Er bestritt zwar die Tat, doch wurden seine Gegenzeugen nicht angehört, sondern es wurde sofort entschieden; und zwar sprachen ihm der Oberstwachmeister und der Hauptmann Bari unbedingt das Leben ab, die Leutnants und anderen Beisitzer kamen nur bedingt zu dieser Entscheidung: „wosern es könnte bewiesen werden“. Wegen eines zweiten Anklagepunktes wurde von den meisten Mitgliedern des Gerichts dem Oberstleutnant die Bestimmung der Strafe anheimgestellt; nur die Fähnriche entschieden sich für Aberkennung der Charge. Bei einem dritten Punkte war das Gericht einig: „Wosern er (Traupitz) die iniuria nichtt erweisen wurde, sollte er dafür gehalten werden, wie er den obristen leutenandt gescholten“; es war dieses die allgemein übliche Strafe bei Beleidigungen. Ein vierter Punkt soll nach Traupitz' Behauptung außerdem noch vorgelegen haben, ihm aber nicht mitgeteilt sein; die Angabe klingt etwas phantastisch.

Anscheinend hat aber Flans bei diesem Urteile kein ganz reines Gewissen gehabt; denn nur so ist es zu erklären, daß er es nicht ausführen ließ, überhaupt keine endgültige Entscheidung fällte, sondern nur Traupitz fernerhin gefangen hielt.

Inzwischen war — ungefähr seit Mitte Januar — auch der Bruder Lorenz von Traupitz in seine Gewalt geraten. Dieser hatte seine Stellung als schwedischer Generalgewaltiger¹⁾ angesichts der brandenburgischen Advokatorien vom 6. Januar 1636²⁾ und 24. April 1637³⁾ aufgegeben — freilich erst, nachdem ihm Klitzing eine gleiche

1) Vorher hatte er anscheinend eine schwedische Infanteriekompanie geführt; über die von ihm 1633 und 1638 veröffentlichte „Kriegskunst, nach königl. schwedischer Manier eine Compagny zu richten u. i. f.“ vgl. Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften II 1045 ff.

2) Rep. 24 Na. fasc. 9.

3) Rep. 24 Na. fasc. 10.

Stellung im brandenburgischen Heere versprochen hatte! Auf der Reise nach Köln war er jedoch von Flans aufgegriffen und verhaftet worden. — Beide wandten sich nun nochmals schriftlich nach Köln, und daraufhin befahl zuerst Alixing und — da dieses nicht half — der Kurfürst, die beiden Traupize freizulassen. Diese Befehle, die in Flans' Jurisdiktionsgewalt eingriffen, hatten bei ihm den umgekehrten Erfolg, als erwartet war: er verschärfte daraufhin ihre Haft. Insbesondere erhielt Paul Tag und Nacht eine Schildwache in seine Stube und eine vor sein Fenster. Auch Frau und Kinder, von denen das jüngste erst 4 Jahre alt war, durften die Stube nicht verlassen; doch wurde diese Anordnung nicht streng befolgt. Jede Gemeinschaft mit den anderen Offizieren, Adeligen, Bürgern oder Geistlichen wurde ebenfalls unterbunden. Daß ihm während der Haft kein Gehalt oder Servis gezahlt wurde, versteht sich von selbst.

Schließlich, anscheinend Ende Mai, gelang es ihnen dennoch, ihre Haftentlassung durchzusetzen. Wodurch sie es ermöglichten, ist nicht zu ersehen. Es geht nur daraus hervor, daß beide ungefähr am 1. Juni von Berlin aus Schreiben an den Kurfürsten richteten, und zwar bat Lorenz um einen Befehl an Flans, ihm die Sachen und die drei Diener, die noch in Driesen zurückgehalten waren, auszufolgen, während Paul eine formelle Klageschrift gegen Flans einreichte und die Auszahlung der Werbegelder verlangte.

Die Dekrete auf beide Eingaben sind vom 5. Juni 1638 datiert; dieses sind auch die ersten Urkunden, in denen die Traupize als Generalauditeur bezw. Generalgewaltiger erscheinen, so daß sich aus ihnen die Datierung der Bestellungen ungefähr ergibt.

Doch so schnell erreichten sie ihren Zweck noch nicht. Zwar befahl der Kurfürst am 16. Juni, daß Flans außerdem noch 2 ausgerüstete Pferde dem Generalgewaltiger binnen 14 Tagen herausgeben solle — aber am 28. Juli hatte noch niemand etwas erreicht.

Unterdessen begannen die beiden Brüder ihre neuen Aemter würdig auszufüllen. Mit ihrem hohen Gönner, dem Generalkommissar Joachim Friedrich von Blumenthal, zogen auch sie nach Eberswalde zum großen Rendezvous. Dort erklärte sich der Generalgewaltiger am 17. Juni wirklich bereit, wenn Blumenthal es erreichte, daß ihm Flans allen zugesügten Schaden ersetze, so wolle er sich die Leute, die er nach seiner Bestallung brauche, sowie die nötigen Eisen und Banden auch anschaffen und drei Monate lang behalten. Außerdem müsse jedoch allen Obersten und sonstigen Kommandeuren selbständiger Truppenteile befohlen werden, „uhralter frigesobservanz

nach ihren marquetentern bey antretung meiner Charsie¹⁾ anteuten zulassen, das sie sich mit dem jahrgelt schleun- undt förderlichst gegen mich erzeigen undt solches abstaten sollen; auch das die provosen numehr ihrer pflicht und schultigkeit halber mir an hant gehen undt ordere empfangen müssen.“ Wenn dieses geschche, also vor allem die Gebührnisse seines Amtes gesichert waren, dann — wolle er seinen Dienst auch sofort antreten!

Doch halt! in demselben Briefe an Blumenthal zeigte er in einem Postskriptum auch schon seinen Pflichteifer: er erstattete seine erste Strafanzeige: Oberstleutnant von Flans habe dunkle, unverständliche Worte ausgestoßen, die vielleicht den Kurfürsten betrafen! — Daß dieser erste Verbrecher gerade der persönliche Feind der Traupize war, beruhte wohl nur auf dessen außerordentlicher Schlechtigkeit? und daß die Anzeige so geheimnisvoll formuliert war, daß man auf das Schlimmste gefaßt sein mußte, und sich doch nichts dabei vorstellen konnte, hatte wohl gar keinen Nebenzweck?

Wenn hierdurch auch der Ersatz des von Flans zugefügten Schadens nicht erreicht wurde, so hatten die Traupize doch bald einen anderen, nicht zu verachtenden Erfolg zu verzeichnen: der Kreis Ruppin wurde durch einen kurfürstlichen Befehl angewiesen, ihnen das auf die Hälfte erniedrigte Interimstraktament zu reichen.²⁾ Doch selbst hier hatten die Aermsten wieder mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die sie zwangen, sich am 4. Juli 1638 nochmals hilfe flehend durch Blumenthal an den Kurfürsten zu wenden: nur für sie selbst gab der Kreis das Traktament, nicht auch für die zugehörigen Gerichtspersonen. Denn da diese im Befehle nicht erwähnt waren, meinte der Kreis, daß deren Unterhalt wohl in jenem Unterhalt miteinbegriffen war, wie dieses häufig ähnlich vorkam. Allerdings war es nach den Bestallungen hier nicht der Fall, aber jedenfalls war der Kreis nicht angewiesen worden, auch noch die Untergebenen der Traupize zu unterhalten. Diese beschwerten sich deshalb und baten, da sie jene Personen jetzt mit Mühe zusammengebracht hätten, so möchten ihnen auch nach dem Verhältnisse ihrer Besoldungen Interimstraktamente zugewiesen werden. — Ob diese Bitte erfüllt wurde, lassen die Akten leider nicht erkennen; doch ist es wohl anzunehmen, da derartige Bitten nie abgeschlagen wurden.

¹⁾ d. i. Charge.

²⁾ d. h. Traktamente nach der Interimsverpflegungsordnung vom 20. Juni 1638: Rep. 24 K. fasc. 26 Bl. 35 f.

Wieviel weniger konnte es hierbei geschehen, da auch der Generalauditeur nunmehr die Gelegenheit benutzte, seinen großen Pflichteifer zu zeigen und — nur einen Monat nach seiner Anstellung — schon um Uebersendung der kurfürstlichen Kriegsartikel¹⁾ bat.

Nachdem so die beiden Aemter in ordentliche Verfassung gebracht waren, konnte die Nemesis freie Hand über Flans erhalten. Der Kurfürst erklärte, ihn von Driesen abberufen und nach Kölln zur Verantwortung fordern zu wollen. Da zugleich Oberst Levin von Bayern in Driesen erschien, um das Kommando über die Festung zu übernehmen, so konnte Flans nunmehr allerdings nichts übrig bleiben, als zu gehorchen. Und nun, da er unschädlich gemacht war, kam der mutige Generalgewaltiger auch mit den dunklen, gefährlichen Worten heraus, die er von ihm gehört hatte: Flans hatte dereinst bei Tisch gesagt, wenn es ihm schlecht ergehen sollte, so wolle er sich eventuell — nach England begeben! — Daß Lorenz von Traupitz ihm keine schlimmere Tat gegen den Kurfürsten vorwerfen konnte, läßt tief blicken.

Flans, der naturgemäß auf das Aeußerste gefaßt sein mußte, wenn er in die Hände der Traupitze fiel, wehrte sich zunächst so gut, wie er konnte: er blieb in Driesen und sandte den Kriegsräten eine umfangreiche Verteidigungsschrift ein, in der er mit der größten Kühnheit alle seine — recht zahlreichen — Untaten ableugnete. Daraufhin wurde ihm unter dem 6. September 1638 im Namen des Kurfürsten von den Kriegsräten mitgeteilt, daß sein Gegenbericht nicht genüge. Weil er einige Punkte nicht gestehe, sei eine Inquisition nötig, zu der Kommissare verordnet würden. Inzwischen sei er von seinem Amte suspendiert und werde verpflichtet, sich jederzeit auf kurfürstlichen Befehl zu stellen und den Austrag der Sache abzuwarten.

Am folgenden Tage wurden der neumärkische Regierungsrat Matthäus Wesenbeck und der Fiskal Christian Schelius mit der umfangreichen Untersuchung beauftragt. Diese beeilten die Angelegenheit außerordentlich. Nachdem ihnen der Befehl am 19. September in Küstrin zugegangen war, befanden sie sich bereits am 26. September

¹⁾ Dabei ist zu beachten, daß es einheitliche Kriegsartikel für das Brandenburgische Heer damals überhaupt noch nicht gab; vielmehr hatten alle Truppenteile besondere Artikelsbriefe. Wenn diese auch in den Grundzügen übereinstimmten, so gingen sie doch in Einzelheiten vielfach recht auseinander. Vgl. *Rep.* 24 E 1. Man sieht, mit welchem Eifer sich der Generalauditeur über die Pflichten seines neuen Wirkungskreises orientiert haben muß!

in Driesen und vernahmen dort alle Beteiligten: Kläger und Zeugen. Flans selbst sollte auch vorgeladen werden, doch gelang es nicht: er war verschwunden. Die Kommissare berichteten alsdann nach Spandau an die Kriegsräte, und von diesen erging am 16. Oktober der Befehl, nunmehr die Zeugenaussagen sub formula iuramenti wiederholen zu lassen¹⁾. Wesenbeck und Schelius trugen jedoch Bedenken, diesem Befehle sofort nachzukommen; sie berichteten vielmehr den Kriegsräten: „Demnach wier aber vor diesem schon bey uffnehmung deß gezeugnusses der meinung gewesen, die zeugen eydtlich zu examiniren, so haben wier demnach zu verhuettung einieger nullitet, damit zu verfahren, angestanden, weill nothwendig nach zulassung der rechte undt sonderlich, da die acta zue erholung eineß endturtheils sollen verschicket, gegen theil, den obristen lieutenant Flansen, hette müssen darzu ad videndum produci et iurare testes citiret werden“; dieses konnte aber nicht geschehen, weil Flans nicht da war. In der von Fromhold konzipierten Antwort vom 1. November gaben ihnen die Kriegsräte wegen ihrer Bedenken Recht und teilten zugleich mit, daß ihres Wissens Flans in Pilehne in Polen sei.

Hiermit schließen die Akten über das Verfahren gegen Flans. Doch ich meine, der Schluß ist wohl mit größter Wahrscheinlichkeit zu erraten; Flans wird nicht so dumm gewesen sein, sich von den Brandenburgern erreichen zu lassen, und damit ergab es sich von selbst, daß das Verfahren nunmehr im Sande verlief.

Wie lange sich alsdann die Gebrüder von Traupitz noch ihrer schönen Gehälter und ihres neuen, ruhigen Lebens erfreuten, vermochte ich nicht genau festzustellen. Es mag im ganzen nur etwa 6 Monate gedauert haben. Von Lorenz habe ich keine weitere Kunde bisher gefunden; doch da Paul bald aus den brandenburgischen Diensten schied, wird auch er nicht viel länger darin verblieben sein. Den Regierungsantritt des Großen Kurfürsten hat er sicherlich nicht mehr erlebt, da er sonst am großen Reinemachen von 1641 als Helfer oder als Leidender hätte beteiligt sein müssen.

Paul von Traupitz bin ich dagegen noch einmal begegnet, nämlich beim Verfahren gegen den Oberstleutnant Hans Jakob Feld-

¹⁾ Inzwischen hatte der Kurfürst übrigens am 23. September Schwarzenberg schriftlich befohlen, mit Flans auch wegen der Verbungen abzurechnen: vgl. Rep. 24 E. 5 fasc. 16. Am 10. Oktober 1638 folgte ein Befehl, ihn vor den Kriegsräten wegen der Klagen der Stadt Driesen zu hören: Rep. 21 nr. 42a.

berger vom Regimente Dietrichs von Tracht.¹⁾ Das Urteil des Generalkriegsrechtes von Havelberg, den 23. November 1638, durch das Feldberger von verschiedenen gegen ihn erhobenen Anschuldigungen freigesprochen wurde, ist auch von Traupitz noch unterzeichnet. Eine Abschrift dieses Urtheiles übersandte er am 17. September 1639 jedoch von Braunschweig²⁾ aus an Feldberger, nachdem er sie als „weilandt Churfürstl. brandenb. general-auditeur“ mit Unterschrift und Siegel beglaubigt hatte.

Die Verabschiedung der beiden Traupitze scheint jedoch schon Ende 1638 erfolgt zu sein. Denn als am 21. Februar 1639 das öffentliche Generalkriegsrecht wegen Hochverrates und Fahnenflucht über den Obersten Hellmut von Wrangel im kurfürstlichen Marstalle in Kölln abgehalten wurde, vertrat kein Generalgewaltiger, sondern nur ein Prokos die Anklage, und kein Generalauditeur leitete die Verhandlung, sondern Konrad von Burgsdorff.³⁾ Auch unter dem Urtheile fehlt die Unterschrift des Paul von Traupitz. Es ist daher so gut wie sicher, daß damals schon beide Traupitze Brandenburg verlassen hatten.

Da nun das Urteil über den burgsdorffischen Oberstleutnant Joachim Milatz, das ihn unter schamloser Rechtsbeugung verurteilte,⁴⁾ nicht von einem General- oder Regimentärkriegsgerichte gefällt war, sondern vom kurfürstlichen Hausvogte Georg Reichenau dem Verurteilten am 29. Dezember 1638 überbracht wurde, so ist die Annahme nicht von der Hand zu weisen, daß Paul von Traupitz schon damals seine Stellung verloren hatte. Doch ist es möglich, daß Schwarzenberg auch für diesen Fall die Deffentlichkeit aus denselben Gründen scheute, wie bei seinen Intrigen gegen Burgsdorff: auch seine Verabschiedung suchte er ohne Kriegsrecht durch Verleumdungen beim Kurfürsten durchzusetzen.⁵⁾

1) Rep. 24 R.

2) Welche Stellung er dort einnahm, habe ich nicht ermittelt; der dortige Generalauditeur hieß damals Otto. Vgl. Graf v. d. Decken, Herzog Georg v. Braunschweig u. Lüneb. (Hannover 1834) III 190.

3) Vgl. Rep. 24 BB. Damit stimmt es überein, daß Schwarzenberg im Juni 1639 wegen der Bestrafung der Goldaderschen Rittmeister v. d. Holz und v. d. Telsnitz nur mit Blumenthal und den Kriegsräten korrespondierte, ohne daß ein Generalauditeur erwähnt wurde; Rep. 24 G. 6 fasc. 10.

4) Vgl. Rep. 24. J. fasc. 13; eine weitere Nachricht über diesen Prozeß ist in Rep. 24 M. b fasc. 14 erhalten.

5) Rep. 24 V.

Was zu jener plötzlichen Verabschiedung geführt hat? wer kann es wissen? ob es Schwarzenberg übelnahm, daß der Generalauditeur die Beurteilung Feldbergers nicht hatte durchsetzen können? ob die Notwendigkeit der beiden teueren Stellen dem Kurfürsten auf die Dauer nicht glaubhaft gemacht werden konnte? ob sie aus rein persönlichen Gründen in Ungnade fielen? oder ob sie Klüftung folgten? Ein bestimmter Anhaltspunkt ist nicht gegeben, das Feld der Vermutungen aber ist weit.

So endete schnell die kurze Episode vom ersten brandenburgischen Generalauditeur und Generalgewaltiger.

Die Eingeborenenpolitik der europäischen Kolonialmächte in Afrika.*)

Von

Dr. P. Mohrbach, Friedenau.

Wenn man von den Ländern nördlich der Sahara absieht, die in physikalischer wie in geschichtlicher Beziehung eher zum Mittelmeerbecken gehören, als zum eigentlichen Afrika, und die Verhältnisse an der äußersten Südspitze des Erdteils ebenso einer besonderen Betrachtung vorbehalten bleiben, so gliedert sich die Kolonialpolitik der europäischen Mächte in Afrika samt allen mit ihr zusammenhängenden Fragen in zwei deutlich von einander geschiedene Abschnitte. Die Scheidung zwischen beiden wird durch das Aufhören der Sklavenausfuhr aus dem tropischen Westafrika gebildet und durch den — um einen treffenden Ausdruck Supans zu gebrauchen — hiermit bedingten notwendigen Uebergang der bisherigen „punktweisen“ Kolonisation in eine „flächenhafte“. Im großen und ganzen kann man sagen, daß die wirtschaftliche Bedeutung der afrikanischen Tropengebiete bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts sich im wesentlichen darauf beschränkt, daß von hier aus der Sklavenbedarf Westindiens, des südlichen Nordamerika, Brasiliens und noch einiger kleinerer ähnlich gearteter Wirtschaftsgebiete gedeckt wird. Der Sklavenhandel war ein so außerordentlich gewinnbringendes Geschäft und widersprach so wenig den vorwaltenden sittlichen Anschauungen der katholischen wie der protestantischen Völker bis tief in das 18. Jahrhundert hinein, daß alle am afrikanischen Kolonialbesitz interessierten Mächte mit ihm offiziell als mit dem gewinnbringendsten Stück ihrer dortigen Kolonialwirtschaft rechneten. Es ist eine gute Bemerkung Supans in seinem Buch über die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien, wenn

*) Vortrag, gehalten in der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung, Berlin, am 10. Januar 1908.

er schreibt, daß man wahrscheinlich nicht auf den Gedanken des Negerhandels aus Afrika verfallen wäre, wenn die Kolonialbewegung im Zeitalter der Entdeckungen nicht von den Spaniern und Portugiesen, sondern von den Engländern oder Franzosen ausgegangen wäre. Während des Mittelalters hatte allerdings auch in den germanisch-romanischen Ländern von Nord- und Mitteleuropa eine vollkommen naive Auffassung über den Sklavenhandel bestanden. Stammt doch selbst unser jetziges Wort Sklave von dem Verkauf von heidnischen Gefangenen aus den Slavenkriegen der deutschen Fürsten in den Ländern östlich der Saale und Elbe vom 10. bis 13. Jahrhundert. Slavische Gefangene aus Deutschland sind damals bis nach Spanien hin verhandelt worden, Hamburg und Bristol waren im 13. und 14. Jahrhundert ebenso gut Sklavenhandelsmärkte, wie Rom, Venedig, Genua und Pisa. Noch über das Mittelalter hinaus erhielt sich aber der europäische Sklavenhandel in ungebrochener Blüte bei den Staaten auf der pyrenäischen Halbinsel. Im übrigen Europa mußte er von der Zeit an verschwinden, wo es keine Heiden und keine Heidenkriege mehr gab, denn die Verklavung der christlichen Glaubensgenossen galt als selbstverständlich ausgeschlossen. Mit der Christianisierung Ostetiens, Preußens, Livlands und Littauens hört also der nordeuropäische Sklavenhandel von selber auf. Castilien, Portugal und bis zu einem gewissen Grade auch die italienischen Seerepubliken am adriatischen und tyrrhenischen Meer blieben aber dauernd im Kampf mit den Muhammedanern, die als Ungläubige gleichfalls dem Verklavungsrecht unterlagen. Mit der Vertreibung der Mauren vom Boden der pyrenäischen Halbinsel griff der Kampf mit dem Islam nach Nordafrika über, und hier galt zwischen Christen und Mauren wechselseitig der Grundsatz, daß, vom baren Gold und Silber abgesehen, der Kriegsgefangene die wertvollste Beute war. Es ist sehr bezeichnend, daß die Berichte über die Expeditionen, die Prinz Heinrich der Seefahrer von Portugal in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts ausschickte, zwar fast bei jeder Fahrt die Kopfszahl der als Sklaven erbeuteten Gefangenen nachweisen, aber von den geographischen Erfolgen der Fahrt vielfach schweigen.*) 1443 wurde als die erste große Faktorei der Portugiesen für den Sklaven- und Produktenhandel im tropischen Westafrika das Kastell auf der Insel Arguim, etwa 4 Breitengrade nördlich von der Mündung des Se-

* Ruge. Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Seite 90.

negal, gegründet. Man brachte dorthin europäische Industrieartikel und Getreide und tauschte außer Fleisch und allerlei wenig belangreichen tropischen Kuriositäten Gold aus den Nigerlandern und Sklaven von der Guineaküste ein. Die Gründung dieser Faktorei von Arguim bezeichnet also, wenn man will, den Beginn einer auf unmittelbare wirtschaftliche Ausnützung gerichteten europäischen Kolonialpolitik im tropischen Afrika.

Bei dem System dieser einzelnen Faktoreien und Forts als Stützpunkte für den Ankauf von Sklaven und den wenigen hochwertigen Landesprodukten, die sonst noch in Betracht kamen, verblieb es in der Hauptsache bei allen an der westafrikanischen Küste interessierten Mächten von der Mitte des 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Es ist das diejenige Art von Kolonisation, die Supan die punktweise nennt. Auch auf der Gegenseite des Erdteils, an der Küste des Indischen Ozeans, lagen die Verhältnisse ähnlich, wengleich die dortigen befestigten Stützpunkte, um die Portugiesen, Araber, Ägypter und später auch gelegentlich Holländer und Engländer kämpften, nicht so sehr dem unmittelbaren Sklaven- und Produktenhandel, wie der Erleichterung und Beherrschung des Verkehrs mit Indien dienen sollten. Außerdem gewinnt an dem größten und wichtigsten Teil der ostafrikanischen Küste nach dem Niedergang der portugiesischen Seemacht im indischen Ozean das Arabertum seine zeitweilig unterbrochene politische und wirtschaftliche Vormacht in so ausgesprochenem Maße wieder, daß die europäischen Kolonialinteressen dortselbst auf lange hinaus stark in den Hintergrund treten.

Die Zurückhaltung der übrigen europäischen Nationen außer den Spaniern und Portugiesen in der Frage des Sklavenhandels dauerte übrigens nur so lange, bis man auch bei ihnen die Erfahrung von den großen Gewinnen machte, die auf jene Weise zu erzielen waren. Spanien z. B. vergab die Sklaveneinfuhr nach seinen amerikanischen Besitzungen als ein normiertes und bezahltes Privileg. Dieses Privileg, den sogenannten *Asiento*, erwarb im Utrechter Frieden 1713 England, als einen Teil der politischen Entschädigung, die es für die Anerkennung des Bourbonen Philipp als König von Spanien erhielt. Als Stützpunkte für den Erwerb von Sklaven besetzten Franzosen, Engländer, Holländer und Portugiesen in bunter Reihenfolge eine große Anzahl von Faktoreien, von Arguim bis über die Mündung des Kongo hinaus. Auch Brandenburg unter dem Großen Kurfürsten und sogar der kleine polnische Lehnstaat Kurland unter seinem Herzog Jakob traten im 17. Jahr-

hundert in die Reihe der Mächte, die befestigte Stationen in Westafrika besaßen, und für alle europäischen Stationen waren die Sklavenprivilegien selbstverständlich. Was für eine Art von Eingeborenenpolitik sich bei dieser kolonialwirtschaftlichen Methode in Afrika ergab, kann man sich leicht denken. Das ganze Interesse an jenen Stützpunkten des Handels beschränkte sich darauf, Sklaven und einige andere kostbare Produkte, wie Gold, Federn und dergl., zu erhalten. Zu dem Zweck wurden meist Verträge mit den größeren einheimischen Häuptlingen geschlossen. Diese erhielten Waffen und Munition, um bei den Stämmen im Innern die erforderlichen Sklaven gewaltsam einzufangen. Unter Umständen wurde den Häuptlingen, die das Sklavenmaterial besorgten, von der Faktorei sogar ein Tribut in Form regelmäßiger Geschenke gezahlt. Ueber die Wälle der Forts und die unmittelbare nächste Nachbarschaft erstreckte sich das direkte Interesse der Stationskommandanten und Faktoreileiter überhaupt nicht. An selbständige Gewinnung von Landesprodukten zum Zweck der Ausfuhr dachte selten ein Mensch. Die mörderischen Einwirkungen des Klimas, das dem Weißen nicht nur eigene körperliche Tätigkeit, sondern schon den längeren Aufenthalt im Lande so gut wie sicher tödlich machte, ließen vollends den Gedanken an die Gründung von Plantagenbetrieben nach dem Muster Westindiens oder Südamerikas im Lande der Neger selbst, auch abgesehen von der Schwierigkeit, sie militärisch gegen die mächtigen schwarzen Häuptlinge und gegen die Gewaltthaten der weißen Wettbewerber fremder Nationalität zu schützen, an der westafrikanischen Küste nicht aufkommen. Damit entfiel auch jede Art von Eingeborenenpolitik im heutigen Sinne.

Ganz anders lagen die Verhältnisse von vornherein in Südafrika, das sich im Gegensatz zum tropischen Westafrika als koloniales Ansiedlungsland für die weiße Rasse entwickelte. Die Holländer besetzten das Kap der Guten Hoffnung hauptsächlich zu dem Zweck, um hier eine Verproviantierungs- und Erholungsstation für die Indiensfahrt zu schaffen. Dazu war es notwendig, den Schiffen vor allen Dingen frisches Fleisch und Gemüse zu liefern, und von Anfang an gingen die holländischen Bestrebungen am Kap dahin, dort eine ansässige weiße Bevölkerung, die Ackerbau und Viehzucht treiben sollte, zu schaffen. Die Erfolge nach dieser Richtung hin waren freilich sehr langsame. 1682, zwei Jahrhunderte nach Bartholomäus Diaz, zählte die weiße Bevölkerung an der Tafelbai erst 663 Seelen, einschließlich der 300 Mann starken Garnison; 1688 landete ein

verhältnismäßig sehr großer Zuwachs an vertriebenen französischen Hugenotten: 180 Seelen.*) Am Ende des 17. Jahrhunderts lagen die äußersten Vorposten der weißen Besiedlung binnenwärts bei Drakensteen und Stellenbosch, Orten, die heute beide noch zum erweiterten Vorortbezirk von Kapstadt gehören. Dahinter begann das Gebirgsland, in dem sich der erste Aufstieg zu den übereinanderliegenden Plateaus der sogenannten Karru vollzog, und dort hausten unumschränkt die einheimischen Hottentottenstämme und Buschleute. Der allmähliche Umschwung zu den neuen Verhältnissen vollzieht sich hier während des 18. Jahrhunderts. Nachdem einmal die langdauernde Stagnation in den Bevölkerungsverhältnissen überwunden war, wozu vor allen Dingen die Vermehrung der weißen Frauen durch den natürlichen Zuwachs und die Einwanderung beitrug, ging es bald rascher vorwärts. Die Folge war, daß die schmalen anbaufähigen Täler und Striche im Küstengebiet in unmittelbarer Nähe von Kapstadt für den Unterhalt der Bevölkerung nicht mehr ausreichten und die nachwachsende Generation daher genötigt war, durch die Gebirgspässe auf das innere Hochland emporzudringen. Dort aber bestand die einzige Möglichkeit zu wirtschaftlicher Existenz in der Weidewirtschaft nach dem Muster der Eingeborenenstämme. Zugleich aber bot sich in dem steigenden Absatz von Fleisch und Fleischprodukten an die Indiensfahrer die Möglichkeit einer sicheren ökonomischen Grundlage für die Wirtschaft. Damals entstanden die Anfänge des Burentums. Eine andere Wirtschaftsmöglichkeit, als die Farm mit extensiver Weidenutzung existierte aber auf dem südafrikanischen Hochland nicht. Vor allen Dingen bedurften die neuen Ansiedler gewaltiger Flächen zum Unterhalt ihrer Viehherden, und bei dem Fehlen aller künstlichen Maßnahmen zur Verbesserung der Wasserverhältnisse in jener ersten Zeit der südafrikanischen Besiedlung und bei der halb nomadenhaften Methode dieses uranfänglichen Burentums mußte die für diese Art von Wirtschaft im ganzen erforderliche Landfläche noch viel größer sein, als eine entsprechende Anzahl von Farmen heute an Land beanspruchen würde. Als untergeordnete Hilfskräfte brauchte man bei dieser Art von Viehwirtschaft natürlich Farbige. Die Ansiedler auf der Karru bedurften also sowohl des Landes der Eingeborenen, als auch der Arbeitskräfte der Eingeborenen für ihren Wirtschaftsbetrieb, und hiermit bestimmt sich das kolonialwirtschaftliche Problem, wie wir es jetzt im gesamten tropi-

*) Supan, Die territoriale Entwicklung der Europäischen Kolonien, Seite 81.

schen und südlichen Afrika in ausgeprägter Form vor uns haben, alsbald als die untrennbar verbundene Doppelfrage der Bodennutzung und der Eingeborenenennutzung. Hiervon war bei der punktweisen Kolonisation in den Faktoreihandelsgebieten der tropischen Westküste bis tief ins 19. Jahrhundert hinein kaum andeutungsweise die Rede gewesen. Während der Sklavenhandelszeit beschränkte sich die Bodennutzung darauf, daß einzelne feste Stützpunkte in unmittelbarer Nähe der Küste, ja oft selbst nicht einmal solche, sondern bloße verankerte und abgetafelte Schiffe, sogenannte *Hulks*, an den Flußmündungen und Häfen gehalten wurden, und im übrigen kam es darauf an, wieviel Menschenware von den Unternehmern, teils einheimischen Häuptlingen, teils Mischlingen, teils weißen Abenteurern, der Station zugetrieben wurde. Das war die ganze Methode der damaligen Eingeborenenennutzung. Als der Sklavenhandel und mit ihm diese Art von Kolonialwirtschaft aufhörte, besaß man teils überhaupt nicht, teils nur in ganz beschränktem Maße eine Möglichkeit, von den vereinzelt Handelsplätzen an der Küste aus auf die Eingeborenen im Sinne einer Produktionssteigerung an Landeserzeugnissen einzuwirken. Der natürlichen Arbeitsfcheu und dem geringen natürlichen Erwerbstrieb der Neger, von dem wir weiterhin noch zu reden haben werden, entsprach der geringe Wert des tropisch-afrikanischen Handelsumsatzes selbst noch im ersten und zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts. Natürliche Verkehrswege ins Innere hinein gab es dort nur in ganz geringem Umfange, und doch war auf anderem Wege, als durch Okkupation großer Landgebiete, keine verkehrswirtschaftliche Ausschließung des Innern und direkte kräftige Beeinflussung der einheimischen Bevölkerung, sei es in Güte, sei es in Gewalt, und keine Steigerung des Handels zu erwarten.

Nicht so in Südafrika. Nachdem einmal die ersten Schritte auf das Hochland hinauf geschehen waren, drang die weiße Ansiedlung verhältnismäßig rasch weiter vor. Im Jahre 1800 lief die Grenze der Kapkolonie von West nach Ost noch mitten durch die *Karru*. 1848 lag sie bereits am *Dranjesfluß*, und jenseits des *Dranje* waren die Freistaaten der aus dem *Kapland* ausgewanderten *Buren* entstanden. Ueberall, wohin das politische und wirtschaftliche System des einheimischen weißen *Afrikanertums* reichte, diesseits so gut wie jenseits des *Dranje* und des *Baal*, wurde den Eingeborenen gegenüber nach derselben Methode verfahren: das Land wurde vom weißen Mann okkupiert, und der Eingeborene,

soweit er nicht beim Versuch, Widerstand zu leisten und seinen Besitz zu verteidigen, zugrunde ging, wurde seines Eigentums verlustig und auf diese Weise mit selbstverständlicher Notwendigkeit dazu gezwungen, fortan seinen Unterhalt als Arbeiter in Lohn und Brot des weißen Mannes zu verdienen. Der Bur, worunter in diesem Zusammenhange nicht nur die Einwohnerschaft der beiden früheren Republiken, sondern das gesamte einheimische weiße Afrikanertum, namentlich auf dem platten Lande, zu verstehen ist, sieht es mit unerschütterlicher Sicherheit als selbstverständlich an, daß der Farbige, der „Kaffer“, kein Recht auf eigenen Landbesitz und eigene Viehzucht, also überhaupt nicht auf einen eigenen Wirtschaftsbetrieb nach der Art des weißen Mannes, hat. Der Eingeborene kommt für ihn nur als Dienstbarer, als Arbeiter, als „Boll“ im Sinne des südafrikanischen Farmers in Betracht. Diese Art von Eingeborenenpolitik haben die Buren mit unerbittlicher Härte überall dort durchgeführt und zur Vollendung gebracht, wo sie die äußere Möglichkeit dazu besaßen, d. h. wo die natürlichen klimatisch-physikalischen Verhältnisse des Landes die Viehzucht nach der Methode der südafrikanischen Steppenwirtschaft als die einzige oder ganz überwiegende Möglichkeit zur ökonomischen Ausnutzung des Grund und Bodens bedingten. Wo das der Fall war, und wo der Eingeborene keine Möglichkeit hatte, in geschlossener Masse vom Ackerbau nach Art der innerafrikanischen Negerstämme zu existieren, blieb ihm, nachdem er sein Land und sein Vieh verloren hatte, tatsächlich nur die Wahl zwischen dem Rückzug in die unwirtschaftlichsten und unwirtschaftlichsten Wüstengebiete, die dem weißen Ansiedler auf keine Weise mehr begehrenswert erschienen, zwischen dem Untergang oder der Annahme seiner neuen sozialen und ökonomischen Lage als unterworfenen und untergeordneten Arbeitsstand im Dienst des Weißen. Ueberall dort in Südafrika, wo besondere geographische und klimatische Bedingungen eine ausnahmsweise Widerstandskraft den Eingeborenen ermöglichen, so z. B. im Gebirge, im Basutoland, und in den regenreichen, jegliche Art von einheimischem Ackerbau ermöglichenden Sululänder des Ostens, haben sich innerhalb des ausschließlichen Wirtschaftsgebiets der weißen südafrikanischen Rasse sozusagen Inseln erhalten, auf denen die Lage der Eingeborenen in wirtschaftlicher und teilweise auch in politischer Beziehung noch eine bessere ist — aber das ändert nichts an der Tatsache, daß die allgemeine Tendenz in der Eingeborenenfrage innerhalb der natürlichen Grenzen Südafrikas die oben beschriebene ist. Auch im nördlichen

Transvaal waren die Buren aus ähnlichen Gründen, wie sie im Basutoland und sonstwo vorhanden waren, noch nicht dahin gelangt, ihr System zur vollständigen Durchführung zu bringen, aber sie arbeiteten auch dort daran und waren in dauerndem Fortschreiten begriffen. Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß dem burischen Prinzip die Zukunft innerhalb des ganzen angloburischen Teils von Südafrika gehört. Die Engländer haben aus politischen Gründen auf mehrfache Weise versucht, es zu durchbrechen, aber die Folgen dieses Versuchs haben sich für die Sicherheit und den Stand der weißen Herrschaft in Südafrika als so erschreckende herausgestellt, daß von Kapstadt bis nach Rhodesia bei dem ganzen einheimischen und bodenständigen Südafrikanertum nur eine einzige Stimme darüber besteht. Die englische Verwaltung in der Kapkolonie unternahm es schon vor dem letzten großen Burenkriege, bei der annähernden Stimmengleichheit zwischen der nativistischen Afrikanderpartei und dem englisch-imperialistisch gesinnten Teil der Bevölkerung, eine Stabilisierung der Mehrheitsverhältnisse im Kapstädter Parlament in ihrem Sinne dadurch zu erreichen, daß sie auch dem nach Besitz und Bildung gehobeneren Teil der Eingeborenen das Stimmrecht zu den Parlamentswahlen verlieh. Namentlich in der Zeit unmittelbar nach dem südafrikanischen Kriege wurde von imperialistischer Seite mit diesem Stimmrecht der Eingeborenen der größte Unfug getrieben. Man nahm es bereits als hinreichenden Erweis für den geforderten Bildungszensus an, wenn der farbige Wähler irgendwie seinen Namen kritzeln konnte, und es wird glaubhaft erzählt, daß die Kaffern durch besondere Einpeitscher zu Hunderten auf die Fähigkeit zu dieser Art Ableistung ihrer Namensunterschrift hin dressiert wurden. Ein stärkerer Gegensatz gegen das Prinzip der Buren, das die Eingeborenen nicht nur von der selbstständigen wirtschaftlichen Produktion sondern erst recht von jeder Art politischen Mitbestimmungsrechts in aller Schärfe ausschließt, ist nicht denkbar. Man würde übrigens fehl gehen, wenn man die englische Eingeborenenpolitik in Südafrika ausschließlich auf jene eben vorgetragenen politischen Erwägungen zurückführen wollte. Daran, daß solche den Ausschlag gegeben haben, ist nicht zu zweifeln, aber neben ihnen existierte und existiert auch noch eine nicht politisch, sondern allgemein philanthropisch orientierte Unterströmung in einflußreichen englischen Kreisen, die für Südafrika wie für die tropischen Kolonien unter christlichen und humanen Gesichtspunkten ein derartiges Verhalten den Eingeborenen gegenüber im Interesse der ver-

meintlichen Menschenrechte der Farbigen ausdrücklich propagiert. Im Zusammenhang hiermit steht auch die Tätigkeit der englischen und der von den Engländern geduldeten oder unterstützten deutschen Missionsgesellschaften im Kaplande, die sich, abgesehen von der Predigt des Christentums unter den Eingeborenen, deren religiöse Erziehung und geistig-sittliche Heranbildung auf dem Wege des Schulunterrichts zum Ziel gesetzt haben. Außer den Missions-
 schulen gibt es aber auch noch öffentliche Unterrichtsanstalten für Farbige im Kaplande, und ohne dieses an den dortigen Eingeborenen arbeitende Unterrichtssystem wäre es überhaupt unmöglich gewesen, für die farbigen Wähler jenen oben erwähnten Bildungscensus einzuführen. Die weiße Afrikanerbevölkerung und namentlich die echten Buren stehen dieser Art von Eingeborenenunterricht aber ebenso mißtrauisch oder direkt ablehnend gegenüber, wie der Erteilung politischer und ökonomischer Rechte an die Farbigen. Bekanntlich bildet die Frage, ob der Farbige in Kapland und den früheren Burenrepubliken durch rechtskräftiges Kaufgeschäft Grundbesitz erwerben solle, ein Hauptstreitobjekt zwischen der imperialistischen eingeborenenfreundlichen Partei in der Verwaltung, die sich überwiegend auf die großen Handels- und Minenstädte beschränkt, und zwischen der Masse der landsässigen weißen Bevölkerung afrikanischer und englischer Zunge. Die Afrikaner sehen vollkommen klar, wozu die Unterrichtspolitik bei den Farbigen führen muß: zur moralischen und materiellen Auffässigmachung der gesamten Eingeborenenbevölkerung gegen die weiße Herrschaft. Ein warnendes und im höchsten Grade bedenkliches Zeichen nach dieser Richtung hin ist die sogenannte äthiopische Bewegung. Um diese ihrem Wesen nach zu würdigen, ist es nötig, erst noch mit einem Wort eine andere Maßnahme der Engländer zu besprechen, die womöglich noch schärfer und zersetzender in dem Verhältnis zwischen den Weißen und den Farbigen in Südafrika gewirkt hat, als der Schulunterricht der Eingeborenen: die Bewaffnung von Farbigen im Burenkriege. Für das Selbstgefühl des Buren gegenüber den Eingeborenen ist ihre Heranziehung zur Waffenhilfe eine moralische Unmöglichkeit. Auch in den verzweifeltsten Momenten des Krieges haben die Kommandos der Freistaaten nie zu diesen Aushilfsmittel gegriffen. Der waffentragende Kaffer ist für den Buren genau solch ein Unding, wie der lesende und schreibende. Das gilt natürlich nicht von den halb oder ganz freien Stämmen, wohl aber von dem sogenannten „Volk“, der farbigen Arbeiterklasse in direktem Dienstverhältnis bei den Weißen. Die

Engländer waren, der Not gehorchend, nicht so bedenklich. Sie haben notorisch nicht nur zehntausende von Farbigen als Wagentreiber, Viehwächter und dergl. in den Dienst der fechtenden Truppen gestellt — das taten die Buren unter Umständen auch —, sondern sie haben sie auch mit Gewehr und Patronengurt, öfters sogar mit Sattel und Pferd ausgerüstet, den aktiven fechtenden Abteilungen als Kombattanten zugeteilt und sogar irreguläre Streifkorps vollständig aus Farbigen organisiert. Namentlich im Nordwesten der Kapkolonie sind die dort lebenden kleinen Stammesfragmente unvermischter Hottentotten auf diese Weise aufgeboten und bewaffnet worden. Der moralische Schaden, der auf solche Art in dem Verhältnis zwischen Weißen und Farbigen in Südafrika angerichtet worden ist, läßt sich überhaupt nicht beschreiben. Wenn auch den Buren in anderer Beziehung zweifellos eine starke politische, wirtschaftliche und zum Teil auch sittliche Rückständigkeit nachgesagt werden kann, so sind sie auf diesem Gebiet, was die Festhaltung der Grenzlinie zwischen Weißen und Farbigen betrifft, doch von vollkommener Festigkeit gewesen, und das aus keinem anderen Grunde, als weil sie, in instinktivem Bewußsein des Richtigen, die Unmöglichkeit erkannten, anders als auf dem Wege einer solchen absoluten Rassenscheidung zwischen der herrschenden und der beherrschten Schicht Südafrika als das zu erhalten, was es jetzt ist: des weißen Mannes Land. Indem wir die Erörterung über die moralische Seite dieses Problems vom Standpunkt der Weißen aus bis an den Schluß dieser Ausführungen verschieben, ist es doch notwendig, die Tatsache schon jetzt mit aller Bestimmtheit zu markieren, daß es anders als nach dem System der Buren für die Weißen ausgeschlossen ist, Südafrika zwischen dem Kap der Guten Hoffnung und dem Sambesi auf die bisherige Weise dauernd zu beherrschen. Die Buren waren und sind Meister darin, im wesentlichen ohne verwerfliche Brutalität, allein durch die Art ihres gewöhnlichen Auftretens, den Kaffer in dem Bewußtsein zu erhalten, daß die patriarchalische Unterordnung unter den weißen Herren, den Baas, für ihn das Selbstverständliche ist; daß es für ihn kein anderes Los gibt und daß es gut so für ihn ist. Mit dem Augenblick, wo in den südafrikanischen Farbigen die Vorstellung entsteht, daß sie es eines Tages ihren jetzigen Herrn gleich tun könnten, wo man ihnen den Weg zu dieser Idee dadurch eröffnet, daß ein weißes Volk sie würdig erachtet, seine Waffengenossen gegen den weißen Gegner zu sein, ist der

Keim zu der gefährlichsten Zukunftsentwicklung in den Boden Südafrikas gepflanzt. Ganz besonders schlimm aber werden die Aussichten dadurch, daß England jene Samenkörner nicht nur durch die unglückselige Kaffernbewaffnung während des Burenkrieges ausgestreut hat, sondern gleichzeitig auch noch durch die verkehrte Art des Schulunterrichts, der den Farbigen unter Billigung der Regierung in den religiösen und staatlichen Unterrichtsanstalten zuteil geworden ist und noch zuteil wird. Die religiöse Ueberzeugung der Missionare und die vermeintlich humanen Ideale gewisser philanthropisch-eingeborenenfreundlicher Kreise in England vereinigen sich in der Vorstellung, daß der Weg zur kirchlich-sittlichen Erziehung auch für die Farbigen durch ein Schulsystem nach Art desjenigen gehe, das für die weiße Bevölkerung paßt. Infolgedessen gehen diese Eingeborenen-Schulen darauf aus, ihren Zöglingen vor allen Dingen den religiösen und sonstigen Wissensstoff nach Möglichkeit auf dem Wege über die Kenntnis des Englischen als Schrift- und Kultursprache beizubringen. Die englische Bibel alten und neuen Testaments, die englische religiöse Traktatliteratur, aber auch die englischen politischen Zeitungen und Tageschriften jeder Richtung, sozialistische und utopistische Produkte der konfussten Art, und außerdem noch die politische, soziale und religiöse Literatur der Regierklasse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wird auf diese Weise den südamerikanischen Farbigen zugänglich, und wie die Erfahrung gezeigt hat, dient ein solcher Zustand zu nichts anderem, als zur Beförderung der törichtsten und zügellosesten rassenpolitischen Spekulationen und zur Schürung einer entsprechenden Agitation.

Das gefährlichste Produkt des verkehrten Schulsystems unter den südafrikanischen Eingeborenen ist die sogenannte äthiopische Bewegung oder der Aethiopismus. Dieser hat natürlich nichts mit dem Christentum Aethiopiens oder Abessinien zu tun, sondern er ist ein vollständig genuines Produkt der teilweise von den amerikanischen Negern her befruchteten geistigen Bewegung unter den südafrikanischen Eingeborenen. Nichts wäre verkehrter, als diese Bewegung im geringsten zu unterschätzen. Als der jetzige Premierminister von Transvaal und frühere Heerführer im Burenkriege, General Botha, am Sarge des alten Präsidenten Krüger in Pretoria sprach, sagte er, er halte es darum für ein besonders gutes Zeichen, daß Afrikaner und Engländer in Frieden und Eintracht gemeinsam dem großen Toten Ehre bezeugten, weil sie in Zukunft beide zusammen gegen einen gemeinsamen Feind, den Freiheitsstaumel

der farbigen Rasse, zu stehen haben würden. Das ist ein bitter ernstes Wort, und Botha hat es nicht obenhin gesagt, sondern weil er wohl wußte, was kommen würde. Der Name „äthiopische Kirche“ für die pseudo-religiöse Bewegung unter den südafrikanischen Eingeborenen stammt von einem früheren farbigen Gehilfen der wesleyanischen Mission, Mokone, in Pretoria zu Anfang der neunziger Jahre. Mokone war aber nicht der Erste, der den Gedanken einer farbigen Nationalkirche in Südafrika faßte. Das war vielmehr ein anderer eingeborener Missionsevangelist der wesleyanischen Methodisten, Jeremia Tiele, im Jahre 1882. Er trat aus seiner alten Kirchengemeinschaft aus, sammelte eine Anzahl Christlicher Kaffern im Osten der Kolonie unter dem Namen „Afrikanische Kirche“ und gründete eine eigene Gemeinde. Diese neue afrikanische Kirche ließ sich zunächst ein selbständiges Gebetbuch drucken, strich die Fürbitte für die Königin Viktoria aus der Liturgie, setzte an Stelle ihres Namens den des Kaffernhäuptlings Dalindjebo und hatte sehr bald zahlreiche Nachfolger und ähnliche Absonderungen aus der Zahl der farbigen Missionschristen in Transval, Transoranie, Natal und Basutoland.*) Die Bewegung gewann einen stärkeren inneren Zusammenhang und größere äußere Erfolge, als der amerikanische Negerbischof Turner Südafrika besuchte. Turner akzeptierte den Namen Äthiopische Kirche, den Mokone seiner Gründung gegeben hatte und belegte sie durch die Bibelstelle Psalm 68, 32: „Mohrenland (d. h. Äthiopien) wird seine Hände ausstrecken zu Gott“. „Diese Worte bedeuten“, sagte Turner, „daß die Schwarzen ihre Arme grade ausstrecken sollen, gleich dem Ringer, um ihren Feind zu packen, ihn zu Boden zu werfen und den ersten Platz unter den Nationen zu erobern. Die gelbe Rasse hat ihre Zeit der Größe gehabt, so auch die braune. Ihre Macht und ihr Ruhm gehören der Vergangenheit an. Die Weißen triumphieren noch im Gefühl ihrer Ueberlegenheit. Allein die Sonne ihrer Gewalt neigt sich dem Untergange zu. Sie müssen von der Rennbahn abtreten. Dann schlägt die Stunde der schwarzen Hamiten. Amerika und Afrika reichen sich die Hand. Der Sieg ist ihnen gewiß!“**) Turner kam vor einigen Jahren nach Südafrika auf Einladung eines früheren farbigen Missionsgehilfen der Wesleyaner, Mata Dwane. Dieser Dwane ließ sich von ihm zum apostolischen Vikar der bischöflich-

*) Vergleiche für das Folgende den Artikel von Missionar B. Schmid in der Zeitschrift „Der alte Glaube“, in Nr. 17., 27. Januar 1905.

**) Nach dem eben genannten Aufsatz von Schmid. Spalte 395.

methodistischen Kirche von Nordamerika für Südafrika ernennen, schloß sich aber nachträglich doch wieder der anglikanischen Episkopal-Kirche in Kapstadt an, als der anglikanische Erzbischof von Kapstadt ihm in törichter Kurzsichtigkeit die Gründung eines besonderen „aethiopischen Ordens“ innerhalb der südafrikanischen Hochkirche gestattete. Die nordamerikanische Negerkirche entsandte daraufhin sofort einen neuen „Bischof von Afrika“, einen gewissen Coppin, der in Kapstadt ein besonderes eingeborenes College gründete, aus dem in Zukunft sich der Klerus der äthiopischen Kirche rekrutieren sollte. Ueber den Charakter, den diese äthiopische Kirche in neuester Zeit angenommen hat, möchte ich mich anstatt aller weiteren Ausführungen auf das Zeugnis eines sehr besonnenen und in seiner Grundstimmung durchaus negerfreundlichen deutschen evangelischen Missionars im Kaplande, W. Schmid, berufen. Dieser schreibt von der Bühlarbeit der äthiopischen Agitatoren unter den bisherigen farbigen Missionschristen: Sie machen sich mit Vorliebe an die in Kirchenzucht stehenden Gemeindeglieder heran und werfen dann namentlich ihre Angeln nach den eingeborenen Evangelisten aus, die sie durch die Aussicht auf höheres Gehalt, selbständige Stellung und den klingenden Titel eines „Reverend“ an sich locken. Ihre missionierende Tätigkeit ist gering. Hier verfahren sie mit einer Oberflächlichkeit, die zur förmlichen Karrikatur wird. „Bei uns genügt es, eine Predigt gehört zu haben. Dann kann jeder getauft werden!“ Nach diesem Grundsatz wurden an einem Sonntage zwanzig Heiden getauft, die nichts weiter getan hatten, als daß sie am Sonntag zuvor eine Predigt mit anhörten, deren Inhalt war: „Wir bringen euch unsere Lehre, die Lehre Aethiopiens, die lautet: Ihr Schwarzen Afrikas, sagt euch alle von der Herrschaft der Weißen los!“ Um so eifriger wühlen sie dagegen in den alten Missionsgemeinden, nicht selten von den eingeborenen Häuptlingen begünstigt. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die Bewegung trotz aller inneren Uneinigkeit und Zerrissenheit überall um sich greift und große Massen an sich zieht. Von der Kapstadt an ist sie bereits bis zu dem Reiche der Barotse am oberen Sambesi vorgedrungen. Unter den Greueln des Burenkrieges hat sich der Aethiopismus noch nach zwei Seiten verschärft. Er ist in das politische Fahrwasser geraten und hat einen schwärmerischen Charakter angenommen. Für die Buren war die Neutralität der farbigen Bevölkerung eine Art Glaubenssatz. Sie haben niemals daran gedacht, die Eingeborenen zum Kampfe gegen die Engländer aufzurufen. Dafür waren sie zu weitichtig und zu

stolz, das Wort in seinem besten Sinne genommen. Die englische Heerführung kannte diese Rücksicht nicht. Sie benutzte die Farbigen nicht bloß im weitesten Maße zu allerlei Kriegsdiensten, sondern sandte sie schließlich auch bewaffnet gegen die Buren vor. Das erhöhte ihre Einbildung ebenso sehr, als es ihre Achtung vor den Weißen dämpfte. Ungeheuerliche Freiheitssträume bemächtigten sich der aufgeregten Massen, zum Teil durch unvorsichtige Versprechungen der Engländer genährt und noch mehr durch schwärmerische Freiheitsapostel geflissentlich ausgebreitet. Alles Land nördlich vom Magalis-Berge geben die Engländer, so verkündigten die Propheten, den Kaffern zurück. Die Stämme werden ihre alten Sitze wieder einnehmen, unter eigenen Häuptlingen leben und, frei von jedem Dienst und jeder Abgabe, sich ihres Glücks erfreuen. Ihre Träume haben sich nicht erfüllt. Die Dienstbarkeit der Schwarzen ist größer, als zuvor. Sie wurden entwaffnet und durch hohe Steuerauflagen zu neuer Arbeit gezwungen. Dazu gesellten sich schwere Nöte, Dürre, Krankheiten, Hunger und zuletzt noch die Herabdrückung des Lohns durch die neueingeführten Kulis. Was darum während des Krieges als Hoffnung schönerer Zeiten erglänzte, das ist nun ein Programm fanatischer Schwarmgeister geworden. Die äthiopische Bewegung ist in ihrem jüngsten Stadium religiös, sozial und politisch zugleich. Die Politiker rufen: gleiches Recht mit den Weißen! und verstehen darunter nichts anderes als: Der schwarze Erdteil den Schwarzen! Die Männer der Kirche aber predigen: Der Zufluchtsort aller Kaffern vom Süden bis zum Norden ist die Äthiopische Kirche, hier ist die Heimat, die Herde, der sich jeder Eingeborene anschließen muß!" So Missionar Schmid.

Die Entwicklung der äthiopischen Bewegung, wie sie sich in derartigen Zeugnissen ausspricht, und die einhellige Ueberzeugung aller derjenigen persönlichen Kenner der Verhältnisse, die nach der geschichtlichen wie nach der politischen Seite mit dem südafrikanischen Eingeborenentum vertraut sind, läßt es keinem Zweifel unterliegen, daß für die Zukunft Südafrikas tatsächlich die Krisis einer Auseinandersetzung zwischen den Weißen und den Farbigen heraufzieht, und es wäre ein Optimismus, der leicht verhängnisvoll werden kann, wenn man sich ohne weiteres in der Hoffnung wiegen wollte, daß diese Krisis ohne Blutvergießen, ohne die Greuel eines von beiden Seiten mit der äußersten Erbitterung und Unmenschlichkeit geführten Massenkrieges zu Ende gehen wird. Zum mindesten müßte, wenn es anders kommen soll, auf Seiten der Weißen ein

gemeinsames politisches Verständnis von der Natur dieses Problems sich mit der Entschlossenheit zum entsprechenden politischen Handeln zusammenfinden. Der Aethiopiismus ist einstweilen noch lange nicht die nativistische Bewegung der eingeborenen Rasse in Südafrika schlechthin; er ist möglicherweise einstweilen noch nicht viel mehr, als ein Symptom dieser Bewegung — allerdings dann ein sehr hervorragendes und beachtenswertes. Das aber ist sicher, daß eine von Jahr zu Jahr sich weiter ausbreitende und tiefer fressende geistige Bewegung durch die Eingeborenenstämme Südwestafrikas geht, eine Bewegung, von der ein mehr zufälliger Ausläufer bekanntlich auch unser Südwestafrika erreichte und zu der Erhebung des alten Hendrik Witbooi beitrug. Wer über geschichtliche Erfahrung verfügt und geschichtlich erkennbare Größen zu werten versteht, der weiß aber auch, daß derartige Bewegungen, einmal in Gang gekommen, nie wieder von selber aufhören, sondern daß sie in einer oder in der anderen Form, in direkter oder in gebrochener Entwicklungslinie, ihren Weg gehen, bis ihre Kraft an irgend einer Stelle offenbar wird. Man kann über die Mittel und Wege verschiedener Meinung sein, wie solche Bewegungen zu beeinflussen, einzudämmen, vielleicht unter besonders günstigen Umständen auch zurückzubilden sind, aber auf jeden Fall ist es das Verkehrteste, was geschehen kann, wenn man ihre Bedeutung bestreitet oder gering schätzt und den Dingen zusehenden Auges ihren Lauf läßt. Daher müssen wir es für die Behandlung der Eingeborenenfrage in unserem Anteil an Südafrika auch uns gesagt sein lassen, daß die Eingeborenenpolitik, die jenseits der englischen Grenze gemacht wird, eine praktische Bedeutung auch für unseren Besitz hat und daß wir unsererseits durch die Behandlung dieser Fragen in unserem Anteil eine Verantwortung fürs Ganze mitübernehmen.

Vor allen Dingen ist die Meinung verkehrt, als ob es darum, weil unsere Kolonie Südwestafrika ein Ansiedlungsgebiet für den deutschen Farmer ist, nicht viel darauf ankäme, ob und wieviel Eingeborene daneben noch im Lande existieren. Gegenwärtig ist ihre Menge noch durch den Krieg und seine Nachwirkungen stark verringert, und bei den Hottentotten, deren Zahl schon vorher nach dem Urteil von Kennern des Volks, namentlich der Missionare, in beständigem Rückgang begriffen war, wird man wohl annehmen müssen, daß sie nach Ablauf eines gewissen Zeitraums, wenigstens als unvermischte Masse, ausgestorben sein werden. Bei der schwarzen Eingeborenenbevölkerung der Kolonie aber, den Hereros und Ovambos, die zur

Banturasse gehören, und den sogenannten Klippkaffern oder Bergdamaras, die ein Negervolk von unbekannter Familienzugehörigkeit darstellen, dürfen wir die begründete Hoffnung hegen, daß ihre durch den Krieg dezimierte Zahl jetzt unter friedlichen Verhältnissen rasch und kräftig wieder in die Höhe gehen wird. Die Ovambos sind bekanntlich durch den Krieg fast gar nicht berührt worden, und auch die Bergdamaras, die größtenteils in Dienstbarkeit bei den Hereros lebten, haben keine großen Verluste erlitten. Die Zahl der Hereros ist allerdings sehr stark zusammengeschnitten, möglicherweise bis auf die Hälfte, aber bisher hat sich immer noch gezeigt, daß die eigentlichen Negervölker auch im näheren Zusammenleben und im ständigen Verkehr mit dem Weißen eine sehr bedeutende Widerstands- und Anpassungsfähigkeit gegenüber den Einwirkungen der Kultur haben. Auch im englischen und buriſchen Südafrika sind die Namavölker, die Hottentotten und ihre Verwandten als reine Rasse fast verschwunden, und ihre Sprache existiert nicht mehr. Selbst der falsche Prophet Stüürmann, wie es heißt, ein Hottentotte aus der Kapkolonie und Verwandter des Kowesin-Stammes, der sogenannten Witboois, konnte sich bei seiner Predigt den Hottentotten auf deutschem Gebiet in der alten gemeinsamen Stammessprache nicht einmal verständlich machen, weil er als Muttersprache nur noch die Taal sprach, die buriſch-afrikanische Abart des Holländischen. Es ist ein bemerkenswertes Zeichen für die politische Kraft, die dem Burentum innewohnt, daß es diese seine Sprache der gesamten farbigen Mischlingsbevölkerung des Kaplandes und der früheren Republiken aufgenötigt hat. Sprechen doch selbst die Nachkommen der muhamedanischen Einwanderer, der indischen Malayen und ostafrikanischen Araber, die in Kapstadt noch ihre Moscheen und ihre Mullahs haben, unter sich nur kapholländisch und kennen außer einigen englischen Brocken keine andere Sprache. Ganz anders ist es dagegen bei den schwarzen Stämmen in Südafrika, die weder an Zahl noch an physischer Kraft abgenommen noch ihre alte Stammessprache zugunsten des Burendialekts aufgegeben haben. Schon wegen der Notwendigkeit, soviel wie möglich einheimische Arbeitskräfte zu erhalten und zu beschaffen, müssen wir jetzt nach dem Kriege in Südwestafrika, was die Eingeborenen betrifft, eine ausgesprochene und systematische Populationspolitik treiben.

Unsere Eingeborenenpolitik hat in Südwestafrika von Anfang an unter einem unglücklichen Stern gestanden und sie ist erst durch die jüngsten Verordnungen, beinahe ein Vierteljahrhundert nach dem

ersten Erwerb der Kolonie, in die richtigen Bahnen gelenkt worden. Ursprünglich bestanden ja durchweg in Deutschland ganz verkehrte Vorstellungen über die Natur des Landes und über die wirtschaftlichen Möglichkeiten, die es darbot. Man dachte an große Handelsunternehmungen, an Bergwerke und andere Unmöglichkeiten. Schon nach wenigen Jahren konnte man sich aber darüber klar sein, was man in Südwestafrika besaß: nichts anderes, als einen Anteil an dem großen südafrikanischen Hochlande, von derselben durchschnittlichen Beschaffenheit, wie die Länder jenseits der Kalahari und des Oranjesflusses. Damit war auch gegeben, was in wirtschaftlicher Beziehung aus der Kolonie gemacht werden konnte: ein Besiedlungsland für weiße Farmer mit extensiver Weidewirtschaft. Vor allen Dingen gehörte aber dazu die faktische Verfügung über die nötigen Landflächen. Mit nicht sehr erheblichen Ausnahmen gehörte das Land indeß den eingeborenen Bantu- und Namastämmen, die dort wohnten, und von ihnen wurde es als Weide für ihr Vieh benutzt. Sollte also eine Ansiedlungspolitik stattfinden — und an etwas anderes war füglich nicht zu denken —, so mußte die Regierung vor allen Dingen in den unbestrittenen Besitz des Grund und Bodens gelangen, den Eingeborenen Reservate zuweisen und das übrige Land für die weiße Besiedlung öffnen und sichern. Voraussetzung dafür war natürlich, daß die Hereros und Hottentotten militärisch unterworfen und entwaffnet wurden. Das geschah nicht. Im Gegenteil, die Unklarheit über die notwendigen politischen und wirtschaftlichen Maßnahmen in der Kolonie ging so weit, daß man es von Regierungswegen den Hereros direkt ermöglichte, ihre bisherige mangelhafte Bewaffnung zu vervollständigen und zu verbessern, um sich der Ueberfälle Hendrik Witboois besser zu erwehren. Mehrere tausend Hinterlader und massenhafte Munition sind auf diese Weise in der Zeit von 1889—1891 ins Land gebracht und von den Eingeborenen erworben worden. Als der erste Landeshauptmann, der jetzige Major a. D. von Francois, die Verwaltung Südwestafrikas übertragen erhielt, brach er mit diesem System und sprach sich unzweideutig über die herausbeschworene Gefahr aus, aber es war zu spät. Die Eingeborenen waren bereits im Besitz der Waffen, mit denen sie dreizehn Jahre später den großen Aufstand von 1904 unternehmen konnten. Die Eingeborenenpolitik, die Gouverneur Leutwein von 1894 bis zum Ausbruch des Aufstands in Südwestafrika befolgt hat, war nichts anderes, als die notgedrungene Konsequenz der Verhältnisse, die er bei Uebernahme der

1908

Verwaltung vorband. Er verfügte zu Anfang über eine militärische Macht von 400 Mann Schutztruppe, die allmählich bis auf etwas über 700 Mann gesteigert wurde. Wenn man bedenkt, daß heute die fünffache Truppenzahl verlangt wird, um die zusammengeschmolzenen und entwaffneten Reste der Hereros und Hottentotten in Ordnung zu halten, so wird man gerecht über die Aufgabe urteilen, die Leutwein gegenüber der ungebrochenen Macht und Bewaffnung der Stämme oblag. Im Jahre 1896 empörte sich ein Teil der Hereros im Osten der Kolonie. Die Niederwerfung des Aufstands gelang Leutwein mit seinen damaligen Mitteln und mit Hilfe des treu gebliebenen Teils der Hereros schnell und gründlich, und in der Kolonialverwaltung in Berlin dachte man nun doch daran, ob es nicht besser wäre, die anfangs versäumte Entwaffnung wenigstens bei den Hereros vorzunehmen. Man schickte Leutwein zu dem Zweck eine Verstärkung von 400 Mann. Die Zumutung, mit dieser Macht die Hereros zu entwaffnen, mußte Leutwein natürlich ablehnen. Die Ereignisse der Jahre 1904/06 haben ihm nur zu sehr recht gegeben. Im übrigen sind ja die südwestafrikanischen Zustände vor und nach dem Kriege in den letzten Jahren Gegenstand einer so ausgiebigen Erörterung gewesen, daß es sich vielleicht erübrigt, an dieser Stelle besondere Ausführlichkeit auf sie zu verwenden, und was mein persönliches Urteil darüber betrifft, so bitte ich auf die Darstellung verweisen zu dürfen, die ich in meinem eigenen Buch über Südwestafrika zur Sache gegeben habe. Worauf es mir an dieser Stelle ankommt, ist nur der Hinweis darauf, daß die schmerzliche Katastrophe, die uns soviel Menschenleben gekostet und soviel Ausgaben verursacht hat, nicht auf solche Fehler in der Eingeborenenpolitik zurückgeht, die speziell auf das Konto des Gouverneurs Leutwein kämen, sondern auf Fehler, allerdings sehr schwere und grundlegende Fehler, die vor seiner Zeit gemacht worden waren. Nachdem man einmal die Bewaffnung der Eingeborenen hatte geschehen lassen, existierte in der Tat nur die Alternative, eine Politik nach Art derjenigen Leutweins zu machen, oder einen Krieg nach Art der Kämpfe von 1904 bis 1906 zu führen. Leutweins Programm, mit dem er sich im Einverständnis mit der vorgesetzten Kolonialverwaltung befand, zielte darauf ab, durch eine hinhaltende Behandlung der Eingeborenenfrage, namentlich durch eine Trennung der Interessen der einzelnen Stämme und Parteien, den an sich zu befürchtenden Ausbruch gewaltigen Widerstandes gegen die durchgreifende Kolonisierung des Landes durch die Weißen solange hint-

anzuhalten, bis die weiße Bevölkerung nach Menge und Kraft soweit erstarkt war, daß den Eingeborenen eine kriegerische Erhebung von selber aussichtslos erscheinen mußte. Das größte Hindernis für den schließlichen Erfolg dieses Planes lag darin, daß die Regierung nicht genügend Kronland zur Verfügung hatte, um zunächst einen kräftigen Stock weißer Ansiedler außerhalb der anerkannten Stammesgebiete der Eingeborenen zu schaffen. Das für Ansiedlungszwecke brauchbare Land außerhalb dieser Gebiete war gleich in den ersten Jahren an eine Anzahl Landgesellschaften fortgegeben worden, die teils durch hohe Preise, teils durch direkte Verweigerung von Landverkäufen das allmählich wachsende Ansiedlertum auf Landkäufe und Niederlassung in den Eingeborenengebieten, namentlich dem Hererolande, hindrängten. Ueberall staute sich die Ansiedlung an den Grenzen der Gesellschaftsländereien und wandte sich von dort nach den Eingeborenengebieten. Aber das Thema von den südwestafrikanischen Landgesellschaften ist ja auch schon so vielfach verhandelt und zum Teil ein Gegenstand des Tagesstreits geworden, daß man es mir leicht nachsehen wird, wenn ich hier auf diese an sich mit der Eingeborenenpolitik eng zusammengehörige Frage nicht näher eingehe. Durch eine Reihe von unglücklichen Zufällen, nicht zum mindesten durch die Auskunft eines verdienten alten südwestafrikanischen Offiziers während des Bondelsaufbruchs im Oktober 1904, daß er auf jeden Fall für die Ruhe in seinem Bezirk im Hererolande bürgte, kam es, daß das Hererogebiet im kritischen Augenblick von Truppen so gut wie ganz entblößt war, um die Bondelzwards im Süden zu bekämpfen. In diesem gefährlichen Augenblick hat wahrscheinlich die falsche Nachricht, daß die Engländer am Oranjefluß Feindseligkeiten auf eine dort kämpfende deutsche Abteilung eröffnet hätten, das plötzliche Aufflammen des bereits glimmenden Brandes im Hererolande verursacht.

Indem ich auch die Frage nach den während des Krieges in der Behandlung der kämpfenden und besiegten Eingeborenen etwa gemachten Fehlern übergehe, möchte ich nur bei den jüngsten Eingeborenenverordnungen für Südwestafrika einen Augenblick verweilen. Diese Verordnungen besagen im wesentlichen, daß die Eingeborenen fortan ohne Erlaubnis des Gouvernements keinen Grundbesitz haben und keine selbständige Großviehzucht treiben dürfen. Man hat eine solche Maßnahme hart genannt und gegen sie den Vorwurf erhoben, daß die Eingeborenen in eine Art von Sklavereizustand versetzt werden sollen. Nichts kann ungerechtfertigter sein, als ein

solcher Tadel. Ganz abgesehen von der Frage, ob und welche Bestrafung die Leute für den Aufstand verdient haben, ist es nur auf diese Weise möglich, ihre Arbeitskraft in den Dienst des Ansiedlungswerkes zu stellen, von dessen Fortschreiten und Erfolgen wir eine allmähliche Wettmachung der großen Aufwendungen für die Kolonie erwarten. Die große Masse der Eingeborenen hat auch früher keinen eigenen Besitz gehabt, sondern ist den Kapitänen und Großleuten dienstbar gewesen. Wenn wir es ihnen jetzt gestatten wollten, auf ihren alten Stammesgebieten selbständige Viehzucht zu treiben und wenn wir sie womöglich, wie tatsächlich gefordert worden ist, zu dem Zweck mit dem notwendigen Zuchtmaterial versehen wollten, so können wir sicher sein, daß kein Herero und kein Hottentott sich freiwillig zum Dienst als Arbeiter beim weißen Farmer, bei der Regierung, beim Bahnbau, oder sonst irgendwo anbieten wird. Es ist in der Tat das System der Buren, das wir mit jenen Verordnungen für Südwestafrika adoptiert haben, aber dieses System ist für alle südafrikanischen Länder aus den oben vorgetragenen praktischen, politischen und wirtschaftlichen Gründen eine absolute Notwendigkeit, wenn wir überhaupt daran festhalten wollen, daß diese Gebiete das sein und bleiben sollen, als was man sie heute zu bezeichnen pflegt: ein Land des weißen Mannes!

Wenn wir, um den augenblicklichen wirtschaftlichen Wert eines Kolonialgebiets zu ermitteln, seine Handelsbewegung zum Maßstab des Urteils nehmen, so entfällt bei Afrika (von Ägypten und den übrigen Mittelmeerländern natürlich abgesehen) sowohl absolut als auch relativ der größere Teil der Gesamtsumme auf Südafrika, und zwar unter Ausschluß der Wertbewegung an Edelmetallen, deren Mitinzurechnung das Bild natürlich noch viel entschiedener nach der entsprechenden Seite hin beeinflussen würde. Diese Tatsache, sowie der weitere Umstand, daß Südafrika in dem von uns angenommenen Umfange ein überaus wichtiges Besiedelungsland für die weiße Rasse ist, und daß in diesem Zusammenhang die Frage nach der Eingeborenenpolitik der dortigen Kolonialmächte als die wichtigste und brennendste erscheint, die überhaupt existiert, hat uns dazu veranlaßt, einen so großen Teil dieser Betrachtungen auf Südafrika zu verwenden. Was nun den in territorialer Beziehung unvergleichlich viel größeren, wirtschaftlich aber erst in den Anfängen seiner Entwicklung stehenden Teil Afrikas betrifft, die tropischen Küstenländer und Binnengebiete, so läßt sich hier auf keine Weise ein ähnlich klares und bestimmtes Bild zeichnen, wie das bei

Südafrika möglich gewesen ist. Wir greifen zunächst zurück bis auf die Zeit der Aufhebung des Sklavenhandels. Auf dem Wiener Kongreß setzte England die prinzipielle Beseitigung der Sklavenausfuhr aus Afrika im Sinne einer allgemeinen Deklaration der beteiligten Kulturstaaten über die Verwerflichkeit dieser Art von kolonialer Nutzungsmethode durch. Damit war die kolonialwirtschaftliche Betätigung der Weißen auf eine neue Basis gestellt, und wenn auch der Negerhandel in seinen letzten Ausläufern noch bis tief in das 19. Jahrhundert gedauert hat und auch die Verstärkung des Produktenhandels, die ihn ablöste, bis unmittelbar an die Schwelle des neuesten Kolonialzeitalters im wesentlichen an das Faktoreisystem gebunden blieb, so zeigten sich doch alsbald nach der Aufhebung der Sklaverei auch die ersten Anfänge einer „flächenhaften“ Kolonisation in Verbindung mit dem Plantagensystem im tropischen Westafrika. Die Fortschritte waren aber sehr langsame. Bemerkenswerterweise waren es die Franzosen, die, nachdem England ihnen ihren früheren Besitz am Senegal zurückerstattet hatte, im Jahre 1819 in der Gegend von Dagana am Unterlauf des Flusses Eingeborenenplantagen zur Kultur von Baumwolle und Indigo ins Leben riefen. Wie gering aber der kolonialwirtschaftliche Wert aller damaligen europäischen Besitzungen in Afrika war, geht aus der Schätzung des Engländers Mellic hervor, der für die Zeit um 1815 den Gesamthandel Afrikas nur auf 600 Millionen Mark veranschlagt. Davon entfiel aber mehr als die Hälfte auf die Küstengebiete am Mittelmeer, und in den Handelswert für den tropischen und südlichen Teil des Erdteils war der Wert der Sklavenausfuhr mit eingeschlossen. Als dieser aufhörte, „blieben so wenig Handelswerte übrig, daß der größte Teil von Afrika, vom kaufmännischen Standpunkt betrachtet, alle Bedeutung verloren zu haben schien“. Einschließlich des Sklavenhandels sollen Ausfuhr und Einfuhr aller afrikanischen Länder südlich der Sahara damals nur je 150 Millionen Mark bewertet haben!*)

Die Notwendigkeit, nach dem Aufhören des Sklavenhandels den afrikanischen Handel auf eine neue Basis zu stellen, nötigte die dort interessierten Nationen dazu, sich vor allen Dingen einmal über die Möglichkeiten einer Ausdehnung der Handelsbeziehungen ins Innere, über die natürlichen Verkehrswege, vor allen Dingen die

*) Supan, Die territoriale Entwicklung der Europäischen Kolonien, Seite 200, Anmerkung.

Flüsse und über die Haupthandelsrouten des Hinterlandes und über seine Verkehrsprodukte, zu orientieren. So kam es zu den ersten großen Forschungsreisen im Innern von Westafrika, die sich ganz besonders die Aufklärung der Produktions- und Bevölkerungsverhältnisse im Nigergebiet zum Ziel setzten. Trotzdem blieb der wirtschaftliche Wert Westafrikas so gering, daß man in England bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus fortdauernd daran dachte, die Verwaltung aus den Besitzungen an der Guineaküste zurückzuziehen und diesen Plan teilweise sogar zu verwirklichen begann. Mit Bestimmtheit, wenn auch langsam, haben nur die Franzosen im Senegalgebiet den Uebergang zur Flächenkolonisation und damit zur direkten Beherrschung größerer Massen von Eingeborenen fortgesetzt. Hier hat sich der General Faidherbe, von 1854—1864 mit einer kurzen Unterbrechung Gouverneur der Senegalkolonie, große Verdienste erworben. Der schlimmste Feind für die Erweiterung der Kenntnisse des Landes und für die Okkupation größerer Landflächen war und blieb aber das Klima, in Verbindung mit der Unwegsamkeit der tropischen Urwaldzone, die den größeren Teil des Küstengebiets am Golf von Guinea umsäumt. Der Handel war infolgedessen gering und dementsprechend erhielt sich die Abneigung bei den Kolonialverwaltungen in Europa, größere Mittel für den politischen Erwerb und die militärische Sicherung umfangreicher Territorien aufzuwenden.

Die große Wendung in der Auffassung vom zukünftigen Wert des tropischen Afrika als Kolonialbesitz für die europäischen Nationen brachte die Expedition Stanleys, der 1875—1877 zum erstenmal, Afrika von Osten nach Westen in der Breite der großen Seen und des Kongo vollständig durchquerte. Es folgten die Kongo-Konferenz und die Gründung des unabhängigen KongoStaates, als Vorspiel zu der danach beginnenden rapiden Aufteilung des übrigen tropischen Afrika unter England, Frankreich, Deutschland und Portugal. Die unbedeutenden spanischen Besitzungen und der mißglückte Versuch Italiens in Afrika können dabei praktisch außer Betracht bleiben. Ueber die Methode der kolonialwirtschaftlichen Nutzung der ungeheuren, in wenigen Jahren erworbenen, vorläufig als bloße Interessensphären auf der Karte abgegrenzten Gebiete herrschte allerdings in der weiteren Öffentlichkeit der interessierten Länder noch nicht viel Klarheit. Besonders gilt das für die praktische und theoretische Behandlung dieser Probleme in Deutschland, das in letzter Stunde ganz plötzlich und gleichsam über Nacht in

den Besitz kolonialer Territorien vom mehrfachen Umfange des Reiches, mit Millionen eingeborener Bewohner, gelangt war.

Als Ausgangspunkt der weiteren Betrachtung nehmen wir die englische Eingeborenenpolitik im tropischen Westafrika. Sie ist in eigentümlicher Weise gleichzeitig durch historisch-politische und durch wirtschaftliche Rücksichten bedingt und tritt uns daher in den verschiedenen Kolonien auch auf ziemlich verschiedene Weise entgegen. Am merkwürdigsten liegen die Verhältnisse in der Kolonie Sierra Leone, wo das bei den Engländern heimische sogenannte, „negrophile“ System bis in seine äußersten Konsequenzen ausgebildet erscheint. Der Ursprung der Kolonie Sierra Leone geht auf die Ansiedlung früherer Negerkrieger, die England im Kampfe gegen die aufständischen Kolonien in Nordamerika gebraucht hatte, samt einer Anzahl befreiter Sklaven und heruntergekommener Weißen, zu Ende des 18. Jahrhunderts zurück. Die Hauptstadt des Gebiets erhielt wegen der programmatischen Bedeutung des Versuchs den Namen Freetown. In der Folge wurde bestimmt, daß alle durch englische Kreuzer von Sklavenschiffen befreiten Schwarzen zur Ansiedlung dorthin gebracht werden sollten. Die Leitung der Kolonie bekam eine philanthropisch-kolonialwirtschaftliche Gesellschaft, die „African Institution“; der Hafen von Freetown wurde als Stützpunkt für die Kreuzer eingerichtet, die auf die Sklavenschiffe Jagd machen sollten, und die Gesellschaft erhielt für ihre Verwaltung in der Kolonie einen kleinen staatlichen Zuschuß. Sowohl nach der philanthropischen als auch nach der wirtschaftlichen Seite hin endete der Versuch aber mit einem gänzlichen Mißerfolg, so daß Sierra Leone 1808 zur britischen Kronkolonie erklärt werden mußte. Aus der Zeit jenes ersten philanthropischen Experiments her hat sich aber die damalige soziale und gesetzliche Verfassung der Kolonie bis heute erhalten, so daß Weiße und Farbige einander formell in jeder Beziehung gleich gestellt sind. Die Gerichte haben unterschiedslos weiße und schwarze Besitzer und urteilen in solcher Besetzung gleichmäßig über Weiße und Schwarze; ebenso stehen beide Massen im Prinzip sozial vollkommen gleich. Die äußeren und inneren Zustände, die sich unter der Herrschaft dieses Systems herausgebildet haben, sind allerdings eine Karrikatur auf die gesunde Vernunft. Unter einer dünnen Schicht von oberflächlichem Kulturfirnis herrscht bei den Farbigen eine unglaubliche Faulheit, Unsauberkeit und Verdorbenheit, die nur durch die düffelhafteste Ueberhebung dieser Gentlemen übertroffen wird. Infolgedessen gibt es keine englische Kolonie auf der Welt, die

einen ähnlich verlobbarten und verlumpten Eindruck machte, wie Freetown und Sierra Leone. Die dortigen Eingeborenen nennen die Kolonie mit Emphase „das schwarze Land“ und fügen höhnisch hinzu, der Platz darin für die Weißen liege auf dem Kirchhof! Ein Weißer heißt zwar white man; statt black man muß man aber coloured gentleman sagen, wenn man sich keinen Injurien aussetzen will, und wer von „Niggern“ spricht, wird vor das Schöffengericht gebracht, in dem die schwarzen Beisitzer ihn zur Geldstrafe wegen Beleidigung verurteilen können! Auch das Beamtenpersonal des Gouvernements besteht zum großen Teil aus Schwarzen. Der Versuch, mit diesem Material im Hinterlande der Kolonie zur Gewöhnung der dortigen Eingeborenen an Arbeit und zur Hebung der Ausfuhr eine Hüttensteuer einzuführen, führte zu einem heftigen Aufstande; erst die neuerdings erfolgte Erbauung einer Schmalspurbahn in das Innere hat bessere Erfolge gehabt. Trotzdem ist Sierra Leone infolge seiner verkehrten sozialen Zustände bis heute die unbedeutendste aller englischen Besitzungen in Afrika geblieben.

Nicht ganz in derselben Weise wie in Sierra Leone, aber doch für unser Empfinden noch sehr weitgehend nach der negrophilen Seite hin, sind die sozialen Zustände und die Verwaltung in dem wichtigen Lagos ausgebildet. Es kommt nicht vor, daß farbige Geschworene über Weiße zu Gericht sitzen, wohl aber werden bei Streitigkeiten zwischen Weißen und Farbigen schwarze Beisitzer mit vollen richterlichen Befugnissen herangezogen. In gesellschaftlicher Beziehung stehen die wohlhabenden farbigen Familien den weißen durchaus gleich. Der Gouverneur erläßt zu den offiziellen Diners Einladungen an Schwarz und Weiß, und bezeichnend ist die bekannte Erzählung von dem deutschen Gouverneur, der beim englischen Kollegen in Lagos während eines Besuchsaufenthalts zum Ball eingeladen war, aber die Erfahrung machte, daß sämtliche schwarzen Schönheiten nach der Reihe ihm bei der Aufforderung zum Tanz einen Korb gaben. Er erkundigte sich unter der Hand, ob irgend etwas Besonderes vorläge und wurde gefragt, ob er in den betreffenden Familien, von denen er annehmen mußte, daß er abends beim Gouverneur mit den Damen zusammentreffen würde, seine Karten abgegeben habe. Auf die erstaunte Verneinung erhielt er die Antwort: ja dann können Sie sich natürlich auch nicht wundern, daß die Damen Sie ignorieren! In Freetown, wie in Lagos, kann es dem Weißen auch passieren, daß er auf der Post oder am Eisenbahnschalter von irgend einem schmierigen, fettigen Negerweib mit

den Worten: „ladies first!“ darüber belehrt wird, wer zuerst daran kommt. In Lagos ist auch das ganze subalterne und ein Teil des mittleren Beamtenpersonals farbig.

Die Gründe für dieses negrophile englische System in Westafrika liegen zum Teil in dem philanthropischen Beginn der dortigen Kolonisation, die nicht nur in Sierra Leone unter dem Einfluß der Theorien über die allgemeinen Menschenrechte stand, aus denen als erfreulichere Frucht ja auch die Abschaffung des Sklavenhandels erwuchs. Andererseits aber — und vielleicht ist dieser materielle Faktor im Ganzen noch gewichtiger einzuschätzen, als der ideelle — war die westafrikanische Küste in früherer Zeit wegen ihrer klimatischen Verhältnisse derart mörderisch für die Weißen, die als Kaufleute, Beamte oder Soldaten dorthin kamen, daß schon aus diesem Grunde eine kräftige Verwaltungsorganisation und eine intensivere Beeinflussung aller Verhältnisse durch das weiße Element ausgeschlossen war. Dazu kam der geringe wirtschaftliche Wert dieser Gebiete nach der Aufhebung des Sklavenhandels, der die englische Regierung zu wiederholten Malen beinahe dazu brachte, die Verwaltung und die Besatzungen bis auf einige wenige Häfen überhaupt aus Westafrika zurückzuziehen und den geringen existierenden Handel außerhalb dieser Plätze sich selbst zu überlassen. Vom Anfang bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein wäre man in London am liebsten sowohl Sierra Leone als auch die Goldküste und die besonders mörderischen Niederlassungen im Nigerdelta, wo einige Faktoreien besetzt waren, wieder los geworden. Man tat es schließlich nicht, aber man beschränkte doch die Opfer an Geld und weißen Kräften stark und versuchte statt dessen, die Eingeborenen so weit wie möglich für die Entwicklung und Verwaltung jener Besitzungen heranzuziehen. Man leistete daher auch den Missionsgesellschaften, die dort an der religiösen und kulturellen Entwicklung der Neger arbeiteten, jeden Vorschub, schon um mit Hilfe ihrer Schulen ein brauchbares Subaltern-Beamtenpersonal, kaufmännische Gehilfen, Clerks, Schreiber, Agenten usw. zu bekommen. Bei den guten intellektuellen Fähigkeiten, dem äußeren Nachahmungstalent und vor allen Dingen bei der maßlosen Eitelkeit der westafrikanischen Neger konnte dann eine Entwicklung, wie sie in Sierra Leone und Lagos stattgefunden hat, nicht ausbleiben. Eine sehr wichtige Folge davon ist aber die, daß unter dem Einfluß dieser früheren Zustände in den Küstengebieten das negrophile System auch später, als sich die Verhältnisse, etwa mit Ausnahme von Sierra Leone, unver-

gleichlich viel größer entwickelten, als man im Anfang des 19. Jahrhunderts und selbst bis in die sechziger Jahre noch annehmen konnte, nicht mehr gut zu beseitigen war, und daß es jetzt seine Wirkungen bis weit ins Innere hinein äußert. Der äußerlich von der Kultur beeinflusste, intelligente, des Lesens und Schreibens und aller kaufmännischen Geschäfte kundige, aber innerlich aufgeblasene und moralisch vollkommen haltlose „englisch“ redende Neger von der Westküste ist ein so fest ausgeprägter Typus geworden und der Einfluß, den die Existenz und das Treiben dieser sogenannten Kulturträger auf ihre minder entwickelten schwarzen Landsleute im Innern hat, ist ein so großer und unvermeidlicher, daß alle Kolonialmächte an der Westküste zweifellos mit den Früchten dieser Art von englischer Eingeborenenpolitik dauernd werden rechnen müssen. Auch die Franzosen gehen in der Heranziehung der Farbigen (wenn auch nicht der reinen Neger) so weit, daß z. B. der stellvertretende Oberichter am Sitze des Generalgouvernements von Westafrika, in Dakar, ein Mulatte ist. Französisch-Westindien entsendet ja bekanntlich sogar farbige Abgeordnete in die Deputiertenkammer in Paris!

Wenn man mit Engländern spricht, denen die Verhältnisse an der Westküste aus eigener längerer Erfahrung vertraut sind, so merkt man bald, daß ihnen die Zustände selbst unbehaglich sind und daß sie die überfirnißten und aufgepußten schwarzen Ladies und Gentlemen gründlich mißachten. Innerlich gesteht kaum einer von ihnen den Farbigen das Recht auf gesellschaftliche Gleichstellung zu — nur daß die allgemeine Reserviertheit des Engländer in der Beurteilung solcher Zustände, der große Einfluß der üblichen Humanitätsphrasen und der Mission, die eifrig die Gleichberechtigung der Schwarzen verspricht und mit der es niemand gern verderben will, dazu die offizielle Regierungssparole, eine gewisse äußere Zurückhaltung des Urteils verursachen. Es kann auch gar keinem Zweifel unterliegen, daß es nicht zu einer so krassen Ausprägung des negrophilen Systems gekommen wäre, wenn die beiden wichtigsten Faktoren des modernen Kolonialwesens im tropischen Afrika, die Eisenbahn und die Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse, namentlich der rationelle Chiningerbrauch, von Anfang an in den englischen Besitzungen wirksam gewesen wären. Von dem Zeitpunkt ab, wo die flächenhafte Kolonisation in Afrika begann, zunächst in der Form einer Aufteilung des Erdteils in Interessensphären, haben sowohl die Engländer als auch die Franzosen erkannt und nach ihrer Erkenntnis gehandelt, daß eine weit ausgreifende Eisenbahn-

politik die Vorbedingung für alle übrigen Erfolge ausmacht. Im Gegensatz zu uns Deutschen, die wir in der ersten Zeit unserer kolonialen Experimente (zum Teil ja noch heute!) viel zu sehr in dem Vorurteil befangen waren, daß Kolonialwirtschaft identisch oder so gut wie identisch sei mit Kolonialwarenproduktion und Kolonialwarenhandel, ging die englische Kolonialpolitik in Afrika sofort und die französische sehr bald nach dem Beginn des neuesten Zeitalters darauf aus, den Handel mit Landesprodukten durch größere Aufschließungsbahnen von der Küste ins Hinterland zu entwickeln. In den meisten Gebieten des tropischen Afrika wiederholt sich die Erscheinung, daß die Küstengebiete verhältnismäßig produktenarm und vor allen Dingen schlechter bevölkert sind, als das Hinterland. So ist es am Senegal und am Gambia, so an der Goldküste, so im Nigergebiet, in Togo und in Kamerun. Mit einigen Abweichungen wiederholt sich dieselbe Erscheinung bekanntlich auch auf der Ostseite von Afrika. Bodenproduktion ist eben unter allen Umständen von dem vorhandenen Maß von Bevölkerungsdichte abhängig. Aus diesem Grunde kommt es bei der kolonialwirtschaftlichen Aufschließung des tropischen Afrika allem zuvor darauf an, die minder produktive oder unproduktive Küstenzone zu überwinden, und da brauchbare Flußwege ins Innere mit Ausnahme des Nigergebiets kaum vorhanden sind, so bildet die Eisenbahn das einzige Mittel hierzu. Die Erfahrungen, die man in den englischen und französischen Kolonien in Westafrika mit diesem System der Aufschließungsbahnen gemacht hat, sind, wie das in überzeugender Weise aus der Denkschrift des Reichskolonialamts über die Eisenbahnen Afrikas hervorgeht, durchaus günstige.

Mit der allgemein kulturellen und wirtschaftlichen Verschiedenheit der Verhältnisse im Küstengebiet und im Innern ist aber auch eine verschiedene Methode der Eingeborenenpolitik hier und dort gegeben. An den Küstenplätzen findet sich auf englischem und ähnlich auch auf französischem Gebiet eine farbige Bevölkerung, die noch von der Sklavenhandelszeit her aus allen möglichen Elementen bunt durcheinander gemischt und im Besitze jener vorhin charakterisierten besonderen Art westafrikanisch-geborener Küstenkultur ist, die zur sittlichen Hebung der Schwarzen so gut wie nichts beigetragen, ihren moralischen Stand vielmehr verschlechtert hat, aber sie immerhin mit einem ziemlichen Besitz an äußeren Fertigkeiten, an geschäftlicher Gewandtheit und andern formellen Bildungselementen ausgerüstet hat. Diese halbzivilisierten Küstenneger werden

von der französischen Verwaltung meistens, wiewohl die negrophile Phrase auch dort herrscht, merklich kürzer behandelt, als auf britischem Gebiet, aber im allgemeinen bildet die Klasse doch an der ganzen Westküste, vom Senegal bis zum Kongo, mit allmählicher Abnahme ihrer äußeren Kulturstufe nach Süden, eine ziemlich gleichmäßig, man könnte vielleicht sagen, westafrikanisch-kosmopolitisch charakterisierte Eingeborenen-schicht, die durchweg das sogenannte Neger- oder Pigeon-Englisch mit Gewandtheit handhabt und vielleicht mit einem gewissen Recht mit dem Suaheli redenden ostafrikanischen Küstenneger, der ein ähnliches Mischprodukt auf ähnlicher Kulturstufe ist, verglichen werden könnte. Diese Art von Küstennegern hat überall, wo sie vorhanden ist, auch in den deutschen Kolonien, die Tendenz, sich in sozialer und, wo es geht, auch in politischer Beziehung soweit wie möglich vorzudrängen, den Europäer äußerlich zu kopieren, zu versuchen, sich ihm gleichzustellen usw. Die psychologische Struktur des Küstennegertums beruht zum Teil auf einer mehr kindischen Eitelkeit und geschwägigen Oberflächlichkeit, zum Teil aber sind diese Züge gepaart mit einem ausgesprochenen Massendünkel gegenüber den Weißen, nicht selten auch mit direkt feindseligen Instinkten gegenüber dem Europäer. Von Bedeutung ist in dieser Beziehung auch das Vorhandensein eines politisch autonomen Negerstaates, dessen äußere Organisation ein lächerliches Zerrbild europäisch-amerikanischer freiheitlicher Staatsformen darstellt: die bekannte Negerrepublik Liberia. Neben und hinter dieser Gesellschaft von sogenannten Kulturnegern leben die wenig zahlreichen, in viele kleine Stämme und Dorfschaften zerplitterten unzivilisierten Buschneger des Küstengebiets in vollständiger Barbarei. Irgend ein zivilisatorischer Einfluß ihrer äußerlich vorgeschritteneren Stammesgenossen auf sie findet kaum statt. Man braucht von Monrovia, von Accra oder von der Sierra Leone-Küste nur wenige Stunden landeinwärts in den Busch zu gehen, um auch äußerlich die allerbarbarischsten und primitivsten Verhältnisse zu finden. Dieses Bild ändert sich erst vollständig, sobald man das eigentliche Innere jenseits der Busch- und Urwaldzone, von der das Küstengebiet bedeckt ist, erreicht hat. Am oberen Senegal und Gambia wie am oberen Niger, im Aschantigebiet (binnenwärts von der Goldküste), in Dahomey, in Britisch-Nigeria, ja selbst noch im deutschen Kamerunhinterlande, ist die politische Entwicklung der Eingeborenen sehr viel weiter fortgeschritten, als innerhalb der vorliegenden Küstenregion. Der Neger im Innern ist in großen einheimischen Staaten organisiert, die der

europäischen Invasion im Zeitalter der beginnenden flächenhaften Kolonisation Westafrikas zum Teil einen starken Widerstand entgegengesetzt haben. Man braucht nur an die schweren Aschantikriege der Engländer und an die Kämpfe der Franzosen in Dahomey und im westlichen Sudan mit den dortigen eingeborenen Machthabern zu erinnern, die bedeutende Opfer forderten und denen gegenüber die Europäer oft der höchsten Energie und des ganzen verwegenen Wagemuts bedurften, den die jahrelange kriegerische Arbeit in diesen Gebieten bei manchen Naturen unserer Rasse entwickelt, um in verhältnismäßig so kurzer Zeit doch die erste vorläufige Stabilisierung der europäischen Autorität in jenen entlegenen Gebieten zuwege zu bringen. In den relativ gut bevölkerten, zum großen Teil bereits muhammedanischen und bis zur Ankunft der Europäer in den Formen der asiatisch-afrikanischen Despotie organisierten einheimischen Reichen des inneren Westafrika ist das Problem einer Eingeborenenpolitik für die weiße Rasse natürlich ein ganz anderes, als an den Küstenplätzen, und es ist bezeichnend dafür, wie sich aus gleichartigen Verhältnissen mit geringen Abweichungen auch das gleichartige politische System entwickelt, wenn wir bei der Eingeborenenpolitik der Engländer und Franzosen in den westafrikanischen Binnengebieten vielfach dieselben Methoden verfolgt sehen. Der jetzige Stand der Dinge im Küstengebiet, den ein besonnener Beurteiler weder vom Standpunkt der schwarzen noch von dem der weißen Rasse als einen erfreulichen anerkennen kann, ist ein Produkt jener zwei oder drei Menschenalter, in denen die handelswirtschaftliche Bedeutung Westafrikas eine sehr geringe war, und während derer die dort interessierten europäischen Nationen unter dem Druck der mörderischen klimatischen Verhältnisse und den Nachwirkungen jener philanthropisch-politischen Experimente mit den befreiten Sklaven nur ein sehr mäßiges praktisches Interesse an der Ausbildung eines festen Systems in der Eingeborenenpolitik hatten. Das pigeon-englisch redende Küstennegertum war eine fertige Größe, als das neue Kolonialzeitalter in Afrika: der Uebergang zur flächenhaften Kolonisation größten Maßstabes, seinen Anfang nahm. Im Innern wäre man jetzt an sich in der Lage, von Anfang an ein richtigeres System für die Eingeborenenpolitik zu suchen. Ein solches müßte darauf abzielen, die erworbenen Gebiete auf der einen Seite politisch-militärisch zu sichern, auf der andern Seite ihre wirtschaftliche Produktion in die Höhe zu bringen. Für beides liegt dort der gegebene Anknüpfungspunkt bei der Gewalt der eingeborenen Häuptlinge und

Herrscher. Was dem unentwickelten Buschneger des Küstengebiets fremd ist — der Massengehorsam gegenüber der wenn auch barbarischen, so doch den Fortschritt zur organisierten Staatsform repräsentierenden Herrscherdespotie, das ist dem Neger des Binnenlandes eine von altersher vertraute und selbstverständliche Sache. Nichts ist schwieriger, als die im Urwald verzettelten und verstreuten, eine feste Häuptlingsgewalt oft gar nicht kennenden kleinen Horden, Dorfschaften und Stämme der Buschneger zu irgendwelcher regulären Arbeit und Produktion, sei es noch so sehr im eigenen Interesse, zu bringen. Die Völker im Innern dagegen vermag man durch das Mittelglied der Häuptlingschaften oder sogenannten Sultanate zu fassen. So liegt also dort die nächste Aufgabe der Eingeborenenpolitik darin enthalten, daß die kolonisierende Macht sich der Untertänigkeit oder Vasallenschaft der einheimischen Fürsten in dem Sinne versichert, daß jene zuverlässigen Gehorsam leisten und die europäischen Beamten in der Heranziehung ihrer Untertanen zu verstärkter wirtschaftlicher Produktion, zur Arbeit an Eisenbahnen, Stationsbauten und dergl., unterstützen. Zur Erreichung dieses Ziels dient sowohl in den englischen als auch in den französischen Kolonialgebieten vor allen Dingen die Besetzung einer Anzahl wichtiger Plätze mit Truppen. Die Engländer verfolgen in ihrer größten westafrikanischen Kolonie, dem Nigergebiet, das System, daß eine sehr starke Macht in einem zentral gelegenen Lager zusammengehalten wird: Lokodja, am Zusammenfluß des Niger und Benue, und daß die weiter binnenwärts gelegenen Plätze, die einzelnen politischen Residenturen und Agenturen, nur mit geringeren Kräften unter dem Befehl eines weißen Offiziers oder politischen Agenten belegt sind. Dies System erscheint unter so günstigen Kommunikationsverhältnissen natürlich, wie sie im Nigergebiet durch die schiffbaren Wasserarme der beiden großen Ströme, die flügel förmig den größten Teil des gewaltigen Gebiets nach allen Seiten aufschließen, gegeben sind. Durch den Bau der großen Nigerbahn von Lagos über Ibadan, Ilorin, Zungeru nach Kano, im äußersten Norden des Protektorats, werden sich diese günstigen Verkehrsbedingungen noch weiter verbessern. Das französische Kolonialreich in Westafrika hat ungünstigere natürliche Verkehrsverhältnisse, als das englische. Zwar bietet der obere und mittlere Niger eine brauchbare Schifffahrtsstraße von großer Ausdehnung dar, aber sie ist durch französisches Gebiet nur über lange Aufschliebungsbahnen von der Küste her zu erreichen. Daher ist es auch vor allen Dingen das Bestreben der französischen Kolonialverwaltung, die Ver-

bindung zwischen dem Niger und der Küste nach vier Richtungen hin: nach Dakar, Conakry, Bingerville und Cotonou, zu verwirklichen. Der Senegal, der seinem ganzen Lauf nach durch französisches Gebiet fließt, ist als Fluß wenig brauchbar. Das französische Westafrika erstreckt sich überdies vom Sudan über den Tschadsee mit einem weit über Osten und Süden wiederum bis ans Meer greifenden Arm um Britisch-Nigeria und Deutsch-Kamerun herum. Dieses Südgebiet, der französische Kongo und die französischen Länder im Südosten des Tschadsees, sind einstweilen nur auf dem gewaltigen Umweg über den Kongo, den Ubangi und den Schari, der in den Tschadsee mündet, zu erreichen. Die schlechtere Kommunikation macht also den Franzosen das englische System der großen zentralen Reserve und der schwächer besetzten Außenposten unmöglich. Die Garnisonen sind daher im Innern von Französisch-Westafrika an den Plätzen von gleicher Bedeutung auch in annähernd gleicher Stärke verteilt. Das eigentliche Soldatenreservoir für die militärische Beherrschung des westafrikanischen Besitzes bildet für Frankreich die Senegalkolonie. Die dortigen Eingeborenen, die bereits ein Vermischungsprodukt zwischen den eigentlichen Negerstämmen und den maurisch-berberischen Saharabewohnern darstellen, bieten ein ganz vorzügliches Soldatenmaterial dar. Die senegalesischen Schützen, „tirailleurs sénégalais“, sind für die Franzosen in Westafrika das- selbe, was die Sudanesen-Soldaten in Ostafrika für die Engländer sind und in der ersten Zeit ja auch für uns waren. Noch kann nicht die Rede davon sein, daß der englische und französische Einfluß in den ungeheuren Gebieten, die beide Mächte in Westafrika besitzen, durchweg anerkannt und maßgebend wäre. Zwar geht der englische Telegraph schon nach Kano und Sokoto, dem alten Zentralsitz des sogenannten Fullahkaisertums, dem einst alle Länder zwischen der Sahara, dem Tschadsee und dem Südkameruner Waldland untertan waren, aber der britische Resident von Sokoto ist einstweilen kaum in der Lage, im Ernstfalle einen materiellen Druck auf die dortige Fullahherrschaft auszuüben. Eine wirkliche materielle Schmälerung in den Machtbefugnissen der einheimischen Herrscher jener ganz entfernten Gebiete ist gegenüber dem Weißen doch nur erst in dem Sinne eingetreten, daß die feste Stabilisierung der europäischen Macht in den weiter gegen die Küste zu gelegenen Ländern ihren moralischen Eindruck auch in den entferntesten Binnenstrichen nicht verfehlt. Noch viel entschiedener auf dem Papier steht die französische Macht in dem Sultanat Wadai jenseits des Tschadsees.

In Wadai kümmerte sich bisher kaum ein Mensch um die Franzosen, und es wird jetzt erst an eine allmähliche und vorsichtige Besetzung dieses wichtigen und stark bevölkerten kriegerischen Gebiets mit Militärposten herantreten. Die bisherigen Versuche nach dieser Richtung hin haben aber keineswegs glänzende materielle Erfolge gehabt, während den Franzosen im eigentlichen Westafrika sogar schon die Einführung einer ertragreichen Kopfsteuer geglückt ist!

Diese kurze Skizze der Lage auf dem Gebiet der Eingeborenenpolitik innerhalb des englisch-französischen Besitzes in Westafrika zeigt also, daß von einer durchgreifenden Klärung und Festlegung der Verhältnisse noch gar nicht die Rede sein kann. Auf der einen Seite liegen in der geistigen und materiellen Verfassung des heutigen Küstennegertums zweifellos sehr bedenkliche und gefährliche Keime, deren tatsächliche Entwicklung in Zukunft noch niemand vorhersehen kann. Leider läßt sich auch nicht behaupten, daß die englische Eingeborenenpolitik zurzeit eine deutliche Erkenntnis von der Gefährlichkeit oder wenigstens von den zukünftigen gefährlichen Möglichkeiten dieser Lage äußerte. Es herrscht durchweg dem pseudokulti- vierten Küstennegertum gegenüber ein ausgesprochenes *laissez faire*. In den französischen Besitzungen ist der Ton, wie bereits bemerkt, merklich strammer; vor allen Dingen wird der soziale Unterschied zwischen der weißen und der farbigen Rasse von seiten der Lokalverwaltung in den Kolonien bedeutend stärker markiert, als nach der Pariser Phraseologie zu erwarten wäre. In den französischen Kolonien gilt höchstens der kriegerische, mit Saharablut vermischte Chef eines Binnenlandstammes als eine Art von farbigem Gentleman; nicht der mit Manschetten und Lackstiefeln aufgepuzte, pomadisierte Gigerlnigger von der Küste. Von schwarzen Geschworenen, von den frömmelnden schwarzen Reverends von Sierra Leone und Lagos, die dem weißen Mann gegenüber den Anspruch auf Respektabilität mit demselben Aplomb erheben, wie ein Bischof der anglikanischen Hochkirche, ist dort wenigstens nicht die Rede. Eine desto größere Rolle spielen freilich dafür die farbigen Courtisanen — Mulattinnen u. dgl. — in den vorletzten Pariser Toiletten. Ebenowenig aber, wie sich die weitere Entwicklung des Küstennegertums jetzt übersehen läßt, wird man heute schon sagen können, was in den großen einheimischen Sultanaten und Häuptlingschaften des Innern geschehen wird, wenn die Eisenbahnen der Europäer wirklich bis in die Tiefen des Sudan, der Niger- und der Tschadseeländer vorgedrungen sein werden, wenn die Formen der europäischen Autorität und die ma-

teriellen Ansprüche unserer wirtschaftlichen Kolonisation schärfere und stärkere werden, und wenn mit der Zunahme der weißen Kaufleute, Agenten und Händler, mit der Entstehung einer Mischlingsklasse und mit der fortgesetzten Ausbildung eingeborener Kräfte zu europäisch geschultem Soldatenmaterial sowohl die allgemeinen Reibungsflächen als auch die einzelnen kritischen Berührungspunkte zwischen den beiden Rassen sich im Vergleich zu heute unverhältnismäßig vermehrt haben werden.

Den äußersten Gegensatz zu dem sogenannten negrophilen System im westafrikanischen Küstengebiet bildet die Eingeborenenpolitik des Kongostaates. Sie steht im engsten Zusammenhang mit der dort betriebenen besonderen Art von Kolonialwirtschaft, die ihrerseits wieder durch die natürliche und physikalische Beschaffenheit des Kongolandes und durch die dortigen Bevölkerungsverhältnisse bedingt erscheint. Es ist daher kein Zufall, wenn auch in der benachbarten französischen Kolonie „Congo français“, wo all diese Verhältnisse sehr ähnlich liegen wie im unabhängigen Kongostaat, auch ähnliche Zustände in der Behandlung der Eingeborenen existieren, oder wenigstens geraume Zeit hindurch existiert haben. Der Ausfuhrhandel des Kongostaats belief sich im Jahre 1906 auf den Wert von 58,3 Millionen Franken. Davon entfielen allein auf Kautschuk 48,5 Millionen, d. h. rund fünf Sechstel. Die wirtschaftliche Existenz des Kongostaats steht und fällt also mit dem Kautschukhandel, und es ist nur natürlich, wenn seine gesamte Wirtschafts- und Eingeborenenpolitik auf Kautschukgewinnung und Kautschukproduktion gerichtet ist. Da die Waldvölker des Kongogebietes zum größten Teil auf einer sehr niederen Kulturstufe stehen und daher noch weniger zu regelmäßiger Arbeit geneigt sind, als die Eingeborenen anderer Teile des tropischen Afrika, so war es außerordentlich schwierig, sie zum regelmäßigen und reichlichen Einsammeln von Kautschuk zu bewegen. Auf der anderen Seite erschien es ganz unmöglich, ohne die Hilfe dieser eingeborenen Waldbewohner die Ausbeute der immensen Kautschukvorkommen zu bewerkstelligen. Das System, das zu diesem Zweck ausgebildet wurde, ist sehr einfach. Sowohl die höheren als auch die niederen Beamten der Verwaltung beziehen ein verhältnismäßig sehr kleines festes Gehalt, daneben aber Provisionen für den in ihrem Verwaltungsbezirk zur Einsammlung und Ablieferung gelangenden Kautschuk. Sehr anschaulich schildert diese Dinge der Kaufmann Hans Ziegler, dem wir eine Reihe interessanter und wertvoller Studien von der afrikanischen Westküste ver-

danken*) „Die Art und Weise, wie die Ausbeutung eines neuen Distrikts in Angriff genommen wird, ist ungefähr folgende: Ein Weißer (meistens ein jüngerer Mann) mit einem Jahresgehalt von 4—5000 Frcs. und weniger pro Jahr geht mit Soldaten ins Innere und legt instruktionsgemäß eine Station an. Er baut ein Haus, auch Hütten für die Soldaten, umgibt das Ganze mit Verteidigungsstofade, nachdem er vorher schon ein freies Schußfeld von 400 bis 500 m geschaffen hat. Dies nimmt ungefähr vier Wochen in Anspruch. Danach unternimmt der Stationsleiter (sous-agent) mit einem Teil der Garnison Touren in die umliegenden Gebiete und besucht jedes Dorf. Vor jeder Hütte muß der dazugehörige Mann stehen; im anderen Fall wird die unbemannte Hütte niedergebrannt, weil angenommen wird, daß der Besitzer sich im Busch versteckt hält, um der Registrierung zu entgehen. Jeder erhält eine Blechmarke um den Hals, der Dorfälteste eine solche aus Messing! Hier nach muß von nun ab jeder registrierte Mann 5 Kilogramm Gummi in der Station als Steuer abliefern (in gewissen kurzen Zeitabschnitten). Man hat bezeugt, daß Leute, die weniger brachten, 50 bis 100 Stockhiebe erhielten; die anderen erhielten ein Geschenk, den 3—400sten Teil des eingebrachten Gummivertes. Der Staat bezahlt per Kilogramm einen Franc Provision an seine ausführenden Beamten. Der sous-agent und Leiter der Sammelstation erhält 25 Centimes, sein Vorgesetzter auch 25 Centimes und der Provinzialchef à la Lothaire von Ruf 50 Centimes.“ Auf diese Weise können die jungen Leute, mit denen die unteren Verwaltungsstellen besetzt werden, darauf rechnen, in einigen Jahren sich 30—50000 Frcs. Vermögen zu erwerben. Es bedarf keiner weiteren Ausführung, um zu erklären, wie ein solches System auf die Behandlung der Eingeborenen wirken muß. Die sogenannten Kongogreuel haben, wenn auch hier und da eine tendenziöse Uebertreibung mit untergelaufen sein mag, eine hinreichend dokumentarisch beglaubigte Unterlage, um die Verurteilung und den Abscheu der zivilisierten Welt über die am Kongo herrschende Behandlung der Eingeborenenfrage einhellig hervorzurufen. Leider hat diese moralische Entrüstung der gebildeten Leute bisher nur einen sehr geringen Erfolg für die Besserung der Verhältnisse gehabt, und es ist bezeichnend für die Art und die Höhe des Verständnisses, die man besonders in Deutschland diesen Fragen

*) Hinaus in die Welt. Erlebnisse, Studien und Betrachtungen eines Weltreisenden. Von Kaufmann Hans Ziegler. Heft 1—4. Berlin, bei Wilhelm Süßerot (Heft 4, Seite 24—25).

entgegenbringt, wenn aus aufgebauchten Kleinigkeiten und vereinzelt, sicher zu verurteilenden Ausschreitungen in unseren Kolonien der Stoff für den allgemeinen Klatsch und für die jahrelange Entrüstung von 20 Millionen Zeitungslesern bestritten wird, — von den nachgerade zu einer skandalösen Blamage ausartenden Kolonialprozessen nicht zu reden, — die Eingeborenenbehandlung im Kongostaat aber mit achselzuckender Interessellosigkeit abgetan wird!

Ein kleines aber interessantes Stück afrikanischer Eingeborenenpolitik findet sich schließlich noch auf der portugiesischen Kakaoinsel Sao Tomé im Golf von Guinea. Dieses kleine Eiland ist das im Verhältnis leistungsfähigste Kakaoproduktionsland der Welt und eigentlich eine einzige große Kakaopflanzung. Sao Tomé und die noch kleinere Nachbarinsel Príncipe haben zusammen nur etwas über 900 qkm Areal und dabei eine Kakaofuhr von 7 Millionen Mark, d. h. halb soviel wie das Kakaoland Venezuela. Um die Plantagen von Sao Thomé bearbeiten zu können, hat man eine Zufuhr von nominell „angeworbenen“ Eingeborenen aus Angola organisiert. Die Arbeitskontrakte lauten aber oft auf eine Frist bis zu 20 Jahren, und nach der Organisation, wie nach der praktischen Handhabung dieser Art von Arbeiterversorgung handelt es sich nicht um etwas wesentlich anderes, als um eine Art von verschleiertem Sklavenhandel. Die Behandlung der Leute ist aber, wie es heißt, im ganzen human, und es soll sogar auffallend gut für die gesundheitlichen Verhältnisse der Arbeiter und für die Normierung der Arbeitszeit usw. gesorgt sein.

Wenden wir uns nun zum Schlusse einer prinzipiellen Beantwortung der Frage zu, welches die Gesichtspunkte für die Behandlung des Eingeborenenproblems in den afrikanischen Kolonien der weißen Rasse sein müssen. Wir haben die verschiedenen Systeme gekennzeichnet, nach denen in den wichtigsten Besitzungen der vorzugsweise an der Kolonisierung des Erdteils beteiligten Nationen gegenüber verfahren wird. Wenn dabei die Verhältnisse in den deutschen afrikanischen Tropenkolonien, Ostafrika, Kamerun und Togo, nicht ausdrücklich mitberührt worden sind, so hat das seine Ursachen im wesentlichen darin, daß wir eben noch inmitten der Diskussion über die Grundlinien des vorliegenden Problems stecken und daß von einem durchgearbeiteten deutschen System bisher eigentlich nirgends die Rede sein kann, mit Ausnahme etwa der kleinsten, aber am glücklichsten entwickelten unserer Kolonien: Togo. Die Verwaltung von Togo hat namentlich in den letzten Jahren auf

friedlichem Wege geradezu Außerordentliches in der Ausnutzung der Eingeborenenarbeit für öffentliche Zwecke erreicht, und Togo ist in dieser Beziehung nicht nur unter den deutschen Kolonien, sondern weithin an der ganzen afrikanischen Westküste das Musterland für eine gerechte und zugleich energische, die Produktivkräfte des Landes entwickelnde und den autoritativen Abstand zwischen der weißen und der farbigen Rasse während der Verwaltung geworden. Von Südwestafrika und von Togo abgesehen befindet sich aber bei uns die Eingeborenenbehandlung noch durchaus im Stadium der Versuche und der Debatten, wie das ja schon aus dem Grunde nicht viel anders sein kann, weil wir infolge unserer Rückständigkeit im kolonialen Eisenbahnbau die menschenreichen und wirtschaftlich wertvollen Teile unserer Besitzungen noch gar nicht erschlossen haben, sondern dort vorerst nur über einige wenige, isolierte und schwach besetzte Postierungen verfügen. Daß dabei keine Art von positiv durchgreifender Eingeborenenpolitik getrieben werden kann, liegt auf der Hand.

Das Problem der Eingeborenenpolitik in Afrika ist das Problem der niederen Rasse. Dem Altertum und der alten christlichen Kirche wie dem Mittelalter ist es in seiner heutigen Gestalt und Schärfe unbekannt. Auch die Sklavenwirtschaft des Altertums ist unter diesem Gesichtspunkt zu beurteilen, und es ist sehr bezeichnend für den Unterschied der Massen und für die grundsätzliche Seite der hier vorliegenden Frage, wenn wir sehen, wie die innere Wertverschiedenheit unter den Menschenrassen auch bei ihrem Verhalten im Sklavenzustande zum Ausdruck gelangt. Die Sklaverei des Altertums hat den Beweis geliefert, daß der Mensch der weißen Rasse in der Gefangenschaft nicht, oder doch nur in sehr beschränktem Maße fortpflanzungsfähig ist. Nicht die Ausbreitung des Christentums hat das Aufhören der Sklaverei verursacht, sondern der Grund dafür war das Aufhören der Kriege nach der romanischen Weltmonarchie. Die Kriege des Altertums haben den Sklavenbedarf der damaligen Welt gedeckt; der Kriegsgefangene war in der Regel von vornherein dem Verkauf als Sklave verfallen. Seit Augustus haben die Kriege im Innern und an den Grenzen des romanischen Reiches nicht mehr genügendes Material geliefert um die Sklavenbestände auf ihrer alten Höhe zu erhalten. Die Sklavenzüchtung aber auf dem Wege der dauernden Fortpflanzung des vorhandenen Sklavematerials aus sich heraus erwies sich als unmöglich. Der Grund dafür liegt sicher vorzugsweise in dem psychischen Widerstand, den

die Art des Sklavendaseins in dem weißen Sklaven gegen die regelmäßige und normale Fortpflanzung seines Geschlechts hervorrufen . . Ganz anders bei der schwarzen Rasse. Auch nachdem die Negereinfuhr aus Afrika in die vereinigten Staaten aufgehört hatte, nahm die Zahl der farbigen Bevölkerung in den Südstaaten während der Sklavenzzeit auf dem Wege der natürlichen Vermehrung regelmäßig zu. Die schwarze Rasse hat sich dort also auch im Zustande der Gefangenschaft weiterzuchten lassen, wie die domestizierten Haustiere sich in der Unfreiheit züchten lassen. Es sollte diese Beobachtung doch wohl von vornherein als ein gewichtiger Fingerzeig für die Beurteilung des Gesamtproblems anerkannt werden.

Die Eigenschaften des Negers im Naturzustande sind vor allen Dingen eine unbezähmbare, sein ganzes Sinnen- und Triebleben nach Art eines Dauerzustandes ausfüllende Sinnlichkeit; dazu Mangel an Boraussicht für die Zukunft und eine große naive Eitelkeit. Andere Eigenschaften, wie allgemeine Rohheit des Empfindens, Blutdurst und dergl., wird man nicht ihm besonders, sondern vielen Naturvölkern auf einer gewissen Stufe der Entwicklung überhaupt zuzusprechen haben. Bei der Erziehung des Negers, zumal nach der sogenannten negrophilen Methode in den britischen Besitzungen West- und Südafrikas, hat sich gezeigt, daß seine Intelligenz und seine Fähigkeit sich äußere Fertigkeiten anzueignen, in hohem Grade entwicklungsfähig ist. Auf der anderen Seite aber sind die Grundzüge seines Charakters, die Sinnlichkeit, die Eitelkeit und der Leichtsin, durch diese Art von Erziehung nicht verändert worden. Der Neger ist ausbildungsfähig nach der Seite der Intelligenz, der technischen und geschäftlichen Gewandtheit. Nicht ausbildungsfähig, oder nur sehr mangelhaft ausbildungsfähig ist er nach der Seite des moralischen Wesens. Man hat allerlei Beispiele unter den nordamerikanischen Negern dafür angeführt, daß die Rasse als solche doch auch sittlich ausbildungsfähig sei, aber die Persönlichkeiten, die nach dieser Richtung hin immer genannt werden, sind zum Teil sicher, zum Teil sehr wahrscheinlich gar keine reinen Neger, sondern Kreuzungsprodukte der schwarzen und weißen Rasse. Das hebt natürlich die Beweiskräftigkeit dieser Erscheinungen auf. Bei den Verhältnissen, die in bezug auf die Bluteinfuhr von der weißen in die schwarze Rasse während der Sklavenzzeit in den amerikanischen Südstaaten geherrscht haben, ist es so gut wie ausgeschlossen, heute bei irgend einem Farbigen in Nordamerika den Beweis dafür zu führen, daß er von reiner Negerrasse ist. Wir wollen nicht in Abrede

stellen, daß die theoretische Möglichkeit einer wesenhaften Emporentwicklung der gesamten schwarzen Masse für irgend eine unbestimmte Zukunft unter dem Einfluß von Jahrhunderten oder Jahrtausenden bestehen mag. Nach dieser Möglichkeit, gegen die übrigens auch von anthropologischer Seite her starke prinzipielle Einwände gemacht werden, können wir aber für die prinzipielle Begründung unserer gegenwärtigen Eingeborenenpolitik in Afrika nicht rechnen. Namentlich auf dem Gebiet des Eingeborenenunterrichts müssen wir diesem Grundsatz praktische Folge geben. Die Ergebnisse, die der Unterricht der südafrikanischen Missionschulen für die Entwicklung des Aethiopismus gezeigt hat, sind geeignet, uns nach dieser Richtung hin im höchsten Grade vorichtig zu machen. Ganz ähnlich steht es mit dem Anteil des missionarischen Missions- und Schulunterrichts an der Ausbildung des halbzivilisierten Küstennegertyps in Sierra Leone, Monrovia, Lagos usw. Es fragt sich sehr, ob wir die augenblickliche Bequemlichkeit und Kostenersparnis, die mit der Verwendung farbiger Hilfskräfte als Bureaupersonal in den Behörden, bei der Post usw., in den afrikanischen Tropenkolonien verbunden ist, nicht später noch einmal teuer zu bezahlen bekommen. Daß die Länder des tropischen Afrika ohne Hilfe, d. h. ohne geeignete Ausbildung der Eingeborenenrasse, wirtschaftlich nicht aufgeschlossen werden können, ist eine so selbstverständliche Wahrheit, daß es nicht nötig ist, sie noch besonders zu entwickeln. Ebenso selbstverständlich sollte es aber sein, daß wir uns die Art der Mittel, die zu einer zweckentsprechenden Ausbildung der farbigen Hilfskräfte in den Kolonien führen sollen, noch sehr zu überlegen haben. Als das Gefährlichste muß unter allen Umständen die Aneignung einer europäischen Schrift- und Literatursprache bezeichnet werden. Vom Bibel- und Katechismusunterricht über die Lektüre humanistischer und politischer Traktate zur radikalen nativistischen Eingeborenenpresse ist der Weg in der Entwicklung des südafrikanischen Aethiopismus gegangen. Nichts ist geeignet, so gefährlich zu wirken, wie die Ausbildung des intellektuellen Begriffs- und Denkvermögens bei mangelhaft oder gar nicht vorhandenem Entwicklungsvermögen der Sittlichkeitsvorstellung. Man wird es daher für einen grundsätzlichen Fehler ansehen müssen, wenn auch in unseren Kolonien ein besonderer Wert auf die Erlernung des Deutschen, vollends der deutschen Schriftsprache, durch die Eingeborenen gelegt wird. Der deutsche Schreib- und Leseunterricht gehört unerbittlich aus der Eingeborenen- und Missionschule heraus, und auch für

den gewöhnlichen Verkehr zwischen uns und den Schwarzen ist der Gebrauch des Burendialekts, der südafrikanischen Taal, des Pigeonenglisch und des ostafrikanischen Suaheli zweifellos eher zu empfehlen, als die weitergehende Aneignung des Deutschen durch die Eingeborenen. Weder das Burenholländische noch das Pigeonenglisch, noch das Kisuaheli, gewährt dem Neger die Möglichkeit eines Zuges zu denjenigen Kammern in der Vorstellungs- und Willenswelt der weißen Rasse, zu denen man den Schlüssel nur solchen Völkern anvertrauen kann, die eine Gewähr dafür bieten, daß sie fähig sind, auf den Stand des Urteilens und Handelns nach dem Prinzip der sittlichen Selbstverantwortung zu gelangen. Das muß einstweilen bei den afrikanischen Negern im ganzen als praktisch ausgeschlossen gelten.

Mit den geschilderten Eigenschaften der Neger als einer zweifellos inferioren Rasse verbindet sich eine starke physische Arbeitskraft auch unter klimatischen Einwirkungen, die geeignet sind, den höheren Rassen verderblich zu werden. Die Folgerung, die das naive praktische Verständnis des Altertums, zunächst derjenigen Völker, die den Schwarzen benachbart wohnten, daraus gezogen hat, steht im ersten Buche Moses, Kapitel 9, Vers 26/27 zu lesen: „Gelobt sei der Herr, der Gott Sems, und Kanaan sei sein Knecht. Gott breite Saphet aus und lasse ihn wohnen in den Hütten des Sem, und Kanaan sei sein Knecht!“ Soweit die afrikanische Eingeborenenrasse im Altertum in den Gesichtskreis der Völker um das Mittelmeerbecken trat, sprach sich ihr Standpunkt den Schwarzen gegenüber in diesem Wort des Alten Testaments aus. In Wirklichkeit war die Menge der afrikanischen Negerklaven im Orient und später im römischen Reich doch so gering und die Berührungszone zwischen der alten Kulturwelt und dem tropischen Negerafrika so schmal, daß man im Altertum, wie schon erwähnt, zu einer grundsätzlichen Auffassung des Problems der niederen Rassen nicht gelangte. Das Mittelalter und die ersten Jahrhunderte nach dem Beginn des Entdeckungszeitalters sind auf dem barbarischen Standpunkt des Alten Testaments in der Sklavenfrage speziell bei der Negerklaverei stehen geblieben, nur daß dieses Verharren bei christlichen Völkern natürlich mit einem anderen Maßstab gemessen werden muß, als im ersten Buch Moses. Ueber die Stumpfsheit und Beschränktheit des sittlichen Urteils der früheren Zeit in der Frage der Negerklaverei hat uns erst das Aufklärungszeitalter hinausgeführt. Wir erkennen heute die Sklavenwirtschaft als eine Schmach der vergangenen

„Christlichen“ Jahrhunderte an, und wir wissen, daß dem Neger, der für uns arbeiten soll, nicht Sklavenlohn und Sklavenlos gebührt, sondern ein solcher Anteil am Ertrage seiner Arbeit, daß er selbst und seine Rasse davon wohlhabender und tüchtiger werden kann. Nur an der Notwendigkeit des prinzipiellen Bekenntnisses zum Recht der höheren Rasse auf die Arbeit der niederen müssen wir festhalten. Wir Weißen haben ein Recht darauf, die Arbeitskraft des schwarzen Mannes für das Voranschreiten und die Verbesserung der Daseinsbedingungen unserer Rasse auszunutzen, und wir müssen es nicht nur für sittlich erlaubt, sondern sogar für eine sittliche Notwendigkeit halten, die in den vielen Millionen afrikanischer Neger schlummernde ungenutzte Arbeitskraft für uns in Tätigkeit zu setzen. Wenn wir die Eingeborenenpolitik der Buren grundsätzlich billigen müssen, und wenn wir in Südwestafrika neuerdings das System der Buren in der Eingeborenenbehandlung in all seiner Schärfe mit Absicht und Bewußtsein akzeptiert haben, so ergibt sich daraus als notwendige Konsequenz, daß die beiden Grundfragen der afrikanischen Kolonialwirtschaft, Bodennutzung und Eingeborenenennutzung, für uns auch in den Tropengebieten nicht anders zu beurteilen sein können, als in den der weißen Rasse unmittelbar zugänglichen Ansiedlungsgebieten von Südafrika. Klima und Bodenverhältnisse machen es uns unmöglich, die Bewirtschaftung des Bodens in den Tropen auf dieselbe Art wie in Südafrika selbst in die Hand zu nehmen und den Eingeborenen dadurch in die Zwangslage zu versetzen, daß er seine wirtschaftliche Existenz fortan nur als Lohnarbeiter beim Weißen suchen muß. Der Neger in den afrikanischen Tropen wird stets selbständiger Produzent bleiben müssen und die Ausnutzung dieser Länder für uns wird zum großen Teil nie anders erfolgen können, als auf dem Umwege über die Entwicklung der Eingeborenenproduktion, d. h. die sogenannte Volkskultur. Um diese Eingeborenenproduktion in die Höhe zu bringen, dazu bedarf es aber eines praktisch wirksamen Arbeitszwanges. Selbstverständlich kann von dem Versuch, einen irgendwie gearteten Arbeitszwang durchzuführen, nur soweit die Rede sein, wie das Voranschreiten des Eisenbahnbaus eine sichere Beherrschung der betreffenden Gebiete mit einem angemessenen Aufwand an Machtmitteln gestattet. Was aber in dieser Beziehung auch mit geringen Mitteln geleistet werden kann, das beweist unter anderem auch das Beispiel von Togo. Wenn von Arbeitszwang die Rede ist, so darf man darunter

auch keineswegs verstehen, daß der Neger durchaus nur gezwungen werden soll, Lohnarbeiter beim Weißen zu werden. Es ist notwendig, diejenigen Unternehmungen der Weißen in unseren tropischen Kolonialgebieten, die ihrer Natur und Entwicklung nach eine gesunde Zukunft haben, bei der Beschaffung von Arbeitskräften durch direkte oder indirekte staatliche Maßnahmen und unter der Voraussetzung, daß die weißen Pflanzler und sonstigen Unternehmer Garantien für eine billige Behandlung ihrer eingeborenen Arbeiter bieten, zu unterstützen. Noch notwendiger aber ist es, dafür zu sorgen, und zwar soweit erforderlich, durch Zwang, daß der Neger überhaupt arbeitet und daß er mehr arbeitet, als er zur Befriedigung seiner gewöhnlichen materiellen Bedürfnisse braucht. Es steht dem ja nichts im Wege, ja ist sogar direkt zu fördern und zu begrüßen, wenn er den Mehrertrag seiner vergrößerten Arbeitsleistung für seine eigenen Zwecke verwendet. Das Minimum und Maximum des Wohlstands oder der materiellen Existenz, die bei uns Weißen sozusagen unendlich weit von einander entfernt liegen, fallen bei der großen Masse der noch in primitiven Zuständen lebenden Neger sehr nahe zusammen. Mehr als reichliche Nahrung, mehr als einen quantitativen Ueberfluß an den gewöhnlichen materiellen Genußmitteln, begehrt die ungeheuere Masse der Schwarzen Afrikas nicht. Das Streben nach fortgesetzter Verbesserung ihrer materiellen und ideellen Lebenshaltung, ja schon die bloße Notwendigkeit, sowie die Weißen in den dicht bevölkerten Ländern der außertropischen Zonen es tun müssen, intensiv zu arbeiten, um nur seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, — sie fallen für den afrikanischen Neger fort. Die Differenz zwischen Wohlstandsminimum und -Maximum liegt, grob ausgedrückt, für ihn zwischen den Grenzen von sich satt essen und sich satt fressen. Zur Mehrproduktion noch über dies letztere Ideal hinaus muß er erst genötigt werden. Die Mittel und Wege im einzelnen zu besprechen, die insbesondere für unsere Kolonien in Betracht kommen, um einen Arbeitszwang in diesem Sinne praktisch durchzuführen, liegt außerhalb des Rahmens, der diesem Vortrage gesteckt ist. Nur darauf sei, um Mißdeutungen zu begegnen, nochmals hingewiesen, daß für die Hauptmasse des deutschen Kolonialbesitzes in Afrika, für das gesammte Innere, die Frage nach dem Arbeitszwang gegenüber den Negern einstweilen eine bloße theoretische ist. Praktisch kann sie überall nur dort in Angriff genommen werden, wo die materiellen Machtmittel der Verwaltung unmittelbar hinreichen. Daß wir

unsere kolonialen Schutztruppen auf das Zehn- oder Zwanzigfache vermehren, um den Arbeitszwang durchzuführen, bevor noch eine Schiene im Innern von Kamerun oder auf dem ostafrikanischen Hochlande liegt, das zu verlangen, wäre natürlich Unvernunft.

Die Inanspruchnahme des Rechtes auf einen Teil der physischen Arbeitskraft der eingeborenen Rasse und des Rechts, für die Verwirklichung dieses Ziels gewisse Zwangsmittel anzuwenden, bedingt, daß wir uns auch unserer sittlichen Verpflichtung bewußt sind, als Gegengabe den afrikanischen Regern ein gewisses Maß von materieller und sittlicher Fürsorge dauernd angedeihen zu lassen. Diese Forderung ist selbstverständlich, aber trotzdem wird sie in der Diskussion über das Thema vom Arbeitszwang nicht selten übersehen, oder es wird von negerfreundlicher Seite vorausgesetzt, daß jemand, der den Arbeitszwang befürwortet, sie stillschweigend übersehe. Ich habe bereits an anderer Stelle Gelegenheit genommen, auch diese Seite der Sache zu betonen. So am Ende meiner politischen Korrespondenz über die Eingeborenenpolitik im Dezemberheft dieser Jahrbücher und früher in der *Marine-Rundschau*.*) Ich bitte daher um die Erlaubnis, die Schlusßworte jener Arbeit auch hier an das Ende meiner Ausführungen setzen zu dürfen. „Wer für die Eingeborenen Afrikas auf irgendwelche Weise das gleiche oder ein nahe verwandtes Ziel ihrer inneren wie äußeren Entwicklung vorzieht wie für die Weißen, der gehört, mag ihm seine Ueberzeugung noch so sehr Gewissenssache sein, innerhalb der historischen Auseinandersetzung der Rassen nicht auf unsere, sondern auf die andere Seite In der Rassenfrage gehören wahres Wohlwollen und bewußte Strenge zusammen. Wer ihr Maß richtig auszuteilen versteht und wer die Einsicht und die Charakterstärke zugleich besitzt, den verschiedenartigen Sinn des Begriffs der Gerechtigkeit gegenüber der weißen und der eingeborenen Rasse durch seine Persönlichkeit als eine lebendige und organisatorische Einheit zur Darstellung zu bringen, — der wird auch das sittliche Recht der afrikanischen Kolonisation beweisen, in dem er es verkörpert“.

*) Siedlung und Wirtschaft der Weißen in Afrika. *Marine-Rundschau* 1907, Februarheft, Seite 147—167.

Die neue Hofbühne in Weimar.

Von

Sermann Conrad.

Die feierliche Eröffnung des neuen Weimarer Hoftheaters am 11. Januar, die ihrer Form nach den Charakter eines nationalen Ereignisses hatte, legt einen Rückblick auf die einstige Weimarer Bühne, welche unter Goethes Leitung für das Geistesleben und die dramatische Kunst unsres Volkes eine so hohe Bedeutung gewann, und deren Entwicklung im 19. Jahrhundert nahe.*)

Das „fürstliche Liebhabertheater“, welches bald nach der Ankunft Goethes in Weimar gegründet wurde, veranstaltete seine Aufführungen abwechselnd im Landschaftshause, im Schlosse Ettersburg oder in der freien Natur bei Belvedere oder Tiefurt, dann in dem von dem Hofjäger Hauptmann 1776 gebauten Redoutenhaus — wie man damals ein Ballhaus nannte. Diese Gründung fand so großen Zuspruch, daß Hauptmann sich entschloß, ein neues und weit größeres Redoutenhaus mit stehender Bühne zu bauen. Das erstand an der Stelle des jetzigen Hoftheaters im Laufe des Jahres 1779 und wurde am 7. Januar 1780 im Beisein des Herzogs Karl August und Goethes feierlich eingeweiht. Es war wesentlich größer als das im vorigen Jahre abgebrochene Theater und wurde neben Wandergesellschaften auch von dem fürstlichen Liebhabertheater für seine Vorstellungen benutzt. Als diese 1783 aufhörten, wurde die Gesellschaft Bellomos für Vorstellungen im Winter engagiert, bis 1791 auf Goethes Anregung und unter seiner Oberleitung das Weimarische Hoftheater gegründet und mit Ifflands „Jägern“ eröffnet wurde. Die anfänglich sehr kleine Gesellschaft von 16 Mit-

*) Die folgenden historischen Daten beruhen auf einem Aufsatz von C. A. G. Burkhardt zum hundertjährigen Jubiläum des Weimarischen Hoftheaters (1891) in „Ueber Land und Meer“ und auf der Chronik des Weimarischen Hoftheaters 1817–1907 von A. Bartels. Weimar, 1908.

gliedern konnte auch nicht dauernd in der Residenz beschäftigt werden und wurde zur Erhöhung der Einnahmen im Sommer auf Reisen gesandt. Die 26 Jahre, in denen Goethe die Hofbühne leitete und durch die Auswahl tüchtiger Kräfte, eine sorgfältige Regie und eine verständige Finanzwirtschaft sie weit über alle andern deutschen Bühnen hinaus hob, bilden zusammen mit der eigenartigen Veranlassung seines Rücktritts ein so bekanntes Kapitel der deutschen Literaturgeschichte, daß ein Eingehen hierauf überflüssig erscheint.

Im Jahre 1825 brannte das alte Ballhaus nieder, aber noch in demselben Jahre wurde nach dem Plane Steiners in etwas vermindertem Umfange das Hoftheater gebaut, das, abgesehen von einer bedeutenden Umgestaltung im Innern im Jahre 1868, äußerlich unverändert bis zum vorigen Jahre bestanden hat.

Auch unter der Leitung der Frau Jagemann, welche nach Goethes Austritt die tatsächlich ausschlaggebende Persönlichkeit war (der Oberdirektor und einstmalige Sänger Stromeyer war nur ein Namen), sank das Weimarer Theater nicht ohne weiteres von der erreichten Höhe herab: die Jagemann war selbst eine bedeutende Künstlerin und suchte die bewährten Kräfte zu halten. Das klassische Repertoire wurde beibehalten und erweitert, und neben dem unvermeidlichen Kokebue schreiten die Schicksalsdramatiker, ja Kleist und Grillparzer mehrfach über die Bühne. Als der Großherzog Karl August starb, mußte die Jagemann natürlich ihre Stellung aufgeben; aber auch unter den folgenden Leitern, von Spiegel, von Ziegeler und Beaulieu, ist die Weimarer Bühne niemals zur Bedeutungslosigkeit hinabgesunken: die klassische Tradition wurde immer gepflegt, den Neuerscheinungen immer ein ansehnlicher Raum bewilligt, und wenn die künstlerischen Kräfte auch nicht auf dem einstigen Niveau blieben, so haben doch manche große Darsteller dort dauernd gewirkt, oder sind wenigstens als Gäste herangezogen worden.

Um die Mitte des Jahrhunderts erlebte das Theater eine neue Blütezeit: die Oper nahm einen bedeutenden Aufschwung unter Liszt's Leitung (seit 1849), der unter relativer Zurücksetzung der älteren Komponisten die Neuschöpfungen von Wagner, Berlioz, Schumann, Schubert, Verdi vorführte, und das Drama unter der zehnjährigen Intendanz Dingelstedt's (1856—66). Während Schiller und Goethe nicht vernachlässigt wurden, gewann er eine Anzahl neuer Dramen von Shakspeare, Kleist, Hebbel, Grillparzer der deutschen Bühne, und alle bedeutenden neuesten Dramatiker fanden eine bereitwillige Aufnahme. In der Folgezeit, in welcher in einer

Anzahl von Großstädten, wie Berlin, Hamburg, Frankfurt u. a., eine stattliche Reihe von hervorragenden, mit reichen Mitteln unterhaltenen Bühnen gegründet wurden, war es dem Theater einer kleinen Residenz unmöglich gemacht, unter ihnen eine führende Rolle zu spielen; aber verlassen wurde die alte, große und von Dingelstedt neubelebte Tradition niemals. Immer wurde rüstig vorwärts gearbeitet, unter der zwanzigjährigen Leitung von Voëns wie der achtjährigen von Bronsarts, unter welchem letzteren die Oper besonders betont wurde.

Den schwersten Stand hatte der gegenwärtige Leiter des Hoftheaters, Generalintendant von Vignau. War der Wettbewerb mit jenen großstädtischen Bühnen, die inzwischen erstarkt und zu allgemeinem Ansehen gelangt waren, immer schwieriger geworden, so mußte neben der einseitig klassizistischen Art der Darstellung, welche bisher auch bei den neu aufgenommenen Dramen immer maßgebend geblieben war, nun auch dem Realismus des „modernen“ Dramas Raum gegeben werden; andererseits machte die Oper erhöhte Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Großherzoglichen Bühne. Allen diesen Anforderungen ist der gegenwärtige Generalintendant mit noblem, idealistischem Streben und aufopferndem Fleiße gerecht geworden. So sehen wir unter den seit seinem Amtsantritt (1895) aufgeführten Opern die Namen aller hervorragenden neuesten Komponisten: Sommer, Scharwenka, Kienzl, Urspruch, Chelius, Humperdinck, Schillings, v. Baußnern, d'Albert, Vogrich, Cornelius, Weingartner, Massenet, Bizet, Leoncavallo. Und neben neuen Stücken von älteren Halbklassikern, Otto Ludwig, Hebbel, Grillparzer, und den neueren Dramatikern, Wildenbruch, Wilbrandt, Fulda sind die Namen der hervorragendsten Dichter der Moderne, Hauptmann, Sudermann, Halbe, Holz, vertreten.

Ich persönlich habe die Weimarer Bühne immer nur bei Gelegenheit der zwei Shakspeare-Tage und auch so nicht allzu oft gesehen, aber doch immer in Shakspeare-Aufführungen, welche die höchsten Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Darsteller machen. Und da ich seit einem Menschenalter der Bühne wie dem Drama mit mehr als oberflächlichem Interesse gegenüberstehe, so ist der Eindruck, den ich von der Weimarer Bühne empfangen habe, vielleicht nicht ganz unzuverlässig. Ich habe jedesmal wirklich bedeutende Kräfte darauf gesehen, die zum Teil lange oder längere Zeit dem Hoftheater angehören, wie der Oberregisseur Weiser (der am 11. Januar den Dichter im Vorspiel zum Faust gab), Grube (Apollo

im Voßschen Festspiel, und in Gestalt und Aussehen dem Apoll vom Belvedere auffallend ähnlich), Frau Schiffel (die klassische Darstellerin der „alten Bühnenkunst“ im Festspiel), Fräulein Schneider, eine hochbegabte jugendliche Heldin, die jetzt nicht mehr in Weimar wirkt, u. a. Ich habe bei diesen Gelegenheiten vortreffliche Aufführungen des Sommernachtstraums, von Was ihr wollt, Heinrich IV., und von Massingers großem Herzog von Mailand gesehen. Und jedesmal habe ich den Eindruck mitgenommen, daß hier eine Bühne war, die in bezug auf saubere Einstudierung und den großen, idealen Zug, der die Vorführungen beseelte, hinter unseren ersten Theatern keineswegs zurückstand.

Um so mehr sehnte sich die edle Seele der Kunst, die hier herrschte, nach einer Wanderung in einen schöneren Körper. Das alte Theater genügte den modernen Anforderungen gar nicht mehr und war in der Tat sehr baufällig geworden; schon in den letzten Jahren der Regierung des verstorbenen Großherzogs wurde der Plan eines Neubaus lebhaft erörtert. Die erfolglosen Verhandlungen zwischen Fürsten, Stadt und Land in dieser Sache zu verfolgen hat wenig Zweck. Genug: der junge Großherzog Wilhelm Ernst durchhieb den Knoten der materiellen Schwierigkeiten, indem er eine siebenziffrige Summe opferte zum Bau eines neuen Theaters und sich damit in die Reihe seiner hochsinnigen, kunstliebenden Vorfahren stellte. Am 16. Februar 1907 wurde das alte Theater mit der Aufführung von Goethes Iphigenie geschlossen, und jetzt, nach kaum dreiviertel Jahren, besitzt Weimar an der Stelle des alten das modernste und eins der schönsten Theater Deutschlands.*)

Das Äußere freilich, die weder übermäßig hohe noch übermäßig breite Vorderfront in einem Stile, der dem Empire-Stil vielleicht am nächsten kommt, mit dem dorischen Säulengange fällt nicht ins Auge, noch eher die gewaltige Tiefe des Gebäudes. Nach dem Willen des Großherzogs sollte der äußere Charakter, wie der des alten Gebäudes, ein einfacher sein, der aus der Bauart der übrigen Stadt nicht unharmonisch herausstrahlte. Dagegen sind für die geschmackvolle und technisch vollendete Ausgestaltung des Inneren keine Kosten gespart, obgleich auch hier nur ein diskreter Glanz, eine einfache Vornehmheit angestrebt ist. Dafür

*) Die folgenden Angaben sind der Denkschrift des Baumeisters Prof. Max Wittmann entlehnt, einem Prachtwerk mit kostbaren Illustrationen, das mir durch die Güte des Direktors der Großherzoglichen Bibliothek, des Herrn Geheimrat von Bojanowski, zugänglich gemacht wurde.

ist aber auch der Eindruck, den die harmonisch abgestimmten Farben auf den Beschauer machen, ein außerordentlich wohlthuender. Wenn wir in den in blassem Blau gehaltenen weiten Zuschauerraum mit den leise mit Gold verzierten weißen Rangbalustraden treten, wird unsere Seele von Ruhe, Behagen und Frohsinn erfüllt. Die Ordnung der 1051 Sitze ist eine gemischte: im Parkett und Parterre eine amphitheatralische, in verhältnismäßig hohen Stufen aufsteigende, im übrigen die eines Rangtheaters. (Der sogenannte dritte Rang ist eigentlich nur ein Balkon des zweiten.)

Besonders praktisch ist die Bühne gestaltet. Um bei den nötigen Erhebungen und Senkungen des Niveaus den störenden und zeitraubenden Aufbau zu vermeiden, ist der hintere Teil der Bühne beweglich: er kann zwei Meter über die Vorderbühne erhoben oder unter sie versenkt werden. Ob diese sehr einfache und praktische Einrichtung auf anderen Bühnen auch existiert, ist mir nicht bekannt. Neu aber, eine Erfindung des Baumeisters Littmann, ist das variable Proszenium. Dieses Proszenium in seiner Grundstellung ist dem Aeußeren nach weiter nichts als der gewöhnliche offene Orchesterraum zwischen Zuschauerraum und Bühne. Für das große Wagnersche Tondrama kann nun der Orchestertisch versenkt werden; eine vordere Brüstung mit dem vorderen Schalldeckel wird aufgezo- gen, ein hinterer Schalldeckel löst sich vom Bühnenpodium los, und so ist das Orchester, wie das Baireuther, verborgen. Nun aber noch mehr: auch die Seitenwände und die Decke des Proszeniums (vor dem Vorhange) sind beweglich; werden jene zurück und wird diese in die Höhe geschoben, so entsteht ein mächtiger Schalltrichter, der die aus der Oeffnung des Orchesters kommenden Töne sammelt und mischt. Die dadurch ermöglichte Klangwirkung ist eine außerordentliche, und wurde von einzelnen Stimmen als eine zu starke bezeichnet. Für das Wortdrama, das kein Orchester braucht, wird der Orchestertisch auf gleiche Höhe mit dem Bühnenpodium gehoben. Aus jenem lassen sich nach dem Zuschauerraum hin mehrere Stufen herausziehen, so daß die Vorbühne nur durch die Stufen von den Zuschauerseiten getrennt ist. Gleichzeitig aber werden die Seitenwände des Orchesterraumes mitgehoben, und die beiden Seitentüren, die bei der Grundstellung des Proszeniums sonst als Eingänge für die Musiker dienen, dienen nun den Schauspielern zum seitlichen Auftreten auf das Proszenium. Hier, also vor dem Vorhange, wurde das Vorspiel auf dem Theater zum Faust gespielt. Auch die andern Proszenium-Gestaltungen wurden in dem

Festspiel, in Wallensteins Lager und in dem Akt aus den Meistersingern vorgeführt.

Eine Kritik an den Vorführungen des Abends, auch die günstige, ist dem Gaste versagt. Dennoch dürfte keiner, der über diesen Abend schreibt, sich soviel Gewalt angetan haben, seiner Freude über die Gestaltung der Festwiesen-Szene aus den Meistersingern nicht Ausdruck zu geben. Dieser Abschluß des Theaterabends war eben zu eigenartig schön, als daß man darüber schweigen könnte. Das war in der That eine Festwiese, wie sie in Wirklichkeit nicht lebendiger hätte sein können. Hunderte von Menschen strömten nach und nach heran, von allen Lebensaltern, kleine und große Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, junge und alte Männer und Frauen. Und diese Bewegung unter ihnen! Da gab es kein eingetübtes Mitspielen, keine automatischen Gesten, welche das Bettlingen begleiteten. Daran dachte die frische Weimarer Jugend, die hier auf der Bühne versammelt war, gar nicht; und doch spielte sie mit, auf die natürlichste Weise. Denn alle waren sie sich der interessanten Situation, als Spieler auf dieser neuen schönen Bühne, prangend in wunderschönen Kostümen, vor einem auserlesenen Publikum, bewußt, und die Erregung und Freude gab sich in Flüsterreden, in Scherzen und Neckereien kund, genau so wie sie bei solchen festlichen Gelegenheiten in Wirklichkeit vorkommen. Man glaubte natürlich, lauter jugendliche Statisten vor sich zu sehen. Da aber kamen die Chöre — und alles, alles sang! Was für Proben, was für Arbeit mag das gekostet haben! Das war aber auch ein Chor, wie man ihn noch nie gehört hatte und schwerlich je wieder hören wird, der die mächtigen Klänge der Wagnermusik weit über-tönte. Dieser Chor, diese herrliche Musik und die vortrefflichen Darsteller (besonders Hans Sachs) brachten zusammen eine Wirkung hervor, wie sie selten erreicht werden wird. In heller Begeisterung verließen die Gäste das neue Haus, und sie hielt vor bis zu einer Stunde des folgenden Tages, die man nicht mehr zu den ersten rechnet. Denn nun galt es, die tausend Geladenen, hohe Staatsbeamte, Bühnenleiter und bedeutende Schauspieler, dramatische Dichter, Gelehrte und Journalisten, zu bewirten.

Der Großherzog bewegte sich neben dem Kaiser in dem Cercle der großen Pause zwanglos unter den Anwesenden, von denen er sich viele vorstellen ließ; ebenso verweilte er lange auf der Abendgesellschaft. Der Ton, in dem der hohe Herr mit seinen Gästen verkehrte, war derselbe, wie ihn die älteren Mitglieder der Goethe-

und der Shakspeare-Gesellschaft an dem früheren Weimarer Hofe kennen gelernt haben: der einfacher, vornehmer Freundlichkeit.

Die Riesenaufgabe des Arrangements dieser großartigen und erhebenden Feier hat auf den Schultern des Generalintendanten gelegen; sie ist so glänzend gelöst worden, daß jeder der Festteilnehmer ihm dankbar sein wird für die dauernd schöne Erinnerung an diesen Tag, die er aus Weimar mitgenommen hat. Die Schöpfung des herrlichen Theaters, auf das Deutschland stolz sein kann, ist vor allem sein Werk, und niemals sind die großen Ehrungen, die ihm von allerhöchster und höchster Seite zuteil geworden sind, einem verdienteren Manne gespendet worden.

Ueber die Ziele der neuen Bühne sind zum Teil unverbürgte Gerüchte verbreitet. Demgegenüber bleibt nach mir persönlich gewordenen Mitteilungen von seiten des Generalintendanten von Bignau das oben geschilderte Programm unverändert, das in dem neuen Hause mit erhöhtem Eifer durchgeführt werden soll, nur mit der Erweiterung, daß die von Adolf Bartels angeregten Nationalfestspiele für die deutsche Jugend schon für den Sommer 1909 in Aussicht genommen sind. Zunächst steht die Ausführung verschiedener fast unbekannter Werke der Nachklassiker bevor, wie Grillparzers Bruderzwist im Hause Habsburg, Kleists Penthesilea, und einige Hebbelschen Dramen. Eine neue Einrichtung der beiden Teile des Faust mit Musik von Weingartner liegt fertig vor und wird voraussichtlich zu Ostern auf die Bühne kommen. Ueber das zu erwartende Verhältnis von klassischer und „moderner“ Kunst gibt das Festspiel Auskunft.

Die folgenden Bemerkungen über das Festspiel von Richard Voß sind nicht als Kritik aufzufassen, sondern als eine Erläuterung, die der Schreiber dieser Zeilen sich selbst zu geben suchte.

Der Verfasser machte sich die Frage zu eigen, die wohl jeder von den nicht einheimischen Festteilnehmern in sich erhoben hat: was soll nun werden in dem neuen glänzenden Tempel? wird der alte Gott der Kunst weiter darin verehrt, oder werden neuen Göttern neue Altäre errichtet werden?

Nachdem die einleitenden gewaltigen Orgelakkorde der Weingartnerischen Musik verklungen sind, teilt sich auf das Geheiß des unsichtbaren Genius loci der Vorhang zum ersten Male und wir blicken in die düstere Szenerie eines nächtigen Bergwaldes, der den kleinen Ettersberg darstellt. Nach einem Hymnus hinter der Szene ertönt wieder aus der Höhe die Stimme des Genius:

Schwinde Nebel, weiche Nacht!
 Tag, erglüh' in Purpurpracht!
 Frühlingsgötter, eilt herbei:
 Winternöte end' der Mai!

Und nun kommen die kleinen Frühlingsgötter, singend und jubelnd, durch das Tal und über den Berg, in den Büschen und auf den Bäumen herangeschwärmt — ein reizendes Bild. Nun heben sich die Nebel und aus einem glühenden Morgenrot entwickelt sich das helle Tageslicht, das eine weite Frühlingslandschaft mit der Stadt Weimar im Hintergrunde beleuchtet; und gleichzeitig — man traut seinen Augen nicht — nehmen die braunen Winterhalme und -blätter eine gelblich grüne Farbe an, an den Stauden sprießen zusehends herrliche rote Blumen empor. Vor unseren Blicken wird der Winter zum Frühling. Die Wunder dieser vollendeten Bühnentechnik nehmen uns so vollständig gefangen, daß wir kaum hören, was die Kleinen singen und sagen.

Da tritt von der Seite eine entzückende jugendliche Gestalt in weißem Gewande auf, wie eine Flora reich mit Blumen geschmückt, begleitet von anderen lieblichen Mädchen. Es ist die „junge Bühnenkunst“, die von dem neuen Tempel in Weimar gehört hat und nun dort einziehen und herrschen möchte. Bald darauf — wir können nur einen Umriss der Handlung geben — erscheint eine hohe Gestalt in dunklen Gewändern, in einen grauen Schleier gehüllt und mit einer Dornenkrone auf dem Haupte unter den Bäumen des Hintergrundes und schreitet langsamen Schrittes nach vorn, von der „Befränzten“ mit furchtsamen Blicken verfolgt. Ihr sorgenvolles Gesicht hat einen klassischen Schnitt, sie spricht in tiefen, klagenden Tönen. Nun, das kann keine Frage sein: die herrliche, edle Frauengestalt ist „Weimars alte Bühnenkunst“. Sie hat gefürchtet, in dem neuen Hause keine Stätte mehr zu finden, und vornehmen Sinnes, wie sie ist, hat sie es vorgezogen, ehe sie verbannt wurde, von selbst aus ihrer alten schönen Heimat hinweg in eine fremde, kalte Welt zu ziehen. Die tragische Symbolik dieses edlen Weibes konnte keinem verborgen bleiben. Was aber hat die Frühlingsgestalt mit der neuen Kunst zu tun?

Ich glaube, daß die Personifikation der neuen Bühnenkunst wohl beträchtliche Schwierigkeiten bereitet hat. Welche Kunst soll die üppige, fröhliche Frau darstellen. Die „moderne“? Was die „junge Bühnenkunst“ von sich selbst sagt:

Ein jeder von den Meinen soll sich schmücken
 Mit Lebenssonnenschein und Daseinslust,
 Mit eitel Frohsinn sein Gewand besticken,
 Mit Freudenrosen kränzen Haupt und Brust.

das könnte der ausschließliche Anhänger der Moderne unmöglich von dieser sagen; eher das Gegenteil. Aber wir haben doch auch eine neue Bühnenkunst, die abseits von der Moderne steht, die sich in Namen darstellt, wie Heyse, Wilbrandt, Vienhard, Richard Voß selbst, und vor allem Wildenbruch, dessen starkes Talent von der beispiellosen Ungunst dieser letzten Jahrzehnte nicht hat erdrückt werden können. Das ist eine vielgestaltige Kunst, und an Größe so verschieden von der alten, wie die beiden typischen Gestalten auf der Bühne voneinander. Auch sie dürfte der von der „Bekränzten“ gegebenen Charakteristik nicht ganz entsprechen. Aber sie hat doch lebensfähige Keime in sich gehabt, die Früchte gezeitigt haben, und diese Früchte können neue Keime erzeugen. Aber auch das eigentlich „moderne“ Drama, das ebenfalls seine eigenartigen Blüten getrieben hat, kann nicht ausgeschlossen sein. Wie lösen sich die Zweifel, welche die „junge Bühnenkunst“ in uns erregt? —

Das Gespräch der beiden Frauen, das von der einen Seite in edler Resignation, von der andern in mitleidsvoller Verehrung geführt wird, unterbricht die plötzliche Ankunft Apollos mit dem Gefolge der Musen und Horen. Er hat von dem neuen Tempelbau gehört und kommt nun, um in Person seinen Einzug dort zu halten. Er wundert sich, die alte Kunst, die er lange gekannt und beschützt hat, so niedergeschlagen zu sehen, und richtet sie durch seinen Zuspruch auf, während er mit dem „hübschen Ding“, der jungen Kunst, wenig Umstände macht, bis er hört, daß jene ihren alten angestammten Wohnsitz verlassen und diese sich in das neue Haus hineindrängen will. Da wird der Gott ernst:

Stumm tretet vor des Gottes Angesicht
 Und hört aus seinem Munde das Gericht.

Aber die alte Kunst tritt vor ihn hin und erhebt als die von Goethe und Schiller geschaffene ihren Anspruch auf ungeteilte Herrschaft im neuen Hause. Apollo erkennt ihr Recht an:

Die Menschheit jeder Zeit wird an dir hängen,
 Zu deines Wesens Gnadenquell sich drängen,
 Solang der Mensch sich sehnt nach Bergeshöhen.

Drum — über allen Zeiten sollst du stehen,
 Und jedes Haus, wo du zu Hause bist,
 Zugleich ein Tempel meiner Gottheit ist.

Und zu der Jungen:

Indessen du . . . du bildest dir gar ein,
 Du brächtest erst der Welt den Sonnenschein
 Als junge Kunst . . . Ein Gott wird dich belehren
 Und dir den Eintritt in sein Reich verwehren,
 Wenn du nicht fleißig lernst.

Dann aber, als die Junge beschämt von ihm zurückweicht und die frischen Blumen aus ihren Haaren nehmen will, erweicht sich das Herz des Gottes; er tritt zu ihr hin und führt sie der alten Kunst zu:

In dem Geleit von dieser wird man dich
 Mit offenen Armen überall empfangen.

Nun wollen sie vereint unter Führung Apollos in Weimar einziehen; aber dieser hält sie zurück. Er will nicht mit leeren Händen kommen. Er ruft nach einer Geige, welche ihm die Frühlingsgötter bringen, und von der Gewalt seiner Töne „wächst aus dem Hügel über dem Haupte Apollos, einen azurblauen Glanz über die ganze Bühne verbreitend, eine wundersame Blume empor. Es ist eine jugendschlank, holdselige Gestalt, in ultramarinblaue Schleier gehüllt, eine Krone blauer Blüten im Haar“ — „der Künste Götterblume“. Gleichzeitig sinkt der graue Schleier und die Dornenkrone von der alten Kunst herab, und sie steht da in verjüngter Schönheit, eine hohe, herrliche Gestalt neben ihrer jugendlichen Genossin. Apollo aber faßt „sein-liebes Kind“, die blaue Blume, bei der Hand und stellt sie in jener beiden Mitte.

Das also die Lösung nach unsrer Deutung: die junge Bühnenkunst soll willkommen sein, wenn auch sie der Schönheit in irgend einer Gestalt, sei es des Ideals oder der Wirklichkeit, nachstrebt.

Dann zieht die Fülle glänzender Gestalten dahin, Weimars Tore zu. Vor dem Scheiden aber tritt die alte Kunst vor und richtet an ihren höchsten Pfleger die folgenden Worte, mit denen auch wir von der erhebenden und, wie wir glauben, verheißungsvollen Feier Abschied nehmen:

Erhabner Fürst, du wirst uns Gärtner sein!
Die zarte Pflanze wirst du liebend pflegen;
In seinem Haus wird sie der Hausherr hegen —
Mit allen ihren Blüten ist sie dein!

Ich seh' ein Keimen, Knospen, Schwellen, Sprießen;
Ich sehe Frühlingsfluten sich ergießen,
Seh' fröhliches Gelingen und Gedeih'n.
Der holden Wunderblume Himmelschein,
Er möge sich, dir deine Huld zu danken,
Als duft'ger Kranz um deine Krone ranken.

Notizen und Besprechungen.

G e s c h i c h t e.

Karl Müller. Luther und Karlstadt. Stücke aus ihrem gegenseitigen Verhältnis untersucht. Tübingen (J. C. B. Mohr) 1907.

Vor zweieinhalb Jahren hat Hermann Barge ein Buch über „Andreas Bodenstein von Karlstadt“ geschrieben, das auch außerhalb der Fachkreise Beachtung gefunden hat. Welchen Eindruck es auf Laien machte, zeigte vor allem eine Besprechung Naumanns in der *Nielse*. Mit unermüdlichem Eifer und großem Spürsinn hatte Barge das Material für seine Biographie zusammengebracht, er war namentlich im 2. Band in ein Gebiet vorgedrungen, das die bisherige Forschung stark vernachlässigt hatte, und zugleich war das Ganze in lebendiger, der Gegenwartsstimmung entsprechender Auffassung vorgetragen, so daß das Buch auch als literarische Leistung anregend wirkte. Trotz dieser Vorzüge hat es bei Profan- und Kirchenhistorikern sofort starke Bedenken hervorgerufen. Die Absicht der Darstellung ging dahin, Karlstadt in seiner Bedeutung neben Luther herauszuheben: als schöpferischer Geist Luther nicht unebenbürtig, an Folgerichtigkeit der Ideen, an praktischem Sinn und Organisationstalent ihm vielfach überlegen, nur immer von dem glücklicheren Nebenbuhler unbillig und kleinlich bei Seite geschoben und verlästert — so etwa sollte Karlstadt neben Luther erscheinen. Niemand wird heutzutage von vornherein etwas dagegen einzuwenden haben, wenn der Versuch gemacht wird, einem Unterdrückten aus der Reformationszeit zu seinem Recht zu verhelfen. Luther kann es ertragen, daß andere neben ihm gelobt und seine Schranken aufgezeigt werden; er bleibt trotzdem der einzig Große. Gerne gönnt man auch dem Biographen die Freiheit, seinen Helden etwas über Gebühr zu erheben. Aber was man unbedingt von dem Historiker fordern muß, ist doch, daß er den Pragmatismus exakt darstellt und die Größen, die er mit einander vergleicht, wirklich kennt. An beidem hat es jedoch bei Barge gefehlt.

Gerade um der Bedeutung willen, die das Buch beanspruchte und zum Teil wirklich verdiente, war es nicht im Interesse der Sache, wenn die Kritik nur in den rasch vorübergehenden Besprechungen der Zeitschriften zum Wort kam, zumal da Barge sich durch sie in seiner Zuversicht kaum hat erschüttern lassen. Man kann deshalb Karl Müller nur dankbar dafür

sein, daß er es auf sich genommen hat, in einer besonderen Schrift Barges Methode zu prüfen. Karl Müller hat nicht daran denken können, das ganze Werk unter die Lupe zu nehmen. Das hätte heißen, ein dreimal so dickes Buch wie Barge schreiben. Mit gutem Bedacht hat er sich anstatt dessen auf die Jahre 1521—28 beschränkt, um diejenigen Episoden eingehender zu behandeln, in denen Luthers Verhältnis zu Karlstadt deutlich heraustritt. Referent war vornehmlich auf die erste Hälfte von Müllers Buch gespannt. Durch Barge angeregt, hatte ich im vorigen Winter Vebungen über das Jahr 1521—22 gehalten und trug mich selbst mit dem Gedanken, darüber zu schreiben. Nachdem Müllers Buch erschienen ist, ist es mir nicht mehr leid, daß andere Arbeiten die Ausführung verhinderten. Ich habe die Freude gehabt, die Ergebnisse, zu denen ich gelangt war, durch Müller bestätigt zu finden. Ich wüßte keinen Punkt zu nennen, wo ich gegen Müller etwas zu erinnern hätte. — Den Höhepunkt in Barges Schilderung des Jahres 1521/22 bildet seine Darstellung der Ereignisse in den letzten Monaten vor Luthers Rückkehr. In Wittenberg hatte sich — ich verwende womöglich Barges eigene Worte — im Lauf des Herbstes eine Massenbewegung entwickelt, ein laienchristlicher Puritanismus, der im Dezember 1521 zum Durchbruch kam. Die Ausschreitungen, die dabei stattfanden, sind nur eine Begleiterscheinung, wie sie jeder rechtsschaffenen Reformbewegung fast notwendig anhaftet. Auf Karlstadt, der bis dahin den Dingen wohl aufmerksam gefolgt war, ohne doch in der Öffentlichkeit hervorzutreten, machte diese jung erstarkende Massenbewegung den tiefsten Eindruck. Sie schien ihm aus göttlichem Geist geboren, und er gab sich ihr mit voller Inbrunst hin. Doch hat er sich nicht einfach an sie verloren. Unter seiner hervorragenden Mitwirkung sind im Januar 1522 durch den Rat jene Reformen durchgeführt worden, die der Bewegung Ziel und Maß gaben. Ein Zustand war dadurch hergestellt, der ebenso geordnet, wie für die Mehrheit befriedigend war. Und umfassender, als es in Luthers Gesichtskreis lag, war hier die Reformation geplant; auf alle Gebiete des Lebens sollte sie sich erstrecken. Durch die Lage in Wittenberg war demnach Luthers Rückkehr keineswegs gefordert. Der entscheidende Anstoß hierzu kam von außen her, vom Kurfürsten. Der Kurfürst wurde eingeschüchtert durch einen Brief Georgs vom 2. Februar 1522: noch denselben Tag (6. Februar), an welchem Friedrich den Brief Georgs erhielt, gab er der Universität und dem Magistrat den Entschluß kund, gegen die Neuerungen einzuschreiten. Der von Einsiedel erreichte Erfolg genügte ihm nicht. Seine Angst vor den katholischen Reichsständen war zu groß. So kam es zu der Instruktion an den Eisenacher Amtmann Oswald, deren Sinn nach Barge war: Hilf und rate mir bei der Unterdrückung der Wittenberger Neuerer — wenn möglich, ohne die Wartburg zu verlassen, im Notfalle riskiere die Heimkehr, aber auf eigene Verantwortung. Luther, ohnedem schon durch entstellende Berichte über die Wittenberger Vorgänge aufgeregt, ergriff die ihm vom Kurfürsten, wenn auch verlausulierte, an-

gebotene Gelegenheit zur Rückkehr. Er ging, ohne es freilich zu wissen, als Mandatar des Reichsregiments. Sein Eingreifen in Wittenberg bedeutete, daß dem laienchristlichen Enthusiasmus der Massen der Lebensnerv durchschnitten wurde.

In allen Stücken hat Karl Müller diesen Aufbau zerstören müssen. Barge hat wie absichtlich die Augen verschlossen gegen die Abhängigkeit, in der sich Karlstadt auch mit seinen sozialen Ideen von Luther befindet; er hat alles in den Quellen überhört, was auf Unterschiede innerhalb der Wittenberger Reformbewegung, auf unbehagliche Stimmungen beim Rat und einem Teil der Bürgerschaft hinweist; er hat die Haltung des Kurfürsten in ein ganz falsches Licht gerückt: der Brief Georgs vom 2. Februar, den er eine so große Rolle spielen läßt, ist, wie aus den Quellen direkt abzulesen war, erst am 24. Februar eingetroffen; bei der Analyse der Verhandlungen in Eilenburg hat er so einfach zu erhebende Dinge nicht bemerkt, wie die, daß Ende Januar oder anfangs Februar eine neue Supplik des Kapitels und Feldkirchs beim Kurfürsten eingetroffen ist — die Stücke scheinen verloren zu sein; wenigstens habe ich sie Lstern 1907 vergeblich in Weimar gesucht —: seine Deutung von Oswalds Instruktion ist eine Unmöglichkeit — kurz, wo Müller anfahzt, bricht das Gebäude zusammen. Wenn dabei für Barge unangenehme Dinge herauskommen, so ist Müller daran unschuldig. Das Peinliche liegt in den aufgewiesenen Tatsachen. Man vergleiche etwa S. 22 N. 4, wo Müller Barge sagen muß, daß Karlstadts „prächtige, wuchtige Antithesen“, die er rühmend hervorgehoben hatte, aus Luther stammen, oder S. 57: das angeblich völlig Neue in Karlstadts sozialen Ideen ist Satz um Satz aus Luthers Sermon vom Bucher und der Schrift an den Adel genommen, und gar Vorrede S. X: die „an den Grundfesten der bisherigen Heiligenverehrung rüttelnde“ Anschauung ist nichts anderes als die offizielle katholische Theorie. Müller hat vornehm darauf verzichtet, seine theologische Ueberlegenheit Barge gegenüber mehr zur Geltung zu bringen, als unbedingt erforderlich war. Hätte er sie ausnützen wollen, so wäre es ihm nicht schwer gewesen, Barges Bewunderung für Karlstadt in ein noch seltsameres Licht zu rücken. Wer sieht als Theologe nicht, daß es Karlstadt an der ersten Voraussetzung wirklicher Produktivität, nämlich an Anschauung, gebricht? Und wem, der von der langen und reichen Vorgeschichte der Karlstadtischen Ideen eine Vorstellung hat, klingen nicht Barges Urteile über Karlstadts Entdeckungen naiv? Wie ganz anders hätte wohl der Karlstadt ausgesehen, den uns Hegler vorgeführt hätte.

Die Bedeutung von Müllers Buch geht über die einer Streitschrift weit hinaus. Das Schwergewicht liegt lediglich im Positiven. Müller hat ein so scharfes Bild der von ihm behandelten Vorgänge gezeichnet, wie vor ihm niemand, und nebenbei fällt noch eine Menge von Berichtigungen, Hinweisen, Anregungen ab, wie man das ja bei allen Arbeiten Müllers gewohnt ist. Es wäre darum gewiß nicht in seinem Sinn, wenn man von

seinem Buch nur mit dem Eindruck schiebe, daß er Barge „vernichtet“ habe. Auch um Barges willen nicht. Müller hat es selbst als seine Ueberzeugung ausgesprochen (Vorrede S. VII), daß Barges Buch trotz allem wegen des Reichthums des darin aufgespeicherten Materials die Grundlage für die Marlstadtforschung bleiben wird. Möchte nur Müllers Buch bei Barge selbst den richtigen Erfolg haben.

Berlin.

Karl Holl.

Erinnerungen aus dem Feldzuge 1870—71. Von Oberst a. D. Theodor Krokisius. Zum Besten eines Dispositionsfonds für unterstützungsbedürftige 42er. Berlin. Verlag von Gebrüder Pötel. 1907.

Der Schutz der Deutschen in Frankreich 1870 und 71. Briefwechsel des außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers der Vereinigten Staaten für Frankreich G. B. Washburne in Paris vom 17. Juli 1870 bis zum 29. Juni 1871. Aus den diplomatischen Akten der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika ausgewählt, übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Adolf Hepner. Stuttgart 1907. Kommissionsverlag von J. N. W. Dieß Nachf.

1870—71. Der deutsch-französische Krieg nach den neuesten Quellen dargestellt von Friedrich Regensberg. Band 1. Vorgeschichte des Krieges. Vorbereitungen zum Kriege. Einmarschkämpfe (Weißenburg, Wörth, Spichern). Stuttgart Francksche Verlags-handlung W. Kreller u. Co.

Theodor Krokisius war Student gewesen, aber dann zum Offizierstand übergegangen. Er zog in den Krieg als Kompagniechef in einem Bataillon der Garnison Swinemünde. Die Aufzeichnungen zeigen hohe Bildung in fortgeschrittener geistiger Reife. Der Verfasser beschäftigt sich öfter mit dem Verhältnis der Invasionsarmee zur französischen Bevölkerung und wird dabei nicht nur der Humanität der deutschen Truppen, sondern auch den vorzüglichen Eigenschaften der Franzosen vollkommen gerecht. Wo Krokisius im eigenen Heere Fehler bemerkt zu haben glaubt, scheut er sich nicht, freimütig seine Meinung zu sagen.

Nach der Schlacht von Gravelotte: „machte ich mit einigen Offizieren einen Spaziergang nach der einige hundert Schritt vom Bivakplatz gelegenen Ferme Mogador. In dieser waren am Schlachttage vom 16. eine größere Zahl schwer verwundeter Offiziere und Mannschaften beider Teile untergebracht worden, und das Gehöft wurde durch Anbringung großer Flaggen als Lazarett gekennzeichnet. Beim Beginn des Kampfes am 18. geriet aber die Ferme trotzdem durch zufällig einschlagende französische Granaten in Brand, und sämtliche Verwundete verbrannten. Es war ein furchtbarer Anblick, die aneinander gereihten verkohlten Leichname zu sehen.

Man denke sich die Qual der Schwerverwundeten, die sich nicht retten konnten, als die Flammen allmählich ihre Lagerstätte ergriffen. Der auf der ganzen Front entflammte Kampf ließ wohl die Sorge für diese Verwundeten vom 16. nicht aufkommen."

Besonders anschaulich schildert unser Autor den Winterfeldzug im Jura, dessen unerhörte Strapazen unsere Truppen so heldenmütig ertrugen. Dabei erzählt er folgende charakteristische Episode: „Auf dem Stellungsplatz präsentierten sich meine Leute zum ersten Mal mit ihren über dem Knie gebundenen Strümpfen und sahen darin recht gut aus, um so mehr, als die Schäden der Hosen damit verdeckt wurden. Man sah den Leuten die helle Freude über die ihnen erwiesene Wohlthat an. Bald nach dem Antreten kam der Bataillonskommandeur zu mir heran. . . Dann richtete ich an ihn die Frage, wie ihm meine Leute gefielen. Darauf er: „Ja, hören Sie mal, das ist mir schon vorhin aufgefallen; woher haben Sie denn aber die Strümpfe?“ Als ich ihm darauf erwiderte: „Ich habe sie in Gray gegen einen von mir ausgestellten Bon requiriert“, geriet er in große Aufregung, faßte mich an die Schulter und sagte: „Ja, aber Mann, was wird die Oberrechnungskammer dazu sagen?“ Es lag mir nahe, laut aufzulachen, aber ich unterdrückte es. Dieser Respekt vor der genannten Behörde und in der Situation, in der wir uns befanden, rührte mich tief. Mir wäre der Gedanke an die Oberrechnungskammer wirklich der letzte gewesen, der mir bei Ausübung meiner dienstlichen Pflichten im Jura-Departement in den Sinn hätte kommen können. Dem gab ich Ausdruck mit dem Hinzufügen, daß ich die Verantwortung gern tragen würde. Dabei beruhigte er sich . . . Mein vortrefflicher Kommandeur gehörte zu den immer seltener gewordenen Offizieren, welche die Verantwortung vor der Oberrechnungskammer mehr fürchten als den Feind. . .“

Nicht allein um ihres guten Zwecks willen ist der hier besprochenen Publikation die weiteste Verbreitung zu wünschen, sondern auch wegen ihres unterhaltenden Charakters im besten Sinne des Wortes, und weil ein nachdenkender, geistig freier Offizier der Verfasser ist, der innerhalb seines bescheidenen Wirkungskreises als Kompagniechef eine Fülle von lehrreichen und anregenden Beobachtungen zu machen verstanden hat.

Der erste Band der Geschichte des deutsch-französischen Krieges, die Regensberg herausgibt, reicht bis Spichern. Der Autor stellt sich die Aufgabe, die vielen neu erschlossenen Quellen und die Fortschritte der kriegsgeschichtlichen Kritik bei Deutschen und Franzosen zu einer Gesamtdarstellung zu verschmelzen: „Was immer die Historiker und Militärschriftsteller ermittelt haben, soll meine Arbeit nach gewissenhafter Prüfung und Sichtung allen Kreisen unseres Volkes zugänglich machen, damit sie ein möglichst wahrheitsgetreues Bild jener Tage ohne Schminke und Retouche erhalten.“ Gleich die Art und Weise, wie Regensberg das Problem vom Ursprunge des Krieges behandelt, beweist, daß er den richtigen Weg zur Erreichung seiner Ziele nicht gefunden hat oder, korrekter gesagt, nicht

konsequent zu Ende gegangen ist, denn es finden sich manche hübsche, vielversprechende Ansätze. Der Rest des Bandes bietet dem methodischen Kriegshistoriker gleichfalls nur wenig.

Auch der Briefwechsel des amerikanischen Gesandten Washburne, der 1870 in Paris den Schutz der dort ansässigen Deutschen übernahm, ist von keinem besonderen geschichtswissenschaftlichen Belang. Immerhin geht soviel daraus hervor, daß die Vereinigten Staaten während des deutsch-französischen Krieges sich in Frankreich einer sehr guten diplomatischen Vertretung erfreuten.

E. Daniels.

K u n s t.

Dr. Julius Murth: Utamaro. Mit 45 bunten und schwarzen Tafeln und Abbildungen, einschließlich eines Farbenholzschnittes und 10 Schrifttafeln. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1907.

Der japanische Farbenholzschnitt besitzt bei uns in Deutschland zahlreiche Liebhaber. Unter den Waren, die alljährlich aus Japan bei uns eingeführt werden, nimmt er keine geringe Rolle ein. Die japanisierende Richtung der modernen Kunst, wie sie sich vor allem im Plakatstil und im Kunstgewerbe zeigt, hat die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die Farbkünstler des Ostens hingelenkt, und es sind nicht mehr bloß vereinzelte Liebhaber und reiche Sonderlinge, die alte Meisterholzschnitte japanischer Maler sammeln. Um so schwerer machte sich bisher der Mangel an einer wirklich zuverlässigen und eingehenderen Darstellung des japanischen Farbedrucks bei uns empfindlich, die auf die zahlreichen Fragen, denen sich der Liebhaber gegenübergestellt sieht, eine klare und bestimmte Antwort gab und ihm half, das Dunkel der fremdländischen Kunstbetätigung aufzuhellen. Zwar besitzen wir in W. v. Seidlitz „Geschichte des japanischen Farbenschnittes“ ein ausgezeichnetes grundlegendes Werk, einen geradezu unentbehrlichen Führer, der mit deutscher Gründlichkeit und Systematik die Hauptzüge zusammenstellt und mit vortrefflicher Kritik die Großen von den Kleinen scheidet. Auch hat Edmond de Goncourt in seinem Werke „L'art japonais du 18^e siècle“ wichtige Richtungslinien für den Gegenstand gezogen und unschätzbare Winke zum Verständnis jener Kunst gegeben. Indessen will das deutsche Werk doch nichts anderes sein, als eben nur eine erste Einführung unter Verzichtleistung auf alles nähere Detail, während das ausgezeichnete Buch des Franzosen das Biographische viel zu sehr hinter dem Aesthetischen zurücktreten läßt und auch in vielen Punkten heute schon zu sehr überholt ist, um dem Liebhaber und Kenner gegenwärtig noch genügen zu können. Was sonst über den Gegenstand bei uns erschienen ist, wie z. B. Perzynskis Monographie über Hokusai in der Sammlung der Knackfuß'schen Künstlermonographien oder desselben Verfassers kleines Büchlein über den japanischen Farbenholzschnitt in der Mutherschen Samm-

lung „Die Kunst“, ist Feuilleton und höchstens dazu geeignet, ein erstes Interesse für den behandelten Gegenstand hervorzurufen.

So wird denn das soeben im Brockhaus'schen Verlage erschienene Werk über einen der größten japanischen Farbkünstler allseitig mit größter Freude begrüßt werden. Denn hier ist zum ersten Male der Versuch gemacht worden, einen einzelnen Künstler unter denselben Gesichtspunkten und nach derselben Methode mit wissenschaftlicher Genauigkeit, wie einen der unrigen, zu behandeln und seine Stellung in der Kunst des Ostens klarzulegen. Und daß dies gerade Utamaro ist, wird den Kenner um so mehr erfreuen, als wohl über keinen der japanischen Farbkünstler von Unberufenen so viel zusammengejabelt ist, moderne Sensationslust und journalistische Weitreichelei sich gerade ihn hauptsächlich zum Gegenstande ihrer defadenten Reflexionen ausersehen und dadurch das wahre Bild des Mannes in der schlimmsten Weise entstellt und die Ansichten über ihn in eine fast heillose Verwirrung gebracht hatte.

Murth kann als ein wirklicher Gewährsmann schon deshalb angesehen werden, weil ihm die fremde Sprache vertraut ist und er somit, als der Erste, die japanischen Quellen selbst zu Rate ziehen und die absolut sichereren Urkunden benutzen konnte, die in den Werken des Meisters selbst enthalten sind. So ist seine Darstellung des Lebens des Utamaro nicht bloß viel umfangreicher ausgefallen, als sie irgend ein anderer bisher zu geben vermochte, sondern sie besitzt durch ihre sorgfältige Berücksichtigung auch des scheinbar unbedeutendsten Details den höchsten Grad von Zuverlässigkeit. Hier lernen wir den historischen Utamaro zum ersten Male wirklich kennen. Eine kurze Darstellung der Entwicklung der japanischen Holzschnittkunst bis zu ihm sowie der kulturellen und zeitgeschichtlichen Faktoren der Epoche des Utamaro eröffnet uns das Verständnis seines Lebens. Wir werden mit der Atmosphäre der berühmten „grünen Häuser“ bekannt gemacht, die im Leben des Künstlers eine so große Rolle spielen, und erhalten einen vollständigen Einblick in das Kunsttreiben vor und um den Meister herum, wodurch wir erst dessen Eigenart und Bedeutung wirklich verstehen lernen. Der Verfasser enthält uns nichts vor von dem, was uns von den verschiedensten Seiten her über das Leben und Wirken des Meisters berichtet wird. Er sucht die oft recht trüb fließenden Quellen zu klären und hat das Schwierige unternommen, die Entstehungszeit der Werke des Utamaro nach Möglichkeit festzustellen und auch die große Masse undatierter Werke in die Reihe der datierten einzuschieben, und diese hierbei so weit beschrieben, als es zur Kenntnis der Persönlichkeit des Meisters und seiner künstlerischen Entwicklung dient. So konnte er mit vielen bisher geltenden Traditionen brechen und eine Menge geläufiger Urteile über den Künstler umprägen, infolge wovon dieser doch nunmehr in einem ganz anderen Lichte erscheint, als in dem bisher üblichen eines schmachtenden Liebhabers der Bewohnerinnen der grünen Häuser, der sich durch den Umgang mit ihnen frühzeitig zugrunde gerichtet haben sollte. Wir lernen

Utamaro als Gatten eines klugen und talentvollen Weibes kennen, die ihn die grünen Häuser vergessen macht, und wir erfahren hier zum ersten Male, daß es nicht so sehr das ausschweifende Leben des Meisters und seine Vorliebe für die Kurtisanen war, was seine Kräfte vorzeitig erschöpfte, sondern das Unglück, das er hatte, wegen eines satirischen Bildes eingekerkert und für mindestens ein Jahr den Schrecken eines damaligen japanischen Gefängnisses preisgegeben zu werden. „Auch ein körperlich starker Mann“, sagt Murth, „mußte durch das Kerkerleben gebrochen werden, geschweige ein so überarbeiteter Maler, wie Utamaro.“ Utamaro war nach Murth ein Mann von feinstem Empfinden, vornehm durch und durchprachtliebend bis zur Verschwendung, mit allen Eigenheiten eines Grandseigneurs ausgestattet, aber dabei ein liebevolles und tiefes Gemüt, ein Feind alles Gewalttamen, mit einer Neigung zum Humor und zur Satire. Er hat das Leben bis in seine Tiefen ausgekostet und sich keine Genüsse versagt, wo er sie nur finden konnte. Aber er ist nie wirklich in den Schlamm hinabgestiegen, hat nie die Herrschaft über sich selbst verloren; und wenn er den Reizen der Weiblichkeit gehuldigt hat, wie nur irgend ein Mensch jener liebevollen und galanten Zeit, so beweist doch das Verhalten seiner Gattin, deren köstlichen Brief an seinen Verleger uns der Verfasser mitteilt, daß er es auch zugleich verstand, sein eigenes Weib glücklich zu machen und ihre Liebe sich zu sichern.

In einem zweiten Teile seines Wertes macht uns Murth im einzelnen mit den Arbeiten des Utamaro bekannt, eine überaus schwierige und mühselige Leistung, die aber besonders für den Sammler von unerschätzbarem Werte ist, um sodann in einem dritten Teile alle Kunstprobleme des Meisters zu übersichtlichen Gruppen zusammenzufassen und eine genauere Charakteristik des Künstlers Utamaro und seiner Bedeutung für die gesamte Kunst überhaupt zu liefern. Ein Anhang enthält eine Kritik der japanischen Quellen, führt Namen, Signaturen und Stempel des Utamaro nebst der häufigsten Verleger-, Holzschneider- und Druckerzeichen auf seinen Werken vor und kommt auch hiermit einem Bedürfnis der Liebhaber des Meisters in der erwünschtesten Art entgegen.

Was endlich die Ausstattung des Buches anbetrifft, so genügt die Angabe der Firma Brockhaus, um von vorneherein das Urteil zu erwecken, daß in dieser Beziehung alles Erdenkliche getan ist. Neben den schwarzen erfreuen das Auge des Beschauers zahlreiche bunte Tafeln mit Wiedergaben der Werke des Utamaro, darunter ein farbiger Facsimileholzschnitt, der mit genauester Befolgung der japanischen Technik in den graphischen Anstalten des Brockhaus'schen Verlages hergestellt ist und auch solchen eine Vorstellung vom Aussehen der Farbendrucke des Utamaro vermittelt, die von diesem selbst noch keine Originale gesehen haben. Und so möge denn das ausgezeichnete Werk die Aufnahme finden, die es verdient, das Interesse für den japanischen Farbholzschnitt in immer weitere Kreise tragen und das Verständnis für eine Kunst befördern helfen, die, wie fremdartig sie

uns auch in vieler Beziehung sein mag, doch auch ihrerseits die größte Beachtung verdient, und ohne deren genauere Kenntnis es bald nicht mehr möglich sein wird, die einheimische Kunstentwicklung zu verstehen.

Prof. Dr. Arthur Drews.

Die Baukunst als unfreie Kunst.

Frau Alma von Hartmann hat mir die Ehre erwiesen, meine Ausführungen über die Stellung der Baukunst im System der Künste einer Kritik zu unterziehen. Ich muß es mir versagen, auf die Einzelheiten ihrer Erwiderung einzugehen. Es handelt sich hier, meines Erachtens, im wesentlichen um Mißverständnisse, die jeder der Sache Kundige selbst zu durchschauen imstande ist. Nur einige wenige Punkte möchte ich in Kürze noch einmal hervorheben:

Ich behaupte nicht, daß die Baukunst eine freie Kunst schlechtweg sei, im Gegenteil, ich betone ja immer wieder ihr unauflösliches Gebundensein an außerästhetische Zwecke, glaube aber allerdings, daß sie sich in ihren größten Leistungen hoch über den realen Zweck erhebt. Ich setze auch nicht Schönheit und Freiheit einander gleich, sondern weise im Gegenteil immer wieder auf das reiche Maß charakteristischer Schönheit hin, das sich auch an zweckbestimmten Formen realisiert. Daran allerdings halte ich unbedingt fest, daß das Vereintragen des Zweckes in die Gestaltung vom rein künstlerischen Standpunkte aus ein zu überwindendes außerästhetisches und unfreies oder gebundenes Moment bedeutet. -- Frau von Hartmann verlangt, man solle mit der rückhaltlosen Aufnahme der Baukunst unter die Künste überhaupt schon zufrieden sein. Sie selbst sieht in dem Prädikat der Unfreiheit keinerlei Herabwürdigung im menschlichen oder künstlerischen Sinne. Es dürfte ihr nicht leicht werden, Zustimmung zu finden für solche Meinungen, welche dem natürlichen, gesunden Gefühl allzu sehr widersprechen. Sie erweist auch schwerlich der Sache Eduards von Hartmann einen Gefallen dadurch, daß sie einen von ihm begangenen offenkundigen Irrtum zu verteidigen sucht. Ich weiß mich eins mit der hochverehrten Frau in der grenzenlosen Verehrung für Eduard von Hartmann, den ich nach vieljährigem, eingehendem Studium nicht nur für den größten Aesthetiker, sondern für den größten und tiefsten, schwer verkannten Denker unserer Zeit halte. Aber das Recht und die Freiheit der eigenen Meinung wahre ich mir auch dem Manne gegenüber, dem ich meine besten und kostbarsten geistigen Besitztümer verdanke.

Berlin, im Januar 1908.

Paul Moos.

Literatur.

Georg Misch, Geschichte der Autobiographie. 1. Band: Altertum. Leipzig 1907, Teubner.

Der Verfasser hat seine Aufgabe so weit und tief begriffen, daß ihre

Lösung den größten Inhalt bekommen hat, dessen sie fähig war und über ihre monographische Anlage hinaus eine Geschichte des Selbstbewußtseins im Altertum geworden ist; oder er scheint von Anfang an dazu Willen und Kraft gehabt und dann nur den Einzelstoff als Inhalt benutzt zu haben, um wichtigeren Gedankenmassen daran zu ordnen. So sicher füllt er auch die weitesten Umrisse, mit so feinem Takt greift er nach allen Seiten aus und zieht zusammen, sichtet und reiht ein, immer den konkreten Gegenstand im Auge und doch fähig, den schwanken Dunstkreis und die unfaßbaren Lebenskräfte nachzufühlen, woraus jede Einzelgestalt sich wirkt. Er vermeidet den häufigsten Monographistenfehler, das mikroskopisch-falsche Augenmaß, mit dem Instinkt des gebildeten Geistes, wenn er auch dem vornehmeren und vielleicht unvermeidlichen des Universalhistorikers nicht immer entgeht: Entwicklungen zu stark und groß zu sehen und zarte Uebergänge zu vergewaltigen. Doch ist das die Gefahr und oft die Tugend jedes entschiedenen Ordners fluktuierender Massen und dessen Recht oder Unrecht hängt von seiner Macht und seinem Ernst ab oder von der Wucht seiner Sache.

In Mißs Werk durchdringen sich historische und philosophische Stärken, wie wir es kaum mehr unter unserm wissenschaftlichen Nachwuchs zu hoffen gewagt hätten, der sich bald in sammlermäßiger Kleinmeisterei, bald in Begriffsscholastik verlieren muß, weil die Methoden durch Uebersteigerung Selbstzweck geworden sind. Nur von Menschen mit eigenem Instinkt und eigener geistiger Leidenschaft, denen die Stoffe der Kultur in Fleisch und Blut verwandelt, nicht unverdaut in den Organen liegen geblieben sind, und welche die Methoden als Mittel beherrschen, ohne sie spielerisch zu mißbrauchen, dürfen wir wieder Werke erwarten, würdig die Namen Ranke, Burckhardt oder Dilthey an der Stirn zu tragen.

Mißs Buch ruht auf einem festen Grund von Persönlichkeit und gesättigter Bildung, so daß wir uns seiner freuen als eines kräftigen Glieds in der ehrwürdigen Ueberlieferung, die von den Tagen Kants und Herders, Hegels und Kantes immer dünner herunterführt in unsre zerfahrenen Suchen und Empfängnisse.

Die Einheit, worin Miß die abstrakte und die konkrete Seite seines Geschichtsbildes zusammenfaßt, wodurch er sich bei den Begriffen und bei den Erscheinungen zuhause fühlt, ist seine lebendige Anschauung vom menschlichen Ich als Schöpfer und als Schöpfung, als Objekt und als Subjekt, als Auge und als Bild, als geschichtlich wandelbarem und ewiggegebenem Dasein, als unendlicher Einheit und bedingtester Vielheit; die Geschichte ist ihm nur die Auswicklung der in der Doppelnatur dieser Einheit enthaltenen Möglichkeiten, so weit der bisherige Ablauf sie verkörpert. In solcher Anschauung vom Ich liegt der einfache und lebendige Keim zur Ausfruchtung gerade dieses Themas, das stets von zwei Seiten zugleich aus behandelt werden mußte, wenn es dem Menschen als dem Gegenstand und dem Menschen als dem Betrachter gerecht werden

sollte. Hier ist ein Beispiel, wie sehr ein philosophischer Tick nötig ist, um die Empirie fruchtbar zu machen. In jeder historischen Aufgabe liegt ein Punkt, wo sie metaphysisch bedingt ist. Erst wer den findet und sie dort anpackt, kann ihre Möglichkeiten erschöpfen, sie als Hebel benützen, um eine ganze Geisteswelt mit herauf zu heben; dazu bedarf es nicht großer Begriffsmaschinen, sondern eines glückhaften Gefühls für das Wesentliche, das immer einfach und unscheinbar ist, das punctum saliens, der organisierende Keim in einer ungestalteten Masse. Methode und Bau eines Werks hängen davon ab. Berechnen läßt jener schöpferische Punkt sich nicht, und er liegt bei jeder Aufgabe wo anders. Ihn zu finden ist eine Sache der wissenschaftlichen Eingebung, und sie wird nur solchen, die sich den lebendigen Zusammenhang mit der Natur oder mit der Geschichte als Ganzem bewahrt haben. Jede Loslösung vertrocknet die Organe der Empfängnis.

Mich hat den Punkt gleich gepackt, nicht durch ein Handwerkermittelchen, sondern, wie mit einer Springwurzel, kraft der Sympathie mit den Dingen, die er sucht, und weil ihm die Geschichte ein Erlebnis ist: „Wenn einem einmal das Ganze in realer Anschauung aufgeht: die alten Kulturen in den orientalischen Flächenstaaten in dunkle Jahrtausende zurückreichend, und nun dieses kleine Griechenvolk, das sich in wenigen Jahrhunderten erhebt und aus sich heraus eine neue und höchste Stufe des Menschentums erzeugt — eine sprunghafte Erhöhung des menschlichen Selbstbewußtseins überhaupt —, und dann wieder das Zurückfluten der Kultur zu den orientalischen Küsten, Rom schlägt mit ungeheurer Kraft in diese hellenistische Geisteswelt und dämmt sie fest, bis dann in das Völkergewirr jene Erregung kommt, jene Umwälzung der ganzen Ziele des Lebens und der Phantasie, wo die Geister der Tiefe wieder nach oben kommen, und schließlich noch in der alten Welt, in der schon die neuen frischen Barbarenvölker sich einrichten, der mächtige Bau zusammengeschweißt wird, der die kommenden Entwicklungen fürs erste beherbergen sollte: die Anschauung dieser Vorgänge ist ein Erlebnis, das ergreifend ist und gleich einer großen künstlerischen Schöpfung das Innerste aufrührt und reinigt.“ Es ist wirklich in dieser Periode lebendiger Atem der Weltgeschichte, der sich nicht von Unführenden vortäuschen läßt.

Ich muß mir hier versagen, den Inhalt und die Gänge des Buches näher zu bereden, die Anzeige soll das Werk nicht ausziehen, sondern dazu hinführen durch Andeutung, weiß Geistes Kind es ist und wie der Stoff behandelt wird. Jener zitierte Satz zieht zugleich die weitesten Umrisse, die der Verfasser dann füllt, färbt und vertieft mit der Darstellung von Zuständen, Menschen, Werken, Bewegungen, immer eingedenk, wie alles zugleich Frucht und Samen ist, wie der Mensch zugleich Geschöpf, Ausdruck, Spiegel, Mitschöpfer wirkender Gesamtheiten ist, wie alle menschlichen Motive und Gesichte, Leidenschaften und Träume, Ideale und Lügen zugleich den Einzelseelen, einem geschichtlichen Zusammenhang und einer

wandellosen Gesetzmäßigkeit angehören, zugleich willkürlich, frei, individuell und notwendig, bedingt, typisch sind. Darum achtet er vorzüglich darauf, mit welchem einmaligen Gehalt die typischen Formen gefüllt werden, wann ein Gehalt sich seine neue, eigene, weithin gültige Form schafft, oder wie ein neuer Gehalt, zur Form erstarrt, als Typus oder Kanon weiterlebt. Misch hält die verschiedenen Grade und Arten der Repräsentation auseinander, die Urgeister und die bloß symptomatischen. Er hat bei jedem Besonderen immer das Ganze seiner Umwelt gegenwärtig (diese nicht als Milieu, sondern als Komplex von Kräften gefaßt) und verliert sich nicht pedantisch in der Herausarbeitung der literarischen Gattungen und Gefäße, er nimmt die Autobiographie auch als innere Form, als Ausdruck-gewordenes Verhalten der Seele zu dem, was ihre jeweilige Welt ausmacht. Weil die Zeiten als Ganzes in ihm leben, darf er es wagen, bei zerstückter Ueberlieferung aus den übrigen Gebieten das Ganze ahnungsvoll zusammenzusehen, und das tut er mit Zurückhaltung und Takt. Das weiterher zusammengeholte Material zeigt zugleich, wie wenig ihm die Erforschung der literarischen Gattung „Autobiographie“ Selbstzweck ist, daß sie ihm nur ein unverbrauchtes, bewegliches, vielseitiges Mittel ist, ein wirksames Agens und Reagens, um die Entwicklung des Selbstbewußtseins zu erkennen. Als Ausdruck eines Verhaltens, wie als Darstellung nie konstanter Inhalte, kann die Autobiographie sich der verschiedensten Formen (Inschriften, Memoiren, Dichtungen, Beichten, usw.) bemächtigen, aber sie schafft sich nicht nur ihre Formen, sondern wird ebenso oft durch die Formen wieder bedingt. Dies Wechselspiel ist für den Literaturforscher ebenso lochend, als für den Psychologen die Kräfte und Inhalte und für den Historiker die Gestalten und Gebärden der Seelen selbst. Die Gebärden — dafür hat Misch noch einen besonderen Sinn: in Tonfall und Haltung der Dokumente nicht nur das ganze Dasein, das sie ausdrücken, mitzufühlen, sondern auch ihre umlagernde Luft. So führt er uns nicht nur durch eine Reihe immer differenzierterer Formen, sondern durch einen Zug sich gebärdender Wesen, von den dumpfen Riesenschemen der östlichen Vorzeit bis zu den zerfurchten Körpern der spät-antiken Christen mit ihren durchglühenden Seelen und zuckenden Nerven.

Ein so vielumspannendes Werk kann unmöglich alle Seh-arten befriedigen. Man kann sich andre Gleichgewichte und Stoffverteilung denken und darüber streiten, ob nicht in diesem Buch, wie heute überhaupt, die Bedeutung des Hellenismus überschätzt wird. (Er ist die neuentdeckte Provinz der Geschichte, schießt vergrabene Schätze herauf und bannt die Blicke mit der Erwartung. So macht man in der Finderfreude aus der merkwürdigen Zerfetzungs- und Uebergangsepoche das Zentrum der Welt.) Ich hätte auch gern gesehen, daß neben Augustus' Inschrift die Kommentare Cäsars eindringlicher behandelt wären, nicht nur um der individuellen Größe des mächtigsten antiken Menschen willen, auch als typisches Beispiel der „Hypomnemata“ und weil sie als Vorbild der meisten Königs- und

Heldendankwürdigkeiten, von Columbus bis Napoleon, unabsehbar in der Geschichte der Gattung gewirkt haben. Sonderforscher mögen sich mit andern Ergebnissen auseinandersetzen: Mischs Werk kann durch einzelne Vorbehalte wenig verlieren, weil es aus einer Gesamtanschauung hervorgegangen ist; und so sehen wir gern auch über gewisse scholastisch-zähe Ausdrucksweisen der Einleitung hinweg, weil durch das Ganze der schlichte und getragene Ton waltet, den sich der Geist nur im reinen Verkehr mit hohen und adligen Dingen erwirbt. Man fühlt, was diesem Autor die Griechen bedeuten. Er hat den langen, ruhigen Atem der echten Wissenschaft, die ohne Hast und unsachliche Anmaßungen ihre endlichen Ziele sich absteckt in den ungemessenen Weiten.

Dr. Friedrich Gundelfinger.

Heinrich von Suso. Eine Auswahl aus seinen deutschen Schriften mit der Einleitung von Joseph Görres zur Suso-Ausgabe von 1829. Herausgegeben von Wilhelm von Scholz. (Vierzehnter Band der Sammlung „Die Fruchtschale“.) Verlag Pieper. München und Leipzig.

Diese Neuherausgabe ist nicht eine philosophische und religiöse Tat, wie sie Herrmann Büttner mit seiner Edition des Meister Eckhardt und der Deutschen Theologie und ihrer Uebersetzung ins Neuhochdeutsche geleistet hat. Heinrich von Susos Schriften sind nicht von der Kirche verleumdet und verfolgt worden, nicht von treuherzigen Gläubigen späterer Zeit in das Dogmatische hinein verdunkelt worden. Es brauchte keine Rückübersetzung in den ursprünglichen Geist und Text, und so ist denn auch schon im Jahre 1829 eine Uebersetzung erschienen, die so vortrefflich ist, daß sie mit geringen Aenderungen dieser Neuherausgabe zugrunde gelegt werden konnte. So hatte der Herausgeber nur eine Auswahl aus der Fülle der Schriften zu treffen, die am besten geeignet wäre, dem Munde unserer Zeit die Gestalt lebendig zu machen und das Bleibende in dem, was sie geschaffen, zu übermitteln, sowie durch eine interpretierende Einleitung den Sinn für diese Gestalt und dies Bleibende dem Leser anzutun. Diese Aufgabe ist auf vortreffliche Weise erfüllt worden.

Den Hauptteil in der Auswahl bildet „Das Leben Heinrich Susos, von ihm selbst erzählt.“ Der Herausgeber teilt mit, wie es entstanden ist: Suso hatte seiner geistlichen Tochter Elisabeth Stager von seinem Leben erzählt; nicht immer der Zeitfolge nach, oft zufälligem Anlaß folgend. Das hat sie treulich alles aufgeschrieben. Als Suso es erfuhr, wurde er zornig und wollte das Buch verbrennen. Da spürte er eine innere Hemmung: Gott wehrte ihm. Das größere Stück der Biographie blieb erhalten. Suso hat es selbst überarbeitet und erweitert. Die Erzählung blieb im ganzen, zufolge der Art ihrer Entstehung, undisponiert, lückenhaft, hie und da zusammenhanglos und daher in gewissem Sinne unklar. Es ist keine

innerlich bedingte Folge in den geschilderten Erlebnissen. Dennoch aber: ein Mensch tritt uns lebendig entgegen. — Neben diesem „Leben Susos“ sind in die Auswahl einzelne Kapitel aus seinen betrachtenden Schriften aufgenommen, die zunächst wie Ergänzungen und erweiternde Kommentare zu diesem mittelalterlichen Lebensbild erscheinen sollen. Auf die Gestalt hauptsächlich kam es dem Herausgeber an.

Die Einleitung, die Wilhelm von Scholz gibt, ist sehr wertvoll. Tief dringt er in das psychologische Geheimnis dieses seltenen, reichen, uns so fremdartig gewordenen und doch wiederum so seltsam verwandten Innenlebens. Lebendig läßt er die Gestalt vor uns heraufsteigen, rührend und fesselnd in ihrer Gebundenheit in die Zeitvorstellungen, ewig bedeutsam in der allgemeingültigen Psychologie des religiösen Lebens, des Lebens im Allein-Wirklichen, in dem von allem Außerem unabhängigen Ich, in dem bezwingenden Erlebnis unmittelbarer Einheit zwischen der Seele und Gott.

„Der Gottbegriff seines innersten Erlebens, auf den alles in ihm und seinem Werk unausgesetzt hindrängt, dessen flüchtiges, mit ganzer Seelenkraft, wie im Krampf, ein paar Herzschläge lang festgehaltenes Innesein für Susos Gefühl Vereinigung mit Gott ist, hat sich weit über die dogmatischen Fesseln erhoben, mit denen die Menschen ihn einzufangen wähen; er ist mit breiten Schwingen ins Unfaßbare, in den Aether gestiegen.“

Die Uebersetzung ist für diejenigen, denen die alte Sprache zu lesen nicht möglich ist, außerordentlich zu empfehlen. Sie hat von den kräftigen alten Ausdrücken, besonders wo es sich um das seelische Erlebnis selbst handelt, so viel wie irgend möglich beibehalten. Da steht nicht nur das Wort: „Ein gelassener Mensch bildet kein Unglück in sich“ (spiegelt! er gewinnt von keiner Sache das Bild, als ob es ein Unglück wäre), sondern wir lesen auch: „Gute Meinung vermittelt oft wahre Einung“, und neben dem „vermittelt“ steht eingeklammert: „verhindert“. Das ist gut, — für die, denen es noch nicht ohne weiteres gegenwärtig ist, daß, da ein Mystiker nach unmittelbarer Einung mit Gott drängt, jedes Vermitteln ein Stören und Verhindern ist. Und es ist auch gut, daß dies „verhindert“ nur daneben gesetzt ist und nicht den alten kräftigen Ausdruck verdrängt hat: denn er führt viel tiefer in des Mystikers Vorstellungswelt hinein und lehrt sie allmählich verstehen. — Der Schlüssel zu dieser Seelensprache ist ja nur das eigene Erlebnis. Aber diese ganz nach innen gewandten Menschen sind in ihrem Wesen wie Flammen, an deren Feuer das eigene Brennen sich entzünden und nähren kann.

Es handelt sich bei der Lehre der Mystiker, auch bei den Schriften dieses himmlischen Minnesängers Heinrich von Suso, durchaus nicht nur (wie ein populäres Vorurteil ihnen nachsagt) um das „flüchtige, ein paar Herzschläge lang festgehaltene Innesein Gottes“, die leuchtende Gottberührung der Seele, die wie ein himmlischer Wast des Menschen Brust durchstrahlt, während ihm die Welt verjinkt. Es handelt sich um eine allmählich zu er-

werbende, fortdauernde neue Stellung zu allen Dingen des Lebens. Nicht um eine quietistisch-asketische Abkehr, wie jenes selbe Vorurteil sagt. Sondern indem ich die Dinge alle als Einzelheiten, in ihrem Einzelwert, in ihrer Beziehung auf mich, verliere, werden sie mir ja aus Gott heraus alle neu lebendig, alle neu geschenkt! Wenn nicht mehr ich der Schauende und Wollende bin, sondern die „ewige Wahrheit“ in mir das Schauende und Wollende ist, so schaut sie auch die Dinge der Welt „in Lauterkeit“ und „inbegreift sie der Wahrheit.“ Und erst jetzt wird der Mensch auch den äußeren Dingen die rechte Richtung zu geben wissen. Er wird die Einheit — den allgegenwärtigen Gott — in den Dingen erschauen und so die Bilder „austragen“ — hineinschauen und -schaffen in ihr geistiges Wesen, in dem Gott sie schaut. Ein Teilnehmen an der Vergeistigung, Vergottung, Schöpfung des Daseins! Und also in die Welt zu wirken, ist viel mehr, als Gott nur im Inneren zu finden! „Wem Innerkeit wird in Außerkeit, dem wird Innerkeit innerlicher denn dem Innerkeit wird in Innerkeit.“ (Leben Heinrich Susos, Kap. 52.)

Großstadt=Dokumente. Herausgegeben von Hans Ostwald. Band 36.

Moderne Geisterbeschwörer und Wahrheitsjucher von Hans Freimark. Berlin und Leipzig. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger. Preis 1 M.

Der Verlag verspricht in diesen „Großstadt=Dokumenten“, „auf unterhaltjame Weise das weite, hochinteressante Gebiet der modernen Großstadt mit ihren Tiefen und Untiefen zu zeichnen.“ Er verspricht, daß „diese Bände wegen ihrer Genauigkeit und Zuverlässigkeit von bedeutendem dokumentarischem und kulturhistorischem Wert sein werden, ja es ermöglichen, irgend ein eigenartiges Stoffgebiet . . . wirklich ganz zu übersehen und den wissenschaftlichen Kern und die Geheimnisse der Materie zu erfassen.“ Jenes „auf unterhaltjame Weise“ und ein „auf Grund von amüsanter Tatsachendarstellung“ im letzten Satz machten mir die Versprechungen etwas verdächtig: wird es auch nicht auf Klatsch und Sensation abgesehen sein mehr als auf ernste Kulturarbeit? Nun liegt mir nur ein Band vor und über ihn allein kann ich urteilen. Als ich ihn aber las, war ich höchst angenehm überrascht. Er ist unbedingt zu empfehlen. Das sehr schwierige Gebiet der Probleme des Spiritismus, Okkultismus und der Theosophie, der Zeichnung ihrer populären Vertreter, die in Vereinigungen mit abendlichen Seancen, in Logen und Lebensgemeinschaften ihre Geheim=Wissenschaft und Geheim=Religion pflegen, ist mit klugem Verständnis und außerordentlichem Takt behandelt. In lebendiger und wirklich sehr amüsanter Darstellung werden die verschiedenen Erscheinungen vorgeführt, immer aber mit Ernst auf das Charakteristische und Bedeutsame gehend und mit vornehmer Gesinnung Wert und Unwert unterscheidend. Der Verfasser zeichnet eine Satire, aber sein kluger, in psychologischer Beobachtung geübter Blick ist nicht nur scharf, sondern auch gütig und mitsühlend, er weiß nicht nur

in hohen Worten und Phrasen das Hohle zu erkennen, sondern auch in mancher lächerlichen Form das echte, reine Streben zu entdecken. Und immer tut sich die Absicht kund, auf das zu deuten, was bald stärker bald geringer, hinter der Wirrnis der halb lächerlichen, halb rührenden Erscheinungen, das innerlich treibende Motiv ist: die Sehnsucht unserer Zeit nach neuer Verinnerlichung.

Vaganten=Lieder von Mary Krüger. Berlin=Leipzig. Modernes Verlagsbureau Curt Wiegand. 1907.

Es sind beileibe keine Vaganten=Lieder! Eines wahrscheinlich ganz ehrbaren Jungfräuleins nicht üble Gedichte sind es, das auf eine recht liebenswürdige Weise mit seiner Leichtfertigkeit und einem kleinen Stich ins Frivole etwas prahlt. Eine wunderliche Mischung von Ernst und Spott, Neckerei und Albernheit, von unnötigen, geschmacklosen Verbheiten, Trivialitäten, die man wirklich nicht drucken lassen dürfte, -- und einigen zarten, feinen Schönheiten. Eine völlige Unsicherheit des Urteils! Von literarischer Durchbildung keine Spur. Aber ein wirkliches kleines Talent. Manchmal bei einem edleren, tieferen Ton bedauert man es, daß die Verfasserin sich nicht die Mühe gab, durch viel sorgfältigeres Durchfühlen und Durchfeilen des Gedichts ein schönes kleines Kunstwerk daraus zu machen. Sie hätte es vielleicht gekonnt.

Altkreuznach. Roman aus dem Nahetal von Dr. Friedrich Blumberger. Berlin, Köln, Leipzig. Verlag von Albert Ahn.

Der Verlag hat sich die verdienstliche Aufgabe gestellt, eine Sammlung von Büchern zu bringen, die „ohne besondere Prüfung von Schul- und Volksbibliotheken angeschafft“, jedenfalls ohne Bedenken der Jugend wie den Erwachsenen in die Hand gegeben werden können. Er bekennt, darin einer Anregung des Kölner Vereins für das höhere Mädchenschulwesen zu folgen. Ein rheinischer Schulrat ist der Verfasser des ersten Bandes der Sammlung, die den Namen „Kölner Jugend- und Volksschriften“ führt. Der Preis ist: 2,50 M., geb. 3,50 M.

Dieser erste Band „Altkreuznach“ ist vortrefflich. Ein lebendiges Bild der alten Zeit steigt auf. Viele ansprechende, charakteristische Einzelheiten, die gründliche Kenntnis der Geschichte, der Kulturgeschichte speziell dieser besonderen, mit großer Liebe empfundenen Landschaft verraten, schließen sich zu einer lebhaft interessierenden, buntfarbigen Erzählung zusammen. Der Roman spielt im 16. Jahrhundert. Das Volksleben im ausgehenden Mittelalter, mit seinem uns so fremd gewordenen, und so traulich, eng und behaglich anmutenden Stil, dem Kunstwesen z. B., in dem jeder tüchtige Arbeiter so wohl geborgen ist, einer auf den andern angewiesen, einer den andern stützend, wird auf eine überaus anschauliche und unterhaltende Weise nahe gebracht. Weinbau, Vohgerberei und Mühlenbetrieb, die Gewerbe, die in der mittelhheinischen Gegend am meisten be-

trieben wurden, sind die Beschäftigungen, an die die Handlung des Romans anknüpft, von denen er ein fesselndes Bild entwirft, und die die Umwelt der Helden bilden. Die abenteuerliche Gestalt des Doktor Faust hilft als Nebenfigur mit, die Stimmung des Zeitgemäldes zu vervollständigen. Von den religiösen Kämpfen spürt man nichts, Bekenntnisfragen spielen nicht hinein. Reste aus der Römerzeit ruhen im Boden, treten zutage und wecken stimmungsvoll Erinnerung an eine noch viel weiter zurückliegende kampffreie Zeit. Die Gestalt des jungen Helden, des erstaunlich tüchtigen Müllersohnes, der durch schweres Schicksal sich redlich und treu hindurcharbeitet und letzten Endes sein Glück findet, ist frisch und anziehend, die Handlung spannend und in der Motivierung und Führung Befriedigung schaffend, die Psychologie nicht allzu tief gefaßt, wie es bei dem, was man Volksliteratur nennt, zu sein pflegt.

Gedichte, von Erna Weimann-Bischoff. Berlin-Leipzig. Modernes Verlagsbureau Curt Wiegand. 1907.

In den meisten dieser Gedichte zeigt sich eine glückliche Beherrschung der Form. Der alten Form. Ein Neuschaffen ist nicht darin. In den freien Versen versagt die rhythmische Kraft. Auch die poetischen Vorstellungen sind zum Teil anempfunden. Die Tradition dichtet. Einige der Gedichte sind dennoch, schlicht und schön wie sie sind, recht annehmbar.

In andern lodert ein glühendes, eigenes Empfinden, das indessen noch nicht zur Kunst geläutert ist. Es ist nichts Hohes, nichts Seltenes darin. Die Liebeslieder sind merkwürdig deutlich auf den Grundton Selbstsucht gestimmt: „Mein bist du, du bist mir verfallen; ob du auch wolltest, du kannst nicht entschlüpfen, denn niemand auf Erden liebt so dich, wie ich!“ Oder: „Du mußt mir Vertrauen schenken. Wenn du nicht himmelsklar erkannt, wie meine Treu' ob jedem Zweifel stand, dann bist so klein du, wie ich nie konnte denken!“ Poesie kommt uns von höheren seelischen Erlebnisphären.
Gertrud Prellwig.

Kolonien.

Siegfried Passarge, Prof. Dr. Südafrika. Eine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde. Mit 47 Abbildungen auf Tafeln, 34 Karten und zahlreichen Profilen. 1908. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig. XII und 355 Seiten.

Passarges Buch verdankt seine Entstehung einer Breslauer Universitätsvorlesung im Wintersemester 1906/07. Es ist eine Landeskunde von Südafrika in großen Zügen, die eine zunächst vollständige Uebersicht über den Aufbau des Landes, das Klima, die gesundheitlichen Verhältnisse, die Vegetation und die Tierwelt enthält; außerdem einen kurzen Abriß der Geschichte Südafrikas, eine sehr interessante Abhandlung über die natürlichen Kulturbedingungen des Landes und den ursprünglichen Kulturbesitz

der Eingeborenen; schließlich eine Darstellung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse, wie sie zwischen dem Kap der guten Hoffnung und dem Sambesi, in dem ursprünglich englischen Gebiet, in den früheren Burenstaaten und in den Neuländern, Rhodesia und Deutsch-Südwestafrika, existieren. Wer Passarges Werk über Adamaua und die Kalahari kennt, der wird auch bei dieser Arbeit von vornherein eine ausgezeichnete Beherrschung und Vorführung zunächst des naturwissenschaftlichen Materials erwarten. Ich möchte als auf besondere Musterbeispiele dieser Art auf das XV. Kapitel (Das südafrikanische Becken — Kalahari-Region) und auf das XVI. (Die Entstehung der Kalahari und das Problem der Klimaänderung in Südafrika) verweisen. Diese Abschnitte sind besonders geeignet, auch dem Laien auf dem Gebiet der Naturwissenschaft eine Vorstellung davon zu geben, wie der Fachmann, wie die exakte kritisch sichtende Darstellung imstande ist, das vorliegende, der Beobachtung zugängliche Material zu einem organisch geschlossenen, seiner Entstehung nach verständlichen Gesamtbild zu gestalten. Vom politischen und kolonialwirtschaftlichen Standpunkt aus sind die drei Schlusskapitel (XXV. Die europäische Kultur, XXVI. Die portugiesischen und deutschen Kolonien, XXVII. Britisch-Südafrika) natürlich die wichtigsten und interessantesten. Wer wie ich ein mehrjähriges praktisches Studium in Südafrika selbst auf diese Verhältnisse verwendet hat, kann es am ehesten bezeugen, wie gut Passarge beobachtet hat und wie richtig er die Sachlage darstellt. Besonders möchte ich aber auf das Schlusswort über die zukünftige Entwicklung Südafrikas hinweisen. Auch Passarge ist, wie alle politisch urteilsfähigen Kenner Südafrikas, der Ansicht, daß dort infolge der gänzlich verkehrten englischen Eingeborenenpolitik eine sehr gefährliche Krisis, ein Vernichtungskampf zwischen den Rassen, im Anzuge begriffen ist. Er schildert die soziale und politische Wirkung der vermeintlichen Humanitätspolitik der Engländer gegenüber den Farbigen und kennzeichnet auch den Charakter der äthiopischen Bewegung in derselben Weise, wie ich es in meinem Vortrag in der Staatswissenschaftlichen Vereinigung, der in diesem Heft der Jahrbücher abgedruckt ist, getan habe, und er folgert weiter: „Einmal, daß jede Humanität den Schwarzen gegenüber gleichzeitig eine Grausamkeit den Weißen gegenüber ist, und zweitens, daß, wenn sich die Verhältnisse weiter so entwickeln, wie bisher unter englischer Verwaltung, die weiße Bevölkerung der Schwarzen auf die Dauer nicht widerstehen können. Je länger sie unter englischer Abhängigkeit bleibt, umso ungünstiger gestalten sich die Bedingungen für die weiße Klasse in dem kommenden kriegerischen und wirtschaftlichen Kampf. Die einzige Möglichkeit der Rettung besteht meines Erachtens darin, daß sich das englische Südafrika so schnell wie möglich von England und seinen falschen Humanitätsbestrebungen unabhängig macht und zu den Prinzipien übergeht, welche die Buren bei der Behandlung der Schwarzen mit so großem Erfolge durchgeführt haben und die vor allem darin gipfeln, den

Schwarzen Respekt und Gehorsam beizubringen, sie streng aber gerecht zu behandeln und sie so zu bewerten, wie sie es verdienen, nämlich als inferiore Klasse."

Wöchten es sich doch auch unsere maßgebenden kolonialpolitischen Persönlichkeiten gesagt sein lassen, daß ohne ein Verständnis des Massenproblems in unseren afrikanischen Kolonien nach diesem Grundsatz an einen dauernden Erfolg auch unserer kolonialen Bestrebungen nicht zu denken ist. Die Frage der Eingeborenenpolitik in Afrika hat nichts zu tun mit der heimischen Parteipolitik, nichts mit Liberalismus, Konservatismus, Demokratie oder dergleichen, sondern sie ist einfach eine Frage der Erkenntnis dessen, was ist.

Paul Mohrbach.

Theologie.

Adolf Harnack. Die Apostelgeschichte, Untersuchung. Leipzig. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1908. (Beiträge zur Einleitung in das neue Testament. III. Heft.) 225 Seiten.

Das Ergebnis dieser Untersuchung faßt Harnack, was den Inhalt der Apostelgeschichte betrifft, in den Worten (S. 222) zusammen: „Es ist nicht nur im großen und ganzen ein wirkliches Geschichtswerk, sondern auch die Mehrzahl der Details, die es bringt, ist zuverlässig. Es folgt außer einigen panegyrischen Anwandlungen inbezug auf die Urgemeinde keiner Tendenz, die die reine Darstellung des geschichtlichen Verlaufs stört, und sein Verfasser hat genug gewußt, um als Geschichtsschreiber auftreten zu dürfen. Es ist fast von jedem möglichen Standpunkt geschichtlicher Kritik aus ein solides und respektables, in mancher Hinsicht aber ein außerordentliches Werk; außerordentlich ist schon der Mut des Lukas, die komplizierte Geschichte einer im lebendigsten Flusse sich befindenden religiösen Bewegung zu schildern.“ Allerdings bleibt daneben die Beobachtung bestehen, daß der Verfasser nicht die Fähigkeit, oder vielleicht auch gar nicht den Wunsch nach persönlicher Charakteristik der handelnden Personen besessen hat, sondern daß ihm die an den berichteten Wundern und an den Wundertätern erscheinende Kraft Gottes so sehr als das wichtigste Moment der handelnden Persönlichkeiten erschien, daß die Individualitäten selbst davor erblaßten. Im Zusammenhang mit diesem, den Wert der Apostelgeschichte als Geschichtsquelle sehr hoch einschätzenden Resultat bemerkt Harnack, daß es notwendig werden würde, „nicht wenigstens in der Geschichte des apostolischen Zeitalters, wie es von der Kritik heute erzählt wird, zu revidieren.“ Diese Bemerkung ist ebenso unbestreitbar wie weittragend. Weizsäcker's Buch „Das apostolische Zeitalter“ hat bisher in weiten Kreisen, und zwar nicht nur innerhalb der modernen Theologie, sondern auch bei gebildeten liberalen Laien, als die zutreffendste Darstellung der Urgeschichte der christlichen Gemeinde gegolten, und die Darstellungskunst des Verfassers hat sich mit

seiner Gelehrsamkeit und der recht bestimmt gehaltenen Form, in der er seine Gedanken ausdrückt, zu einem Wilde vereinigt, dem die Merkmale überzeugender Kraft für das allgemeine Verständnis innewohnen. Weizsäcker aber denkt über den Wert der Apostelgeschichte des Lukas gering und bringt dies wiederholt zum Ausdruck. Wenn uns nun ein Gelehrter, wie Harnack, davon überzeugt, daß wir der Darstellung des Lukas über das sogenannte apostolische Zeitalter ein viel weitgehenderes Vertrauen schenken dürfen, als man bisher, von der orthodoxen oder orthodoxistischen Theologie abgesehen, tun zu sollen geglaubt hat, so ist das ein neuer, in hohem Grade bemerkenswerter Beitrag zu der allmählichen Umwandlung des Urteils über die wichtigsten Schriften des neuen Testaments, das sich unter der speziellen Führung Harnacks schon seit längerer Zeit angebahnt hat. Diese Umwandlung des Urteils bezieht sich vor allen Dingen auf die drei synoptischen Evangelien und nunmehr also auch auf die Apostelgeschichte. Harnack macht zum Schluß seines Buchs die Bemerkung, daß seine Ergebnisse den Ergebnissen der konservativen Kritik der Apostelgeschichte so nahe ständen, daß die radikale Kritik sie möglicherweise unter diesem Gesichtspunkt abzulehnen geneigt sein würde. Ich erinnere mich dabei an ein kleines aber bezeichnendes Erlebnis, das ich vor einer Reihe von Jahren als Zuhörer eines Harnack'schen Kollegs hatte. Harnack erläuterte an einer Reihe von Beispielen, zu wie verkehrten Schlußfolgerungen man schließlich durch die kritische Auflösung des von den Synoptikern über die Person Jesu gebotenen Materials käme und daß sich als Ergebnis der Generationen langen theologischen Arbeit seit Christian Ferdinand Baur doch eine starke Rückkehr zu einer viel höheren Wertschätzung der drei ersten Evangelien als Quelle für das Leben Jesu ergäben. Am Schluß des Kollegs sagte mein Vordermann, ein älteres Semester, zu seinem Nachbarn: „Ich begreife nicht, was Harnack mit dieser Konzessionspolitik gegenüber den Orthodoxen will. Er gewinnt sie doch nicht und unsere Stellung schädigt er.“ Leider ist der Standpunkt dieser kläglichen praktischen Weisheit, wenn nicht unter den wissenschaftlichen Theologen von Ruf, so doch bei manchen Jüngeren, die nichts gelernt haben, als auf die Worte ihres Meisters zu schwören, kein so ganz seltener. Diese Leute fühlen den Boden unter sich schwanken, wenn von einer Seite, deren starke autoritative Wirkung sie im Gegensatz zu den advokatorischen Bemühungen der berufsmäßigen konservativen Apologetik instinktiv fühlen, ein derartiger historischer Revisionsprozeß vorgenommen wird.

Man kann sagen, daß die indirekten Folgen des von Harnack inbetreff der Apostelgeschichte vertretenen Standpunkts vielleicht noch größer sind, als die direkten. Wenn wir das Bild des apostolischen Zeitalters fortan wieder mehr mit den Strichen und Farben der Apostelgeschichte zeichnen müssen, so ist das zweifellos ein sehr bedeutames Ergebnis. Harnack neigt aber im Zusammenhang hiermit in der besonders wichtigen Frage nach der Abfassungszeit der Apostelgeschichte der Meinung zu, daß sie schon vor

der Zerstörung Jerusalems, ja sogar an den Anfang der sechziger Jahre des ersten Jahrhunderts zu setzen sei, noch zu Lebzeiten des Paulus und bald nach den zwei Jahren, die dieser in Rom verbrachte. Die Schwierigkeiten, welche diesem chronologischen Ansatz entgegenstehen, werden erwähnt, aber nicht für unüberwindlich erachtet: eine Reihe gewichtiger Argumente, die für eine so frühe Datierung sprechen, werden anschaulich und überzeugend hervorgehoben. Dann aber meldet sich sofort eine weitere Frage von überragender Bedeutung an. Lukas hat nicht nur die Apostelgeschichte, sondern vorher auch das Evangelium geschrieben, und er hat das Evangelium des Markus als Quelle dafür benutzt. Dann mußte also Markus schon um das Jahr 60 — spätestens — geschrieben haben. Ist das möglich? Harnack lehnt es ab, in der Untersuchung über die Apostelgeschichte beiläufig auch auf diese evangelienkritische Frage erster Ordnung einzugehen. Vielleicht darf man hoffen, daß ihre Behandlung einer weiteren besonderen Arbeit vorbehalten ist. Wenn die Abfassung des Markusevangeliums etwa um das Jahr 60 nach Christi Geburt sich erweisen ließe, statt fünfzehn oder zwanzig Jahre später, so würde das natürlich von der größten Bedeutung für nicht wenige Probleme der neutestamentlichen Zeitgeschichte sein. In welcher Richtung die Folgen in erster Linie zu suchen sind, darüber möchte ich mir indes keine vorgreifende Meinungsäußerung erlauben. Die starke Zurückhaltung Harnacks in der Folgerung der letzten Schlüsse aus seinen als wahrscheinlich erwiesenen Voraussetzungen und in der Ausprägung seiner Ergebnisse in populärer Münze ist sehr beherzigenswert und enthält das eigentliche Geheimnis in sich, weshalb Harnacks Art wissenschaftlicher Arbeit so eminent fruchtbar für diejenigen ist, die in ihrer Arbeit von ihm ausgehen. Das gilt auch von seiner Besprechung des ägyptischen Evangelienfragments in diesem selben Heft der Jahrbücher. Er sagt es nicht, ja er deutet es kaum an, daß es sich hier mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit doch wohl um echtes Gut der außerkanonischen Ueberlieferung von Jesus handeln könne. Wer aber von seinen knappen Ausführungen weiter geht, wird sich einer solchen Folgerung aus dem vorhandenen und von Harnack charakterisierten Tatbestande schwer entziehen können. Für die Menge aber ist diese Art wissenschaftlicher Arbeit allerdings nichts. Siegreich populär wird die Wahrheit, die einstmals in differenzierter Geistesarbeit wissenschaftlich emporgeholt wurde, nicht eher, als bis sie trivial geworden ist. So lange an den Hauptpunkten noch Probleme existieren, ist auch der fruchtbarste und befriedigendste Gedanke nichts für die Menge, sondern nur etwas für den Kreis der wissenschaftlich Gebildeten. „Nur die triviale Wahrheit ist siegreich. Ein Gedanke, an dem es noch etwas zu denken gibt, hat keine Aussicht, in weiten Kreisen anerkannt zu werden.“ (Seite 211.) Ein Satz, wie man ihn bei Harnack zu lesen gewohnt ist.

Paul Mohrbach.

Politik.

Göyendämmerung. Ein Kulturbild. Von ***. Akademischer Verlag.
Wien und Leipzig. 1908.

Ein „Kulturbild“ nennt der anonyme Verfasser seine „Göyendämmerung“. — Das Buch liest sich aber wie ein spannender Roman, obgleich es grade das spezifisch Romanhafte wenig oder nur eben so viel bringt, als uns auch das eigne tägliche Leben nicht erspart. Der Darsteller unseres sozialpolitischen Dramas, der den verschiedensten Bevölkerungsschichten tief in die Seele geschaut hat, aber auch über ein gradezu verblüffendes Tatsachenmaterial verfügt, entrollt uns da ein Bild aus dem Völkerverleben der österreichisch-ungarischen Monarchie, das wir mit steigender Spannung und innerer Anteilnahme bis zum Schlusse verfolgen. Da ist von den vielen großen Fragen, welche heute die Gemüter unserer Nachbarn im öffentlichen Leben beschäftigen, auch nicht eine, die nicht in bewegten, farbigen Bildern vor uns förmlich auflebte, und so klar und warm zieht sich der leitende Gedanke durch das bunte Vielerlei der Szenen aus dem Familien-, Gemeinde- und Staatswesen, in das wir Einblick gewinnen, daß auch der Fernerstehende, den die innern Angelegenheiten des nachbarlichen Völkergemisches persönlich gar nicht berühren — sofern er nur klar rechtlich und deutsch zu empfinden fähig ist, — eingenommen werden muß für das große Ringen, das dort vielleicht eine bessere Zukunft heraufführen hilft.

Die „Handlung“ ergiebt sich aus den Erfahrungen, Beobachtungen und Bestrebungen eines in der Welt und ihrem Kampf gereiften Mannes, eines in seiner Jugend nach Amerika ausgewanderten Banater Schwaben, der in seinen vierziger Jahren heimkehrt, um sich seines verwaisten väterlichen Besitzes anzunehmen. Wir erleben mit ihm sein Erstaunen, seinen Schmerz und sein naturnotwendiges Entgegenstemmen der gesunden, männlichen Kraft gegen die verdämmerten, zerfallenen Zustände in seiner alten Heimat. Verachtung und Ekel wollen ihn gleich wieder forttreiben, aber berechtigter Trost und das Bewußtsein der Verpflichtung für die seit Generationen mühsam und zäh eroberte und verteidigte Scholle hält ihn fest. Und er beginnt zu arbeiten, zuerst auf dem ihm als Ingenieur am nächsten liegenden Gebiete des uralten, eine kulturelle Perspektive von phänomenaler Bedeutung eröffnenden Problem der Donauregulierung. Wie ihn seine Arbeit dann in das Ministerium und in persönliche Verührung mit den führenden Männern von gestern und heute führt, deren veränderte Namen nur eine leichte Verschleierung bedeuten, die oft mehr zeigt, als verhüllt; wie alle, aber auch alle Typen, vorzüglich aus der Pesther Regierung- und Parlamentswelt, von der Straße und aus der Gesellschaft handelnd an uns vorbeiziehen, das muß man selber lesen. Unmerklich erfährt auch der Deutsche aus dem Reich da allerhand, ihm bisher vielleicht Unbekanntes, aber darum nicht Unwichtiges, wenn er Stellung und Zukunft

der 2 Millionen Stammesbrüder betrachtet; jedenfalls pocht das „Kulturbild“ mit warmen, vernehmlichen Worten an unser nationales Empfinden, das vernünftig zu betätigen sich überall und allezeit Gelegenheit genug findet für den, der nicht an der oberflächlichsten Oberfläche der Dinge haften bleiben will.

Das Buch hat denn auch allerorts tiefgehendes Interesse, sowie der Parteien Haß und Günst hervorgerufen, und da der so wohlinformierten Leute, die obendrein über eine derartige Gestaltungskraft verfügen, nicht gar so viele im Lande sind, so haben die am härtesten getroffenen Kreise nicht geruht, bis sie den Verfasser in dem bekannten Wiener Schriftsteller Adam Müller-Gutenbrunn namhaft gemacht haben. Die Nachricht klingt sehr glaubhaft: er ist ein Sohn des südungarischen Banates, — nun verstehen wir, warum uns das Ganze, trotz der unverkennbaren politischen Tendenz, blutwarm, wie ein lebendes Stück Heimatkunst anmutet.

Louise Geisrig-Korodi.

Theater-Korrespondenz.

Shakespeares Heinrich V. im Königlichen Schauspielhause.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß Heinrich V. zu den am wenigsten aufgeführten Shakespeare-Dramen gehört, und wenn wir nach den sorgfältigen Registern der Shakespeare-Jahrbücher die Zahl der Aufführungen verfolgen und sie mit der Gesamtzahl aller Aufführungen in Deutschland vergleichen, so finden wir, daß die geringe Vorliebe für dieses Stück allmählich noch abgenommen hat. In den 15 Jahren von 1881—1895 fanden je 700 bis 800 Aufführungen von Shakespeare-Dramen statt, darunter noch nicht je 6 von Heinrich V. Diese Historie wird nur von den ersten Bühnen vereinzelt gegeben, hin und wieder von einer, die sie neu einstudiert hat, mehrere Male. In den 6 Jahren von 1896—1901 steigt die Zahl der Shakespeare-Aufführungen auf 800—900; Heinrich V. wird etwas mehr als viermal im Jahre aufgeführt. In den folgenden drei Jahren finden 900 bis 1000 Shakespeare-Aufführungen statt, und Heinrich V. bleibt auf vier stehen. Eine Ausnahme bildet das Jahr 1903, wo unser Königliches Schauspielhaus das Drama neu einstudiert und es 14mal aufführt — eine ganz exorbitante Erscheinung. Im Jahre 1905 steigt der Shakespeare-Kultus auf deutschen Bühnen bedeutend; es finden 1258 Aufführungen statt, unter denen Heinrich V. gar nicht vertreten ist; das Jahr 1906 übertrifft alles bisher dagewesene mit 1653 Aufführungen, Heinrich V. bringt es nur auf 3. Wir dürfen nach den obigen Zahlen also gespannt sein auf zwei Dinge: erstens, ob wir mit den 1653 Aufführungen des Jahres 1906 den Gipfelpunkt unserer gegenwärtig hochgehenden Shakespeare-Verehrung erreicht haben; zweitens, wie oft Heinrich V. dieses Mal über die königliche Bühne gehen wird.

Die Gründe, weshalb ein Drama, das von einem Dichter wie Shakespeare mit voller Begeisterung für seinen Helden geschaffen wurde, so wenig Anklang auf der Bühne findet, sind zahlreich. Die Handlung besteht zur Hälfte aus kriegerischen Aktionen, die auf der Bühne nur fragmentarisch dargestellt werden können und als solche nur dann ein künstlerisches Interesse haben, wenn sich mit und in ihnen persönliche Schicksale entwickeln — wie in Richard III., Heinrich IV., der Jungfrau von Orleans. Hier entscheiden die Belagerungen und Kämpfe bloße Machtfragen: England gewinnt darin die Oberhand über Frankreich. In Heinrich IV. ziehen wir

sozusagen mit in den Kampf, da wir an den persönlichen Schicksalen mehrerer Hauptpersonen den lebhaftesten Anteil nehmen. Wie wird Prinz Heinz, der sein Leben bisher in liederlicher Gesellschaft verbracht hat, sich im Ernste des Lebens bewähren? Welches Los wird der glänzenden Soldatennatur, dem Heißsporn Percy, zuteil werden? Und wie wird unser würdiger Falstaff seine Lebenslust und sein mit schweren Kosten des Beutels und des Gewissens erworbenes Leibesgewicht aus den Fährnissen des Krieges retten? In Heinrich V. knüpfen sich an die Taten des Helden keinerlei psychologische oder schicksalsvolle Fragen: er ist ein mannhafter Mann — das wissen wir aus Heinrich IV., abgesehen von den bekannten historischen Tatsachen — und mannhaft wird er handeln; und der tolle alte Hans stirbt im Anfange der Handlung, weil er in einem dritten Drama und auf dem absteigenden Ast seines Lebens unmöglich das alte Interesse an sich hätte fesseln können. Die beliebteste und feinst gezeichnete Persönlichkeit der beiden Heinrich-Dramen ist also dahin, und mit ihr die unendliche Fröhlichkeit, die sie um sich verbreitet hat.

Bardolph, Pistol und Frau Hurtig leben noch, aber nur als Schatten ihrer selbst, welche die Züge und Bewegungen ihrer Urbilder aufzeigen, aber kein spontanes Leben mehr entwickeln, abgesehen von der einen Szene, wo der feige Pistol den noch ängstlicheren Franzosen gefangen nimmt. Zu ihnen ist der dünnblütige Rym getreten mit einer Art von bleichsüchtiger Komik. Der Waliser Fluellen ist sicherlich ein Mensch von Fleisch und Blut und ein Typus der sittlichen Tüchtigkeit und geistigen Beschränktheit seines Volksstammes, wie er damals war; aber seine Bedeutung für die Handlung ist fast ebenso gering wie das historische Interesse, das er etwa erregen könnte. Der Schotte Macmorris und der Ire Jamy sind nur symbolische Figuren, die uns den Eifer und die Liebe verdeutlichen sollen, mit denen alle Völkerschaften des unter Heinrich IV. so zerrissenen britischen Inselreiches den Fahnen des neuen Herrn folgen.

Und sehen wir uns die einzelnen Vorgänge an: was ist denn unter ihnen, das uns in dramatische Erregung und Spannung versetzt oder tiefere Empfindungen erweckt? — Den Konflikt zwischen Pistol und Rym, die Nebenbuhler in der Liebe der Wirtin sind, nehmen wir nicht ernsthaft, auch wenn die Gegner die Spitzen ihrer Schwerter sich entgegenhalten; als Scherz aber entbehrt er ebenso sehr der komischen Kraft wie die Prügelei zwischen Fluellen und Pistol und dem Soldaten Williams und Fluellen. Die letztere wird vom Könige veranlaßt, der im Dunkel der Nacht den gemeinen Soldaten spielt, eine Herausforderung von Williams annimmt und dessen Handschuh später Fluellen an den Hut stecken läßt, als ob dieser der Geforderte wäre. — Heinrichs Gebet vor der Schlacht ist schön, schön auch der Monolog über die Nichtigkeit des Fürstenpomps, obgleich diese Betrachtung von der Situation nicht gefordert wird und ebensogut an andern Stellen des Dramas stehen könnte. Ein ganz exquisites Stück realistischer Poesie ist die Schilderung des Todes Falstaffs von seiner alten Freundin

Hurtig; desgleichen der Tod des alten York, den Greter erzählt. Wirklich dramatisch belebte und uns packende Szenen gibt es in dem ganzen Drama nur zwei: die der Beurteilung der verräterischen Freunde des Königs, Scroop, Cambridge und Grey, die uns leider entgegen dem sonstigen dramaturgischen Brauche des Dichters unvorbereitet entgegentritt, und der Werbung Heinrichs um die Prinzessin Katharina von Frankreich.

Das ist nicht viel für die Handlung einer Historie, die in ihrer aufgelösten Form an sich schon mehr episch als dramatisch wirkt. Die eigentliche Kunst Shaksperes in der Schöpfung dieses Dramas beruht darin, daß er die Situationen zu finden weiß, in denen König Heinrich seine vorzüglichen Eigenschaften entfalten kann: Demut vor Gott, Güte zu den Menschen, Freude an harmlosem Scherz, und dabei strenge Gerechtigkeit, Staatsklugheit, praktische Umsicht und Feldherrntalent, unerschütterliche Energie und Härte selbst, wo sie von einem großen und guten Zwecke erfordert wird.

Kurz: Die Darstellung von Shaksperes Mannes- und Fürstenideal, das ist der Quell und das Ziel dieser dichterischen Schöpfung. Und ihr Fehler, daß die Handlung, deren Mittelpunkt diese große Persönlichkeit sein mußte, außerstande war, sich zu einem bedeutenden Drama zusammenzufügen. Darin hatte unser Heinrich von Kleist mehr Glück, der in seiner Herrmannsschlacht sich auch die dramatisch schwierige Aufgabe stellte, die erfolgreiche Kraft des Guten zu schildern, und in der wilden Blut seiner Vaterlandsliebe zu der undramatischen Handlung eine Fülle von erschütternden, fortreißenden Episoden und Vorgängen erfand, die seiner Schöpfung eine gewaltige Bühnenwirkung sichern.

Der eigentliche Wert dieser Dichtung beruht nicht in ihrem dramatischen, sondern allein in ihrem Persönlichkeitsgehalte. Wir sehen Shakspere hier nach der jugendlichen Periode eines herrlich tiefen Gefühlslebens auf dem Gipfel seiner männlichen Lebensauffassung, der die kraftvolle, gute Tat als das Höchste, alles übrige relativ wenig gilt. Und um uns keinen Zweifel zu lassen über seine tiefinnerste Ueberzeugung, stellt er neben diese mit heller Begeisterung geschaffene Kraftgestalt, in der Brutustragödie tränenden Auges das Bild des hochgefinnten, reinen Mannes, der das Opfer seiner Weichheit und seines einseitigen Edelmutes wird.

Das Drama wurde auf der königlichen Bühne nahezu so gut dargestellt, wie es überhaupt gegeben werden kann, d. h. die Rollen waren alle vortrefflich besetzt und das episodische Beiwerk aufs feinste ausgearbeitet, was bei einem Drama, dessen Haupthandlung nur einer gedämpften Wirkung fähig ist, unbedingt erfordert wird. Stagemanns Heinrich war eine äußerst sympathische, abgerundete Leistung; die Szene mit Katharina, wo der gewaltige Mann und Krieger als Liebeswerber klein und ungeschickt wird, erreichte die ganze herzerfreuend komische Wirkung, welche der Dichter mit ihr hervorbringen wollte. Einem Fehler jedoch, der allerdings von Shakspere selbst durch die dichterische Form gewisser längerer Reden nur zu nahe gelegt wird, ist Stagemann nicht ausgewichen. In Heinrich V. spricht

zu uns der noch immer jugendliche Dichter und der glückliche Mensch, der von der Höhe des Gelingens die Welt im Sonnenscheine vor sich sieht und in dem Unglück nicht mehr erkennen kann als einzelne schwere, langsam ziehende Wolken, die aber das lichte Blau nur stellenweise verhüllen. Und aus dem Quell dieser optimistischen Lebensauffassung strömt des Dichters Empfindung, auch wo er tadelt, zürnt, verdammt, in vollem, schönem Flusse dahin, dem nur die gefühlvolle Deklamation gerecht werden zu können scheint. Aber Heinrich darf nicht deklamieren, ebensowenig wie er seine guten und richtigen Empfindungen in weichen Ergüssen von sich geben darf: dazu ist er zu sehr Mann. Und was etwa der Dichter hier des Guten zuviel getan haben könnte, das muß der Darsteller verbessern. Die drohenden Worte, die Heinrich in der zweiten Szene dem französischen Gesandten auf die freche Herausforderung des Dauphins zur Antwort gibt, dürfen nicht in höchster Erregung gesprochen werden — auch bei Shakspeare sind sie durch Selbstbeherrschung gehalten —, sondern eher verachtungsvoll kalt, aber scharf und kräftig. Und so wundervoll die Verse über die furchtbare Schwere des Fürstenamtes und den lächerlichen Entgelt, welchen der Pomp der Majestät dafür bietet, auch sein mögen, die mannhafteste Natur des Königs muß auch aus ihnen durch den Ton der Rede heraustreten.

Unter den Personen zweiter und dritter Ordnung, die allesamt durchaus angemessen dargestellt wurden, verdienen einige besonderes Lob. Der König Karl VI. (Petry) war vorzüglich in Maske und Haltung; dieser energielose und halbentgeistete König, der bald darauf wirklich wahnsinnig wird, konnte allerdings einen Frieden abschließen, welcher den Feind des Vaterlandes zum Erben und Regenten einsetzt. Vollmers Pistol überragte den der Beerbohm-Tree-Gesellschaft um ein bedeutendes, er war mit seinen großartigen Geberden nicht bloß der forschtuende Glücksritter, sondern der von Marlowschem Bombast vollgefogene Feigling, der er sein muß. Der einstige Page Falstaffs, der inzwischen an Körper und Verstand gewachsen ist, bildete als Burich der drei Genossen des dicken Ritters (Fräulein Hausner) einen vorzüglichen satirischen Chorus ihrer heldenhaften Taten. Aus Fluelen wußte freilich selbst Pohl eine interessante komische Figur nicht zu machen; es ist eben aus diesem langatmigen Sprecher mit der tüchtigen Gesinnung nichts zu machen, und man weiß nicht, was Shakspeare bewogen hat, gerade diesem Waliser ein so hohes Relief vor den anderen Nebenfiguren zu geben. Die Szenen, in denen er auftritt, gehören zu den nicht wenigen steinigen Partien des Dramas, die uns nach einem saftigen grünen Fleckchen Erde verlangen machen. Und wo die Handlung ein solches bot, wurde es uns in dieser Aufführung nicht vorenthalten. So wurde die hübsche kleine Szene, in der die sehr junge, naive Prinzessin Matharina (Fräulein von Mayburg) sich von ihrer Ehren-dame (Fräulein Arnstädt) das bischen Englisch lehren läßt, das dieser zu Gebote steht, und erit recht die größere Werbeszene mit reizender Schalkhaftigkeit und vollendeter Anmut gespielt. Der intimste Freund und Ver-

räter des Königs, Scroop (Mosenar), zeigte in den wenigen Reden, die ihm zugeteilt sind, eine Sorgfalt der Charakterzeichnung, die auf so kleine Rollen meist nicht verwandt zu werden pflegt.

Die Historie Heinrich V. zeichnet sich vor allen andern durch die Eigentümlichkeit aus, daß alle Akte mit Prologen eröffnet werden, die zwar zum Teil einen verbindenden Text zwischen der zerteilten Handlung geben, vor allem aber auf die kommenden Ereignisse vorbereiten, also dramaturgisch überflüssig sind. Diese Prologe stehen in der 1. Quarto, einer allerdings verstümmelten Neubausgabe, nicht, sondern erst in der Folio (1623.) Es ist also eine naheliegende Annahme, daß sie erst später zugesetzt wurden. Warum? Ich glaube, daß Shakspeare die patriotischen Empfindungen mit seinem Drama nicht in dem Maße erregte, wie er es beabsichtigte; und nun fügte er diese nationalen Hochgefänge hinzu auf seinen König, auf England, ja, auch auf den gegenwärtigen Nationalhelden Robert Essex (Prolog des 5. Aktes). Denn der sonst so ruhige, epische Charakter der Prologe fehlt diesen ganz; es sind schwungvolle lyrische Ergüsse, welche die Zuhörer mitreißen sollen. Als solche sollten sie vorgetragen werden, d. h. nicht bloß schön, sondern feurig gesprochen; nicht von einer Dame, wie im Königl. Theater, sondern von einem stattlichen Manne, einem britischen Herolde, der die ganze Kraft seiner Stimme für diese begeisterten Verse aufwenden mag.

Das Drama wurde gegeben nach der anerkannt besten Einrichtung von Dechselhäuser, die mit ihren diskreten Auslassungen und Zusammenziehungen sich so eng wie möglich der Originaldichtung anschließt. Die Ausstattung war, wie immer im Schauspielhause, gediegen prächtig und stimmungsvoll.

— r —

Gerhart Hauptmann, Kaiser Karls Weisel. Ein Legendenspiel.
Im Lessingtheater.

Zu der Erst-Aufführung eines Gerhart Hauptmann-Stückes Zutritt zu erlangen, ist nicht leicht. Mir glückte es diesmal nicht, und so las ich die Besprechungen von „Kaiser Karls Weisel“, ehe ich die Darstellung sah. Da war mir die Aufführung denn eine große Ueberraschung. Ich hatte gelesen, das Stück sei ermüdend, langweilig, es sei nicht genügend durchgearbeitet, und überhaupt eine Miete. Selbst Gerhart Hauptmanns treueste Anhänger sagten es. In mir aber fand ich, zu meinem Staunen, gleich zu Anfang ein lebhaftes Interesse geweckt und bis zum Ende gesteigert. Langweilig? Zunächst hatte ich genug zu tun, um den Standpunkt zu finden, von dem aus das Stück gesehen werden will. Denn es verrät einen eigenen Stil und fordert, daß man das tut: daß man seinen Schwerpunkt ihm abgewinnt. Als ich den eingenommen, den ich jetzt für den richtigen halte, steigerte sich die Spannung von Schritt zu Schritt. Auch

schien von hier aus der Vorwurf nicht berechtigt, daß das Stück nicht genügend durchgearbeitet sei. Es ist in allen Nebenpartien absichtlich schattenhaft gezeichnet, hingewischt, geschludert, ja. Doch ist die Hauptsache, die hellbeleuchtete, ganz sorgfältig durchgeführt und hebt sich um so wirkungsvoller ab. Wo ist eine Regel, die behauptet, daß ein Maler so arbeiten darf, ein Dichter aber nicht?

Jene Hauptsache ist ein ergreifender und tief bedeutungsvoller Gegensatz. Er ist ganz einheitlich herausgearbeitet, ganz echt, ganz wahrhaftig, vertieft bis ins Allgemein-Wältige des Menschendaseins, des Erdedaseins, bis in die Urgründe der All-Natur, und darum tief poetisch. Er erklingt als ein kühner Akkord. Das ganze Stück ist dieser Akkord.

Welches ist der Gegensatz? Nicht der, wie man in den meisten Besprechungen fand, zwischen dem Greise und dem Kinde, das er liebt. Kaiser Karl ist ja auch kein Greis. Der Darsteller spielte ihn falsch. Er ist nach dem Buch sechzig Jahre alt, ein „aufrechter und kraftvoller Mann“, dem eine senile Greisengestalt als Ergänzungsfigur zur Seite steht. Daß Karl so viel älter ist als Gerjuind, ist das Entscheidende nicht. Es bringt nur eine Nuance hinzu. Wäre er vierzig, dreißig, bestände jener tiefere Gegensatz noch fort. Wenn Gerjuind zuerst den „alten Mann“ in ihm verspottet, tut sie es wohl mehr, um ihn zu kränken und vielleicht — zu locken. Jedenfalls, als er sie hinausgestoßen, liebt sie ihn trotz seines Alters heiß genug.

Der Gegensatz besteht auch nicht etwa zwischen dieser kaiserlichen Liebe als solcher, als einer verbotenen, und ehrbarer Tugend. Im ganzen Stück wird des Witwers Liebe zu dem schönen jungen Sachsenkinde an sich nicht für etwas Tadelnswertes oder Aufregendes gehalten. Die Gestalt des Alkuin scheint eigens dazu geschaffen, mit ihrem Humor, mit ihrer freien, nüchternen zugleich und geistreichen, concilianten Auffassung zu zeigen, was es gewesen wäre, wenn jener furchtbare Gegensatz nicht bestanden hätte: „Ein Kaisersöhnlein mehr! Was weiter?“

Jener große Gegensatz, der dem Stück die Tonart gibt, der das Grundmotiv bildet und das ganze Drama baut, worin liegt er?

Es ist der Gegensatz zwischen der ungebändigt und unveredelt triebhaften, sittlich nicht bedingten, in Frühlingskraft aufgärenden, orgiastisch wild überschäumenden, bösen und doch heiligen Natur — und dem Menschen.

Dem Christen, sagt das Stück. Der Christ ist hier aber in dem Sinne gefaßt, wie man dafür wohl auch: „Kulturmensch“ sagen kann und an die vornehmste Bedeutung denkt: das veredelte, vergeistigte, sittlich gewordene, in Selbstzucht nach reinstem Ziel sich hebende Erdwesen, — „der Mensch“ im schönsten Sinne, der Mensch im Gegensatz zur bloßen Natur.

Mehrmals schon hat Gerhart Hauptmann den Ton angeschlagen: Natur und Mensch, Natur und Christ. Mehrmals schon hat er das Motiv

gesucht: das Triebhaft-Wilde im Weibesein zurückzuführen bis in die blinde, ungebundene, ungeistige Natur hinein. In der „Versunkenen Glocke“ erhebt daraus die Gestalt des Mautendelein; in „Schluck und Jau“ ist der Ton wiederholt, wenn das Königsliebchen beim Spiel schreit wie ein Tier. Jetzt aber erst ist das Motiv ganz klar und sicher herausgekommen, der Grundton davon ganz klar und entschieden gefaßt, um so stärker wirkend, als es sich hier nicht wieder um ein elbisches Wesen, das halb Mensch ist, handelt, sondern umgekehrt, um einen Menschen, der ganz elbisches Wesen ist.

Wollen wir die Gestalt der Versuind begreifen, so müssen wir uns an die Worte halten, die Meuin spricht, als, auf des Mädchens Lachen, Karl ihn fragt: „Sage, klingt ihr Lachen dir angenehm?“

„Einst, tief im Jütengau,
 Belauscht ich, wie sie Götzenopfer brachten.
 Es war in einer bitter kalten Nacht.
 Gleich Legionen trampelnder Dämonen
 Lärmte der Scheiterhaufen durch den Wald.
 Ein langgemähter Fuchs, zweijährig kaum,
 Den Schweif nachschleppend, ward herbeigeführt,
 Bestimmt zum Opfer. Nahe dem Versteck,
 Darin wir lagen, stand der nackte Hüne
 Still, der das edle Tier am Jügel hielt.
 Vom jähen Schein der Opferglut berührt,
 Hob es die Klüftern. Und es wieherte!
 Ich kann nicht jagen, wie es klang: war es
 Ein wildes Lachen oder Weinen.“

Karl antwortet darauf:

„Du triffst ihr wahres Wesen, Flaccus, das
 Der Trübsal näher als der Freude ist.“

Und Meuin setzt noch ergänzend hinzu:

„Und, sag ich noch, vom Graun der Mitternacht
 Umstrickt! trotzdem sie nichts Weringeres
 Scheint, als ein voller Strahl des Tags zu sein.“

Lieblieh ist Versuind, sehr klug ist sie, schön sieht sie aus und rein wie eine Heilige. Alle, die in ihre Nähe kommen, lieben sie, obwohl das Grauen von ihr ausgeht. Alle wissen es schon, als sie auftritt, — nur Kaiser Karl weiß es noch nicht und muß es erst allmählich begreifen lernen. Dies ist das Verhältnis König Karls zu ihr (das ergreifende Verhältnis! es müßte ja viel edler geschildert werden!): er liebt sie mit Ehrfurcht und Schen. Und hält an sich, und will sie schonen — und da ist doch nichts zu schonen. Als die andern es ihm sagen, daß sie an die Niederen und Unreinen grauenvoll sich gewirft und mit wildem, dämonischem Lachen den Reinen sich aufdrängt, als er von ihr, der er verspricht,

dem Manne, der ihr der Liebste ist, sie zu vermählen, das furchtbare Wort hört: „Für alle einen mag ich nicht!“ da glaubt er, und ergreifend ist es, wie seine edle Seele sich zu dem Glauben rettet, daß sie vielleicht nur noch nicht erwacht ist!

„Laß den Strahl

Des jungen Tags, der dir beschieden ist,
Erst voll und rein aus seiner Knospe brechen,
So wird im reinen, morgentlichen Licht
Dein wahrer Frühling sich entschleiern.“

Er möchte sie bergen, schützen, daß sie sich finde und entfalte, — und da ist nichts zu schützen. Er möchte sie, sich selbst rettend in väterlich reines Gefühl und rettende Sorgfalt, reinigen, veredeln, — sie aber ist nicht veredlungsfähig. Sie geht und feiert in wilden Nächten drunten in der Schenke mitten in der wüsten Schar jügend und tanzend, wild bis zum Wahnsinn, satanische Feste.

Sie ist keine Großstadtdirne! Sie ist gefährlich wie mit Hexenzauber. Drudenzwang geht von ihr aus. Wo in Griechenland rasende Mänaden den Gott feierten, heiligen Wahnsinns voll, oder bei wilden heidnischen Götterfeiern ungebändigter Völker, da ist sie zu Hause. Sie ist ein einziger Frühlingsbrunstschrei der Natur, kein Mensch. Aber daß diese Macht aus der Natur herüber noch ins Menschliche reicht, wo sie nicht Platz hat, — das ihr entwuchs und doch mit ihr noch tief verbunden ist — das macht das Brauenvolle und den Zauberzwang aus, der von ihr ausgeht, und die Tragik, die über ihr liegt.

Darum ist neben ihrem Troß Trauer in Versuind.

Sie ist in ihrem wilden Wesen eines ungebändigten untergehenden Geschlechts letzter, krank gewordener, verzweiflungsvoller und doch übergewaltiger Lebensschrei.

Uebergewaltig! denn Allgefühl ist in ihr. Der All-Natur Liebesdrang: Lebensaustausch und Lebens-Erlebnis fordert und mahnt in ihr, macht ihr Blut krank, macht den Engel zum satanischen Dämon.

So mächtig ist ihr Trieb, und so tief steht ihr Brennen unter dem menschlichen Liebes-Erlebnis, in dem Eins das Eine liebt, — wie eines Engels all-durchdringende Liebe über dem Menschlichen steht. Der Engel, der abfiel, um zu sein, wie Gott, und Teufel wurde!

Das fühlt Kaiser Karl vor der Leiche, als er den Troß in den doch engelgleichen Zügen sieht, die ihn noch im Tode so tief rühren.

Unbegreiflich ist es mir, wie bei diesem Schluß Ausleger an Grillparzer denken konnten! Eine äußere Ähnlichkeit der Situation! Im Grundton, im inneren Erlebnis gänzlich anders! Ich dachte auch an die „Südin von Toledo“, selbstverständlich, und freute mich, wie selbständig Hauptmann führt, wie sicher und stark, und wie viel tiefer! seine Melodie klingt.

Da ist ein starkes persönliches Empfinden, vertieft bis ins Allgemein-
Gültige. Auf eine stolze und kühne Weise ist da ein Dichter künstlerisch
seines Menschlichen Herr geworden.

Es geht durch das ganze Stück hindurch — kaum im Einzelnen aus-
gesprochen, aber im Ganzen enthalten — die Stimmung einer kräftigen
Abwehr, und zugleich, das ist das Bedeutende, einer Ehrfurcht mitten
in der Abwehr. Es ist etwas sehr Reines und Germanisches in dieser
Art, es zu fassen. (Wie denn das Stück, ein hoher Ruhm bei solchem
Motiv! keine Spur von Detadence zeigt.) Gefährliche, wonne-, leiden-
und rätselvolle Mächte des Menschendaseins führt es zurück auf ganz große,
„legendenhaft“ einfache Linien eines kosmischen Gegensatzes.

— Erwäge ich, was über Gerhart Hauptmanns Werk allerorten ge-
sagt wird und was man gedruckt liest, so scheint mir, daß er, dessen
Dichtererfahrungen ja auf so anderer Seite des Lebens begannen, nun
doch auch das erlebte, was doch die stolzeste Erfahrung des Schaffenden
ist: daß sein Werk gering geachtet wird, weil es hinausreicht an Tiefe und
Höhe über das, was schnell-fertiger, oberflächlicher Blick darin suchte und
zu erkennen vermag.

Gertrud Presswitz.

Politische Korrespondenz.

Zur Beamtenvorlage.

Seit dem letzten Viertel des abgelaufenen Jahrhunderts ist in steigendem Maße die soziale Auffassung von den Aufgaben des Staats in den Kreisen der Wissenschaft, der Volksvertretung und der Staatsregierung zum Durchbruch gelangt. Unter dem Einfluß dieser Auffassung hat man ein „Gesetz der wachsenden Ausdehnung der Staatsstätigkeit“ erkennen zu müssen geglaubt, das in einem mächtigen Anwachsen der Staatsausgaben „zugunsten der wirtschaftlich Schwachen“ seinen budgetmäßigen Ausdruck gefunden hat. Wie die Fürsorge für die arbeitende Bevölkerung, so nimmt auch die wiederholte Gehaltsaufbesserung der unteren und der gering besoldeten mittleren Beamten einen breiten Raum in dieser, infolge der Durchdringung des öffentlichen Lebens mit sozialem Geiste, erhöhten Staatsstätigkeit ein.

Aus der starken Betonung der sozialen Aufgabe des Staates haben sich andererseits mehrfache unerwünschte Folgen ergeben. Die Begehrlichkeit einzelner Teile der Bevölkerung wurde genährt. Sie riß benachbarte Schichten mit fort. Parteipolitische Rücksichten auf Erhaltung oder Gewinnung einer billigen Volksgunst einerseits, Zugeständnisse der Regierung an die Parteipolitik andererseits trugen das Ihrige dazu bei, die auf den „sozialen“ Staat pochenden Ansprüche zu vermehren, und ins Uferlose zu steigern.

Die Verantwortung der Staatsregierung wird durch die Häufung der Anforderungen einzelner Schichten an die Allgemeinheit gesteigert. Sollen die Staatsfinanzen unter dem mächtig anschwellenden Druck der Zuwendungen aus Mitteln der Allgemeinheit heischenden Klassen nicht Schaden leiden, so muß die Staatsregierung vorsichtige Auswahl unter den auf sie eindringenden Forderungen treffen, nach dem Grade und der Dringlichkeit des öffentlichen Interesses, welches an ihrer Erfüllung besteht. Sie muß sorgsam zwischen Ablehnung und Erfüllung, gänzlicher und teilweiser, alsbaldiger und späterer, abwägen und entscheiden.

Angeichts des Wettseifers, den die bürgerlichen Parteien in dem Bemühen entsalteten, der Sozialdemokratie inbezug auf Fürsorge für die unteren Beamtenklassen durch umfangreiche Gehaltsforderungen den Rang abzulaufen, wurde die Staatsregierung mehr und mehr in die Defensive

gedrängt. Das früher in Preußen stets befolgte Prinzip, daß die Initiative zur Aufbesserung von Beamtengehältern der Staatsregierung zustehe, galt nicht mehr. Daß ein derartiges Prinzip bestehe, erfuhr man nur, wenn die Regierung sich seiner als Verteidigungswaffe gegenüber parlamentarischen Anforderungen bediente. Eine positive Betätigung des in Preußen geschichtlich begründeten Prinzips — dessen noch im vergangenen Jahre bei Abwehr der Angriffe auf den „Petitionererlaß“ vom Minister des Innern gedacht wurde — hat, von wenigen Einzelfällen abgesehen, praktisch seit Jahren nicht mehr stattgefunden.

Besonders fühlbar mußte sich diese tatsächliche Abkehr von der Tradition den höheren Beamten und unter diesen namentlich denjenigen gering bezoldeten höheren Beamten machen, denen die Rücksicht auf ihre dienstliche Stellung und die überlieferte vornehme Zurückhaltung eine laute Vertretung ihrer wirtschaftlichen Forderungen, so dringend sie auch waren, untunlich erscheinen ließ, und die deshalb in erster Linie auf die Initiative der Staatsregierung zu ihren Gunsten angewiesen sind.

Als Begleiterscheinungen des gewaltigen gewerblichen und technischen Aufschwungs der letzten Jahrzehnte traten für die höheren Beamten im allgemeinen gesteigerte Kosten der Lebenshaltung ohne entsprechende Steigerung der Einnahmen, Verminderung äußeren Ansehens, dabei aber vermehrte Arbeitslasten auf. Ihren Interessen waren naturgemäß die sozialpolitischen Strömungen der letzten 25 Jahre keineswegs günstig. Auf dem Programm der um ihre Volkstümmlichkeit besorgten politischen Parteien war für ihre Forderungen kein Platz. Vor noch nicht langer Zeit hätte der Gedanke, für höhere Beamte Gehaltsaufbesserungen zu beantragen, bei keiner bürgerlichen Partei im Reichs- oder Landtage Anklang gefunden, so klar man sich darüber war, daß die Gehälter durchweg nicht einmal mehr ausreichten, um Not und Sorgen um den notdürftigen Unterhalt von dem vermögenslosen höheren Beamten fernzuhalten. Die Staatsregierung aber glaubte zufrieden sein zu müssen, wenn es gelang, wenigstens zugunsten der unteren und mittleren Beamten die dringendsten Forderungen zu erfüllen.

Wenn es in jüngster Zeit zwei Gruppen höherer Beamter, den Oberlehrern und Richtern in Preußen schließlich ohne Staatsinitiative gelungen ist, ihren berechtigten Forderungen Geltung zu verschaffen, so hat dies seinen Grund einmal in der Höhe des inzwischen eingetretenen Notstands, sodann in dem Nachlassen der sozialpolitischen Begeisterung, vor allem aber in der **eigenen Initiative** der Beteiligten. Denn nur dadurch, daß sie, dem Beispiel anderer gesellschaftlicher Gruppen folgend, sich organisierten, und durch verständige Agitation gelang es ihnen, in Parlament und Presse lebhaft und erfolgreiche Unterstützung zu finden.

Mehr vielleicht, als andere Gruppen höherer Staatsbeamten in Preußen haben die im engeren Sinne als höhere Verwaltungsbeamte bezeichneten Regierungsbeamten, die als Verwaltungsdezernenten bei den königlichen

Regierungen beschäftigten Regierungsräte und =Assessoren, unter dem wachsenden Mißverhältnis von dienstlichen Einnahmen und wirtschaftlichen Anforderungen zu leiden. Dieses Mißverhältnis ist deshalb besonders groß, weil die Rücksicht auf die häufig besonders exponierte gesellschaftliche Stellung dieser Beamten eine allzu tiefe, dem Dienst Einkommen entsprechende Herabdrückung der Lebenshaltung unter das Niveau des im engsten Sinne und bei größter Einfachheit „Standesmäßigen“ nicht verträgt. Wäre hier der Ort dafür, so würde mühelos nachzuweisen sein, daß in stärkerem Maße als bei anderen Gruppen, bei höheren Verwaltungsbeamten dem seit etwa 50 Jahren eingetretenen Beharrungszustande in den Besoldungsverhältnissen eine schnell fortschreitende Steigerung der wirtschaftlichen Anforderungen gegenübersteht. Es wäre leicht darzutun, daß in einer Zeit, in der mehr und mehr das Geld zum Gradmesser des Ansehens im Volke geworden ist, dem vermögenslosen Verwaltungsbeamten seine Stellung bei unauskömmlicher Besoldung besonders erschwert ist; daß die jetzt übliche Verleihung von früher nur höchsten Beamten vorbehaltenen Auszeichnungen an Privatpersonen, die unbeschadet aller Verdienste um das Gemeinwohl ihre Lebensarbeit in erster Linie ihren eigenen wirtschaftlichen Zwecken gewidmet haben. — Auszeichnungen, deren meßbarer Wert in den Augen der Masse früher namentlich darin bestand, daß Privatleute sie nicht erhielten — den einzigen Ausgleich beseitigt hat, den frühere Staatsweisheit zwischen der geringen Beamtenbesoldung einer-, und großem Geschäftseinkommen andererseits, geschaffen hatte. Es wäre auch nicht schwierig, die Behauptung zu begründen, daß die allgemeine Staatsverwaltung mehr und mehr infolge des angedeuteten Mißverhältnisses zu einer, wie sich C. v. Massow ausgedrückt hat, Domäne der Reichen geworden ist, und daß befähigte minder bemittelte Elemente „herausgedrängt“ oder ferngehalten werden. —

Es liegt auf der Hand, daß an die neue Beamtenvorlage sich umso mehr Erwartungen auch seitens der höheren Verwaltungsbeamten knüpfen, als der bis auf weiteres abschließende Charakter der etwa 130 Millionen umfassenden Vorlage nicht zu bezweifeln ist. Daß diese Erwartungen, mit deren Erfüllung es trübe aussieht, sachlich begründet sind, soll im Folgenden kurz gezeigt werden. Die Öffentlichkeit hat bisher kaum Gelegenheit gehabt, sie kennen zu lernen.

II.

Nach den Erklärungen, die seinerzeit der Finanzminister in der Budgetkommission gemacht hat und nach den Gerüchten, die aus dem geheimnisvollen Dunkel der bürokratischen Laboratorien in die Öffentlichkeit gedrungen sind, ist nicht unwahrscheinlich, daß die geplante Aufbesserung des Dienst Einkommens die Form einer Erhöhung der Wohnungsgeldzuschüsse annehmen wird. Die allenthalben bemerkbare Verteuerung der Lebenshaltung, heißt es, äußere sich „namentlich“ in dem Anziehen der Mietspreise, und der Wohnungsgeldzuschuß biete mit seinen tarifmäßigen Abstufungen eher Gelegenheit, die in großen und kleinen Städten ver-

schiedene Höhe der Teuerung zu würdigen, als das Gehalt. Nun mag dahingestellt bleiben, ob die anderen Aufwendungen für notwendige Bedürfnisse der Lebenshaltung nicht mindestens ebenso wie die Kosten für Wohnungsmiete gestiegen sind, nämlich sich in etwa 20 Jahren verdoppelt, in 40 Jahren vervierfacht haben, ferner, ob die Entwicklung der Kosten für diese anderen Bedürfnisse sich parallel denjenigen für Wohnungsmieten vollzogen hat — den niedrigen Mietspreisen der Kleinstadt entsprechen oft sehr hohe Kosten für die Erteilung standesgemäßen Unterrichts an die Kinder! —; die Frage läßt sich nicht so einfach beantworten. Die Ungliederung der Gehaltserhöhung an den Wohnungsgeldzuschuß darf aber keinesfalls dazu führen, daß ein großer Teil gerade der einer Aufbesserung bedürftigsten Beamten einer solchen nicht teilhaftig werde. Diese Gefahr besteht jedoch!

Das Gesetz betreffend die Gewährung von Wohnungsgeldzuschüssen an die unmittelbaren Staatsbeamten, vom 12. Mai 1873, knüpfte an eine damals besonders auffallende Erscheinung der Verteuerung aller Lebensverhältnisse, nämlich die Mietsverteuerung, an. Im übrigen war es, seiner Tendenz nach, eine für besonders wirksam erachtete Maßregel sofortiger Aufbesserung der Beamtenverhältnisse überhaupt. Dennoch widersetzte sich die Regierung, aus Ersparnisgründen, der Annahme eines von den Abgeordneten v. Benda — v. Gottberg vorgeschlagenen Amendements, nach welchem nicht nur etatsmäßige Beamte, sondern auch die älteren Diätare (dazu gehörten auch die außeretatsmäßigen Regierungsräte!) den Wohnungsgeldzuschuß erhalten sollten. Die Volksvertreter fügten sich, als es hieß: „dies sei unmöglich“, und so wurde der Wohnungsgeldzuschuß nur den etatsmäßigen Beamten zugesprochen. Allerdings wurde seitens der Staatsregierung ausdrücklich anerkannt, daß in der That eine Erhöhung des Einkommens der außeretatsmäßigen Regierungsbeamten demnächst im Interesse der Erhaltung geeigneter berufstheudiger Kräfte, deren Existenz durch das Gehalt vor materiellen Sorgen geschützt werden muß, notwendig sei. Diese Erklärung war durch einen Bericht des Abgeordneten Mickert hervorgerufen worden. Mickert hatte ausgeführt, daß, nach einer ihm vom Minister des Innern zur Verfügung gestellten Nachweisung, im Jahre 1869 bei den königlichen Regierungen 457 Regierungsräte, darunter 128 außeretatsmäßig, und außerdem 265 Regierungsassessoren beschäftigt waren. Die 128 außeretatsmäßigen Regierungsräte standen im Lebensalter von 35—40 Jahren und erhielten 1200 Taler Gehalt!

Wie steht es nun heute mit dem im Jahre 1873 seitens der Staatsregierung für „demnächst“ aufbesserungsbedürftig erklärten Dienst Einkommen dieser Beamten? Antwort: die bei den königlichen Regierungen im 8. Jahre beschäftigten Regierungsassessoren werden zu außeretatsmäßigen Regierungsräten ernannt. Sie stehen dann in einem Lebensalter von durchschnittlich 37—38 (früher 35—40) Jahren und erhalten eine Jahresremuneration

von 3600 Mark (früher 1200 Thlr.). Es hat sich also trotz einer Verteuerung der Lebenshaltung um mindestens das Vierfache seit dem Jahre 1869 in den Dienstverhältnissen dieser Beamten seit 40 Jahren nichts geändert! Die Gewährung des Wohnungsgeldzuschusses an die älteren Regierungsassessoren oder die Vermehrung der etatsmäßigen Regierungsratsstellen um die Zahl der außeretatsmäßigen Räte, kann nur als eine billige Forderung bezeichnet werden, durch deren Erfüllung überdies eine hohe Belastung des Etats nicht entsteht.

III.

Zu letzterem Punkt sei bemerkt: Auf die eigenartigen Anstellungsverhältnisse der Verwaltungsdezernenten bei den Regierungen ist unlängst in einer Berliner Tageszeitung hingewiesen worden. Aus der Mitte der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses heraus war seit Jahren darüber Klage geführt worden, daß die Dezernentenstellen bei den Regierungen überwiegend mit außeretatsmäßigen Assessoren anstatt mit Regierungsräten besetzt seien. Wiederholt war auf eine Aenderung dieses Zustandes gedrungen worden.

Die Staatsregierung hat diesem Verlangen dadurch zu entsprechen gemeint, daß sie mehrere Jahre hintereinander eine Anzahl neuer etatsmäßiger Regierungsratsstellen sich bewilligen ließ, diejenigen Regierungsassessoren aber, welche ein Dienstalter von 8 Jahren, von der Patentierung ab, haben, zu außeretatsmäßigen Regierungsräten ernannte. Das Ergebnis ist, daß nunmehr etwa 120 außeretatsmäßige Regierungsassessoren durch ebensoviele außeretatsmäßige Regierungsräte bei den Regierungen ersetzt sind, welche letztere durchschnittlich noch 2 Jahre bis zu ihrer Etatsmäßigkeit zu warten haben. Die Forderung der Budgetkommission, deren Nachdruck auf der Etatsmäßigkeit der Regierungsratsstellen lag, ist somit noch nicht erfüllt. Im übrigen sind seit 1902 die Einkommensverhältnisse der höheren Verwaltungsbeamten bei den Regierungen in der Weise geregelt, daß nach 2 Jahren unentgeltlicher Beschäftigung (vom Datum der Patentierung als Regierungsassessor an gerechnet) eine Jahresremuneration von 1800 Mark gewährt wird. Nach dem dritten, vierten und fünften Dienstjahr werden je 400 Mark, nach dem sechsten, siebenten, achten und neunten Jahre je 300 Mark mehr gezahlt. Mit dem Beginn des zehnten Dienstjahres nach der Ernennung zum Regierungsassessor tritt der höhere Verwaltungsbeamte in den Genuß der höchsten Remuneration von 4200 Mark, zahlbar in Monatsraten von 350 Mark. Den Wohnungsgeldzuschuß der etatsmäßigen höheren Beamten erhält er erst beim Einrücken in eine entsprechende freie Stelle. Das durchschnittliche Lebensalter des zum etatsmäßigen Regierungsrat mit 4200 Mark Gehalt und Wohnungsgeldzuschuß ernannten höheren Verwaltungsbeamten beträgt 40 Jahre! Man vergleiche nun das Dienstverkommen der Richter nach dem neuen Gesetz mit dem vorgenannten der höheren Verwaltungsbeamten.

Dem Gerichtsassessor wird spätestens mit dem vollendeten fünften Dienstjahre die etatsmäßige Anstellung mit einem Jahresgehalt von 3000 Mark nebst durchschnittlich 600 Mark Wohnungsgeldzuschuß garantiert. Nach vollendetem fünften Dienstjahre steht der richterliche Beamte also bereits um 600 Mark besser als der gleichaltrige höhere Verwaltungsbeamte. Im achten Dienstjahre rückt der Amts- oder Landrichter in die nächsthöhere Gehaltsstufe ein, so daß er 3600 Mark und 600 Mark Wohnungsgeldzuschuß, also 4200 Mk. erhält, der gleichaltrige Regierungs-Assessor in der allgemeinen Staatsverwaltung nur 3600 Mark. Eine Gleichstellung beider Kategorien im Dienst Einkommen ist nur eine Forderung der Billigkeit und eine derjenigen Konsequenzen, die anlässlich der neuen Beamtenvorlage unbedingt gezogen werden müssen, sollen nicht lebhafteste, die Berufsfreudigkeit der Beteiligten beeinträchtigende Mißstimmungen erzeugt oder die bereits bestehenden vergrößert werden. Die höheren Verwaltungsbeamten der Eisenbahnverwaltung, sowie der Verwaltung der indirekten Steuern rücken bereits in jüngeren Jahren in etatsmäßige Stellen ein und werden durch Nebenbezüge außerdem vor den Regierungsbeamten erheblich bevorzugt. Man wende nicht etwa ein, daß der nach Vollendung des achten Dienstjahres dem Regierungsassessor verliehene Ratstitel ihm gegenüber dem Richter einen derartigen Vorsprung gebe, daß eine finanzielle Schlechterstellung dafür berechtigt sei. Abgesehen davon, daß heute weniger als je ein Titel ohne die entsprechende finanzielle Grundlage Bedeutung beanspruchen darf, ist auch, was so häufig unterschätzt wird, der richterliche Beamte durch den Vorzug der Unverseßbarkeit und die vielseitige Verwertbarkeit seiner Vorbildung ausgezeichnet. Der Regierungsrat wird bis zum höchsten Dienstalter, meist ohne nach seinen Wünschen gefragt zu werden, von Osten nach Westen, von Norden nach Süden versetzt. Sagt ihm der Staatsdienst nicht mehr zu, oder hat er bei den ungünstigen Besoldungsverhältnissen nicht mehr die Mittel, seine Familie und sich im Staatsdienste zu unterhalten, so ist er in schlimmer Lage. Er kann nicht, wie der Jurist, Rechtsanwalt werden. Die Syndikusstellen bei Banken und industriellen Unternehmungen, die höheren Verwaltungsstellen im Kommunaldienst stehen herkömmlicherweise trotz häufig geeigneterer Vorbildung den höheren Verwaltungsbeamten nicht so leicht offen wie den Richtern.

Es ist eine über jeden Zweifel erhabene Pflicht des Staates, dafür zu sorgen, daß, auch wenn die Strömungen der Zeit ein solches Vorhaben nicht besonders begünstigen, über den Interessen der unteren und mittleren Beamten, sowie derjenigen höheren Beamten, welche für sich selbst oder für welche ihre Standesvertretungen und das Parlament besonders warm eintreten, nicht die berechtigten Forderungen solcher höherer Beamten vernachlässigt werden, die in verantwortlichen Stellen des Verwaltungsdienstes unter immer schwieriger werdenden Verhältnissen den Interessen des Staates ihr Leben widmen müssen, ohne in der Lage zu sein, selbst als Wortführer

ihrer Wünsche für eine Befreiung vom Drucke materieller Sorgen in die Öffentlichkeit zu treten. War und ist es Pflicht, zunächst für die wirtschaftlich Schwächsten unter den Beamten zu sorgen, so liegt doch auch zwingender Anlaß zu einer durchgreifenden Revision des Dienstverhältnisses der höheren Verwaltungsbeamten umsomehr vor, als sie früher, aus politischen und finanzpolitischen Erwägungen, obwohl sie seit langem als unvermeidlich erkannt war — abgesehen von der jüngsten Erhöhung der Ministergehälter —, unterblieben ist.

Für den Staat handelt es sich, wie der Badische Finanzminister Buchenberger i. B. ausführte, bei einer Gehaltserhöhung der höheren Beamten, insbesondere seiner höheren Verwaltungsbeamten, nicht nur darum, daß auskömmliche Existenzmittel sie vor Not schützen, sondern auch darum, daß die — bei uns jetzt schon gefährdete — Rekrutierung eines großen Teils der wissenschaftlich gebildeten Beamten aus den Beamtenkreisen selbst und verwandten Schichten des Bürgertums gesichert, und zugleich verhütet werde, daß gerade die befähigteren Kräfte des Beamtentums durch „allzu große Zurückhaltung in dem Maße der Entlohnung“ den einträglicheren privaten Erwerbsmöglichkeiten sich zuwenden.

Mögen die wahrlich nicht unbescheidenen Erwartungen der höheren Verwaltungsbeamten nicht allzu sehr enttäuscht werden.

Otto Goldschmidt.

Reform der Besiedlungsprinzipien in Südwestafrika. — Die Beschwerde der ostafrikanischen Ansiedler.

Aus Südwestafrika kommt eine in hohem Grade erfreuliche kolonialwirtschaftliche Nachricht. Das Gouvernement hat an denjenigen drei Stellen, wo das in den letzten Jahren befolgte System für die Entwicklung des Ansiedlungswezens die entschiedenste Kritik herausforderte, einen Wandel eintreten lassen: die besondere Propagierung der Kleinansiedlungen wird offiziell fallen gelassen; die Beschränkung der Farmgröße beim Verkauf des Kronlands auf 5000 Hektar für die wirtschaftlich wichtigsten Landesteile ist aufgehoben, und schließlich wird fortan auch auf die bisher verlangte Bedingung verzichtet, daß der Käufer einer Regierungsfarm sich alsbald nach Abschluß des Vertrags zwecks Bewirtschaftung persönlich auf dem Grundstück selbsthaft zu machen habe. In diesen drei Fragen war von vornherein die Meinung fast aller in der Kolonie länger ansässigen und wirtschaftlich erfahrenen Elemente gegenüber dem von seiten des Gouvernements vertretenen Standpunkt ungeteilt ablehnend. Was zunächst den Zwang betrifft, daß der Käufer von Kronland dauernd selbst auf seiner Farm wohnen muß, so war die Tendenz dieser Maßnahme klar. Sie richtete sich gegen das spekulative Aufkaufen von Grund und Boden lediglich in der Hoffnung auf Wiederveräußerung mit Gewinn nach Eintritt einer größeren Wertsteigerung. Jetzt ist verständigerweise zugelassen, daß der

Käufer seine Farm durch einen Verwalter oder sonstigen Beauftragten bewirtschaften lassen kann. Nur wird nach wie vor daran festgehalten, daß tatsächlich ein Wirtschaftsbetrieb in der landesüblichen Weise eingerichtet wird. Ein derartiger Zwang ist, um reine Land speculation zu vermeiden, in der That durchaus notwendig. Was früher mit der persönlichen Wohn- und Wirtschaftsverpflichtung beabsichtigt wurde, ging aber doch noch weiter, als daß damit allein die Land speculation hinten gehalten werden sollte. Die Farmer sollten nicht nur selber auf ihrem Besitztum wirtschaften, sondern es sollte durch den betreffenden Paragraphen der Landverkaufsordnung auch eine bestimmte Klasse von Farmern als für das Land besonders wünschenswert bezeichnet werden. Wenn man auch die andere, nunmehr aufgehobene Bestimmung, daß die Farmen möglichst klein bemessen werden sollten, mit hinzuzieht, so ergiebt sich, daß dem Gouvernement als erstrebenswertes Ziel eine möglichst dichte Besiedlung von kleineren Grundbesitzern mit entsprechender wirtschaftlicher und sozialer Lebenshaltung vor schwebte. Wer Südafrika nicht kennt, wird vielleicht geneigt sein, sich darüber zu wundern, daß ein Besitz von 5000 Hektar Weidefläche innerhalb des früheren Hererolandes und seiner Nachbargebiete noch nicht als Großgrundbesitz zu betrachten sei. Der Grund liegt in der Notwendigkeit einer außerordentlich extensiven Wirtschaftsführung infolge des viel geringeren Bestandes an Gräsern und anderen Futtergewächsen auf südwestafrikanischem Boden im Verhältnis zu deutschen Wiesen und Weiden, und ferner in der Notwendigkeit, für Jahre der Dürre bedeutende Reserven unabgeweidet stehen zu lassen. Ich habe über diese Dinge ausführlich in meinem im vorigen Heft dieser Jahrbücher angezeigten Buche über Südwestafrika gehandelt und kann daher alle, die sich für die Begründung dieses von allen erfahrenen Afrikanern geteilten Standpunkts näher interessieren, auf jenes Werk verweisen. Auch die Kleinbesiedlung, die sich einer besonderen Begünstigung unter der Verwaltung des Gouverneurs von Lindequist erfreute, gehörte mit in dieses System hinein, das von dem Wunsche geleitet war, mit Rücksicht auf eine womöglich schon in nächster Zukunft zu erreichende kräftige Steigerung der weißen Einwohnerzahl des Landes eine Verkleinerung der Besiedlungseinheiten an sich durchzuführen und außerdem den besonderen Zweig der Heimstättenwirtschaft oder Kleinbesiedlung in ausgesprochener Weise mit amtlichen Mitteln zu fördern. Als Bedenken wurden von vornherein dagegen geltend gemacht, daß der kleinere Farmer mit mehr bäuerlicher Wirtschafts- und Lebensweise in Südwestafrika zwar unter günstigen Umständen auch sein Fortkommen finden könne, daß es aber richtiger sei, die Besiedlung von Anfang an möglichst frei zu gestalten, um möglichst kräftige Betriebe, möglichst wohlhabende Wirtschaften zu erreichen, deren spätere Verkleinerung, sei es auf dem Wege der Erbteilung, sei es durch Verkauf von Land, eine natürliche Folge der fortschreitenden ökonomischen Entwicklung des Landes, der Verbesserung der Absatzverhältnisse, des Luzerneanbaus zur Aufstapelung von Futterreserven

usw., sein würde. Als das aussichtsloseste Unternehmen von allen erschien ein umfassender Kleinsiedlungsplan, weil für die Produkte dieser Art von Wirtschaften, sobald ihre Zahl sich vermehrte, innerhalb des Landes unmöglich mehr auf Absatz gerechnet werden konnte. Selbst für die wenigen Duzend kleinwirtschaftlicher Betriebe, die in den Jahren 1906 und 1907 mit Hilfe staatlicher Ansiedlungsbeihilfen entstanden waren, mußte man, um ihnen wenigstens einen künstlichen Absatzmarkt zu schaffen, schon zu so bedenklichen Mitteln greifen, wie zum Verbot der Selbstbewirtschaftung eigener Gemüsegärten durch die Bezirksämter, Militärstationen, Truppenteile und ähnliches mehr. Nun heißt es: „Die Kleinsiedlung soll nicht forziert werden. Nur wo sicherer Absatz gegeben und leichte (billige) Bewässerung möglich ist, verspricht sie Aussicht auf Erfolg . . . Abgehalten davon soll selbstverständlich niemand werden; hat jemand Werte geschaffen, so soll er auch als Kleinsiedler die Beihilfe erhalten. . . . Indessen wollen wir ihn nicht durch die Beihilfen verleiten, Kleinsiedler zu werden, wenn er nachher nicht bestehen kann . . . Mit den Anträgen auf Gewährung der Beihilfe ist daher (bei Personen, die sich als Kleinsiedler niederlassen wollen) besonders sorgsam zu verfahren. Hier ist zu prüfen, ob die Beihilfe dem Empfänger wirklich dauernd nützt und für den Staat nicht verloren ist.“*) Das sind vortreffliche Grundsätze, deren Durchführung in Wirklichkeit bedeutet, daß in Zukunft staatliche Beihilfen für Kleinsiedlungsunternehmen in der Regel überhaupt fortfallen werden, und ich möchte der Genugtuung über diese und die übrigen grundsätzlichen Maßnahmen des jetzigen Gouvernements von Südwestafrika um so mehr Ausdruck geben, als damit der Standpunkt, den ich im 10. und 12. Kapitel meines Buches („Der Wiederaufbau der Wirtschaft“; „Wirtschaftliche Irrwege“) vertreten habe, nachträglich auch in so zweifelsfreier Weise zur offiziellen Anerkennung gelangt.

Das Windhuker Gouvernement hat jetzt aber auch noch nach einer anderen Seite hin in erfreulicher Weise das Wort genommen. Im vorigen Heft habe ich an dieser Stelle auf die Notwendigkeit hingewiesen, daß amtlicherseits in wirksamer Form vor der übertriebenen Zuwanderung, namentlich solcher Personen, die nicht über ein genügendes Kapital verfügen, nach Südwestafrika, gewarnt werden müsse. Nach dem Bericht der Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung**) hat das Gouvernement in einer kürzlich den einzelnen Verwaltungsbezirken zugegangenen Verfügung selbst darauf hingewiesen, daß in der letzten Zeit zu viel Farmen an Leute mit geringem Kapital verkauft worden seien. Es stehe zu befürchten, daß diese Farmer in Zukunft nicht imstande sein würden, vorwärts zu kommen; daß der Mangel an Betriebsmitteln, an Anlagekapital, es ihnen unmöglich machen würde, wirtschaftlich zu erstarken; im besten Falle könnten solche Leute sich

*) Nach der Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung Nr. 703 vom 25. Dezember 1907.

**) a. a. O.

grade kümmerlich durchschlagen, ohne daß ihre Produktion je einen wertvollen wirtschaftlichen Faktor bilde. Ein bestimmtes Kapital für die Ansiedlung zu fordern, sei trotzdem deshalb mißlich, weil die einzelnen Fälle einander nicht gleichen: im allgemeinen seien aber doch mindestens 10 000 Mark eigenes Kapital von den zukünftigen Farmern zu verlangen. Nur wenn der Bewerber ganz besondere Garantien biete, daß seine Mitarbeit gewinnbringend für das Land sei, wenn er bereits jahrelang im Schutzgebiet wohne, sein Verständnis für den Umgang mit Eingeborenen zweifellos nachgewiesen sei usw., könne auch eine geringere Summe für ausreichend betrachtet werden. Sehr richtig bemerkt die Südwesafrikanische Zeitung hierzu, daß 10 000 Mark eigenes Betriebskapital, d. h. mit Hinzunahme der staatlichen Ansiedlungsbeihilfe im Höchstfalle zusammen 16 000 Mark, für den Beginn der Wirtschaft nur den allernotdürftigsten Betrag repräsentiere und daß man vielleicht lieber noch etwas mehr hätte fordern sollen.

Mit dieser Gouvernementsverfügung wird der Mehrzahl derjenigen Einwanderer, die in der letzten Zeit nach Südwesafrika hinüber gegangen sind, die Aussicht auf selbständige Niederlassung als Farmer bereits von vornherein abgeschnitten sein; so hart das den einzelnen ankommen mag, so ist es doch gut und notwendig. Der Arrijs, die in Südwesafrika infolge der übermäßigen Zuwanderung im ungeeigneten Moment voraussichtlich bevorsteht, wird jetzt durch die klar ausgesprochene Reform der letzten für das Land nicht passenden Ansiedlungsgrundsätze ein großer Teil ihrer Schärfe genommen werden, weil nun wenigstens keine weitere Vermehrung der ungenügend fundierten Versuche zur Existenzgründung als Farmer auf Kronland und mit Regierungsbeihilfe stattfinden wird. Daß der neue Gouverneur von Schuckmann in dankenswerter nüchternen Weise über wirtschaftliche Verhältnisse urteilt und sich sehr schnell ein Verständnis für die besondere Art südafrikanischer Wirtschaftsweise, die ihm von seiner Kapstädter Tätigkeit nicht ganz fremd ist, angeeignet hat, darüber sind alle aus Südwesafrika herübergelangten Stimmen einig, und es klingt überall eine deutliche Note des Vertrauens auf den neuen Gouverneur durch.

Das gegenteilige Bild bietet leider das Verhältnis zwischen der Mehrheit der deutschen Ansiedler und dem Gouvernement von Ostafrika dar. Die Beschwerdeschrift der Pflanzer über die Eingeborenenpolitik des Gouverneurs Freiherrn von Mechtenberg und des Staatssekretärs Dernburg liegt nunmehr im Wortlaut vor und ist in verschiedenen Tageszeitungen veröffentlicht worden. Die an den Reichstag gerichtete Eingabe schließt mit den Worten: „wir sind der Ueberzeugung, daß bei der jetzigen Eingeborenenpolitik des Gouvernements eine gedeihliche weitere Entwicklung unserer Kolonie in Frage gestellt, wenn nicht gänzlich ausgeschlossen ist. Deshalb wenden wir uns hierdurch an den hohen Reichstag mit der Bitte, dahin wirken zu wollen, daß unsern Ansichten und Wünschen in der Eingeborenen- und Arbeiterfrage von der Regierung mehr Rücksicht als bisher geschenkt und

eine Politik verhindert werde, welche nach unserer Auffassung der Kolonie schädlich ist.“ Die mehrfach in der Eingabe enthaltenen scharfen Spitzen richten sich vorzugsweise gegen den Gouverneur, dem der Vorwurf gemacht wird, er triebe eine Eingeborenenpolitik, bei der die Interessen der Weißen denen der Eingeborenen, Neger und Zuder, hintan gesetzt würden. Staatssekretär Dernburg hat auf die Beschwerde zunächst in der Presse antworten lassen, daß er nicht daran denke, eine Politik der Gleichstellung der farbigen Bevölkerung mit der weißen zu betreiben. Er wünsche zwar, daß die Neger gerecht behandelt, aber auch in strenger Zucht gehalten und wo nötig, scharf angepöckelt würden. Notwendig sei der Ausbau einer zweckentsprechenden Arbeiterfürsorge auf den Pflanzungen, nach dem Muster der im britischen Ostafrika erlassenen Vorschriften. Die Einführung des Arbeitszwanges müsse abgelehnt werden und was die Besiedlungsfrage betrifft, so soll niemand ermuntert werden, Ostafrika aufzusuchen; wer aber im Vertrauen auf die eigene Kraft hingehet und von der Verwaltung nichts fordert, soll, wenn er die Gesetze achtet, treiben können, was ihm beliebt.

Die entscheidenden Sätze in dieser Antwort sind 1. die Ablehnung des Wunsches nach Durchführung eines irgendwie gearteten Arbeitszwanges und 2. daß von seiten der Regierung keine direkte Förderung des deutschen Ansiedlungs- und Pflanzungswesens erfolgen soll, die gegenwärtigen und zukünftigen Ansiedler vielmehr ganz und gar auf ihre eigenen Kräfte verwiesen werden. Auch bezüglich der Zuderfrage ist es bekannt, daß der Staatssekretär sich im Einklang mit den Anschauungen des Gouverneurs, dem von der Mehrheit der Weißen vertretenen Standpunkt gegenüber, der die Beschränkung des Zuderwesens fordert, ablehnend verhält.

Offenbar liegt dieser Antwort, soweit und sofern sie tatsächlich die eigenen Anschauungen des Staatssekretärs wiedergibt, die prinzipielle Meinung zugrunde, daß die Ansiedlungen und Pflanzungen der Weißen in Ostafrika bis auf weiteres nicht als wirtschaftlich hinreichend wertvoll und entwicklungsfähig angesehen werden könnten, um die Aufwendung besonderer staatlicher Mittel für ihre Förderung zu rechtfertigen; daß vielmehr die wirtschaftliche Zukunft Ostafrikas in der Entwicklung der Eingeborenenkulturen läge. Das ist eine Frage von so weittragender grundsätzlicher Wichtigkeit, daß ich es mir so lange versagen muß, sie einer selbständigen Behandlung zu unterziehen, bis ich persönlich auch unsere ostafrikanische Kolonie hinreichend ausführlich kennen gelernt habe. Die zweite Frage ist die der Eingeborenenbehandlung. Der Neger, heißt es, soll gerecht behandelt, in strenger Zucht gehalten, aber nicht einem Arbeitszwang unterworfen werden. Wenn es sich bei der Verweigerung dieser letzteren Maßnahme nur um praktische Rücksichten auf die gegenwärtige materielle Lage in Ostafrika, auf das Fehlen der Eisenbahnverbindungen, der Grenzaufsicht usw. handelt, so werden sich die notwendige Kreise mit der Haltung des Staatssekretärs einstweilen als mit einer notwendigen abfinden müssen. Wo dagegen einer positiven Auffassung in der Frage des Arbeitszwanges grundsätzliche Re-

denker entgegenstehen, die sich auf die „Menschenrechte“ des Negers und was sonst in diesem Zusammenhang angeführt zu werden pflegt, stützen, da handelt es sich um sogenannte Negrophilie in dem Sinne, wie wir sie ablehnen und als dem erfolgreichen Ausbau unserer Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft schädlich ansehen müssen. Nach dem Wortlaut, in dem die Meinung des Herrn Staatssekretärs in der Presse verbreitet worden ist, darf man der Hoffnung Raum geben, daß ihm die letztere Gedankenrichtung fern liegt, und daß er bereit sein wird, auch der wirklichen Einführung eines Arbeitszwanges näher zu treten, sobald die äußeren Umstände es erlauben werden. Hoffentlich ist das recht bald der Fall. Im übrigen werde ich über die ostafrikanischen Angelegenheiten den Lesern der Preussischen Jahrbücher vielleicht noch im Laufe dieses Jahres aus eigener Anschauung der Verhältnisse berichten können.

Paul Mohrbach.

Die Modifikation der Enteignungs-Vorlage. — Fürst Bülow's Erklärung zur Wahlreform und die Zukunft des Blocks.

Es ist allerorts und zu allen Zeiten für einen Staat, der mit seiner Politik auf eine falsche Bahn geraten ist, schwer, von ihr wieder herunter zu kommen und abzulenken auf eine richtige. Ganz besonders schwer ist das für einen Staat mit einer festen, konstanten Regierung wie dem unsrigen. Der Vorzug wird hier zum Nachteil. In parlamentarisch regierten Staaten wie England und Frankreich stürzt das Ministerium, es kommt ein anderes und macht eine andere Politik. In Preußen bedeutet ein derartiger Wechsel stets eine Einbuße an Autorität, der Autorität, auf der eben unser ganzes Regierungssystem beruht. Dies ist der letzte und einzige Grund, weshalb wir von unserer Ostmarkenpolitik nicht loskommen können. Die Ueberzeugung, daß diese Politik nicht nur nichts nützt, sondern nur schadet, unserem Volkstum, unserem Staat, unserer Moral, unseren Finanzen, hat längst in den weitesten und einflußreichsten Kreisen die Oberhand gewonnen, aber wie will man wieder heraus, ohne noch viel größeren Schaden anzurichten?

Soeben ist noch eine Broschüre erschienen, welche mit ganz besonderer Eindringlichkeit und Schärfe das ganze Problem behandelt.*) Sie war eigentlich als Aufsatz für die „Preussischen Jahrbücher“ bestimmt, aber ich riet dem Verfasser, um nicht nach gefallener Entscheidung zu kommen, mir

*) Landlose Polen. Ein Wort zur Enteignungs-Vorlage von Wilhelm. Herausgegeben von Hans Delbrück. Berlin, Dr. Wedekind & Co., G. m. b. H. Preis 50 Pf. Eben geht mir auch noch eine andere mehr populär geschriebene Broschüre zu, die abermals unsere Auffassung von dem wahren Stande der Dinge in Polen bestätigt: „Polenpolitik und Landarbeiterfrage.“ Deutscher Mahnruf aus der Ostmark gegen das Enteignungsgesetz. Von einem deutschen Bürger der Stadt Posen. Berlin, Verl. v. Herman Walther. 50 Pf.

zu gestatten, daß ich die Arbeit sofort als Broschüre erscheinen ließe. Sie berührt sich an mancher Stelle sehr nahe mit den Gesichtspunkten, unter denen in diesen „Zahrbüchern“ von je das Problem behandelt worden ist, hat aber auch eigene ganz neue und abweichende Momente noch hervorgeholt und entwickelt.

Wie kann man von einer Politik Erfolg erwarten, führt der Verfasser, „Wilhelm“, aus, die höchstens als Vernichtungskampf im größten Stil gedacht zum Ziel führen könnte, wenn von vornherein die Träger dieser Politik erklären, daß sie sie nicht freien und zuversichtlichen Gemüts, sondern „schweren Herzens“ machen, und die von vornherein die große Mehrheit des deutschen Volkes selber, nämlich neben Zentrum und Sozialdemokraten die Freisinnigen und einen sehr großen Teil der Intelligenz gegen sich hat und eigentlich neben einem Teil der Bürokratie nur von einer mäßigen Gruppe von Fanatikern und von ihnen beeinflussten Kreisen getragen wird?

Welchen Sinn hat es, die Polen landlos zu machen? Werden sie darum weniger zahlreich? Werden sie darum weniger gefährlich? Wie sind wir überhaupt zu dem wunderlichen Aberglauben gekommen, daß die Polenfrage eine Landfrage sei? Indem man sich den Ursprung dieses Irrtums klar macht, erkennt man recht deutlich, wie wenig durchdacht diese Politik ist. Als Fürst Bismarck mit ihr begann, galt noch der polnische Grundadel für die führende Potenz und für das preußenseindliche Element im Polentum, während Bürgern und Bauern zugetraut wurde, daß sie von einer gewissen Dankbarkeit für den preußischen Staat erfüllt seien. Also schloß man, kaufen wir den polnischen Adel aus, wie es schon der General von Grolman 1831 vorge schlagen hat, und das polnische Problem ist gelöst. Mittlerweile haben sich die Verhältnisse vollkommen geändert. Gerade der Adel ist es, der aus wohl verständlichen Gründen sich bereit erklärt hat, sich dem preußischen Staate, der dem Großgrundbesitzerstand so günstig gesinnt ist, einzufügen. Der Bürger- und Bauerstand aber ist durch unsere Schulpolitik in einen immer steigenden Haß gegen unser Staatswesen hineingetrieben worden. Trotzdem ist unsere Politik eifrig nach wie vor bestrebt, den polnischen Großgrundbesitz niederzukämpfen, und gegen ihn ist jetzt auch das letzte Mittel, das Enteignungsgesetz ins Leben gerufen.

Das Abgeordnetenhaus hat die Regierungsvorlage dadurch etwas gemildert und verbessert, daß sie das Maximum des zu enteignenden Besitzes auf 70 000 Hektar festgesetzt hat, und daß nicht beliebig, sondern nur im Anschluß an bestehende deutsche Ansiedelungen und nur dann, wenn diese anders nicht zu halten sind, enteignet werden darf. Was wird denn nun aber gewonnen sein, wenn diese 70 000 Hektar wirklich enteignet sind? In erster Linie ist anzunehmen, daß die Enteigneten mit dem baren Gelde in der Hand, sei es in Posen und Westpreußen, sei es in den polnischen oder halbpolnischen Gegenden Ostpreußens, Hinterpommerns, Oberschlesiens sich wieder ankaufen und wirtschaftlich einen guten Vorteil bei diesem Tausch herauschlagen. Aber auch wenn wir das ganz außer acht lassen und an-

nehmen, daß auf dem enteigneten Boden im Laufe einer Reihe von Jahren einige zehntausend deutsche Bauern und Arbeiterfamilien angesiedelt werden, was ist damit gewonnen? An einigen Stellen einige hundert deutsche Ansiedelungen mehr, an andern, wo jetzt Deutsche leben, dafür Polen. Die Polen halten fester zusammen als je, sie bilden einen blühenden Bürger- und Bauerstand heraus, der durch den wirtschaftlichen Boykott die deutschen Gewerbetreibenden aus dem Lande drängt und den deutschen Grundbesitz an sich bringt. Was auch die deutsche Ansiedelung leistet, wenn es hoch kommt, wird sie dem polnischen Wachsen die Wage halten, wahrscheinlich aber auch das nicht, und das deutsche Element wird weiter und weiter vor dem polnischen zurückweichen. Hat eine Politik, die mit sehenden Augen einem solchen Ergebnis entgegengeht und dafür Hunderte und aber Hunderte von Millionen auswendet, einen gesunden Sinn?

Aber wie soll man von ihr los kommen? Vielleicht hat das Herrenhaus noch ein Einsehen und nimmt, wenn es die Vorlage nicht ganz ablehnen will, um den moralischen Vorwurf, den sich Preußen durch das Enteignen zuzieht, zu schwächen, wenigstens alle ererbten Güter von Inländern aus. Es würden also der Enteignung ausgesetzt sein neben den schon genannten Beschränkungen nur die Güter der im Auslande wohnenden Polen und die Güter, die erst nach einem bestimmten Termine käuflich erworben, die also die moralische Natur des Familien-Sitzes noch nicht erlangt haben. Ein anderer Weg wäre noch, das Maximum des zu Enteignenden auf etwa 20 000 Hektar zu beschränken, so daß eine wesentliche praktische Wirkung nicht eintritt, sondern bloß die Drohung, das Damoklesschwert, bleibt. Mit dieser Drohung in der Hand könnte die Regierung dann die Politik, die Fürst Bülow für später in Aussicht gestellt hat, schon jetzt in Angriff nehmen. Die Zeit ist völlig reif dafür. Denn der Herr Ministerpräsident hat, wohlgemerkt, zwar die durch Herrn von Turno angebotene Versöhnung mit scharfen Worten abgelehnt, aber doch nachher wieder gesagt, daß, wenn die Polen sich dem preußischen Staatsgedanken unterwürfen, die Regierung auch eine andre Politik gegen sie besolgen würde. Die Polen als Ganzes werden das freilich nie tun, sie werden immer ihre Allpolen behalten, gerade so wie wir unsere Alldeutschen haben, aber die Elemente, mit denen man heute schon verhandeln könnte, sind wie das auch in der Wilhelmschen Broschüre dargelegt ist, bereits stark genug. Kommen wird der Moment, den Fürst Bülow in Aussicht genommen hat, ja ganz bestimmt, einfach deshalb, weil man nicht ewig Krieg führen kann. Im deutschen Interesse aber liegt es, den Frieden so früh wie möglich herbeizuführen, damit die Schädigung, die das Deutschtum durch den Hafatismus erleidet, nicht gar zu groß werde. Die Ansiedelungen selber spielen in dem ganzen Kampf eine so überaus unbedeutende Rolle, das Wenige, was sie nützen, wird so sehr kompensiert und überkompensiert durch das, was sie indirekt schaden, daß es nicht darauf ankommt, ob man das Werk etwas früher oder später zum Abschluß bringt.

*

*

*

Sehr gegen seine eigene innere Neigung hat ein großer Teil der Konservativen der Enteignungsvorlage der Regierung auch in der abgemilderten Form zugestimmt. Gleichzeitig hat Fürst Bülow über die beabsichtigte Wahlreform im Abgeordnetenhaus Erklärungen abgegeben, die die Konservativen befriedigt haben. Argwöhnische vermuten einen Zusammenhang zwischen diesen beiden Tatsachen. Ich sehe dazu eigentlich keinen Grund — denn weshalb soll dem Fürsten Bülow an der Enteignungsvorlage so sehr viel gelegen haben? Der Grund für die Stellungnahme des Herrn Ministerpräsidenten in der Frage der Wahlreform wird vielmehr, wie wir sehen werden, in der Sache selber liegen.

Nachdem schon lange und mit immer steigender Dringlichkeit die Forderung einer Reform im Dreiklassenwahlrecht in Preußen aufgestellt und in der Öffentlichkeit diskutiert worden ist, zweifelte man nicht mehr, daß mit der Inaugurierung der Blockpolitik auch diese Reform gewährleistet sei; über die Einzelheiten konnte man noch sehr verschieden denken, aber es schien klar, daß die Freisinnigen keine Regierung unterstützen und die Regierung auf keine Unterstützung der Freisinnigen rechnen konnte, ohne daß auf diesem Gebiet eine Konzession und zwar eine ziemlich bedeutende Konzession gemacht würde. Es erschien schon weiten Kreisen auffällig, daß die Reform nicht in diesem Winter kam, sondern auf die nächste Legislaturperiode verschoben wurde. Nunmehr hat der Herr Ministerpräsident eine Erklärung abgegeben, die überhaupt noch nichts Bestimmtes in Aussicht stellte und den fast wichtigsten Punkt der ganzen liberalen Forderung, das geheime Stimmrecht an Stelle des öffentlichen, direkt versagte. Der Eindruck, den diese Erklärung in weiten Kreisen auch außerhalb der Parteien machte, war ebenso der der Ueberraschung, wie der Enttäuschung. Viele glaubten, daß die Möglichkeit einer fruchtbaren Politik auf Grund der konservativ-liberalen Paarung nunmehr definitiv abgeschlossen sei. Wie anders, wenn Fürst Bülow ein fest umrissenes Programm vorgetragen mit dem ebenso fest ausgesprochenen Willen, es gegen links wie gegen rechts durchzusetzen, etwa: kein Reichstagswahlrecht, sondern Plural-Wahlrecht; keine schematische Neu-Einteilung der Kreise, sondern nur Korrektur im einzelnen; geheime Abstimmung. Mit einem derartigen Programm hätte die Regierung die Zügel in der Hand behalten, die Parteien unter ihren Willen gezwungen, alle gemäßigten Elemente befriedigt und um sich gesammelt und auch für die große Steuer-Reform die nötige Autorität gewonnen.

Weshalb ist der leitende Staatsmann nicht in dieser Art vorgegangen? Weshalb hat er von seiner Block-Befolgshaft die eine Hälfte gestreichelt und die andere zurückgestoßen? Aus Mangel an Geschicklichkeit? Aus reaktionärer Gesinnung?

Fürst Bülow ist weder ungeschickt, noch reaktionär. Er ist als Taktiker sogar sehr hervorragend, und dazu gehört auch, daß man die eigene Kraft nicht überschätzt. Die Politik, wie wir sie eben gezeichnet haben, wäre die

Politik eines starken Mannes gewesen. Eine Politik für den Fürsten Bismarck, wenn er sie gewollt hätte. Aber Fürst Bülow wird gefunden haben, daß er für solche Politik nicht stark genug sei. Das Schicksal Caprivis steht dauernd als warnender Schatten am Horizont deutscher Staatsmänner. Die stärkste Macht unter der Krone Preußens sind nach wie vor die Konservativen. Wohl ist es möglich, sie im einzelnen Fall zu zwingen, sich einer Staatsnotwendigkeit zu beugen. Aber wer es tut, wird ihrer Rache nicht entgehen. Eine Wahlreform, wie wir sie oben gezeichnet haben, hätte ja tatsächlich den Konservativen wenig Abbruch getan, aber schon dieses Wenige ist ihnen zu viel. Nur durch einen starken Druck von oben wären sie an dieses Programm heranzubringen gewesen. Ist es für einen Staatsmann, der nicht Bismarck ist, geraten, einen solchen Druck anzuwenden? Ich gestehe, ich habe eine Zeitlang eine solche Erwartung gehegt, aber jetzt, da sie nicht erfüllt worden ist, ist es mir doch nicht so ganz unverständlich.

Wenn man aber die Konservativen nicht kräftig heranzuholen will, wie will man dann die Freisinnigen am Block festhalten? Die Antwort wird sein, daß Fürst Bülow in dem Jahr, seit er sich nun mit den Freisinnigen anfreundete und mit ihnen verhandelte, herausgefunden hat, wie überaus schwach, man darf wohl sagen schwächlich, diese Partei heute ist. Sie hat es noch nicht einmal fertig gekriegt, ihre drei Gruppen zu einer Einheit zusammenzuschmelzen, und es fehlt ihr durchaus an taktischer Führung wie an einem Führer. Fürst Bülow wird also zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß auch ganz minimale Konzessionen, wie das neue Vereinsgesetz und das neue Wörsegesetz, genügen, die Partei vorläufig an der Stange zu halten. So ergibt sich die Möglichkeit, mit den Freisinnigen zu regieren, ohne sich die Konservativen zu verfeinden: man behält zwar den Kurs nach links, labiert aber mit solcher Langsamkeit, daß das Vorrücken sich fast unmerklich vollzieht und die Konservativen nicht verstimmt. Man bleibt in steter Fühlung nach beiden Seiten; sollte der Druck der öffentlichen Meinung von links stärker werden, so kann man ihm etwas nachgeben, sollte die rechte Seite so stark bleiben, wie sie heute ist, so geschieht auch weiter so wenig im liberalen Sinne, wie es heute geschieht.

Die Wahlreform dürfte also etwa folgenden Lauf nehmen. Für diesen Winter ist sie bereits ausgeschaltet. Das nächste Abgeordnetenhaus mit seiner fünfjährigen Legislaturperiode wird noch nach dem System der drei Klassen gewählt. Vielleicht schon in der ersten, vielleicht auch in einer späteren Session dieses Hauses wird die Reform eingebracht, von der bisher nur feststeht, daß sie weder das gleiche noch das geheime Stimmrecht bringt. Das gleiche Stimmrecht kommt überhaupt nicht in Betracht. Das geheime Stimmrecht wird die Regierung zwar nicht vorschlagen, sollte aber das nächste Abgeordnetenhaus so zusammengesetzt sein, daß es diesen Modus fordert, so hat Fürst Bülow seine Erklärung vorsichtig schon so gefaßt, daß er hierin nachgeben könnte. Er ist ja derselbe Reichskanzler, der bei den

Reichstagswahlen zur besseren Wahrung des Geheimnisses die Kämmerchen und die Kuvverts eingeführt hat. Es war für ihn also schwerer, jetzt für die preussischen Wahlen das geheime Stimmrecht zu versagen, als es ihm nachträglich einmal sein könnte, es zuzugestehen. Ebenso wird die mehr plutokratische oder mehr demokratische Ausgestaltung des Pluralwahlrechts, das die drei Klassen ersetzen soll, wesentlich durch die Zusammensetzung des nächsten Abgeordnetenhauses selber bestimmt werden.

In dieser Weise sich von der öffentlichen Meinung treiben zu lassen, ist nicht das Wesen einer starken Regierung, aber daß die Taktik im parlamentarischen Sinne klug und richtig gedacht ist, hat sie auf der Stelle gezeigt. Statt in einen allgemeinen Wuttschrei auszubrechen über die Enttäuschung, die ihnen bereitet ist, haben die Freisinnigen unter einigem Seufzen und Klagen sich des allerbescheidensten Tones befließigt. Liegt das etwa an den Führern, daß sie sich gar zu sehr geschmeichelt fühlen, auch einmal, wenn auch ganz unten am Regierungstisch zu sitzen? So spotten die Gegner, aber es ist nicht wahr, der Grund liegt viel tiefer. Dieser Grund ist, daß die freisinnige Wählerschaft in ihrer großen Mehrzahl konservativ, man möchte beinahe sagen, reaktionär geworden ist. Diese freisinnigen Wähler, die Hausbesitzer, Kaufleute, Rentner, Kleinindustrielle, Maurermeister, Krämer, Bauern wollen in Wirklichkeit gar nicht das demokratische Wahlrecht, das in dem Programm der Partei als Paradestück prangt. Sie sind hingegen sehr zufrieden, wenn die Partei mit ihren Anhängern von den Behörden nicht mehr als eine regierungsfeindliche angesehen wird. Ein Teil der Freisinnigen freilich, namentlich die Juden, die unter dem stillen Antisemitismus der regierenden Schichten zu leiden haben, und die idealistischen Anhänger der liberalen Doktrin, sind mit dieser Haltung der Partei nicht einverstanden, aber sie kommen nicht auf gegen die Taktiker, die eingesehen haben, wie schwach die Partei in Wirklichkeit ist und sich danach richten, und gegen die Stimmung der Menge, die fast ausschließlich beherrscht wird von der einen Empfindung des Gegensatzes gegen die Sozialdemokratie. Gegen die Sozialdemokraten, die den Unfrieden in jede Werkstatt und in jede Fabrik tragen und das gewerbliche Gedeihen jedes Bürgers bedrohen, sucht auch der liberalste Arbeitgeber Anschluß an die Regierung. Der freisinnige Philister der guten alten Zeit wurde vor allem beherrscht durch die Stimmung des Widerspruchs gegen die Regierung, die Steuern von ihm verlangte, mit der Polizei, Gerichten, Schulpflicht, Dienstpflicht ihn chikanirte. Diese Stimmung ist auch heute keineswegs ausgestorben, aber sie wird weit überwogen und niedergedrückt durch den Haß gegen die Sozialdemokratie. In einem Moment wäre, wenn Liberale und Sozialdemokraten zusammengingen, das konservative Regiment in Preußen in die Luft gesprengt, selbst beim Dreiklassenwahlrecht. Aber dieses Zusammengehen ist unmöglich oder so gut wie unmöglich. Eine Partei, die selber proklamiert, daß sie ausschließlich die Partei eines Standes, eine Klassenpartei sei, kann mit anderen nicht paktieren und andere nicht

mit ihr. So lange die Sozialdemokratie existiert, ist die Herrschaft der Konservativen in Preußen nicht zu erschüttern. Auch der Bund der Landwirte ist eine ausschließliche Interessens-, man kann sagen Massenvertretung. Aber er ist keine Partei. Er hat nur mehr oder weniger enge Beziehungen zu den Parteien, er beherrscht bis auf einen gewissen Grad manche Parteien, aber das ist eben der Unterschied, daß der Bund nicht selber Partei im politischen Sinne ist. So lange die Arbeiterschaft sich nicht von dieser Vorstellung löst, daß sie als solche eine eigene Partei bilden müsse, das heißt, so lange sie nicht die Marxistische Doktrin aufgibt, wird sie niemals eine praktisch-positiv Politik machen.

Im besonderen ist jede durchgreifende Agitation für die Wahlreform in Preußen dadurch ausgeschlossen. Die Volksversammlungen, die die Sozis halten, erwecken keinen Widerhall und ihre Straßen-Demonstrationen, die sie selber als harmlose Spaziergänge bezeichnen, sobald die Polizei sie dabei stört, imponieren niemand. Im Gegenteil, sie verhindern nur, daß auch diejenigen Bevölkerungsschichten, die an sich auch eine durchgreifende Reform für sehr dringlich halten, sich an der Agitation dafür beteiligen. In gewisser Beziehung ist es ja eine weitere Abkehr vom revolutionären Prinzip, daß die Sozis so rührig für die Parlamentsreform sind, während sie früher über alles „Parlamenteln“ spotteten, diskutierten, ob man sich mit Wahlen überhaupt abgeben solle und es schließlich nur erlaubten unter dem Gesichtspunkt, daß sich dabei so schön agitieren ließe. Aber wenn für uns dies allmähliche Hinübergleiten auf den Boden des bestehenden Staatsrechts auch eine erfreuliche Erscheinung ist, eine positive Partei ist die Sozialdemokratie darum noch lange nicht, und den Vorteil davon haben — die Konservativen.

Eine fernere besondere Erschwerung für einen Erfolg der Liberalen liegt in der Unbestimmtheit ihres eigenen Willens. Die Nationalliberalen konnten bei der Debatte im Abgeordnetenhaus noch nicht einmal eine Erklärung abgeben, ob sie für öffentliche oder geheime Wahl seien und die Freisinnigen fahren fort, das Reichstagswahlrecht zu predigen, obgleich alle Welt weiß, daß es völlig ausgeschlossen ist und daß ein Teil von ihnen im Herzen keineswegs so sehr dafür ist. Wann und was für eine Reform wir haben werden, wird also wesentlich davon abhängen, ob die Liberalen sich über ein praktisches Programm einigen werden, das geeignet ist, einen großen Teil des Bürgertums um sich zu scharen. Bleiben die Freisinnigen bei ihrem Reichstagswahlrecht, so wird ihre Agitation sehr wenig Beifall finden. Stellen sie dieses Ziel aber als zunächst aussichtslos zurück und konzentrieren sich praktisch auf einen besonderen und besonders populären Punkt, wie die geheime Stimmabgabe, so könnten sie wohl Erfolg haben. Das Zentrum ist von je für die geheime Wahl gewesen: auch die Nationalliberalen haben sich soeben, unter dem Einfluß der Süddeutschen, dafür entschieden. Auch manche Konservativen sind dafür. Wenn der Wahlkampf in diesem Sommer also wesentlich auf die Frage zugespitzt wird: geheime oder öffentliche

Stimmabgabe, so wird sich für die geheime im nächsten Landtag eine große Majorität zusammensinden, und hat sich das Abgeordnetenhaus erst in diesem Sinne mit Bestimmtheit ausgesprochen, so wird Fürst Bülow an diesem Punkt die Reform gewiß nicht scheitern lassen. Langsam und ohne Führung durch die Regierung werden wir also, wenn die Taktik der Freisinnigen und die Wähler nicht vollständig versagen, doch schließlich auf denselben Punkt kommen, auf den uns eine entschlossene Führung der Regierung schon heute hätte bringen können.

Der Vorteil dabei ist, daß Regierung und Konservative nicht in Reibung miteinander geraten, den Nachteil davon haben — die Reichsfinanzen.

Hätte der Herr Reichskanzler ohne Säumen in diesem Winter bereits die Wahl-Reform gemacht, wie er es ohne Verletzung konservativer Grundsätze und doch zur Befriedigung der Liberalen hätte tun können — Pluralwahl, geheime Abstimmung, Nicht-Kenderung der Wahlkreise bis auf einige Einzel-Korrekturen — so hätte er damit auch im Reichstag die Stimmung geschaffen, in der Parteien Steuern bewilligen. Daran ist jetzt vorläufig nicht zu denken. Zum wenigsten auf ein Jahr lebt das Deutsche Reich weiter auf Borg, vielleicht haben bis dahin auch die leitenden Finanzminister ein Programm zurechtgezimmert.

In Anbetracht, daß bei der bevorstehenden Wahlbewegung die Frage des geheimen Wahlrechts eine wichtige Rolle spielen wird und sich auch in den Kreisen der Gemäßigten zuweilen noch Stimmen für die Oeffentlichkeit der Wahl erheben, wollen wir die Gründe, die schon öfter in diesen „Jahrbüchern“ für die geheime Abstimmung von mir selbst wie von andern ins Feld geführt worden sind, noch einmal zusammenstellen.

Eine Volksvertretung wird gewählt, um die Meinung und die Wünsche der Wähler möglichst genau, ungefälscht und ungeschminkt zum Ausdruck zu bringen. Das ist bei öffentlicher Abstimmung unerreichbar. Der Druck der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Abhängigkeiten, denen der Einzelne unterliegt, ist so ungeheuer, daß die wahre Meinung unter öffentlicher Abstimmung bei sehr vielen Wählern, vielleicht bei den meisten, sich nicht herauswagen kann. Die Erfahrung hat gelehrt, in andern Ländern wie bei uns, daß der Wahlterrorismus auch vor der äußersten Grausamkeit nicht zurückweicht. Wer die Macht hat, wendet sie an. Regierung und Magistrate gegen ihre Beamten, Arbeitgeber gegen ihre Arbeiter, Kunden gegen ihre Lieferanten, Gläubiger gegen ihre Schuldner, Besitzer gegen ihre Pächter, Arbeiter gegen ihre Genossen. In den ländlichen Wahlbezirken ist heute noch bei Gutsherren und Bauern die öffentliche Stimmabgabe populär, weil sie so ihre Tagelöhner und Knechte kontrollieren können. Umgekehrt hat jüngst die Sozialdemokratie bei einer beruflichen Abstimmung von Bergleuten in Westfalen die Oeffentlichkeit durchgesetzt, um die Minorität ihrer Genossen einzuschüchtern. Der Finanzminister von Rheinbaben hat, wie man sich erinnern wird, von einem unglücklichen polnischen Subalternbeamten verlangt, nicht etwa bloß, daß er

sich der Abstimmung enthalte, sondern daß er bei Verlust seines Amtes, das für ihn und seine Familie Brot und Existenz bedeutete, für die deutsche Partei stimme, und hat den vorgesezten Provinzial-Steuerdirektor, der solche Maßnahmen nicht billigte, veranlaßt, sich pensionieren zu lassen. Der Landtag hat diese Erziehung des Beamtentums zu Ueberzeugungstreue, Charakterfestigkeit und nationaler Gesinnung vollkommen gebilligt und ein solches Beispiel wirkt für alle Angestellte, sei es des Staates, sei es Privater.

Man hat gesagt, daß das Gefühl der Verantwortlichkeit bei geheimer Abstimmung geschwächt werde. In Wirklichkeit ist es gerade umgekehrt: die persönliche Verantwortlichkeit hört bei öffentlicher Abstimmung nahezu auf, da die Einzelnen schlechterdings nicht in der Lage sind, sich der Gewalt, die über ihnen ist, zu entziehen. Hier und da opfert sich einmal ein Tollkühner, aber sein Schicksal wird den andern nur zum Beweis, daß der Kampf ein unmöglicher ist. Man fügt sich in das Unvermeidliche und legt die Verantwortung auf die Schultern derer, die diese Einrichtungen geschaffen haben und die Gewalt ausüben. Die öffentliche Wahl wird also zum Kampf der verschiedenen sozialen und wirtschaftlichen Potenzen, wobei der Einzelne so gut wie nichts mehr bedeutet und sich jedes Gefühls der Mitverantwortung entwöhnt. Der Abstimmende fragt nur noch, wer ihm mehr schaden kann, der Geistliche oder der Landrat, der Gläubiger oder der Kunde, der Brotherr oder der Verein der Arbeitskammeraden. „Jede Öffentlichkeit ist ein Zwang, sogar der stärkste Zwang, den es gibt. Freiheit kann nur da sein, wo die Öffentlichkeit gänzlich ausgeschlossen ist, das heißt, wo höchstens vertraute Freunde oder Niemand anwesend ist.“ Der ehrliche Kampf der Meinungen und Ueberzeugungen vollzieht sich daher richtiger und zweckmäßiger, wenn die Person vollständig im Hintergrund verschwindet; die Öffentlichkeit fälscht ihn.

Nicht anders steht es mit der Vorstellung, daß die geheime Abstimmung Lüge und Verstellung befördere, die öffentliche Wahrhaftigkeit und Gradheit. Ganz gewiß wird es bei geheimer Abstimmung nicht selten vorkommen, daß ein Untergebener anders abstimmt, als er seinem Vorgesetzten weismacht. Aber diese Fälle von Unwahrhaftigkeit verschwinden gegen den erstickenden Nebel von Heuchelei, den die öffentliche Abstimmung heraufweht. Wer anders abstimmt, als sein Gewalthaber wünscht, wird bei geheimer Abstimmung in den meisten Fällen damit davontommen, daß er sich gar nicht äußert, und die Wahrheit ist in dem wichtigsten Punkt auf alle Fälle zum Ausdruck gekommen, insofern der Wähler nach seiner Ueberzeugung gewählt hat. Bei der öffentlichen Abstimmung fallen allerdings die Fälle der Belügung fort, dafür aber haben wir die ungeheure Masse der ueberzeugungswidrigen Abstimmungen, wobei nicht ein Einzelner, sondern der Staat belogen wird.

Man kann dagegen einwenden, daß auf die Ueberzeugung der Einzelnen tatsächlich so viel nicht ankommt, daß diese Ueberzeugung häufig nichts als

Laune, Verstimmung, grobes materielles Interesse darstellt, daß der Zweck der Abstimmung daher garnicht so sehr die Meinung der Menge, die ohnedies leicht wechselt, sondern eben den Niederschlag der verschiedenen sozialen und wirtschaftlichen Potenzen darstellen soll, die sich bei der öffentlichen Abstimmung geltend machen. Das ist nicht so ganz unrichtig, aber doch auch nicht erschöpfend. Man wird es am besten so ausdrücken, daß die Meinung der ungeheuren Masse der Individuen naturgemäß sich zu größeren Konglomeraten zusammenballt und von allgemeineren Mächten, Tendenzen und Interessen geleitet wird. Diese sollen zum Ausdruck gebracht werden. Aber die Individuen ersterben in diesen Gruppen doch nicht völlig und sollen es nicht. Darauf beruht alles moderne Dasein. Auch bei der geheimen Abstimmung machen sich die sozialen und wirtschaftlichen Potenzen aufs stärkste geltend: die Masse der Arbeiter stimmt mit den Arbeitern, die Masse der Tagelöhner mit ihren Gutsherren, die Masse der Beamten mit der Regierung auch wenn geheim gestimmt wird. Wer abweicht, muß sich schon mit einer gewissen Vorsicht isolieren, damit seine ganze Haltung, seine Gespräche und seine Gesellschaft ihn nicht verraten. Die öffentliche Abstimmung schärft die Gegensätze und bringt sie immer gleich bis zum äußersten. Bei der geheimen Abstimmung ist ein friedlicheres soziales Dasein ermöglicht, indem man von dem Gegensätzlichen nichts weiß oder wenigstens nichts zu wissen braucht, wenn man es nicht wissen will.

Politisches Verantwortungs-Bewußtsein, Wahrheit, sozialer Friede sind alle besser gehütet, gedeihen sicherer bei geheimer Abstimmung als bei öffentlicher. Wenn jene Eigenschaften dem deutschen Nationalcharakter eignen und eignen sollen, ist es auch allein die geheime Abstimmung, die dem deutschen Nationalcharakter entspricht.

Es ist daher auch ein Irrtum, wenn man sich vorstellt, daß die öffentliche Abstimmung ein wesentliches konservatives Interesse sei. Es trifft das noch zu für eine Anzahl ländlicher Kreise, wo man die Tagelöhner und Knechte bei öffentlicher Abstimmung besser in der Hand hat, und es ist möglich, daß bei geheimer Abstimmung eine Anzahl von Beamten gelegentlich sozialdemokratische Stimmzettel abgibt. Groß ist, wie die Reichstagswahlen zeigen, der Schaden aber nicht, und er kommt garnicht in Betracht gegen den moralischen Schaden, den die öffentliche Abstimmung anrichtet. Vor allem aber wirkt in den eigentlich umstrittenen Wahlbezirken, den städtischen, die öffentliche Abstimmung heute geradezu antikonservativ. Sie verhindert hier die Rückbildung sozialistisch vergifteter Arbeiter zu staatsreuer Gesinnung wegen des ungeheuren Terrorismus, den die Arbeitervereinigungen ausüben und nicht nur Arbeiter, sondern auch Gewerbetreibende aller Art, selbst Aerzte stehen unter diesem Einfluß. Fürst Bismarck war Anhänger der öffentlichen Stimmabgabe, weil er glaubte, den behördlichen Druck dabei mit aller Kraft spielen lassen zu können. Aber schon in seinen späteren Lebensjahren war diese Idee tatsächlich nicht mehr

ganz zutreffend und seitdem ist sie durch die Fortentwicklung der Dinge gänzlich überholt und darf ebensowenig als autoritativ ins Feld geführt werden wie etwa des Reichskanzlers ursprüngliche Ansichten vom Freihandel. Die Macht und der Einfluß der Gewerkschaften der Arbeiter sind auswärts wie bei uns mehr und mehr gewachsen und machen sich bei allen Wahlen aufs stärkste geltend. Um die Arbeiter diesem unerträglichen Drucke zu entziehen, hat die englische Regierung die öffentliche Stimmabgabe abgeschafft und damit wirklich erreicht, daß die Arbeiter wieder vielfach konservativ gesinnt haben. Auch die königlich sächsische Regierung, die gewiß konservativ gesinnt ist, macht in ihrer Denkschrift über das Wahlrecht vom 31. Dezember 1903 (Sächsische Landtagsakten Dekret, Nr. 24, S. 30) darauf aufmerksam, „daß in erregten Zeiten und auch jetzt schon in Orten und Stadtvierteln, in denen radikalere Richtungen die Oberhand gewonnen haben, andersgesinnte oft schon um ihrer wirtschaftlichen Existenz willen gar nicht wagen dürfen, nach ihrer wahren Meinung zu wählen“ und empfiehlt deshalb die geheime Stimmabgabe.

Solchen Tatsachen und Aussprüchen sollte man sich auch auf konservativer Seite nicht verschließen und sich zum wenigsten nicht zu sehr festlegen auf der öffentlichen Abstimmung, die über kurz oder lang doch einmal aufgegeben werden muß. Die geheime Abstimmung ist in den weitesten Kreisen, namentlich auch der Beamten und der Lehrer, im höchsten Grade populär, und bei der nächsten Landtagswahl werden die Kandidaten scharf daraufhin examiniert werden. Man argumentiere nicht etwa: die Sozialdemokratie ist für die geheime Wahl, folglich nützt sie ihr, folglich müssen wir dagegen sein. Die Sozialdemokratie hat sich das Dogma der geheimen Wahl gebildet zu einer Zeit, wo sie noch schwach war und wo sie ihr deshalb in der Tat nützte. Auch heute hofft sie in manchen ländlichen Bezirken davon noch Vorteil und würde ihn auch haben. Aber die Wage steht schon lange wenigstens gleich, der Vorteil geht je länger je schneller in Nachteil über, und wenn man heute noch an der alten Lehre festhält, so ist der Hauptgrund, daß einmal gebildete Dogmen nicht so leicht aufgegeben werden können. Wir haben ja auch oben bereits ein Beispiel angeführt, wie schon heute die Genossen das Dogma verleugnet und öffentliche Abstimmung durchgesetzt haben. Für die Konservativen hat die öffentliche Abstimmung nie die Kraft eines Dogmas gehabt, sondern entsprang bloßen praktischen Erwägungen. Die Verhältnisse aber haben sich geändert; die praktischen Erwägungen sprechen heute in dem bei weitem größten Teil des Staates für die geheime Abstimmung. Je früher die Konservativen das erkennen und dann auch bekennen, desto richtiger werden sie handeln.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Madjera, Wolfgang.** — Briefe über das Christentum. 198. Wien und Leipzig, Akademischer Verlag.
- Mayer, Dr. Max Ernst.** — Deutsches Militärstrafrecht I. II. je 80 Pfg. Leipzig, G. J. Göschen.
- Misch, Georg.** — Geschichte der Autobiographie. I. Band: Das Altertum. M. 8.— geb. M. 10.—. Leipzig, B. G. Teubner.
- Moeller van den Bruck.** — Die Deutschen. Unsere Menschengeschichte 4., 5., 6. Band. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
- Mörkes, E., Brantbriefe.** — Eines Dichters Liebe. In Leinwand geb. M. 3.50, in Leder M. 6.—. München, C. H. Beck.
- Oto.** — Recht muss Recht bleiben! Eine kritische Studie zur Polenfrage in Preussen 40 Pf. München, O. Th. Scholl.
- Passarge, Dr. Siegfried.** — Südafrika. Eine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde. 352 S., über 50 Abbildungen, 83 Karten. Brosch. M. 7,20, geb. M. 8.—. Leipzig, Quelle & Meyer.
- Pfannkuche, Dr. phil. A.** — Gegen den Religionschutz durch das Strafgesetz. M. 0.40. Halle a. S., Otto Thiele.
- Protest gegen die Wahl des Dr. Wladyslaw Dulomba.** Ein Bild des Terrors und der Verbrechen, die zu Gunsten des Dr. Wladyslaw Dulomba anlässlich der Wahl in den österreichischen Reichsrat begangen. Zugleich ein Appell an das zivilisierte Europa. Herausgegeben von den vereinigten ruthenisch (ukrainisch)-sozialdemokratischen, ruthenischen (ukrainischen) Stadt- und jüdisch-nationalen Wahlkomitees in Brzezany. 68 S.
- Ranke, Friedrich.** — Die Geschichte von Gisli, dem Geächteten. Aus dem Isländischen des 12. Jahrhunderts. (Statuen Deutscher Kultur Bd. 13.) M. 1.60. München, C. H. Beck.
- Reichs-Arbeitsblatt.** — Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Jahrg. 5, No. 11. 10 Pfg. Berlin, Carl Heymann.
- Rieser, Ferdinand.** — Des Knaben Wunderhorn und seine Quellen. M. 16.—. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus.
- Schurz, Carl.** — Lebenserinnerungen. Band II. M. 9.—. geb. M. 10.—. Berlin, Georg Reimer.
- Seltene Bücher und Handschriften. Katalog I.** Berlin, Paul Gottschalk.
- Storm, G.** — Theodor Storm's Briefe in die Heimat. M. 5.—. Berlin, Karl Curtius.
- Statz, Dr. Ulrich.** — Kirchenrechtliche Abhandlungen. Heft 45/46. M. 11.—. Heft 47, M. 7.80. Stuttgart, Ferdinand Enke.
- Sulger-Gebing, Emil.** — Philipp Otto Runge Gedanken und Gedichte. (Statuen Deutscher Kultur. Bd. 16.) M. 1.80. München, C. H. Beck.
- Tönnies, Prof. Dr. Ferd.** — Die Entwicklung der sozialen Frage. M. 0.60. Leipzig, G. F. Göschen.
- Ular, Alexander.** — Die gelbe Flut. Ein Rassenroman. Geh. M. 5, geb. M. 0.50. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.
- Ullsteins Weltgeschichte.** — Herausgegeben von Prof. Dr. von Pflugk-Harttung. Als erster Band sieben erschienen: Geschichte der Neuzeit. Das religiöse Zeitalter 1500—1650. J. v. Pflugk-Harttung: Entdeckungs- und Kolonialgeschichte. K. Brandt: Renaissance. Th. Brieger: Reformation. H. v. Zwiédineck-Südenhorst: Gegenreformation in Deutschland. M. Philippson: Gegenreformation in Süd- und Westeuropa. Berlin, Ullstein & Co.
- Universität und Schule** — Vier Vorträge, gehalten von F. Klein, P. Wendland, Al. Brandl, Ad. Harnack. 88 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.
- Volkelt, Johannes.** — Zwischen Dichtung u. Philosophie. M. 8.—. München, C. H. Beck.
- Weber, Dr. A.** — Die Grossstadt und ihre sozialen Probleme. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 33). Geh. M. 1.—, in Originalleinenband M. 1.25. Leipzig, Quelle und Meyer.
- Weber, A. O.** — Nur nicht heiraten! Satiren. Illustriert von Hanns Anker. Geh. M. 2.50, geh. M. 3.—. Berlin, Gustav Rickes Nachf.

- Zeitschrift für deutsches Altertum.** — Heft 2/3. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.
- Zeitschrift für Geschichte der Architektur** — I. Jahrgang, 1. Heft. M. 2.—. Jahresabonnement M. 30.—. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchh.
- Zeitschrift für Politik** No. 1. Berlin, Carl Heymann.
- Ziele und Wege deutscher Dichtung nach Aeussereung ihrer Schöpfer.** M. 1.50. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus.
- Zuckerlandl, Robert.** — Die Konsumsteuern im österreichisch-ungarischen Ausgleich. 76 S. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.
- v. Alten.** — Die Bedeutung der mechanischen Zugkraft auf der Landstrasse für die Hoerführung. Berlin, Verlag Continent.
- Baudelaire's Werke.** — Deutsche Ausgabe von Max Bruns V. Band 2. Teil. Tagebücher nebst einem Anhang M. 1.75. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
- Bothe, Dr. Friedrich.** — Frankfurter Patriziervermögen im 16. Jahrhundert M. 7.50. Berlin, Alexander Duncker.
- „— Das Testament des Frankfurter Grosskaufmanns Jakob Heller vom Jahre 1519 M. 2.50. Berlin, Alexander Duncker.
- Dantoe, Dr. George, Henry.** — The nature sense in the writings of Ludwig Tieck (Columbia University Germanic Studies Vol. III. No. II.) New York, The Columbia University Press.
- Davidsohn, Robert.** — Geschichte von Florenz. Zweiter Band: Quellen und Ghibellinen. Erster Teil: Staufische Kämpfe. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn.
- „— Forschungen zur Geschichte von Florenz. Viertes Teil: 13. und 14. Jahrhundert. 616 S. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn.
- Deutsche Arbeit.** — Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrg. 7. Heft 4. M. 1.20. Prag, Karl Bellmann.
- Feller, Arthur.** — Das Ende der Hochkonjunktur. Rückblick auf das Wirtschaftsjahr 1907. 60 Pf. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag.
- Ferrero, Guglielmo.** — Grösse und Niedergang Roms. Zweiter Band: Julius Caesar. 426 S. Stuttgart, Julius Hoffmann.
- Festschrift zur Eröffnung des Neubaus der Handelshochschule Cöln, 26. 10. 07.** Cöln, Paul Neubner.
- Fitzner, Dr. Rudolf.** — Deutsches Kolonial-Handbuch. 7. Ausgabe M. 8.—, Berlin, Hermann Paetel.
- Fuchs, Karl.** — Ritterburgen und ritterliches Leben in Deutschland. Berlin, Hermann Paetel.
- Gagliardi, Dr. E.** — Novara und Dijon. Höhepunkt und Verfall der schweizerischen Grossmacht im 16. Jahrhundert. 84 S. Zürich, Gebr. Leemann & Co.
- Gottesminne.** — Monatschrift für religiöse Dichtkunst. 5. Jahrg. 12. Heft. Münster i. W. Alphonius-Buchhandlung.
- Harnack, Adolf.** — Die Apostelgeschichte. Untersuchungen. (Beiträge zur Einleitung in das Neue Testament. III. Heft.) Leipzig, J. C. Hinrichs.
- Hochland.** — Monatschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth, V. Jahrgang, 3. u. 4. Heft. Vierteljährlich M. 4.—. Einzelheft M. 1.50. München und Kempten, Jos. Kösel.
- Köhner, Dr. Otto.** — Einführung in die Kolonialpolitik. M. 5.—, geb. M. 6.—. Jena, Gustav Fischer.
- Laage, Helene.** — Die Frauenbewegung und ihre modernen Probleme. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 27.) Geb. M. 1.—, in Originalleinenband M. 1.25. Leipzig, Meyer und Quelle.
- Levy, A.** — Die dritte Dimension. Eine philosophische Erörterung. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte Bd. LX. Herausgegeben von Dr. Ludwig Stein.) M. 2.—. Bern, Scheitlin, Spring & Cie.
- Liehnhard, F.** — Gobineaus Amadis und die Rassenfrage. (Sonderabdruck aus „Wege nach Weimar.“ 50 Pf. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.
- v. d. Marwitz.** — Vom Leben am preussischen Hofe. 1815—1852. Aufzeichnungen von Caroline v. Rochow, geb. v. d. Marwitz und Marie de la Motte Fouqué, bearbeitet von Luise v. d. Marwitz Mit zwei Bildnissen in Kupferdruck. 496 S. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn.
- Meyer, M. Wilhelm.** — Die Entstehung der Erde. M. 1.50. Berlin, Hermann Paetel.
- „— Weltkatastrophen. M. 1.50. Berlin, Hermann Paetel.
- Nall-Butenberg, Agathe.** — Mein liebes, altes Berlin. M. 2.50. Berlin, Verlag Continent, G. m. b. H.
- Postsparkassen.** — Fünfundzwanzig Jahre Postsparkasse. Eine Denkschrift zum fünf- undzwanzigsten Jahrestage der Gründung des K. K. Postsparkassenamtes in Wien. Wien, Verlag des K. K. Postsparkassenamtes.
- Reibmayr, Dr. Albert.** — Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies. Bd. 1 M. 10.—, geb. M. 12.—. München, J. F. Lehmann.
- Reichs-Arbeitsblatt.** — Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt. Abteilung für Arbeiterstatistik. Fünfter Jahrg. Nr. 12. 10 Pf. Berlin, Carl Heymann.
- Sadler, M. E.** — Continuation Schools in England and Elsewhere. Manchester, University Press.

- v. Stern, Maurice Reinhold. — Donner und Lerche. Neue Gedichte. Leipzig, Verlag des Literarischen Bulletin.
- Ueber den Wassern. — Halbmonatsschrift für schöne Literatur. Herausgeber D. P. Expeditus Schmidt. 1. Jahrgang, 1. Heft. Münster i. W., Alfonsusbuchhandlung.
- Walker, Dr. Karl. — Gemässigte und Radikale. Eine Kritik des politischen Radikalismus. Zweite vermehrte und gänzlich umgearbeitete Auflage. 88 S. Sondershausen, Fr. Aug. Eupel.
- Wenzel, Dr. Alfred. — Die Weltanschauung Spinozas. I. Teil. M. 9. Leipzig, Wilh. Engelmann.
- Winckler, Dr. H. — Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kultur-entwicklung der Menschheit. 152 Seiten. (Wissenschaft und Bildung Bd. 15) Leipzig, Quelle & Meyer.
- Wolff's Poesischer Hausschatz d. Deutsch. Volkes, geb. M. 4.80. Leipzig, Otto Wigand

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herrn Dr. Paul Rohrbach, Berlin-Friedenau, Isoldestr. 1.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preussischen Jahrbüchern“ ohne besondere Erlaubnis ist untersagt. Dagegen ist der Presse freigestellt, Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten, Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

Verlag von GEORG STILKE, Berlin NW. 7.

Gesamtausgabe der Bühnenwerke

VON

Adolph L'Arronge.

Die beliebten und amüsanten Stücke unseres volkstümlichsten Lustspieldichters einem grösseren Publikum näher zu bringen, war die Veranlassung eine billige Gesamtausgabe dieser Bühnendichtungen zu veranstalten.

Es erscheinen zunächst 4 Bände von je 22—24 Bogen Gross-Oktav, welche nur zusammen abgegeben werden. Der erste Band enthält das neueste Bild des Verfassers in Heliogravüre.

Die Bände enthalten:

Mein Leopold · Hasemann's Töchter · Lolo's Vater · Sanatorium Siebenberg · Die Loreley · Pastor Brose · Mutter Thiele · Otto Langmann Wwe. · Doktor Klaus · Wohlthätige Frauen · Haus Lonei · Die Sorglosen · Der Compagnon · Der Weg zum Herzen · Anna's Traum · Über Nacht.

4 Bände broschiert M. 10.—

dto. in 2 Bänden elegant gebunden M. 12.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Georg Stilke, Berlin N.O.

Soeben erschienen

Historische
und
Politische Aufsätze
von
Hans Delbrück.

2. Auflage broschiert M. 6.—,
elegant gebunden M. 7.—

Die Aufsätze behandeln die Geschichte des Ultramontanismus und Ultramontanismus. In der ersten Gruppe wird die historische Bedeutung des Ereignisses von *Canossa* behandelt. Die zweite Gruppe untersucht Fragen der englischen und preussischen Geschichte im Vergleich miteinander; der Ursprung des preussischen *Landratsemts* ist im Vordergrund. Die dritte Gruppe behandelt die Natur und behandelt besonders die *Strategie Friedrichs des Grossen und Napoleons*, der von manchen Militärs

Prenkische Jahrbücher.

Hans Delbrück.

Inhalt:

Dr. Ferdinand Jakob Schmidt, Bonn	Die deutsche	1913
Dr. Friedrich Leo, Bonn	Die deutsche	1913
Dr. Max Lehmann, Bonn	Weidichte an der Universität	1913
Dr. Adolf Hornad, Professor der Theologie an der Universität Berlin	Das Urchristentum und die sozialen Fragen	125
Dr. August Meißner, Bonn	Die deutsche	1913
Dr. Ernst Müller, Bonn	Die deutsche	1913
Dr. Robert Schachner, Heidelberg	Das Kontraktulwesen	(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Verlag von Georg Brill

In beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis einzelbändige 6 M., — Ganzlehn 2 M. 50 Pf.

Berlin

Verlag von Georg Brill

1913

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.

Botmäßige Sparrenten.



Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. == (Alte Stuttgarter) ==

Alle Versicherungen geteilt den Versicherten.

Lebensversicherung	1000 Millionen
Sparrenten	100
Sonderleistungen	100

Bestand der Versicherungsgesellschaft zum 31. Dezember 1913.

Verlag von Ernst Schäfer in Berlin.

Geschichte

Die Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. wurde am 1. April 1863 gegründet.

Die Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. ist eine der ältesten und größten Lebensversicherungsanstalten Deutschlands.

Wider den Pseudo-Monismus.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Als bei uns die ethischen Gesellschaften aufkamen, äußerte Heinrich von Treitschke einmal, daß man fernerhin Bedenken tragen müsse, sich der Bezeichnung „ethisch“ unbefangen zu bedienen, weil dieser Ausdruck durch seine einseitige agitatorische Ausnutzung wissenschaftlich entwertet worden sei. Nicht anders steht es heut mit dem Ausdruck „Monismus“.

Unter denen, die früher diesen Terminus arglos gebraucht haben, gibt es viele, die ihn jetzt bewußt vermeiden, seitdem er zum Schibboleth bestimmter pseudowissenschaftlicher Parteirichtungen erhoben worden ist. Das würde genügen, wenn es sich dabei nur um die gegenwärtige Strömung der Monistenbewegung selbst handelte. Je weniger man dieses so gräuslich auftretende Gewässer einzudämmen sucht, desto schneller würde es versanden. Von dieser Seite her läge also kein Grund vor, sich ernsthaft mit dem „Monismus“ zu befassen. Es ist ein anderer Anlaß, der energisch zur Behandlung dieses Problems auffordert: es ist der immer stärker sich regende Widerwille gegen die chaotische Zerfahrenheit, welche die gewaltsame Vorherrschaft des relativistischen Empirismus auf religiösem und wissenschaftlichem Gebiete hervorgerufen hat, — jenes Empirismus, der seinem wahren Charakter nach physiologischer und psychologischer Dualismus ist. Auch ohne genaue Einsicht in diesen eigentlichen Grund der gegenwärtigen Lebensverwirrung macht sich nach und nach wieder das tiefe Verlangen nach Einheit und Zusammenhang der Erkenntnis und des Handelns geltend, um über die Unseligkeit des gegenwärtigen Daseins hinauszukommen. Und, veranlaßt durch den tiefinnerlichen Gegensatz zu dem dualistischen Empirismus, nicht durch die Monistenvereinigungen, nimmt nun die Frage nach dem eifrig gesuchten Einheitsprinzip

die paradoxe Form an: ist die alles bestimmende Lebenseinheit in Wahrheit auch eine „monistische“, „unitarische“ Einheit?

Versteht man nämlich unter Monismus schlechthin nur das Bestreben, die Welt und alle ihre Lebensäußerungen einheitlich zu begreifen, so erscheint es geradezu als selbstverständlich, daß diese Einheit die Grundforderung aller Wissenschaften ausmache. Zwar kann die empirische Forschung zu dem Ergebnis kommen, daß der dualistische Gegensatz zwischen Denken und Ausdehnung, zwischen Materie und Bewußtsein, zwischen Mechanismus und Freiheit nicht nur gegenwärtig unüberbrückbar sei, sondern es für den endlichen Verstand auch immer bleiben werde; aber die tief mit dem Leben verwachsene Ueberzeugung, daß es an sich eine solche, wenn auch uns nur annäherungsweise erreichbare Einheit gebe, wird der Forscher nie völlig versinken lassen. Lediglich so genommen, ist die nähere Bestimmung der Wissenschaft als Monismus eine leere Tautologie; denn Wissenschaft heißt Streben nach Einheit alles Wissens.

Um die monistische Strömung der Gegenwart in ihrer wahren Bedeutung zu erkennen, ist es zunächst nötig, diejenige Erkenntnisbewegung zu charakterisieren, gegen die sich ihr Widerspruch immer energischer richtet, — gegen den dualistischen Positivismus. Das aber ist diejenige Richtung, welche die autonome Wissenschaft auf die endliche Erkenntnis des empirischen Zusammenhanges der Natur und der Geschichte einschränkt und von diesem Standpunkt aus das Dogma aufstellt, daß die dualistischen Erfahrungsgegenstände, weil sie empirisch unaufhebbar seien, überhaupt niemals aufgehoben zu werden vermöchten. In diesem Sinne erklärte Dubois-Reymond — vor einem Menschenalter der vielgerühmte Wortführer des Positivismus — in seinen Vorträgen „Die Grenzen des Naturerkennens“ und „Die sieben Welträtsel“, daß ein solcher Gegensatz wie der zwischen Materie und Bewußtsein für uns endgültig und unaufhebbar sei. Damit war denn nicht mehr und nicht weniger gesagt, als daß es Wissenschaft nur vom Endlichen gebe, daß unsere menschliche Erkenntnis lediglich endliche Erkenntnis sei und daß das Unendliche, als die aufgehobene Einheit der endlichen Gegensätze, jenseits aller wissenschaftlichen Einsicht liege, eine ausschließliche Domäne des kirchlichen Dogmatismus. Als die Verkündigung dieser empiristischen Wissenschaftsbegrenzung auf den großen Naturforscherversammlungen den stürmischen Beifall der fast einstimmigen Zuhörerschaft fand, wurde sich dieser erlauchte Areopag nicht zugleich auch bewußt, daß hierdurch gerade von der

sogenannten „exakten“ Wissenschaft das natürliche Erkenntnisprinzip der mittelalterlichen Scholastik, freilich ohne das übergeordnete Komplement des übernatürlichen Offenbarungswissens, in aller Form wieder als die einzig wahre Methode aller Wissenschaft proklamiert worden war. Denn scholastisch ist der als unauflösbar festgehaltene Gegensatz zwischen der Erfahrungserkenntnis des Endlichen durch die natürliche menschliche Vernunft und der Erfahrung des Unendlichen durch kirchliche Offenbarung; scholastisch ist die inhaltliche Beschränkung der natürlichen Erkenntnis auf den physischen und historischen Empirismus und scholastisch-dualistisch ist die Verzichtleistung der Wissenschaft auf die selbständige, vom kirchlichen Dogmatismus unabhängige Erforschung der Einheit des Unendlichen und Endlichen, des Geistes und der Natur, des Bewußtseins und der Materie. Jene Übereinstimmung der mittelalterlichen Scholastik mit dem modernen Positivismus in bezug auf diesen Punkt wird nur deshalb so leicht übersehen, weil beide einerseits an der Erkenntnis des Empirischen nicht das gleiche Interesse haben, und weil sie andererseits zu der Erfahrbarkeit des Unendlichen eine durchaus entgegengesetzte Stellung einnehmen. Thomas von Aquino erkennt eine doppelte Quelle des positiven Erkenntnisinhaltes für die Wissenschaft an: die natürliche Erfahrung und die Offenbarung, und er legt den Hauptwert auf das offenbarte Wissen von dem Unendlichen. Ein Positivist wie Dubois-Reymond schließt dagegen das auf Offenbarung beruhende Wissen gänzlich von dem Bereich der Wissenschaft aus und beschränkt die wissenschaftliche Erkenntnis allein auf das endliche, relative Wissen der natürlichen Vernunft. Soweit sich jedoch der Weg des Aquinaten von dem des berühmten Berliner Physiologen in allem anderen entfernt, so stehen sie doch darin brüderlich zu einander, daß sie das uns innewohnende Erkenntnisvermögen als solches nur für die selbständige Erforschung des endlichen, empirischen Daseinszusammenhanges, nicht aber auch für die der unendlichen Lebenseinheit als zureichend gelten lassen. In dem Punkt der Beschränkung unserer wissenschaftlichen Vernunftserkenntnis auf das endliche Erfahrungswissen ist der mechanistische und psychologistische Empirismus der Urheber einer Neoscholastik.

Daß es sich derart verhält, ist leider keine bloße Uebertreibung, sondern eine nur allzu fühlbare Realität. Denn darüber müssen wir uns doch einmal klar werden, daß der mittelalterliche Geist des Ultramontanismus seine siegreiche Wiedererneuerung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geistig einzig und allein dem Umstande ver-

danke, daß die gesamte Wissenschaft auf die Bahn des physiologischen, psychologischen und historischen Positivismus geraten ist. Niemand hat diesem Ultramontanismus größere Schrittmacherdienste geleistet als diejenige Forschungsart, die das Dogma aufgestellt hat, es gäbe keine andere Wissenschaft als nur jene von der Erfahrung dessen, was meßbar und wägbar und durch sinnliche Zeichen feststellbar ist; niemand hat ihn ferner mehr als die historische Theologie gefördert, die den Gegensatz zwischen der Glaubensoffenbarung und der Vernunftserkenntnis wieder für unlösbar und nur als historisch deduzierbar hingestellt hat; niemand vor allen Dingen auch als diejenige Scheinphilosophie, welche die Physiologie der Sinne zur Grundlage und zum Kriterium aller philosophischen Erkenntnis zu machen bestrebt war. Denn das eben ist die geistige Lebensbedingung des Ultramontanismus, daß er nur bestehen kann neben und über einer Wissenschaft, die rein von sich — von dem immanenten Erkenntnisvermögen — aus auf die denkende Erfassung des Uebersinnlichen, Unendlichen verzichtet und es damit der Kirche unangetastet überläßt. Das aber tut der Positivismus: er ist der Erkenntnis des Unendlichen gegenüber ausgesprochenermaßen agnostisch, unspekulativ, sein Nichtwissen als wahre Wissenschaft rühmend, und er macht gerade damit bewußt oder unbewußt dem kirchlichen Dogmatismus das scholastische Zugeständnis, daß die geistige Vereinigung des Endlichen und Unendlichen, des Zeitlichen und des Ewigen, des Menschlichen und des Göttlichen jedenfalls nicht von der wissenschaftlichen Erkenntnis aus ursprünglich bestimmbar sei. Schreitet dann der mechanische Positivismus auch dazu fort, die entgegengesetzte Positivität des religiösen Glaubensbestandes nicht nur als exakter Wissenschaft unzugänglich, sondern als bloßes Scheingebilde des menschlichen Gemütslebens auszugeben, so gerät er durch diese Grenzüberschreitung seines endlichen Erkenntnisgebietes, aber auch nur dadurch, allerdings in einen prinzipiellen Gegensatz zum kirchlichen Dogmatismus. In dessen auch eine solche Grenzüberschreitung muß dem Ultramontanismus hilfreich zugute kommen. Denn eben dadurch, daß dieser sie als eine Ueberschreitung der wissenschaftlichen Kompetenz erweist, zeigt er sich in diesem Fall als die geistig überlegnere Macht, und er gibt sich zugleich damit als den Vertreter des wahren Positivismus zu erkennen, weil er die Positivität der endlichen Wissenschaftserkenntnis nicht nur, sondern auch die der unendlichen Offenbarungserkenntnis mit einander anerkennt und damit erst den Inbegriff alles Positiven überhaupt in diesem dualistischen Gegensatz umfaßt. Daraus ergibt sich

also, daß der Positivismus nur nach der Seite der endlichen, sinnlichen Erkenntnis hin Empirismus ist, daß er aber seine andere Seite, nämlich die Positivität der Offenbarung des Unendlichen, in dem kirchlichen Dogmatismus zu seinem dualistischen Komplement hat. Mag der einzelne unter diesen Forschern jenes Komplement immerhin ablehnen, der Positivismus als Ganzes erfordert es. Hält man aber das Ganze in diesen beiden positivistischen Gegensätzen dualistisch fest, so ist diese ihre beständig auf einander bezogene und doch nie völlig aufgehobene Zwiespältigkeit diejenige Grundform, die den wissenschaftlichen Geist des Katholizismus ausmacht. Der geistige Ultramontanismus ist der wahre Positivismus.

Der äußere Beweis, daß es so ist, liegt am deutlichsten darin zu Tage, daß der wissenschaftliche Ultramontanismus gerade diejenige Richtung am meisten bekämpft, die jenen dualistischen Positivismus in sich überwunden und aufgehoben hat, nämlich die spekulative Geistesbewegung, wie sie im Protestantismus religiös und in dem klassischen Idealismus von Kant bis zu Hegel philosophisch sich durchgesetzt hat. Diese spekulative Erkenntnis ist antiultramontan, weil sie antipositivistisch ist, und sie ist antipositivistisch, weil sie antiultramontan ist. Und das ist sie, weil sie jene dualistischen Gegensätze zwischen Vernunft und Offenbarung, zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit, zwischen Natur und Geist nicht bloß äußerlich auf einander bezieht, sondern von innen her in einer höheren Einheit versöhnt. Damit aber hebt der spekulative Idealismus die Selbständigkeit des kirchlichen Dogmatismus auf, während der Positivismus, der die Wissenschaft auf die bloß empirische Erforschung des Endlichen beschränkt, ihm die unbeschränkte Herrschaft in der Sphäre des Uebersinnlichen läßt. Es ist unmöglich, daß ein Forscher, der die von Kant über Fichte und Hegel fortführende Linie der Philosophie verfolgt, ein treuer Sohn der römischen Kirche bleibt; wohl aber ist es möglich, daß überall da, wo der empirische Psychologismus und überhaupt der sich in seinen endlichen Schranken haltende Positivismus herrscht, auch dem strenggläubigen Katholiken die Vertretung dieser die Erkenntnis des Uebernatürlichen ausschaltenden Wissenschaftsart wieder möglich wird. Solche Köpfe werden dann entweder gleich Willmann (Geschichte des Idealismus) einen Denker wie Kant geradezu als Verderber der Philosophie hinstellen, oder sie werden zum wenigsten bestrebt sein, etwa das, was Fichte oder Hegel dargetan haben, nicht mehr als wissenschaftliche Philo-

sophie gelten zu lassen. Für sie muß die Wissenschaft lediglich auf die Erkenntnis der positiven Sinnenwelt beschränkt bleiben, damit der Hierarchie die Herrschaft bleibe über das positiv (offenbarte) Uebersinnliche. Eben dies ermöglicht aber der Positivismus, sofern er dazu gebracht wird, die Wissenschaft streng auf die Forschung des rein Empirischen einzuengen. Und das war erreicht, sobald der Uebergang vollzogen war von dem dogmatischen Positivismus August Comtes zu dem heut herrschenden empirischen Psychologismus. Damit war die Grundlage gegeben, auf welcher der Ultramontanismus sich mit der solchermaßen begrenzten Wissenschaft wieder ins Einvernehmen setzen konnte, weil sie ihn in dieser Form nicht mehr hinderte, die Herrschaft über die höhere Sphäre des übersinnlichen, geistigen Lebens wieder ganz in mittelalterlicher Weise für sich in Anspruch zu nehmen. Wem anders als diesem Rückfall des wissenschaftlichen Geistes in die Einseitigkeit des physiologischen und psychologischen Empirismus verdankt es der Ultramontanismus, daß Papst Leo XIII. in der Encyklika „Aeterni Patris“ vom 4. August 1879 nun wieder unbedenklich den scholastischen Positivismus durch die Wiederaufrichtung der Philosophie des Thomas von Aquino als die unerschütterliche Wahrheit hinstellen durfte! Daß aber der Rückfall der Wissenschaft auf die Stufe des Positivismus einen Sieg des Ultramontanismus zur Folge haben mußte, hat niemand schlagender als der katholische Gelehrte Gruber S. J. dargelegt, der in seiner ausgezeichneten Schrift über die Geschichte dieses Gegenstandes (Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach“ — 52) sich dahin zusammenfaßt: „In der katholischen Kirche ist der volle wahre „Positivismus“ verkörpert. Die göttliche Offenbarung, als deren Trägerin sie vor uns steht, ist das wahrhaft „Reale“: denn sie bildet einfachhin den Mittelpunkt aller Wirklichkeit, die uns in der Weltordnung gegenübertritt; — sie ist das wahrhaft „Sichere“: die ganze Geschichte bildet eine große, alle andere „Tatsächlichkeit“ an Gewißheit überstrahlende Beglaubigung derselben; — sie ist das wahrhaft „Präcise“: sie weist der Menschheit inmitten des Babels der sich bekämpfenden menschlichen Meinungen mit göttlicher Klarheit und Bestimmtheit den Weg, der sie zu ihrem Wohle führt; — sie ist das wahrhaft „Organische“: sie allein hat die Macht, die Schranken, welche die Menschheit trennen, die Gegensätze, welche sie spalten, den Klassen-, Rassen- und Nationalitätenhaß zu überwinden und die ganze Menschheit in einer großen Gottesfamilie zu sammeln; sie allein hat die Fähigkeit, aufzubauen, lebens-

kräftige Schöpfungen zum Heile des einzelnen und der Völker zu begründen; — sie ist das wahrhaft „Nützliche“: sie allein besitzt in ihrer göttlichen Sendung, als die wahre Kirche Christi, das Geheimnis, dem Menschen auf allen Gebieten die Erlösung zu werden, ihn zu einer gewissen Vergöttlichung in wahrer Größe, Freiheit und Vollkommenheit emporzuheben und dadurch für die Zeit und Ewigkeit zu beseligen.“ So wird auch von dieser Seite her mit erwünschter Deutlichkeit zum Bewußtsein gebracht, daß der dualistische Positivismus der geistige Nährboden des Ultramontanismus ist.

Hieraus fließt für die moderne Kultur eine Einsicht von weltgeschichtlicher Bedeutung! Sie läßt sich kurz folgendermaßen umschreiben. Die Grundtendenz der abendländischen Kultur ist die allseitige Verwirklichung des Christentums, und das Christentum ist nichts anderes als die fortschreitende Vergeistigung des Menschen. Solange daher die große Masse der Menschheit noch auf dem empirischen, sinnlichen, positivistischen Standpunkt verharrte, konnte sich jene Kultur tendenz auch nur in der Weise verwirklichen, daß sich eine von den übrigen dualistisch ausgesonderte und sich dazu berufen fühlende Klasse von Menschen als positiv geistige Gemeinschaft der Sinnenwelt ebenso positivistisch gegenüberstellte und sich diese geistig zu unterwerfen suchte. Das war die universelle Aufgabe des katholischen Priestertums. Als dann aber gegen Ende des Mittelalters die Gesamtheit der abendländischen Menschheit tatsächlich verchristlicht war, so war damit auch jener Klassenunterschied prinzipiell aufgehoben, und dies kam weltgeschichtlich zum Ausdruck in der Proklamierung der Idee des allgemeinen Priestertums durch den Protestantismus. Von nun ab erwuchs dem Christentum neben der Erhaltung der bloß individuellen Vergeistigung aller, welche das Werk des Priestertums war, eine ganz neue Aufgabe, welche über den eigentümlichen Zweck der Kirche hinausgeht und damit auch dieser eine wesentlich veränderte Bestimmung gibt. Denn im Wesen und Begriff der Kirche liegt es, die Gesamtheit aller als Individuen lediglich außerhalb und gesondert von der Mannigfaltigkeit ihrer natürlichen, weltlichen Beziehungen in einer priesterlich organisierten Gemeinschaft religiös zu vergeistigen. Damit ist aber das universelle Ziel des Christentums nur halb erreicht, und zwar deswegen, weil auf diese Weise gar nicht der ganze Mensch vergeistigt wird. Gehört doch zum Wesen des Menschen nicht minder wesentlich als seine Individualität, daß er als solcher notwendig ein Glied gewisser naturgesetzmäßiger und geschichtlicher Gemein-

schaften, wie der Familie, der Nation, des Staates, ist. Erst mit der Vergeistigung dieser Lebensgemeinschaft ist daher auch der ganze Mensch vergeistigt. Das aber bedeutet geradezu die innere Aufhebung des positiven Gegensatzes zwischen Kirche und Staat, zwischen Priestertum und Laientum, zwischen Geist und Natur; und die Versöhnung dieser Gegensätze in einer höheren Einheit als eine allgemeinmenschliche und nicht mehr bloß priesterliche Angelegenheit ist die universelle Bestimmung des Protestantismus. Für ihn gibt es daher keine Priesterkirche mehr; sondern damit, daß alle seine Glieder ohne Unterschied des Standes Christenmenschen sind, wird die fortgesetzte Erhaltung dieser christlichen Vergeistigung zu einer allgemeinen Gemeindefunktion, die sich nur insofern noch als Kirche darstellt, als diese spezifische Funktion auch einer spezifischen Organisation bedarf, welche bestimmten, dazu qualifizierten Personen von der Gemeinde aus übertragen wird. Die schöpferische Aufgabe des Protestantismus aber liegt gar nicht mehr hierin, sondern vielmehr darüber hinaus in jener sittlichen Versöhnung zwischen der natürlichen und der religiösen Lebensgemeinschaft als der sittlichen Vergeistigung des Staates. Ist dies nun die Weltbestimmung des Protestantismus, die Menschheit über den Gegensatz des dualistischen Positivismus, den empirischen auf der einen und den hierarchischen auf der anderen Seite, hinauszuhoben, so wird nunmehr auch die sich daraus ergebende Folgewirkung wie eine in den gegebenen Voraussetzungen fest begründete Regel der geschichtlichen Entwicklung verständlich werden: jeder Rückfall des Protestantismus aus dem die positiven Gegensätze aufhebenden Idealismus in den physiologischen und historischen Empirismus muß jedesmal auch die Wiedererstarkung der Hierarchie als des positiven Gegengliedes zur Folge haben.

Daß sich diese Erscheinungen wechselseitig bedingen, hat darin seinen zureichenden Grund, daß unsere Kultur eben christliche Geisteskultur ist. Sobald sich daher die Wissenschaft einseitig auf die Erkenntnis des sinnlichen Erfahrungszusammenhanges, des naturwissenschaftlichen und des geschichtlichen, beschränkt, so können unter dieser Sachlage die Geisteswirkungen des Christentums auch nur von der entgegengesetzten Seite der übersinnlichen Erfahrung, d. h. der priesterlichen Offenbarung her wirksam gemacht werden, und dies ist die alte Gerechtsame der Hierarchie. Mag daher in einem solchen Zeitalter der Wiedererneuerung des dualistischen Positivismus die von neuem zur Geltung gekommene Vorherrschaft des Ultramon-

tanismus schwer genug empfunden werden, so muß doch von tieferer Betrachtung aus anerkannt werden, daß sich hierin trotz alledem die weiße Vorsehung des Weltgeistes unverkennbar bemerklich macht. Denn ohne dieses Gegengewicht würde uns der empiristische Druck des Positivismus für sich allein unaufhaltbar in den alle Kultur verschlingenden Abgrund des materialistischen und anarchistischen Troglodytentums hinabzerren. Man vergesse dabei eben nicht, daß der römische (lateinische) Katholizismus es ist, der den geschichtlichen Zusammenhang mit der antiken Geisteskultur unerschütterlich festhält; man vergesse ferner nicht, daß er durch seinen Universalismus oder kirchlichen Imperialismus die stärkste Gegeninstanz gegen die Ausbrüche egoistischen Nationalitätsdünkels ist, und man vergesse auch endlich nicht, daß der Protestantismus selber ihn zu seiner geschichtlichen Voraussetzung hat. Gewiß hat sich der Geist der Kultur längst über diese mittelalterliche Form erhoben; aber daß ihr Fortbestehen in den geschichtlichen Schwankungen der fortgeschritteneren Kultur noch immer ihr tieferes Existenzrecht hat, zeigt sich in solchen Zeiten, wo jene überholte Form wieder dadurch zu einer lebendigen Macht wird, daß die Wissenschaft auch ihrerseits wieder vom Idealismus zum Positivismus herabsinkt. So lehrt uns denn die Geschichte auch dies: es ist der alles bestimmende Geist der christlichen Gesamtkultur, der jedem erneuten Versuch der einseitigen empirischen Versinnlichung des Lebens mit einem geistigen Gegendruck von entsprechender Härte antwortet. Durch das Gegengewicht des kirchlichen Positivismus wird der geistige Grundcharakter der Entwicklung in einem Zeitalter des Materialismus und Empirismus wenigstens äußerlich gegen alle Gefahren sicher gestellt.

Eine solche harte Spannung der Gegensätze des Lebens ist aber auf die Dauer unerträglich, und diese Unerträglichkeit ist der innere, untrügliche Beweis dafür, daß alle diese Zustände eines dualistischen Positivismus nicht da sind, um endgültig zu beharren, sondern um wieder in einer höheren Einheit geistig aufgehoben zu werden. Dieser Trieb, einen bestimmten, sich gegenseitig bedingenden Gegensatz zu überwinden, macht den Wesensgrund alles wahren Monismus aus. Das ist es aber, was aller Pseudomonismus übersieht, daß die wahre Einheit nicht ein an sich seiendes Substrat, sondern, als seiend und nicht seiend zugleich, lebendiger Prozeß, Entwicklung, Regierung eines dualistisch bestimmten Daseins ist. Wenn daher die Kulturbewegung auch heut wieder von dem lebendigen Drange erfasst ist, den sich in moderner

Form darstellenden Gegensatz zwischen dem empirischen Naturalismus und dem dogmatischen Supranaturalismus in einer höheren Einheit aufzuheben, so ist es nichts anderes als ein naiver Dilettantismus, diese Wesenseinheit in der Voraussetzung eines irgendwie substanzuell Seienden hypothetisch geltend machen zu wollen, statt sie als Ausgleich, Resultat, Schluß eines zu innerer Harmonie kommenden Entwicklungsgegensatzes zu begreifen. Von dem zwiespältigen Positivismus auf eine Einheit als voraussetzungsweise anzunehmenden Grund rückwärts zu schließen, ist lediglich ein Rückfall in jene alte, von Kant längst überwundene Metaphysik, und es ist dabei ganz gleichgültig, ob dieser hypothetische Grund als belebter Stoff oder als universeller Wille, universelles Bewußtsein, universelle Energie oder sonst etwas vorgestellt wird. Ein solcher Monismus hat uns heut nichts mehr zu sagen.

Aber mit dieser Ablehnung des Pseudomonismus ist noch nichts erreicht. Denn da sich gegenwärtig das Verlangen immer mächtiger regt, nachgerade wieder über den empirisch-psychologischen und überempirisch-dogmatischen Dualismus hinauszukommen, so drängt sich uns jetzt unumgänglich das Problem auf, für diese Geisteserhebung das wahre Einheitsprinzip zu finden, das die Monistenbewegung zwar suchte, aber grundsätzlich verfehlt hat. Das ist die wichtigste, ja die einzige wahrhaft schöpferische Aufgabe, welche heut die Philosophie zu lösen hat.

Wenn darauf hingewiesen wurde, daß wir uns heut ähnlich wie der religiöse Protestantismus des 16. Jahrhunderts im Kampfe gegen eine scholastische Erkenntnisrichtung befinden, so kann doch dabei zugleich die sehr charakteristische Wandlung, die sich seitdem vollzogen hat, nicht außer acht gelassen werden. Scholastisch ist jedes dualistische Erkenntnisverfahren, jeder dualistische Positivismus. Sobald die Wissenschaftsmethode die einseitige Scheidung in natürliche Erkenntnis und Offenbarungserkenntnis entweder direkt wie im Mittelalter vollzieht, oder wie in der Gegenwart indirekt zur Folge hat, so ist sie scholastisch. Nichts anderes ist die sachliche Bedeutung dieses Wortes. Wohl kann es eintreten, daß in diesem Fall empirische Forscher für ihre Person die Offenbarungserkenntnis als nichtig beiseite schieben; aber nicht darauf kommt es an, sondern dies ist vielmehr das Entscheidende und wird durch den geschichtlichen Tatbestand erwiesen, daß das Gesamtleben im Fall der einseitigen Abgrenzung der natürlichen Erkenntnis aus dem allumfassenden Geistesleben stets die Wiederaufrichtung der ebenso einseitigen dog-

matischen Offenbarungsinstanz als entsprechende Gegenwirkung fordert. Kann man nun jenen den (empirisch) wissenschaftlichen Erkenntnisfaktor nennen, diesen aber den kirchlichen, so wird der Charakter der Gesamtrichtung von dem gegenseitigen Verhältnis abhängen, in welchem diese Faktoren zu einander stehen, und dadurch unterscheidet sich die Scholastik des mittelalterlichen von der des modernen Positivismus. Denn im Mittelalter hatte die Kirche, heut dagegen die Wissenschaft die führende Stellung. Die mittelalterliche Scholastik trug daher ein vorwiegend kirchliches Gepräge, während die des modernen Positivismus von der empirischen Wissenschaft bestimmt wird. Sollte daher jener altcholastische Positivismus prinzipiell aufgehoben werden, so mußte der kirchlich bestimmte Dualismus entsprechend durch einen kirchlichen Kampf überwunden werden, während umgekehrt der wissenschaftliche Dualismus unserer Tage nur philosophisch überwunden werden kann. Das ist die bedeutsame Wandlung, die sich seit der Reformation vollzogen hat: damals ging die Entscheidung von dem Geist der Kirche aus, heut von dem der außerkirchlichen Wissenschaft.

Demgemäß liegt die Führung dieses Kampfes nunmehr in der Hand der Grundwissenschaft oder der Philosophie. Verursacht aber ist dieser neuere Entwicklungsprozeß durch die fortschreitende Vervollständigung der empirischen Wissenschaften infolge der gesicherten Begründung ihrer besonderen Forschungsmethoden. Die jüngste Phase dieser Entwicklung ist die selbständige Konstituierung der Psychologie als empirischer Wissenschaft und der Versuch dieser Disziplin, sich selber zur Grundwissenschaft zu machen. Dadurch ist dann der alte Positivismus in der Gestalt des Gegensatzes zwischen dem empirisch sinnlichen und dem überempirisch vernünftigen Geist, wie desjenigen zwischen Leib und Seele, zwischen Erfahrung und Denken, zwischen natürlicher und offenbarter Geschichte in neuer Form erwacht, so daß die Entfaltung dieses psychologistischen Dualismus zugleich eine Verkümmernng des philosophischen Geistes mit sich brachte, während das lebendige Sehnen, über diese unheilvolle Zwiespältigkeit hinauszukommen, das Wiedererwachen der spekulativen Grundwissenschaft bedeutet. Daher ist es in der Tat das wichtigste Kulturproblem der Gegenwart, das methodologische Einheitsprinzip für die Aufhebung des psychologistischen Dualismus zu ermitteln. Der vulgäre Monismus aber sucht diesen Dualismus nicht dadurch zu überwinden, daß er methodisch über ihn hinaus und zur versöhnenden Aufhebung der empirischen Gegensätze fort-

geht, sondern daß er vielmehr hinter sie zurücksinkt, indem er sie aus einem voraussetzungsweise angenommenen Substrat abzuleiten bestrebt ist. Diese seine Einheit liegt nicht vorwärts, sondern rückwärts; sie ist keine wirkende, sondern eine verwirkte, keine konkrete, sondern eine bloß hypothetische Einheit. Ein solches Verfahren ist entsprechend dem der vorkantischen Metaphysik ein willkürlicher Dogmatismus, und darum ist dieser Monismus, philosophisch betrachtet, ein Pseudomonismus. Es muß daher von dem falschen an den wahren appelliert werden. Der unphilosophische Monismus muß philosophisch überwunden werden.

Die Lösung dieser gegenwärtig bedeutendsten Aufgabe hat zuerst Arthur Drews, der hervorragendste unter den Anhängern Eduard v. Hartmanns, in Angriff genommen, indem er zu diesem Zweck, einer äußeren Anregung folgend, mit einer Reihe anderer unter dem Titel „Der Monismus“ einen Sammelband von systematischen Aufsätzen herausgegeben hat (Eugen Diederichs, Jena 1908). In der Vorrede erklärt er: „Das Wort „Monismus“ ist heute so sehr in aller Munde und es pflegen dabei so viele verschiedene Standpunkte mit diesem Ausdruck bezeichnet zu werden, daß man es nicht unzeitgemäß finden wird, wenn hier einmal der Versuch gemacht wird, die verschiedenen möglichen Auffassungsweisen des Monismus klar zu sondern, die in ihm enthaltenen Möglichkeiten bestimmt herauszustellen und jede einzelne derartige Möglichkeit von einem ihrer Vertreter, sei es in systematischer, sei es in historischer Weise oder sonst irgendwie, entwickeln zu lassen. — Die Gegner des Monismus jubeln neuerdings, daß der Monismus widerlegt und seine Rolle ausgespielt sei; sie haben hierbei nur eine bestimmte Art des Monismus im Auge und triumphieren über die Abfertigung, die diesem von vielen Seiten zuteil geworden ist. Aus den vorliegenden Beiträgen können sie ersehen, daß der monistische Standpunkt auch noch ganz andere Auffassungsweisen zuläßt, als diejenige, die sie im Sinne haben, und daß der Monismus im Prinzip überhaupt nicht widerlegt werden kann, weil er unmittelbar in der Organisation des menschlichen Geisteslebens selbst begründet ist und ebenso die Voraussetzung wie das Ziel aller wissenschaftlichen Erkenntnis darstellt“. Faßt man den Ertrag dieses Sammelbandes ins Auge, so kommt man zu der Annahme, daß hier das System E. v. Hartmanns als der wahre Monismus erwiesen werden soll. Zwar schlagen nicht alle Abhandlungen ohne weiteres diese Richtung ein; aber der vorherrschende Gesamteindruck wird doch da-

durch nicht verändert. Tiefe, eigene Töne finden sich namentlich in dem Aufsatz von Max Dreßler „Der Monismus des Gesetzes und das Ideal der Freiheit“ und in dem von Chr. Schrempf „Monismus und Christentum“. Die Hauptrichtung dieses Buches aber wird vornehmlich bestimmt durch die kritische Studie von Drews über „die verschiedenen Arten des Monismus“, sowie durch diejenige von W. v. Schnehen über „Monismus und Dualismus“, deren Auffassung sich auch Friedrich Steudel mit seiner Auseinandersetzung über „Monismus und Religion“ angenähert hat. Daran schließen sich an die interessanten Ausführungen von L. Beeh über „Monismus und Individualismus“, Otto Braun über „Monismus und Ethik“, Karl Wolff über „Monismus und Kunst“, Bruno Wille „Faustischer Monismus“, sowie der naturphilosophische Dialog „Parmenides“ von Karl Paul Haffé. Den Beschluß des Ganzen bilden ein paar liebenswürdige Blätter von Hans Thoma „Die sechs Schöpfungstage“, die sich wie eine zarte Nachblüte von Herders „Geist der ebräischen Poesie“ ausnehmen.

So schätzbar aber auch dieser Aufklärungsversuch über den in Frage kommenden Gegenstand ist, so habe ich doch nicht die Ueberzeugung gewinnen können, daß auf diese Weise der unklare, vulgäre Monismus mit seinem ganzen Gefolge von Irrungen und Wirrungen wissenschaftlich überwunden und das wahre Einheitsprinzip ans Licht gebracht wird. Mögen alle die in diesem Bande vorgetragenen Auffassungen und Anschauungen ihre Berechtigung haben, — ich will mich darüber in diesem Zusammenhange nicht aussprechen, — so kann ich doch nicht zugeben, daß die entscheidende Grundfrage nach dem Wesen und der Natur des wahren Einheitsbegriffes unter Zurückweisung der irreführenden Einheitsvorstellungen hier methodisch aufgenommen wäre. Aber der Herausgeber erklärt auch, daß die streng wissenschaftliche Begründung des Monismusgedankens nicht beabsichtigt gewesen sei, sondern nur eine allgemeine Aussprache der dazu herangezogenen Mitarbeiter. War es also nur um eine allgemeine Orientierung zu tun, so wäre es freilich unberechtigt, diesem Werk aus dem angeführten Mangel einen Vorwurf zu machen. Vielmehr kann es als ein Verdienst dieses Unternehmens bezeichnet werden, daß es die wissenschaftliche Erörterung des methodischen Einheitsproblems nunmehr notwendig macht. Der erste Schritt dazu ist aber die Beantwortung der anfangs bereits angedeuteten Frage: ist die allschöpferische und alles in sich begreifende Einheit ein unitarischer Monismus?

Darüber sei sogleich folgendes vorweg bemerkt. War es uranfänglich geboten, das Einheitsprinzip lediglich als ein unitarisches, das heißt, als ein allen Gegensatz ausschließendes ins Auge zu fassen, so ist das Verharren auf diesem Standpunkt heut das Zeichen philosophischer Unkenntnis. Denn die Geschichte der Philosophie, nicht minder als die der Religion hat den unitarischen Monismus längst überwunden. Aber ehe dies geschehen konnte, mußten erst alle die Möglichkeiten erschöpft sein, an einem solchen Einheitsprinzip festzuhalten, und bis dahin waren alle diese Versuche von echt wissenschaftlicher Bedeutung. Nachdem aber einmal die Unmöglichkeit, ein unitarisches Einheitsprinzip geltend zu machen, erkannt war, charakterisiert der Rückfall in dieses Verfahren den vulgären, unphilosophischen Monismus. Unitarismus ist Dilettantismus.

Die abendländische Philosophie hat damit begonnen, daß sie die Möglichkeit, ein unitarisches Prinzip zu finden, nach all den verschiedensten Seiten hin untersuchte. Die ältesten dieser Denker, voran Thales von Milet, richteten ihre Forschung darauf aus, einer belebten Stoffeinheit den universellen Zusammenhang vorstellig zu machen. Es war dann der Fortschritt der Eleaten, daß sie alle diese Möglichkeiten für die Wissenschaft endgültig erschöpften, indem sie nicht nur alles wirkliche Dasein, sondern alles überhaupt nur mögliche in dem Begriff des Einen reinen Seins zusammenfaßten. Mit dieser Entdeckung des Begriffs begann eine neue Epoche in der Entwicklung des europäischen Geistes; ja, sie scheidet sich dadurch erst grundsätzlich von der asiatischen. Denn bis dahin hatte sich alle Erkenntnis nur auf die Wirklichkeit des irgendwo und irgendwann gegebenen Daseins gerichtet, der Begriff aber ist mehr als diese Wirklichkeit, er ist die Einheit alles Wirklichen und zugleich alles überhaupt Möglichen. Ist diese Entdeckung des Begriffs vielleicht die wichtigste aller Geistesstaten, so wird die Leistung der Eleaten dadurch nicht geschmälert, daß der Begriff als der des Seins noch nicht in seiner ganzen Wahrheit erkannt ist. So nämlich ist der Begriff noch mit einem Widerspruch behaftet, und es ist kaum zuviel gesagt, wenn behauptet wird, daß die ganze Entwicklung der Philosophie lezt hin nichts anderes ist, als die fortschreitende Aufhebung eben dieses Widerspruchs. Es war der methodische Grundgedanke der Eleaten, daß sie ihr Augenmerk nicht wie ihre Vorgänger auf die Ableitung der Mannigfaltigkeit des Daseins aus einer voraussetzungsweise ebenfalls wieder irgendwie bestimmten Daseins-einheit richteten, sondern daß sie zur Geltung brachten, die All-Ein-

heit könne überhaupt durch keine Daseinsbestimmungen begrenzt sein, weil ihre alles in sich begreifende Allgemeinheit dadurch nur eingeschränkt würde. Sie mußten daher schlechthin alle Bestimmungen und zwar nicht nur die wirklichen, sondern alle möglichen überhaupt ausschließen, denn nur als diese, alle Determinationen negierende All-Einheit ist diese im Gegensatz zu jedem bestimmten Dasein rein absolutes Sein. Ist demnach dieses reine Sein der gesuchte Einheitsbegriff, so wird dadurch alle bestimmte Mannigfaltigkeit des Daseins von ihm ausgeschlossen, und daher haben denn auch die Eleaten jene sinnliche Unterschiedenheit für einen bloßen Schein, für ein leeres Nichts erklärt. Gibt es aber keinen Weg, die sinnliche Vielheit der Daseinsbestimmungen als die andere Seite der universellen Wirklichkeit aus dem eleatischen Sein abzuleiten, so erweist sich der Begriff in dieser Fassung auch als unzureichend, das Wesen und die Wahrheit ganz zu begreifen. So wird erst durch den alle Möglichkeiten oder Arten in sich schließenden Begriff des Seins die wahre Natur dieses Einheitsprinzips aufgedeckt, wonach das Sein eben darin besteht, daß es sein Gegenteil ausschließt; — also als Einheit die Vielheit, als Beharrlichkeit die Veränderlichkeit, als Materie das Immaterielle, als Bewußtsein das Unbewußte. Da nun aber die Wirklichkeit sich gerade als eine tatsächliche Einheit solcher Gegensätze darstellt, so ergibt sich daraus, daß das Sein, weil es das abstrakt Einfache ist, niemals und in keiner Gestalt, als Gattung oder Art, das universelle Einheitsprinzip sein kann. Dadurch also, daß die Eleaten den alles umfassenden Begriff als reines Sein erfaßten, stellte sich dann ein für allemal heraus, daß der das ganze Universum konstituierende Begriff mehr in sich begreifen müsse, als die einfache, unitarische Einheit des Seins. Es ist unphilosophischer Dogmatismus, das Sein in irgend einer Gestalt, sei es als Stoff oder als Bewußtsein oder auch negativ als Nichtbewußtsein, zum Grundbegriff aller Erkenntnis zu machen.

Wenn es demnach noch immer Versuche gibt, abermals wieder einen unitarischen Monismus aufzurichten, der irgend ein Sein als universelles Einheitsprinzip proklamiert, so hat sich der Philosophie die Unzulänglichkeit dieses Verfahrens schon vor mehr als zweitausend Jahren ergeben. Denn aus dem Widerspruch, mit dem der eleatische Begriff des Seins noch behaftet war, ist alsbald zur Einsicht gebracht worden, daß es etwas Höheres, Umfassenderes, Wirklicheres geben müsse als das einfache Sein. Welche Anforderung muß nun an dieses Prinzip gestellt werden? Keine andere, als daß

die Einseitigkeit, mit welcher der Begriff des Seins noch vorhanden ist, aufgehoben werde. Ist also das Sein ganz allgemein dasjenige, was sein Gegenteil ausschließt, so muß der wahre Begriff ein solcher sein, der mit dem Sein zugleich den Inbegriff alles Nichtseienden, dann weiter mit der Einheit die Vielheit, mit der Beharrlichkeit die Veränderung, mit dem Bewußtsein das Nichtbewußte usw. in sich befaßt. Denn wir können den Begriff der All-Einheit nur dadurch erkennen, daß wir ihn bestimmen; jede Bestimmung, auch die allerallgemeinste des Seins, ist aber ihrer Natur nach schon eine Einschränkung, eine Negation des Begriffs selber (*omnis determinatio est negatio*); die Wahrheit und schöpferische Natur des Begriffs muß sich demnach darin zeigen, daß er mit jeder Bestimmung zugleich den Inbegriff dessen setzt, was von dem allumfassenden Ganzen durch die betreffende Bestimmung ausgeschlossen ist und diesen Gegensatz wieder aufhebt. So ist auch das Sein eine solche Bestimmung, durch welche alles Nichtseiende (Veränderliche, Bewegliche, Mannigfaltige) ausgeschlossen wird; infolgedessen muß der Begriff als das Ganze, wenn die Bestimmung des Seins besonders herausgehoben wird, zugleich den ganzen Inbegriff des Nichtseienden damit zusammen nehmen, um sich als Ganzes zu erhalten. Auf welche Weise aber verlebendigt sich uns nun diese Macht des Allbegriffs? Durch die sinnlichen Empfindungen nicht, denn diese erfassen immer nur die einfachen Bestimmungen unserer psychischen Organisation; durch Wahrnehmungen und Vorstellungen auch nicht, denn auch diese richten sich, wie zusammengesetzt und weitreichend sie immer sein mögen, doch stets nur auf etwas Bestimmtes und nie auf das Ganze. Es ist einzig und allein das Denken, welches das Ganze beständig auf diejenige Weise zu erfassen imstande ist, daß es mit jeder einschränkenden Bestimmung zugleich den Inbegriff aller davon ausgeschlossenen wirklichen und möglichen Gegenbestimmungen dadurch zusammenzunehmen vermag, daß es in jedem solchen Fall das kontradiktorische Gegenteil mitdenkt; — also mit dem Sein das Nichtsein, mit dem Beharrlichen das Nichtbeharrliche oder Veränderliche, mit dem Bewußtsein das Nichtbewußtsein, ja mit dem Denken selbst das Nichtdenkende. Dieses stets auf das Ganze gerichtete Denken ist das spekulative oder philosophische Denken, und es unterscheidet sich dadurch von dem psychologischen Denken, das stets nur endliche Bestimmungen und ihr endliches Verhältnis zum Gegenstand hat und unfähig ist, das Ganze zu begreifen. Der Widerspruch also, mit dem die eleatische Begriffseinheit

noch behaftet war, konnte nur dadurch beseitigt werden, daß die Philosophie statt des einfachen Seins das sein Gegenteil mitbegreifende Denken als das allschöpferische Einheits- oder Vernunftprinzip erkannte. Dieser den einseitig unitarischen Monismus des Seins im absoluten Denken aufhebende Schritt ist endgültig von Plato vollzogen worden. Das wahre Sein ist nicht das einfache Sein, sondern die sowohl das Sein wie das Nichtsein in sich begreifende Denkvernunft.

Es war dann Aristoteles, der durch eine umfassende Kritik der Erfahrung in seiner Metaphysik zeigte, daß die natürlichen Gegenstände nicht nur teilhaben an der Vernunft und den ewigen Vernunftideen, sondern daß sie letztlich überhaupt nichts anderes sind als ein Inbegriff von Gedankenbestimmungen. Das ist dann dasjenige, was der psychologische Kopf am schwersten zu fassen vermag, ja was ihm als solchem zu begreifen unmöglich ist. Der individuelle Verstand ist es freilich nicht, der die Natur als den Inbegriff aller Gegenstände erst erschafft: er findet sie immer bereits als gegeben vor, ebenso wie er selbst nur eine individuelle Begrenzung der Gesamtvernunft ist. Aber weil sich in ihm das allumfassende Denken an sich selbst und nicht, wie in der Natur, an dem Gegenteil, am Nichtdenkenden, seine Bestimmungen gibt, so ist die endliche Vernunft trotz ihrer Begrenztheit dennoch wesentlich identisch mit der Allvernunft. Und wegen dieser Wesenseinheit wohnt ihr die Möglichkeit inne, ihre eigenen endlichen Beschränkungen denkend aufzuheben und alsdann dem allschöpferischen Denken selbst nachzudenken. Weil sich der empirische Psychologismus nicht zu dieser Höhe philosophischer Erkenntnis zu erheben vermag, darum verhält er sich in bezug auf alles, was über die sinnliche Endlichkeit hinausgeht, ablehnend agnostisch. Er erreicht damit nicht einmal den schon im Altertum errungenen Höhepunkt der philosophischen Einsicht, und er hat mit all seinem Fleiß und all seiner Arbeit nichts dazu beigetragen, dasjenige Problem lösen zu helfen, mit dessen Aufstellung durch Aristoteles die schöpferische Philosophie der Hellenen ihren Abschluß gefunden hat. Diese Forderung aber geht dahin, das Denken des Denkens methodisch zu begründen. Erweist sich letztlich alles als ein Inbegriff von Gedankenbestimmungen, so ist das Denken des Denkens die Methode des wahren Monismus, durch welche die Einheit und der Zusammenhang des Gesamtwissens allein zureichend erkannt wird.

Nur in einem Punkt hat die ihre Fäden fortspinnende Ver-

nunftwissenschaft des Altertums die Gedankenarbeit des Aristoteles zwar nicht schöpferisch fortgesetzt, aber das bereits Vorhandene deutlicher veranschaulicht und schärfer formuliert, so daß diese Erkenntnis durch ihre festere Gestaltung schließlich eine weltgeschichtliche Wirkung von allertiefster Bedeutung ausgelöst hat. Was bei Plato und dem Stagiriten schon im einzelnen wirksam ist, das wird von der nachfolgenden Spekulation alsdann immer bestimmter grundsätzlich herausgehoben, nämlich daß die Einheitsnatur der allschöpferischen Denkvernunft nicht wie das Sein ein unitarischer, sondern ein trinitarischer Monismus ist. Diese die ganze Kultur umgestaltende Erkenntnis ist der Niederschlag und die Zusammenfassung der ganzen hellenischen Gedankenarbeit. Will man mit einem Wort sagen, wodurch die hellenische Philosophie die Grundlage für die gesamte Geistesentwicklung geschaffen hat, so ist es die Verlebendigung der Wahrheit, daß das trinitarische Denken die lebendige Natur der allbegreifenden Schöpfervernunft ausmacht. Das Altertum hat seine Philosophie mit dieser grundlegenden Erkenntnis beschlossen; das hatten bereits Hegel und in seinen späteren Schriften auch Schelling durchschaut: zuletzt noch hat dann Uxener diese so bedeutungsvolle Gedankenentwicklung zum Gegenstand einer scharfsinnigen philologischen Untersuchung gemacht. Nicht eine subjektive Einbildung, sondern die universelle, von den Hellenen gestiftete Geisteskultur bringt zum Bewußtsein, daß jedes unitarische Einheitsprinzip sich als Pseudomonismus erweist, daß sich das wahre dagegen als ein trinitarischer Monismus zu erkennen gibt.

Aber diese letzte und reife Frucht des Hellenentums, die den Samen der wahren Geistesjaat für die ganze Zukunft in sich barg, ist noch auf dem Baume der dogmatischen Metaphysik und nicht auf dem der infinitesimalen Logik groß gezogen worden; diese Einsicht ist nur als Tatsache veranschaulicht, aber nicht mehr methodisch begründet worden. Es war dem Altertum wie dem Mittelalter ver sagt, den trinitarischen Monismus, den sie als allbestimmende Tatsache zur Geltung brachten, als das Wesen und die Wahrheit der Denkvernunft nachzuweisen: diese methodische Begründung ist erst von Kant begonnen und von Hegel zu einem vorläufigen Abschluß gebracht worden. Gegenwärtig aber drängt alles dahin, diesen Entwicklungsfaden wieder aufzunehmen, um ebenso über den dualistischen Positivismus wie den unitarischen Monismus hinauszukommen. Will man einen Eindruck davon haben, wie weit es der hellenischen Philo-

sophie gelungen ist, die Grundwahrheit des trinitarischen Monismus metaphysisch zu veranschaulichen, so lese man vor allen Dingen Plutarch's Schrift de Isid. et Osir. (c. 36). Ihre weltgeschichtliche Verwirklichung aber hat diese trinitarische Vernunftsteinheit zunächst darin gefunden, daß sie die religiöse Entwicklung mit der Kraft des denkenden Geistes erfüllt hat, den einseitigen, starren unitarischen Monotheismus des Orientes zu überwinden. Nur dadurch, daß das Christentum diesen von den Hellenen nur metaphysisch erfaßten Grundbegriff der Dreifaltigkeit in der persönlichen Gewißheit des religiösen Glaubens allgemeinmenschlich verwirklicht hat, ist es zur Weltreligion, zur Religion des Geistes und dadurch zur absoluten Religion geworden. Durch den trinitarischen Monotheismus hat die europäische Kultur die Religion von der Ungeistigkeit des unitarischen Asiaticismus befreit.

Es gäbe keine Geisteskultur ohne die Entdeckung des trinitarischen Denkens. Dieses ist die schöpferische Macht, durch welche die natürliche, sinnliche Form aller bereits vorhandenen Kulturgebilde fortschreitend vergeistigt wird. Die persönliche Grundlage aber, auf der sich dieser Vergeistigungsprozeß vollzieht, ist die Religion, weil das religiöse Bewußtsein der innere, persönliche Lebensquell ist, aus welchem dem Menschen der geheimnisvolle Trieb entspringt, sein eigenes Dasein mit der göttlichen Einheit des Ganzen glaubenstätig zu vereinigen. Darum mußte zunächst die Religion selbst vergeistigt werden, und dazu mußte erst diejenige Religion geschichtlich in die Erscheinung treten, die schlechthin die ganze Menschheit zu umfassen vermag durch die religiöse Aufhebung aller die Menschen als Menschen trennenden Schranken. Dazu genügte noch nicht die Durchbrechung der nationalen Abschließung, denn diese findet sich im Prinzip bereits im Alten Testament ausgesprochen; es war die viel tiefergreifende Umwälzung erforderlich, auch die noch im Judentum prinzipiell fortbestehende Ausschließung der Reinen von den Unreinen, der Gerechten von den Ungerechten der Frommen von den Unfrommen zu beseitigen durch die frohe Botschaft, daß ausnahmslos alles, was nur Menschantliß trägt, auch die Zöllner und Sünder, ja der Mörder und die Ehebrecherin, zur Vereinigung mit Gott berufen seien. Diese schlechterdings alle persönlichen Gegensätze und zuletzt sogar das Sündige, Nichtreligiöse in sich begreifende Religion hat sich im Christentum geschichtlich verwirklicht. Es war daher diese Religion allein fähig, vergeistigt zu werden, weil sie allein auch die letzten Unterschiede der persönlichen Trennung aufhebt, und dieser

Prozeß vollzog sich in der Umgestaltung des unitarischen zum trinitarischen Monotheismus. Denn der unitarische ist noch ein feiner Gegensatz ausschließender Monotheismus; er hebt die Trennung zwischen Gott und der Welt, zwischen Gott und dem Menschen, zwischen den Auserwählten und den Nichtauserwählten nicht auf, sondern befestigt sie als immer seiende; er ist es, der den Gegensatz zwischen Gerechten und Ungerechten für alle Ewigkeit bestehen läßt, und er prägt die Unaufhebbarkeit dieser Scheidung in der eschatologischen Vorstellung von Himmel und Hölle aus. Das trinitarische Denken dagegen erfährt Gott als ein seine Gegensätze nicht ausschließendes, sondern einschließendes und sie daher versöhnendes Wesen, er muß sie so fassen, weil nicht das einfache, starre Sein, sondern der das Ungeistige mitbegreifende und mit sich vereinigende Geist oder die Denkvernunft die wahre All-Einheit ist. So mußte sich denn auch der Gott des Christentums, der sich der Zöllner und Sünder erbarmt und alles in seine Gemeinschaft einschließt, als eine Macht darstellen, die auch wirklich alle Gegensätze in sich aufzuheben vermag, und ein solches Wesen ist er allein als trinitarischer Geist. Der aus dem Hellenismus stammende Trinitätsgedanke hat daher die urchristliche Religion, die als solche nur eine dem Zufall preisgegebene Erscheinung war, durch die Vergeistigung des Gottesbegriffs aus der partikulargeschichtlichen Zufälligkeit in die weltgeschichtliche Allgemeingiltigkeit erhoben. Die erste große, universelle Wirkung des trinitarischen Monismus war die Vergeistigung des unitarischen zu einem trinitarischen Monotheismus.

Daß die christliche Religion also aus einer bloß geschichtlichen zur absoluten, d. h. geistigen Religion geworden ist, verdankt sie der Kraft des hellenischen Denkens. Ueber diesen Punkt herrschen auch heut noch dieselben irrthümlichen Auffassungen, denen entgegenzuwirken bereits Schelling unternahm, als er in seinem letzten Werk sich zu der Erklärung gedrungen fühlte: „Wollte man die Idee von der Dreieinigkeit Gottes für eine speziell christliche halten, so müßte man darunter eine solche verstehen, die durch das Christentum erst eingesetzt und zu glauben geboten worden sei. Allein wie verkehrt dies sei, läßt sich auch dem Befangenen einleuchtend machen. Denn, nicht weil es ein Christentum gibt, darum existiert jene Idee, sondern umgekehrt vielmehr, weil diese Idee die ursprüngliche von allen ist, darum gibt es ein Christentum. Das Christentum ist ein Erzeugnis, eine Folge dieses ursprünglichen Verhältnisses. Die Idee dieses Verhältnisses selbst ist daher notwendig

älter als das Christentum, ja, inwiefern das Christentum im Laufe der Zeit nicht erscheinen konnte, ohne daß jene Idee schon im Anfang war, so ist diese Idee so alt, ja älter als die Welt selbst. Diese Idee ist das Christentum im Keime, in der Anlage; das historische Christentum, d. h. das Christentum, wie es in der Zeit erscheint, ist also nur eine Entwicklung dieser Idee, ohne welche es ebenso wenig eine Welt als ein Christentum geben würde." Wer daher den Trinitätsgedanken glaubt leugnen zu müssen, weil er ihn selbst nicht begreift, der muß nicht nur das Christentum, sondern die ganze Menschheitsgeschichte austreichen. Die Weltgeschichte ist die Verwirklichung des trinitarischen Monismus.

Das erste grundlegende Ergebnis dieses Kulturprozesses war die Vergeistigung der Religion und die Ausbreitung ihrer Geistes-herrschaft über das Abendland. Aber so wurde die trinitarische Vernunft nur von ihrer subjektiven Seite her in Anspruch genommen und als Faktum des persönlichen Glaubens zur Entfaltung gebracht. Als solche hat sie dann ihre geschichtliche Verwirklichung theoretisch in der kirchlichen Metaphysik (Dogma) und praktisch in der kirchlichen Kultusgemeinschaft gefunden. Als dann am Ende des Mittelalters dieser religiöse Vergeistigungsprozeß prinzipiell durchgeführt war, brach nunmehr diejenige Weltepoche an, in welcher die entsprechende Vergeistigung der objektiven Lebensmächte, des Rechts-, Staats- und Wirtschaftslebens, ihren Anfang nahm. Damit war dann also etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Zeit gekommen, wo das geistige trinitarische Denken sich nicht mehr bloß in der Gestalt des subjektiven Glaubens verwirklichen konnte, sondern sich zur objektiv wissenschaftlichen Form erheben mußte. Jetzt erst machte sich infolgedessen die Notwendigkeit geltend, an die Lösung desjenigen Problems zu gehen, das Aristoteles und mit ihm das gesamte Altertum der Nachwelt gestellt hatte: das Denken des Denkens methodisch zu begründen. Die nacharistotelische Philosophie des Altertums hat dieses Problem durch ihre naturphilosophische Metaphysik nur für die äußere Anschauung zum Bewußtsein gebracht, und auch die Kirche hat es durch ihre geschichtliche Glaubens-metaphysik nur der inneren Wahrnehmung faßbar gemacht. Mit der Notwendigkeit, die Dreifachheit des Denkens für die menschliche Kultur objektiv zu begründen, ging die Führung der Geisteskultur an die Wissenschaft über.

Es mußte sich nunmehr also darum handeln, den alles bestimmenden Geist, der im christlichen Glauben nur subjektiv er-

griffen war, in dem Denken seines Denkens substantziell und subjektiv zugleich, d. h. absolut zu begreifen. Nach mannigfachen Präludien war dann Kant der Erste, der das Erkenntnisproblem so stellte, daß sich ihm die trinitarische Natur des Denkens als die allschöpferische Grundeinheit wieder philosophisch erschloß. Er trifft auf das von Aristoteles der Nachwelt überantwortete Problem, ohne daß er sich dieses Zusammenhanges bewußt gewesen wäre; er kam vielmehr von ganz anderen Voraussetzungen dazu, und gerade dies ist der beste Beweis dafür, daß es die innere Macht des Denkens selber ist, die zu dieser Fassung treibt. Kant ist es, der den Grund gelegt hat zur methodischen Entwicklung des konkreten Denkens, — und ihm hat sich dabei sogleich die Dreieinigkeit oder Triplizität des Denkens zu erkennen gegeben. Sie trat ihm entgegen in der Dreifachheit der Kategorien und dialektisch in dem Vernunftschema der These, Antithese und Synthese, dessen wahrer, innerer Wert dann erst von seinen Nachfolgern zur vollen Klarheit gebracht worden ist. Aber wenn man das Trinitarische seiner Erkenntnismethode nur an solchen einzelnen Punkten bemerkbar macht, so könnte es immerhin noch als ein Schein von Recht gelten, daß Köpfe wie Schopenhauer dieses Verfahren als architektonischen Spieltrieb verspottet haben. So kann jedoch nur der reden, der den Grundcharakter der Vernunftkritik völlig verkennet. Denn wer sich nicht an die Worte, sondern an das Wesen hält, dem muß es einleuchten, daß sogleich mit der Hauptfrage der ganzen Kritik der reinen Vernunft gegenüber allem unitarischen, psychologischen Denken der Vorgänger die trinitarische Natur des Denkens lebendig durchbricht. Kein Psycholog, sondern nur ein wahrer Philosoph, — ein Philosoph, der selbst schon von der Dreieinheit des Denkens lebendig ergriffen war, konnte die Frage stellen: „wie sind synthetische Urteile a priori möglich?“ — Sind Urteile überhaupt die Verknüpfung von Gedankenbestimmungen, so sind synthetische solche von entgegengesetzten Bestimmungen; a priori aber sind derartige Urteile, wenn nicht nur die synthetische Verknüpfung, sondern ebenso schon die Entgegensezung der Urbestandteile nicht der Erfahrung, sondern dem Denken selbst entstammt. Das synthetische Urteil a priori geht demnach aus von dem noch unbestimmten Begriff, bestimmt ihn sodann durch entgegensezende Ur-Teilung und hebt endlich diesen Gegensatz durch die Synthese in einer nunmehr bestimmten Einheit wieder auf. Das ist die Dreieinheit der Denkvernunft, auf der Kants gesamte Erkenntnis-kritik beruht. Kant ist der Erneuerer des trini-

tarischen Denkens, und er hat dieses Problem nicht nur einfach so wieder aufgenommen, wie es im Altertum liegen geblieben war, sondern er hat ihm aus eigener Kraft nun erst diejenige Fassung gegeben, die eine fortschreitende Entwicklung der methodischen Lösung ermöglichte.

Die Mängel, mit denen die Ausführung Kants behaftet war, haben darauf seine Nachfolger zu heben versucht, und diese Entwicklung ist dann mit Hegel zu einem vorläufigen Abschluß gekommen. Seine Logik ist der großartige Versuch, die Bestimmungen, die sich das Denken in seiner trinitarischen Dialektik selbst gibt, methodisch zu entwickeln und sie als die Wahrheit und Wirklichkeit des Seins zu begründen. Dieses Werk steht einzig da in der ganzen Weltliteratur. Es ist niemals vorher und niemals nachher wieder unternommen worden, das Denken des Denkens in der ganzen Fülle seiner die Einheit, den Zusammenhang und den Zweck der Allheit in sich begreifenden Schöpferkraft rein aus sich selbst zu entwickeln. Kant, Fichte und Schelling stehen, bloß individuell betrachtet, durchaus ebenbürtig neben Hegel; dieser Denker aber war dazu berufen, die gewaltige Gedankenarbeit jener seiner Vorgänger, ohne die seine eigene Leistung wenigstens so nicht möglich gewesen wäre, zu einem in sich abgerundeten Geistesgebilde zusammenzufassen. Wenn es erlaubt ist, diesen Vergleich zu ziehen, so kann man von ihm sagen, er steht neben seinen drei Vorgängern wie der vierte Evangelist neben den Synoptikern, mit dem er auch dies gemein hat, daß er der Verkünder des ewigen Logos ist. Nimmt man, wie es allerdings geschehen muß, die Geistesarbeit jener vier großen Denker als eine innerlich zusammenhängende Entwicklungseinheit, so war damit ein Ergebnis von universeller Wirkung erzielt, und es ist nur erstaunlich, wie das gerade von berufener Seite immer wieder verkannt wird. Denn nicht darauf kommt es bei dieser Schöpfung des klassischen Idealismus an, daß die Erkenntnisentwicklung damit für alle Zeiten zum Abschluß gebracht wäre, sondern das ist das wahrhaft Große, daß dadurch der denkende Geist der abendländischen Nationen theoretisch soweit in Freiheit gesetzt war, daß nun die Vergeistigung der objektiv-geschichtlichen Lebensmächte zielbewußt in Angriff genommen werden konnte. Es ist die epochemachende Wirkung des klassischen Idealismus, daß nach der Vergeistigung der Religion nunmehr die Vergeistigung der bis dahin auf bloß geschichtlicher Gewalt beruhenden Rechts-, Staats- und Gesellschaftsordnung aus der vernünftigen Selbstbestimmung heraus tatsächlich einzusetzen begann. Alle Klassen haben sich denkend organisiert.

Diese Ausdehnung der gesellschaftlichen Organisation auf die untersten Volksklassen und zwar auf Grund allgemeiner Vernunftprinzipien ist das charakteristische Wahrzeichen der Kulturentwicklung des 19. Jahrhunderts. Aber alle darauf gerichteten Bestrebungen bewegten sich solange in utopischen Phantastereien, bis ihnen die tiefere Erkenntnis der ewigen Natur des Denkens das wissenschaftliche Mittel an die Hand gab, ihre praktischen Forderungen aus der Freiheit des Geistes heraus theoretisch zu begründen. Dieses Denken aber war nicht dasjenige des dogmatischen Rationalismus, auch nicht dasjenige des empirischen Psychologismus, sondern es war die trinitarische Dialektik Hegels. „Der wissenschaftliche Sozialismus“, sagt Friedrich Engels, „ist nun einmal ein wesentlich deutsches Produkt und konnte nur bei der Nation entstehen, deren klassische Philosophie die Tradition der bewußten Dialektik lebendig erhalten hatte: in Deutschland“. Wie der metaphysische Trinitarismus des Altertums das Mittel wurde zur Vergeistigung der Religion, so ist der logische der deutschen Philosophie dasjenige zur sittlichen Vergeistigung der objektiven Lebensgemeinschaft. Der subjektiven Verlebendigung des Geistes im Gemüt aller Menschen durch den religiösen Kultus der Kirche entspricht seine objektive Verlebendigung durch die sittliche Organisation der Gesellschaft oder der Arbeit aller für alle.

Noch immer hat sich das wahrhaft Große in der Geschichte dadurch zu erkennen gegeben, daß es Größeres hervorzubringen vermochte, als es selbst war. Das hat schon der vierte Evangelist gewußt, der seinem Herrn und Meister die Worte in den Mund legt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: wer an mich glaubet, der wird die Werke tun, die Ich tue, und wird größere tun als sie“. Wenn daher etwas für den trinitarischen Idealismus spricht, so ist es gerade dies, daß durch ihn geistige Kräfte in ungeahnter Fülle wachgerufen wurden, denen gegenüber sich seine eigene Form bald als zu eng erwies. Durch jene methodische Begründung des schöpferischen Denkens war nicht nur die theoretische Erkenntnis in den Stand gesetzt worden, tiefer in den inneren Zusammenhang der Natur und der Geschichte einzudringen, sondern vor allen Dingen war dadurch auch in das praktische, werktägliche Leben nun erst der zündende Funken eingeschlagen, das Reich des Geistes durch jene sich auf die Arbeit aller für alle gründende Vergegesellschaftung sittlich zu verwirklichen. Es war eine erstaunliche Entfaltung neuer Lebenskräfte, und das Entscheidende dabei war dies, daß diese Ver-

wegung keinem anderen Quell entsprang als der denkenden Selbstbestimmung. Jene Ueberfülle neuer Lebensäußerungen hat dann aber das System des klassischen Idealismus gesprengt, und das hatte zunächst die Wirkung, daß sich die Wissenschaft wie das Leben nur noch auf dem Wege der endlichen Erfahrung vorwärts bewegte. Jedesmal aber, wenn die Kulturentwicklung in einen solchen Zustand geraten ist, wächst der Zwiespalt der inneren und äußeren Daseinsmächte von Tag zu Tag, und der Verlust der einheitsstiftenden Geistesform hat jene quälende Unseligkeit zur Folge, die von der immer zunehmenden Trennung der Erfahrungsgegenstände hervorgerufen wird. Die Erfahrung hat es nur mit den Differenzierungsbestimmungen und ihrem Abhängigkeitsverhältnisse zu tun; Einheit stiftet allein der denkende Geist.

Wenn heut daher alles wieder dahin strebt, diese verlorene Einheit der Erkenntnis und des Lebens wiederzufinden, wie sollte sie da anders verlebendigt werden, als durch die Vertiefung und Erweiterung jenes geistigen Denkens, dem die schier unermesslich gesteigerte Erkenntnisfülle der äußeren und inneren Erfahrungsstatistiken selbst ihre Bewußtmachung verdankt! Das System des klassischen Idealismus hat sich gelöst; geblieben aber ist die unzerstörbare methodische Einsicht, daß das alles bestimmende Denken ein trinitarisches Denken, eine trinitarische Dialektik, ein trinitarischer Monismus ist. Wenn gesagt worden ist, daß der Sozialismus durch jene Dialektik aus dem utopischen Zustande zur Wissenschaft erhoben worden ist, so gilt das schlechterdings für alles bloße Erfahrungswissen. Auch dieses, sei es nun physiologischer oder psychologischer Natur, ist nur ein utopisches Wissen, solange es nicht durch das trinitarische Denken zur wirklichen Einheit gebracht ist. Die bloße Kenntnis der Erfahrungsgegenstände und ihres gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnisses ist Wissen, aber keine Wissenschaft. Denn erst die durchgängig bestimmte Einheit des Wissens macht es zur Wissenschaft. Einheit aber wird allein vom Denken erzeugt, und dieser Zeugungsprozeß ist ein trinitarischer Prozeß. Der beklagenswerte Irrtum des psychologischen und historischen Positivismus bestand also nicht darin, daß er die Erfahrungskennntnis an sich zu erweitern suchte, sondern darin, daß er von dem methodischen Denken wieder in das unmethodische, von dem geistigen in das sinnliche (psychologische), von dem trinitarischen in das unitarische Denken zurückfiel und mit der Erfahrungsbeobachtung und einer psychologischen Erkenntnistheorie glauben wollte auskommen zu können. Der Ver-

juch, die Wissenschaft positivistisch umzugestalten, ist auf der ganzen Linie gescheitert, und die Erhebung aus diesem Zusammenbruch ist bedingt durch die Rückkehr zum trinitarischen Monismus.

Warum aber ist dieses das einzige Verfahren, durch das wir die Einheit und den Zusammenhang des Ganzen lebendig zu begreifen und in unserem eigenen Leben zu verwirklichen vermögen? — Wem dies aus der vorliegenden Darstellung noch nicht durchsichtig geworden ist, dem möge die Zusammenfassung folgender Thesen zur Richtschnur dienen.

Was die Einheit und den Zusammenhang des Ganzen stiftet, kann nur eine Schöpfertätigkeit sein, die nicht allein die jeweilig gegenwärtige Wirklichkeit, sondern mit dieser zugleich alle Möglichkeit überhaupt in sich begreift. Die Wirklichkeit allein ist nur das irgendwie bestimmte, endliche Ganze, und nur in ihrer Vereinigung mit dem Inbegriff alles Möglichen ist sie erst das unendliche Ganze. Die Vereinigung alles Wirklichen und Möglichen ist „Begriff“. Dieser Begriff aber kann nicht ein solcher des bloßen Seins sein; also weder ein solcher, der als Stoff (Materie) oder psychisches Bewußtsein vorausgesetzt würde, noch auch ein solcher, der eine seiende Einheit von Gegensätzen (Stoff und Kraft, Stoff und Leben usw.) wäre. Denn das Sein ist das, was alle Gegensätze ausschließt; es ist das Einfache und Unveränderliche; es ist die abstrakte Wirklichkeit ohne die Möglichkeit des So- und Andersseins. Das Ganze aber ist nur dann die wahre, lebendige All-Einheit, wenn sich diese beständig neu hervorbringt; wenn die unendlichen Gegensätze nicht schon in ihr sind, sondern unaufhörlich durch sie erzeugt und wieder aufgehoben werden. Eben deswegen muß der alles Wirkliche und Mögliche in sich fassende Begriff ein Tätigkeits- und nicht ein Seinsbegriff sein. Da dieser also das Wirkliche mit in sich begreift, kann er nicht etwas bloß Jenseitiges sein, das alle Erfahrung überstiege, sondern er muß sich zugleich auch in dieser vergegenwärtigen und demnach auch dem Menschen erkennbar sein. Diese Bedingungen erfüllt nun allein der denkende Geist. Er ist Tätigkeit und zwar nicht einfache, endliche Tätigkeit, sondern stets auf das Ganze gerichtete unendliche Tätigkeit. Sein Denken ist die einzige von allen Tätigkeiten, welche schlechterdings alle Wirklichkeit und Möglichkeit zu umfassen vermag; denn das Denken des Denkens besteht eben darin, daß es sich als solches dem Nichtdenkenden entgegensetzt, es dadurch aber zu einem Gedachten macht und daher diesen Gegensatz wieder aufzuheben vermag. Der

Gegensatz des Denkens und des Nichtdenkens muß ja alles in sich begreifen, was es nur jemals geben kann, auch wenn sich unsere Erfahrung noch so sehr änderte; denn außerhalb dieser Sphäre kann nichts liegen. Das geistige Denken ist also das Denken zugleich seines eigenen absoluten Gegenteils, das dadurch, daß es als solches gedacht wird, wieder als Gegenteil aufgehoben und mit dem Denken konkret vereinigt wird. So tritt an die Stelle der ursprünglich unbestimmten All-Einheit nunmehr durch die Aufhebung jenes Gegensatzes eine bestimmte Einheit, und indem sodann dieses selbe Verfahren immer weiter fortgesetzt wird, treten nach und nach alle Bestimmungen zutage, die sich das Denken nur immer zu geben vermag. Die Entwicklung des ganzen Inbegriffs der Bestimmungen, die sich die All-Einheit durch das geistige Denken gibt, bildet den Gegenstand der trinitarischen Logik.

Was aber ist durch eine solche Logik erreicht? — Hegel glaubte, die ganze Wahrheit, auch die der Wirklichkeit, damit begriffen zu haben. In diesem Glauben liegt die Schranke seiner gewaltigen Denkarbeit, und hierin ist die Ursache enthalten, daß die Nachwelt sich gänzlich von ihm abwandte. Nicht was die Fachphilosophen, zumal die Psychologen, gegen ihn einwandten, als sie sich gegen seine spekulative Methode als solche auflehnten, war das Entscheidende, sondern das Leben selber förderte einen nachdrücklichen Protest gegen seine Philosophie zutage. Denn gerade diejenigen Faktoren, von denen der moderne Mensch am tiefsten bewegt wurde, nämlich einerseits der starke Drang nach theoretischer und praktischer Erfahrungserweiterung und andererseits die groteske Steigerung des Individualitätsbewußtseins, sind in dem System dieses Denkens zwar zur sachlichen Behandlung, aber nicht zu ihrer vollen Würdigung gekommen. Die Erfahrung und der Individualismus sind durch Hegel nur von der Seite ihrer Zufälligkeit umschrieben, nicht jedoch von derjenigen ihrer Notwendigkeit begriffen worden, und darin offenbart sich zugleich ein Mangel der Methode.

Das ist nun der Punkt, an welchem der trinitarische Monismus von neuem einzusetzen hat, und damit ist in dem Vorhergehenden bereits der Anfang gemacht worden. Denn nicht, daß Hegel spekulativ verfuhr, war sein Fehler, sondern daß er noch nicht spekulativ genug war. Wovon wir uns befreien müssen, ist einerseits seine noch immer psychologisch gefärbte Dialektik und andererseits der alles ins Schwanken bringende Anfang seiner Logik. Es war ein Fehler, der sich dann bitter gerächt hat, daß er in

jenem Werk von dem Gegensatz des Seins und des Nichtseins (Nichts) ausging und daraus alle Denkbestimmungen abzuleiten suchte. Denn das Sein bleibt immer ein von der Erfahrung abstrahierter Begriff; es ist der Begriff der möglichen Erfahrung. Wenn daher die Denkbestimmungen an diesem Erfahrungsbegriff entwickelt werden, so kommt keins zu seinem vollen Recht, weder das Denken noch die Erfahrung. Sodann ist mit Recht eingewandt worden, daß aus dem Sein als solchem die Bewegung, der dialektische Prozeß, der Uebergang in das Nichtsein gar nicht erfolgen kann, außer sofern sich dieses fortschreitende Umschlagen in das Gegenteil lediglich in der subjektiven Betrachtung (Spekulation) des Philosophen, also psychologisch, vollzieht. Demnach ist es also in der Tat die wahre Aufgabe der gegenwärtigen Philosophie, die von Kant inaugurierte Methode des trinitarischen Monismus zu derjenigen Vollendung zu bringen, daß die Selbstentwicklung des Denkens nicht mit der Bestimmung des Seins beginnt, sondern das Denken des Denkens ungetrübt und unvermischt in seiner reinen Wahrheit und Wirklichkeit darstelle. Dann aber wird sich auch zeigen, daß diese trinitarische Logik zwar die Totalität alles Wirklichen und Möglichen in sich begreift, aber nur durch allgemeine, alles Besondere in sich negierende Bestimmungen. Und nur auf Grund dieser strengen Selbstkritik des logischen Entwicklungsprozesses wird es möglich sein, auch der Erfahrung und dem Individualismus ihre selbständige und notwendige Funktionsbestimmung in dem sich ewig neu erzeugenden System der All-Einheit anzuweisen. Wie dies zu machen sei, dafür ist in den angegebenen Thesen bereits der Weg vorgezeichnet: die Entfaltung der Logik hat nicht wie bei Hegel mit der leeren, abstrakten Bestimmung des Seins und dessen Uebergang in das Nichtsein zu beginnen, sondern mit dem Denken, das sich den unendlichen Inhalt der All-Einheit als das Nichtdenkende entgegensezt und durch die Aufhebung dieses allgemeinsten Gegensatzes Schritt für Schritt zu immer konkreteren Bestimmungen fortschreitet. Ohne die Durchführung dieser trinitarischen Logik ist aller Monismus eine haltlose Utopie.

Damit ist das Problem des wahren Monismus gekennzeichnet und umschrieben, und nur dies sollte hier geschehen, um der bedenklichen Irrlichterei des vulgären Monismus entgegenzutreten. Was uns heut wie ein Alp auf der Seele liegt, was uns zu keinem wahren Lebensgenuß kommen läßt, das ist der schwer auf uns lastende Druck des dualistischen Positivismus auf allen Gebieten des

Lebens. Woran leiden wir denn gegenwärtig in unserem innersten Herzen als an dem dämonischen, unwahren Widerspruch zwischen Denken und Erfahrung, zwischen Glauben und Wissen, zwischen Staat und Kirche, zwischen Sozialismus und Individualismus! Ob klar oder unklar, bewußt oder nur halb bewußt, — alles ist von dem geheimnisvollen Drange ergriffen, jene die Lust am Leben im Innersten verkümmernde Zerklüftung energievoll zu überwinden. Wie aber kann das geschehen? Etwa durch ausgeflügelte Quack-salberrezepte, die marktichreierisch angepriesen werden, sei es zur Begründung einer neuen Religion oder einer neuen Weltanschauung oder einer neuen Lebenskultur? Da dürfen wir denn doch wohl die felsenfeste Zuversicht hegen, daß der Weltgeist solche Bocksprünge weder selbst macht, noch sie bei anderen zuläßt. Es ist lauter verlorene Liebesmühe, was nicht auf derjenigen Entwicklungslinie weiter gebildet wird, die nun die abendländische Kultur schon seit tausenden von Jahren eingeschlagen hat. Das Ziel aber, dem sie zustrebt, ist kein anderes, als die fortschreitende Verwirklichung des geistigen Menschen, subjektiv durch die Vergeistigung der Religion, objektiv durch die geistige Aufhebung der trennenden Schranken zwischen den Individuen und Nationen in der allgemeinen Vergegesellschaftung der Arbeit. Wer eine neue Kultur entdecken will, dem soll dieses kindliche Vergnügen freilich unbenommen sein; auf daß wir aber wissen, wohin die wahre Kultur führt, hat die Weltgeschichte für die Stürme des Lebens drei alles überragende Leuchttürme errichtet: die Zusammenfassung der antiken Geisteskultur in seiner trinitarischen Metaphysik, die Vergeistigung der Religion durch den trinitarischen Monotheismus des Christentums und die Vergeistigung des psychologischen Denkens durch die Begründung der trinitarischen Logik in unserem klassischen Idealismus. Wahres Denken ist trinitarisches Denken.

Die Entdeckung Menanders.

Von

Friedrich Leo.

Vor wenigen Wochen hat sich das Merkwürdige ereignet, daß einer der großen Dichter der Weltliteratur, der Vollender einer der wichtigsten und in ihrer Wirkung erfolgreichsten literarischen Gattungen, der neuen attischen Komödie, wieder ans Licht getreten ist. Es läßt sich mit wenigen Worten andeuten, was die Gattung und was der Dichter bedeutet.

Das attische Drama umfaßt zwei von Ursprung und Wesen verschiedene Dichtungsarten: die Tragödie (der das Satyrspiel anhängt, nach Ton und Behandlungsart, nicht nach Stoff und Form verschieden) und die Komödie. Die Tragödie ist von der Gestalt, die sie durch ihren Schöpfer Aeschylos erhalten hat, nicht abgewichen: durch Euripides erhielt sie weder neue Form noch neuen Inhalt, aber einen neuen Gehalt: sie wurde eine Trägerin der neuen Gedanken, die das Athen des ausgehenden 5. Jahrhunderts bewegten. Indem sich die Menschen der alten Sagenwelt von der typischen Einfachheit und Größe des Denkens und Lebens entfernten, die Motive ihres Handelns vielfacher und ihre Erlebnisse verschlungener wurden, verwickelte der Dichter und entwickelte mit neuer Kunst Handlungen, wie sie wohl das tägliche Leben tägliche Menschen herbeiführen und erleben läßt.

Die Komödie, wie wir sie aus Aristophanes kennen, war solcher Wandlung nicht fähig. Sie war ihrer Natur nach ephemer, wie sie die Menschen des Marktes und die öffentlichen Ereignisse des letzten halben Jahres mit phantastischer Erfindung umwob. Daß große Dichter aus dem Gebilde des Tages für den Tag ein Kunstwerk für alle Zeiten gemacht haben, änderte nichts daran, daß die Gattung nur in dem Athen leben konnte, mit dem sie entstanden war. Als der peloponnesische Krieg dies Athen zu Grunde gerichtet

hatte, starben die Dichter der alten Komödie aus. Aber nun kamen andere Dichter und schufen das lustige Spiel zu einer neuen Gattung um.

Den Weg hatte Euripides gezeigt; an seine letzte Phase schlossen sich die neuen Dichter an und zogen die Konsequenzen, die der Tragödie zu ziehen versagt war. Denn die Tragödie durfte nicht die Menschen des Tages, wie sie lebten und sprachen, auf die Bühne stellen: Euripides war bis an die Grenzen der Gattung gegangen, als er seine Helden und Könige an die Sphäre des täglichen Lebens fast so nah heranrückte, wie später Racine und Corneille dieselben Figuren an die Sphäre des Versailler Hofes. Aber die Personen der Komödie waren die Menschen des Hauses und der Straße von Athen; sie brauchte nur das Märchenhafte und Phantastische in Kostüm und Erfindung aufzugeben, und es stand ihr frei, den attischen Bürger und seine Umgebung in Erlebnissen darzustellen, wie sie jedem Bürgerhause der Tag brachte oder bringen konnte. Dazu kam ein zweites. Der Chor war das Ursprungselement der Tragödie; schon ihres und seines feierlichen Charakters wegen konnte sie ihn nicht fahren lassen, obwohl er für eine Handlung, die einfache Vorgänge des Lebens darstellen wollte, hinderlich war. Die Komödie hatte ein anderes Verhältnis zum Chor; sie durfte ihn aufgeben, und sie tat es zwar nicht mit einem Schlage, aber sie begann ihn aufzugeben von dem Tage an, da sie es unternahm, das wirkliche Leben im Drama zu gestalten.

Wir pflegen von Trauerspiel und Lustspiel zu sprechen: Aequivalente von Tragödie und Komödie sind diese Namen nicht. Viele Tragödien sind Trauerspiele furchtbarer Art, die meisten des Sophokles, die wir besitzen, einige des Aeschylos und Euripides; und die alte Komödie war durchaus Lustspiel. Aber dem Begriffe nach ist die Tragödie nicht Trauerspiel, die neue Komödie nicht Lustspiel. Hier ist der Punkt, wo die spätere euripideische Tragödie mit der neuen Komödie zusammentrifft. Tragödien wie Euripides' Helena, taurische Iphigenie, Ion nähern sich der Komödie sowohl durch die Handlungsweise der Personen wie durch die Verschlingung und Lösung der Handlung; viele Stücke der neuen Komödie, die wir kennen, nähern sich der Tragödie durch ernsthafte, den Lebensfrieden der beteiligten Personen bedrohende Komplikationen, durch unbesonnene Taten, pathetische oder moralische Wallungen und den gesteigerten Ton der innerlich gesteigerten Szenen. Nur stellt die Tragödie stets eine trojanische, thebanische, argivische Welt der Vorzeit mit Helden

und Heldinnen, Königen und ihrem Haushalt vor Augen, während Personen und Umgebung der Komödie stets die Athener und das Athen der lebendigen Gegenwart sind; nur bildet die Tragödie stets von der Dichtung gestaltete große Erlebnisse weiter, während der Komödie alles, was jeder täglich erleben kann, zu Gebote steht. Daraus folgt nicht, daß es tägliche Erlebnisse sind, aus denen sie jede Handlung aufbaut. Vielmehr sucht sie nach Motiven, die den Affekt in starke Bewegung setzen: ausge setzte Kinder werden wieder gefunden, früh verlorene wiedererkannt, Motive wie sie die Tragödie mit Vorliebe ausgebildet hatte. Auch auf die Götterwelt der Tragödie verzichtet die neue Komödie nicht ganz: oft führt sie eine göttliche Person ein, die, mit dem geheimen Hergang der Dinge vertraut, den Zuschauern die Voraussetzungen der Handlung mitteilt.

So hatte ein Ausläufer der alten Komödie das alte Lustspiel im Anschluß an die junge Tragödie zum bürgerlichen Schauspiel umgebildet.

Dies ist die Gattung, deren Entwicklung Menander zwar nicht begonnen, aber vollendet hat, als deren Hauptvertreter er der griechischen und römischen Welt allezeit erschienen ist.

Menander war ein Knabe, als Alexander der Große starb, ein Mann unter dem Phalereer und dem Poliorketen Demetrios; Athen hatte die letzten Anwandlungen eigener Machtpolitik hinter sich, es war nun der Verwalter einer großen geistigen Erbschaft. Sophokles und Euripides hatten vor einem Jahrhundert gedichtet, ihre Verse reproduzierte der Poet, rezitierte der gebildete Knabe, zitierte jedermann; die Alten hatten Plato, die Jungen Aristoteles gesehen: Theophrast war Menanders Freund, Epikur sein Kamerad. Dies Athen war noch nicht ein Athen der Vergangenheit und Reminiscenz. Seine Philosophie streckte die Hände nach der Weltherrschaft aus, und neben sie trat mit leichterem, aber nicht weniger weit reichendem Anspruch Menanders Komödie.

Menander hat 30 Jahre lang gedichtet, das Altertum besaß von ihm 108 Komödien. Eine solche Menge von Produktion ist erklärt durch die Leichtigkeit der Erfindung: sowohl die Figuren als die Stoffe waren typisch, innerhalb stets wiederkehrender Linien wurde die feinste Kunst der Komposition und Charakterisierung in stets neuer Weise geübt; vor allem die Kunst der Sprache. Die Mannigfaltigkeit, der Geist, die Anmut der Charakterzeichnung und Sprachbehandlung Menanders war der gebildeten Welt der hellenistischen und römischen Jahrhunderte einer der Gipfel ihrer Kunst.

„Er hat allen Klang und Sinn der griechischen Sprache bewältigt.“
 „Wie im Schatten einer blumigen Wiese, von sanften Lüften durchweht, empfängt er die Seele.“ „Das Salz seines Witzes stammt aus der Flut, der Aphrodite entstiegen ist.“ Solche Wendungen hört man über ihn und Urteile, die ihm den Rang hinter Homer geben.

Den Ruhm der vielen, die vor und nach ihm dieselbe Dichtung vertraten, hat er verdunkelt, jene, weil er sie übertraf, diese, weil sie ihn nicht erreichten. Ihn gegenüber den andern zu charakterisieren, die Phase der Entwicklung, die ihm gehört, zu umschreiben, wird auch künftig nicht leicht gelingen. Sicher ist es ihm eigen, daß er ein großer Liebesdichter, der größte seiner und der hellenistischen Zeit, und damit überhaupt der griechischen Dichtung war. Unter seinen Komödien war kaum eine, deren Handlung sich nicht um die Liebesnöte eines jungen Paares drehte; die Rolle, die im modernen Lustspiel von der Renaissancezeit her die Liebesgeschichte spielt, geht auf Menanders Dichtung zurück; die Person des jungen Liebhabers hat er für alle Zeit ausgebildet. Auch hierin war er der Nachfolger des Euripides, der zuerst das Liebesmotiv im Drama heimisch gemacht hat; auch hier zog er die Konsequenzen aus Euripides' Dichtung, die zu ziehen dem Tragiker versagt war.

Liebespoesie hat nur unter günstigen Umständen durch die klösterliche Ueberlieferung des Mittelalters hindurch ihren Weg in unsere Tage gefunden. Nachdem Menanders Komödien von Griechen und Römern bis in die frühbyzantinische Zeit herein eifrig gelesen worden, sind sie untergegangen bis auf einen Haufen von Zitaten, Lesefrüchten, geflügelten Worten. Nur Fetzen sind bisher aus dem ägyptischen Sande gekommen, darunter der Schluß eines der Stücke, die wir jetzt besser kennen. Nur dunkle Kunde kommt von Menanderbüchern, die es im 15. und 16. Jahrhundert gegeben haben soll. Wir dürfen sagen, daß ihn seit tausend Jahren niemand gelesen hat.

Freilich hatte die literarische Bewegung dafür gesorgt, daß er nicht ganz zu Grunde ging, weder er noch die neue attische Komödie überhaupt.

Etwa ein Jahrhundert nach Menanders Geburt begann in Italien eine eigene Literatur in der barbarischen Landessprache zu entstehen. Dies Volk, mit den Römern im Zentrum, gab sich der griechischen Kultur hin, aber es widersezte sich der Hellenisierung und erfand, um ihr zu entgehen, die Kunst der Uebersetzung. Seine ersten Poeten reproduzierten das homerische Epos, die attische Tra-

gödie, die neue Komödie; sie taten es mit großer Freiheit und Kühnheit, Attisches abstreifend, Römisches auflegend; bald gewannen sie eine Kraft und Geschmeidigkeit der dramatischen Sprache, die ihren Produkten eigenes, bis heute dauerndes Leben gab, bis heute in den Komödien des Plautus und Terenz. Von jenem zwanzig, von diesem sechs Komödien sind erhalten, zum mindesten ein Drittel nach Menander gearbeitet, die anderen nach den Dichtern um ihn her oder die auf seinem Wege nachfolgten. Diese Komödien traten in den Tagen der Renaissance wieder in den Vordergrund des literarischen Lebens. Unter ihrem Einfluß steht die italienische Renaissancekomödie, die englische, französische, dänische Komödie, aus ihrer Wirkung sind Molière und Holberg hervorgegangen, die sich neben den Schatten Menanders gestellt haben. In dieser Linie steht das gesamte moderne Lustspiel der Weltliteratur, alles was man bürgerliches Schauspiel nennt eingeschlossen.

Wenn nun Menander heute nicht als Schatten, sondern in Fleisch und Blut wieder erscheint, so darf das wohl unser Blut in raschere Bewegung setzen. Denn hier winkt uns zweierlei: einmal die persönliche Erscheinung eines Dichters, der durch den Abglanz seines Wesens, von ferne wie durch einen Schleier leuchtend, zu den treibenden Größen der Weltliteratur gehört hat; sodann die persönliche Bekanntschaft mit Gedichten, die nun wohl erwarten lassen, daß sie etwas Neues und Großes nach dem Maßstabe der attischen Poesie ersten Ranges sein werden.

Aber wir dürfen den Ton nicht zu hoch spannen. Wir haben noch keine ganze Komödie, sondern Teile von vier Komödien, zusammen 34 Seiten zu je etwa 36 Zeilen, so daß das Ganze etwa 54 Seiten der Weimarer Goetheausgabe ausmacht. Aber wir haben doch, in griechischer Sprache, Stücke wie manchen herrlichen Torso mit Blick und Bewegung, während wir bisher nur abgeschlagene Füße und Hände hatten und sonst nicht etwa Gipsabgüsse, sondern Nachzeichnungen mit willkürlich veränderten Linien.

Vor etwa anderthalbtausend Jahren hat der Besitzer eines Hauses in der kleinen Stadt Aphroditopolis, westlich vom mittleren Nil zwischen Fluß und Wüste gelegen, auf ein großes irdenes Gefäß, das allmählich mit zurückgelegten Urkunden vollgestopft worden war, wie als Deckel die Reste eines schon damals recht alten Menanderbuches gelegt. Die Blätter waren lose und sind zum Teil neben das Gefäß gefallen, zu ihrem und unserm Schaden, denn die fette Erde hat den Stoff und die Buchstaben ver-

vorben. Es war keine Rolle, wie gewöhnlich, sondern ein Buch, aus Lagen von je vier Doppelblättern zusammengeheftet. Sieben Doppelblätter und sechs Einzelblätter sind gefunden worden.

Die glücklichen Finder sind Mitglieder des französischen Instituts in Kairo, die vor jetzt zwei Jahren, als ein Einwohner des Fleckens Nöm-Sshkaou auf dem Boden des alten Aphroditopolis sein Haus umbaute, die Erlaubnis erkaufte, in die Tiefe zu graben, auf die Mauern eines römischen Hauses stießen und den schriftengefüllten Topf mit den Menanderblättern darauf und darum her fanden. Zwei Jahre hat die Entzifferung und der Druck gedauert, und jetzt halten wir den neuen Menander in Händen und können dem alten Aphroditopolitaner danken, der die Blätter nicht hat umkommen lassen, und dem Entdecker, der sie gerettet und herausgegeben hat. *)

Es ist zuerst der Anfang eines Stückes, eine Expositionszene; daß wir die Handlung weiter verfolgen können, danken wir einer Inhaltsangabe in Versen, die vorausgeschickt ist. Dann zwei bis drei Akte eines berühmten Stückes, das von den Epitrepontes den Namen hat, d. h. von den beiden Männern, die einen dritten zum Schiedsrichter wählen; die Eingangsszene fehlt, aber dann beginnt das Erhaltene mit der großen Szene des Schiedsgerichts, von der wir als von einem Glanzstück Kunde hatten. Dann drei große Teile einer gleichfalls sehr berühmten Komödie, der Perikeiromene, des Mädchens, dem der eifersüchtige Liebhaber die Haare abgeschnitten hat. Endlich ein paar prächtige Szenenkomplexe eines vordem nicht bekannten Stückes, des Mädchens von Samos.

Es hätte nun keinen Zweck, Inhaltsangaben zu machen; der Leser würde vermutlich oft die Voraussetzungen der Handlung nicht erfreulich, ihre Motive eintönig finden. Ich bemerkte schon, daß es nicht die Erfindung der einzelnen Handlung ist, in der die Stärke dieses Dramas liegt. Es ist vor allem die Sprache, die Umgangssprache des gebildeten Atheners, stilisiert mit alle den Mitteln, aus all der Fülle heraus, die dem attischen Dichter zu Gebote stand, nachdem die Tragödie und Komödie, die Prosa des Thukydides und Xenophon, der Dialog Platons, die Rede und Redekunst des vierten Jahrhunderts aus so vielen Tiefen der attischen Sprache geschöpft hatten. Es ist ferner der Stoffkreis, der dem Dichter zur Gestaltung dient, das attische Leben, die attische Welt von der Scheide

*) Fragments d'un manuscrit de Ménandre, découverts et publiés par M. Gustave Lefebvre, inspecteur en chef du service des antiquités de l'Égypte. Le Caire 1907.

des 4. und 3. Jahrhunderts, eine Welt, deren moralisches Niveau wahrlich nicht hoch ist, soviel Moralphilosophie man auch in ihr treibt; vielmehr erkennt man aus diesen Komödien wohl am deutlichsten, woher es kam, daß die griechischen Stadtstaaten so rasch, nicht willenlos doch kraftlos, zuerst den Königen, dann den Römern zur Beute fielen; und erinnert sich, mit wie leidenschaftlichen Tönen sich die alte Komödie dem Verfall der alten Sitte entgegengeworfen hatte. Jetzt lebt die Jugend und entsagt nur unfreiwillig das Alter dem täglichen Genuße. Aber es ist eine Welt nicht nur des sinnlichen, auch des geistigen Behagens, und die Anmut, die sie ausstrahlt, ist nicht geringer als die des Schmuckes ihrer Häuser und Gräber. Dem Dichter gestaltete sich diese kleine Welt zur allgemeinen Welt, in der Menschenleben und Menschenhicksal, Schlechtigkeit und Tugend, Mißgeschick und Gelingen, Leidenschaft und Seelenruhe regellos vor seinen Augen spielten, um im Gedicht ihr wohlgeordnetes Widerspiel zu finden. Den Spiegel des Lebens nannten die Griechen Menanders Komödie, und einer seiner Interpreten fragte: „Du Menander und du Menschenleben, wer von euch beiden hat den andern nachgeahmt?“ Es ist endlich diese Kunst, den Menschen zu schildern, von der wir nun sehen, warum die Griechen der Meinung waren, daß in ihr Menander all ihre Dichter übertreffe. Wir verstanden das schon aus Plautus und vor allem aus Terenz, der alle Bemühung darauf gerichtet hatte, die Charakterzeichnung des Originals in seiner Bearbeitung wiederzugeben; aber nun kommt die Sprache hinzu und erfüllt alles mit neuem Licht und Schwung. Von wenigen Strichen umrissen, durch die gesteigerte Handlung Zug um Zug hinzugewinnend leben diese Menschen vor unsern Augen: der bedächtige Hausherr, der in der Stadt den öffentlichen und privaten Geschäften nachgeht und draußen das Landgut verwaltet, der verdrießliche alte, der joviale städtisch gebildete, der bäuerlich knorrige Bürgersmann; die Matrone, die auf Sitte hält, die Schützerin der erwachsenen Kinder; der leichtfertig ins Leben stürmende, Freundschaft suchende und in Liebe vergehende Jüngling; der wie sein Herr philosophierende, der junge und listige, der verliebte Sklave, der alte Freigelassene und Vertraute des Herrn, die alte Dienerin, die Vertraute des liebenden Mädchens; der Hirt, der Köhler, der Koch, der Soldat, rasch zur Tat und rasch zur Reue: diese Menschen leben nicht mit einem aus einem Einzelfall heraus beobachteten, für den Fall zurechtgedachten Wesen; wie sie sind, stellen sie jeder einen Teil der Menschheit dar, einen

Teil vom Wesen der Jugend oder des Alters, vom Wesen menschlicher Hantierung und Gewöhnung, menschlicher Empfindung oder Gesinnung. Menander war nicht umsonst mit Theophrast befreundet, der seine Menschenbeobachtung in Schilderung von Charaktertypen niedergelegt hat. Hier ist es wissenschaftliche Beschreibung der menschlichen Psyche, bei Menander die Psyche selbst im Dichter offenbart, der über Reden und Handeln dieser Menschen in Haß und Liebe, Zorn und Güte, Ueberredung und Leidenschaft die Charis gebreitet hat, die nicht den einzelnen Menschen gehörte, aber die Charis der Dichters war.

Allein es wäre vergebene Mühe, durch Worte über Menanders Art und Kunst Aufklärung geben zu wollen; es durch eine Probe zu tun muß wenigstens der Versuch gemacht werden. Ich wähle dazu die Szene des Schiedsgerichts, von der oben die Rede war.

Der Schauplatz ist eine Dorfstraße in der Nähe von Athen, im Hintergrunde einige ländliche Wohnhäuser. Die Einleitungsszene ist vorüber. Der alte Smikrines befindet sich noch auf der Bühne. Er war aus seinem Hause gekommen, um in die Stadt zu gehen, aber durch eine Begegnung aufgehalten worden, die ihn in die übelste Laune versetzt hat. Wie er jetzt abgehen will, treten in heftigem Streit auf Daos, ein Hirt, und Syriskos, ein Köhler, beides hörige Leute; hinter Syriskos eine Frau mit einem Kind auf dem Arm.

Syriskos.

Du flichst das Recht!

Daos.

Du greiffst nach fremdem Gut!

Syriskos.

Du willst behalten was dir nicht gehört!

Ein Richter muß entscheiden.

Daos.

Mir ist's recht,

Ein Richter!

Syriskos.

Wer dann?

Daos.

Mir ist jeder gleich.

Und recht geschieht mir, warum mußt' ich auch
Dich ins Geheimnis ziehn?

Syriskos (sieht den Smikrines).

Soll dieser da

Den Spruch uns tun?

Daos.

Nur zu.

Syriskos.

Mein werter Herr,

Mit Gunst, habt ihr ein wenig Zeit für uns?

Smikrines.

Für euch? Was soll's?

Syriskos.

Wir streiten um ein Ding.

Smikrines.

Was geht's mich an?

Syriskos.

Ein Spruch nach gutem Recht,

Den suchen wir. Mit Gunst, seid ihr pressiert?

Sonst tut uns den.

Smikrines.

Nichtsnuß'ges Galgenvolk,

Im Arbeitskittel, wie ihr seid, spaziert

Ihr her und führt Prozeß?

Syriskos.

Ach bester Herr,

Die Sach' ist kurz und klar, tut uns die Liebe.

Denkt nicht, wir sei'n zu schlecht, bei Gott! das Recht

Muß Recht sein jeder Zeit und jeden Orts,

Und dafür stehn muß wer des Weges kommt,

Als für der Menschheit allgemeine Sache.

Daos (beiseite).

O weh! kein übler Redner! Warum ließ

Ich ihn heran?

Smikrines.

So sagt: wollt ihr verbleiben

Bei meinem Schiedsspruch?

Syriskos.

Ja.

Smikrines.

Sei's drum, so will

Ich hören. Sprecht. Du, der du schweigst, zuerst.

Daos.

Ich hol' ein wenig aus, vor unserm Streit,
Damit ihr deutlich seht, wie sichs verhält.

Im dichten Busch, nah' bei den Höfen hier,
's mag einen Monat her sein, weidet' ich
Die Herde, bester Herr, ich ganz allein.
Da lag ein Knäblein, das man ausgefekt,
Mit Kettlein um den Hals und solchem Schmuck.

Syriskos.

Um diesen geht's.

Daos.

Er läßt mir nicht das Wort.

Smikrines.

Sprichst du dazwischen, komm ich mit dem Stock
Dir an den Leib.

Daos.

Und das mit Recht.

Smikrines.

Nun sprich.

Daos.

Ich nahm es auf und trug's zu mir nach Haus.
Es aufziehen wollt' ich; so stand mir der Sinn.
Allein bei Nacht ging ich, wie's denn so kommt,
Zu Rat mit mir und überlegte: „Was
Soll mir die Not, das Kind im Haus? woher
Das viele Geld? wozu die Sorgen mir?“
In solcherlei Gedanken kam ich früh
Zur Weide wieder. An denselben Ort
Kam dieser ('s ist ein Köhler), wo er Stümpfe
Ausfagen wollte. Nun, wir kannten uns
Schon längst, und schwatzten. Da er meine Stirn
Voll Sorgen sah: „Was sinnst du?“ fragt er; ich
Darauf: „Mich plagt mein Fürwiß“, und ich sag'
Ihm alles, wie ich's fand und mit mir nahm.
Er aber, eh' ich alles noch gesagt,
Legt sich aufs Bitten, und bei jedem Punkt:
„So soll dir's gut gehn, Daos“, sprach er, „gib
Das Kindchen mir; so sollst du glücklich sein,
So sollst du frei sein. Sieh, ich hab' ein Weib“
(Er meinte die, die hier den Knaben trägt)
„Wir hatten auch ein Kind, das ist gestorben.“

Smikrines (zu Syriskos).

Hast du gebeten?

Syriskos.

Ja.

Daos.

Den ganzen Tag

Ließ er mir keine Ruh und bat. Zuletzt
Versprach ich's, gab ich's ihm. Er ging und sagte
Bieltausend Dank. Er küßte, da er's nahm,
Die Hände mir.

Smikrines.

So tatest du?

Syriskos.

Ja.

Daos.

Er ging.

Heut mit der Frau auf einmal trifft er mich
Und hält mich an und will, daß ich die Sachen
Hergeb' (ein Blunder war's, ein Tand, ein Nichts),
Die bei dem Kinde lagen, als ich's fand.
Und als ich sage, nein, das Zeug behalt' ich,
Da klagt er über Unrecht Stejn und Wein.
Doch ich behaupte, danken muß er mir
Was ich ihm abgab, da er bat; und wenn
Ich ihm nicht alles gab, so darf er nicht
Die Taschen mir durchsuchen. Hätten wir
Den Fund zu zweit getan, daß der Gewinn
Gemeinsam war, auch dann nahm dieser dies
Und jenes ich; nun da ich's fand allein,
Nun meinst du, dein sei alles, mein sei nichts?
Kurzum: frei gab ich dir vom Eignen ab;
Bist du's zufrieden, fordr' ich's nicht zurück;
Gereut es dich, so gib mir's wieder her,
Tu Unrecht nicht und dulde keins; doch alles,
Vom guten Willen dies, dies mit Gewalt
Erlangen sollst du nicht. Ich hab' gesprochen.

Smikrines.

Er hat gesprochen. Hörst du? hat gesprochen.

Syriskos.

Gut. Drum ist's nun an mir. Er hat das Kind
Allein gefunden. Alles was er sagt
Ist wahr, und wie er's sagt, so ist's geschehn.
Ich leugne nichts. Ich bat, ich flehte, so
Gab er das Kind mir; denn er redet wahr.
Da hat ein Hirt, dem dieser es erzählt,
Im selben Dienst wie er, mir kund getan,
Daß bei dem Kind ein Schmuck lag. Diesen Schmuck
Zu fordern ist der Knabe selber hier.
Gib mir das Kind, Frau. (Er nimmt das Kind auf den
Arm.) Daos, dieses Kind

Begehrt die Kettlein und Erkennungszeichen
Von dir zurück. Es sagt, sie seien ihm
Zum Schmuck bestimmt, nicht dir zum Unterhalt.
Ich aber, als sein Vormund, der ich bin,
Fordre mit ihm; du machtest mich dazu,
Da du mir's gabst. Und nun, mein werter Herr,
Müßt ihr zu Recht erkennen, wie ich meine,
Ob dieser Fund, Gold oder was es sei,
Wie's ihm die Mutter mitgab, wer's auch war,
Bewahrt soll werden für den Knaben, bis
Er groß gezogen, oder ob der Dieb,
Der ihn darum bestahl, bloß weil er's fand,
Das fremde Gut nun auch behalten soll.
Warum ich damals, als das Kind ich nahm,
Die Sachen nicht von dir verlangt? Da war
Für ihn zu reden noch nicht meines Amts.
Auch jetzt verlang' ich nicht mein eignes Teil.
„Gemeinsamer Gewinn?“ kein Wort davon.
„Er fand es?“ Wehrlos war, von dem er's nahm:
Das nenn' ich nicht gefunden, nein, entwunden.

Nun überlegt auch dieses, Herr. Das Kind
Ist, wie ich meine, guter Leute Kind;
Drum, unter Tagelöhnern aufgezogen
Wird's höher wollen, wenn das edle Blut
Es packt, ausziehn nach freier Knaben Art,
Wird Löwen jagen, Waffen tragen, laufen
Im Wettkampf. Herr, ihr wart wohl oft im Schauspiel,
Kennt die Geschichten all: vom Prinzen Meleus

Und Pelias*); die fand ein alter Mann,
 Ein Ziegenhirt, im Arbeitsfell wie ich.
 Doch da er merkte, daß sie bess'rer Art,
 Erzählt' er treu, wie er sie aufgefunden
 Und aufgenommen, gab das Säcklein auch
 Mit den Erkennungszeichen, wohl verwahrt:
 Da ward den Knaben Haus und Eltern kund
 Und wurden Königsjöhn' aus Ziegenhirten.
 Hätt' aber Daos das Geschmeid' entführt
 Und um zwölf Bazen für sich selbst verschachert,
 Dann gingen sie durch's Leben unerkant,
 So brave Knaben und so edlen Bluts.
 Drum ist's nicht recht, daß ich den Knaben hier
 Aufziehe, während seiner Zukunft Heil
 Daos entführt und in die Winde schlägt.
 Den Bruder wohl, der seine Schwester freite,
 Bewahrte solch ein Zeichen; jener fand
 Und rettete die Mutter, der den Bruder.
 Des Menschen Leben, von Gefahr umdrängt,
 Verlangt Voraussicht, Herr, und Wachsamkeit,
 Von fernher vorzusorgen, wie's nur geht.

Doch Daos sagt: „gib's wieder, wenn dein Teil
 Dir nicht genügt“, und meint, dies halte stich.
 Nicht recht zu tun begehrtst du jetzt das Kind
 Auch noch dazu, da du des Kindes Gut
 Zurückerstatten sollst; dann dürftest du
 Es um so sichrer schäd'gen künftighin,
 Dem jetzt sein Glück nicht alles hat geraubt.

Ich hab' gesprochen. Nun erwäg' und richte.

Smikrines.

Das Recht ist klar. Was bei dem Kinde lag,
 Gehört dem Kind. Dies ist mein Spruch.

Daos.

Sehr wohl.

Allein das Kind?

Smikrines.

Nicht dir, der ihm zu nah tritt,
 Sprech' ich es zu, nein, diesem, der ihm hilft
 Und gegen dich des Kindes Sache führt.

*) Euripides hat im Theater die Tyro des Sophokles gesehen: die behandelte die Wiedererkennung des Meleus und Pelias.

Syriskos.

Heil dir und Dank!

Daos.

Bei Gott, ein arger Spruch!

Ich, der ich alles fand, behalte nichts,
Und er, der gar nichts fand, soll alles haben.

* *

Daos muß nun den Schmuck herausgeben; Syriskos nimmt ein Inventar auf, dazu kommt Onesimos, der Sklave von Smirnes' Nachbar und Schwiegersohn, und entdeckt unter den Sachen den Ring seines Herrn, der dann als Vater des Kindes erkannt wird. Das ist die Einleitung zur eigentlichen Handlung.

Die Uebersetzung ist nur ein Schatten, ohne Farbe und Rundung des Körpers; aber Menander hat seine ganze Wirkung auf die Weltliteratur durch Uebersetzungen geübt und wird das auch wohl ferner tun, wenn der ägyptische Boden uns ferner gnädig ist. Wer den Dichter in seiner Sprache genießen und empfinden kann, hat den doppelten Gewinn; aber er gehört der Kulturwelt und sie wird ihn wie einen trauten Bekannten in allen Zungen begrüßen.

Major v. Wrangel, der angebliche Urheber der Konvention von Taurroggen.

Von

Max Lehmann.

König Friedrich Wilhelm III. hatte unter seinen Flügel-Adjutanten einen Namens Wrangel: Ludwig August Friedrich Ernst von Wrangel. Wir wissen nicht viel von ihm. Ehe er „wirklicher Flügel-Adjutant“ wurde (1809), war er Adjutant bei dem russischen General Bennigsen, unter dessen Kommando 1807 die letzten preußischen Feldtruppen standen. Im Jahre 1812 weilte er einige Wochen bei dem preußischen Korps, das auf Geheiß Napoleons in Aurland gegen die Russen focht. Während der Feldzüge von 1813 und 1814 führte er eine Kürassier-Brigade. Nach dem Frieden wurde er Divisionär; als Gouverneur von Königsberg wurde er 1832 pensioniert. Das einzige zeitgenössische Urteil über ihn, das wir kennen, hat General Boyen gefällt, der Freund von Scharnhorst, der Kriegs-Minister Friedrich Wilhelms III. und Friedrich Wilhelms IV.: der Flügel-Adjutant Wrangel sei dem Könige hauptsächlich als eine Art von Lustigmacher angenehm gewesen*).

Wrangels Wirksamkeit erfuhr von seiten des Kronprinzen, des späteren Friedrich Wilhelms IV., eine (in ihren Einzelheiten nicht bekannt gewordene) Kritik, die ihn kränkte. Er schrieb an den Prinzen**)

*) Boyen, Erinnerungen 2, 25.

***) Dieser Brief sowohl wie das weiter unten besprochene Tagebuch sind veröffentlicht und verteidigt worden von Thimme (in den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Band 13 und 18, sowie in der Historischen Zeitschrift, Band 100). Gegen dessen Behauptungen richteten sich Hans Delbrück (Leben Gneisenaus, I, 278 der 3. Aufl.) und sein Schüler Hans Andrees (in der Berliner Dissertation von 1907: „Der Einfluß des Flügeladjutanten Freiherrn Ludwig v. Wrangel auf die Konvention von Taurroggen“). — Bemerkenswert ist, daß der Verfasser der „Geschichte der Familie v. Wrangel“ (1887), der sonst im Lobe seiner Helden recht freigebig ist, nicht wagte, die Angaben des ihm wohlbekannten (vgl. S. 793) Tagebuchs über die geheime Instruktion von 1812 zu wiederholen.

und zählte seine Verdienste um König und Vaterland auf. Es waren ihrer, abgesehen von den Kriegstaten, die er selber nur summarisch erwähnt, sechs. Eines von ihnen kommt als unpolitischer Art hier nicht in Betracht: er will Friedrich Wilhelm III. zur schleunigen Abreise an das Kranken- und Totenlager der Königin Luise vermocht haben. Ebenjowenig zwei fernere Verdienste: er hat, im Auftrage des Königs, verschiedene Schriftstücke, darunter den preußisch-französischen Bündnis-Vertrag von 1812, dem russischen Gesandten überbracht und, ebenfalls auf Befehl, eine Zusammenkunft dieses Gesandten mit dem Könige vermittelt: subalterne Geschäfte, die uns nicht interessieren. Anders steht es mit den drei übrigen Taten. Er will im Jahre 1810 Preußen vor dem Abschlusse einer Allianz mit Frankreich bewahrt haben; er will im Frühjahr 1813 seinen König mit dem Zaren versöhnt haben; er vindiziert sich und dem von ihm geleiteten Friedrich Wilhelm III. das Zustandekommen der Konvention von Taurroggen.

Das Schreiben, das diese Behauptungen aufstellt, trägt das Datum des 18. Juni 1838, ist also mindestens 25 Jahre nach den Ereignissen aufgesetzt von einem Manne, der das dreiundsechzigste Lebensjahr überschritten hatte. Eine Mahnung für denjenigen, der weiß, wie oft im höheren Alter das Gedächtnis irre geht und versagt. Wirklich gewahrt man schon auf den ersten Blick die stärksten Versehen.

„Seine Majestät der König“, schreibt Major Wrangel über das Jahr 1810, „sandten mich nach St. Petersburg, um dem dortigen Hofe die offizielle Anzeige des Hintritts der verewigten Königin zu übergeben, beauftragten mir*) indessen noch besonders, die wahren Gesinnungen des Kaisers Alexander zu erforschen, da seit der Entrevue desselben mit Napoleon eine auffallende Veränderung in seinem Benehmen eingetreten sei, die nur dem Aufenthalt in Erfurt zuzuschreiben wäre.“

„Seit der Entrevue in Erfurt“. Major Wrangel weiß also nicht, daß über diese Entrevue zunächst der Zar schriftlich sowohl wie mündlich Friedrich Wilhelm unterrichtet, daß dann auf die Einladung des Zaren das preußische Königspaar Wochen hindurch in Petersburg gewohnt und daß während der Krisis des Jahres 1809 der König beständig mit dem Zaren korrespondiert hat**). Fast noch

*) Der Major lebte, wie manch anderer seiner Kameraden, mit der deutschen Grammatik auf gespanntem Fuß.

***) Baillet, Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. mit Kaiser Alexander I. S. 180 ff. Mein Stein 2, 578.

mehr wird der Gläubigkeit des Lesers zugemutet, wenn Major Wrangel fortfährt und erzählt, er habe durch die aus Rußland über die wahre Gesinnung des Zaren mitgebrachten Nachrichten bewirkt, daß die Verhandlungen über den Allianz-Traktat mit Frankreich, der „gerade abgeschlossen werden sollte“, suspendiert wurden. Major Wrangel kam im Oktober 1810 aus Rußland zurück, die Verhandlungen über ein französisch-preußisches Bündnis haben im Mai 1811 begonnen.*)

In das Gebiet des Grotesken hinein ragt, was Major Wrangel über sein zweites Verdienst, über seine Wirksamkeit im Frühjahr 1813 berichtet. „Am 5. März 1813 sandten Seine Majestät mich nach Kalisch, um den Kaiser Alexander zu bewegen, den ersten Schritt zur Versöhnung zu tun, indem er die Reise nach Breslau früher unternahme, als der König nach Kalisch reiste. Obgleich drei Personen schon mit einer abschlägigen Antwort von Kalisch zurückgekehrt waren, so gelang es mir doch, den Kaiser zu diesem Schritt zu bewegen, indem ich nur sein vortreffliches Herz in Anspruch nahm und jede politische Tendenz vermied, die nur gegen den Wünschen des Königs entscheiden konnte.“

Man stelle sich vor: die beiden Monarchen schmollend, der eine in Kalisch, der andre in Breslau sitzend; keiner will zuerst die Hand geben: bis schließlich der Biedermann Wrangel sie versöhnt. Und wie glückt ihm das große Werk? „Indem ich jede politische Tendenz vermied.“ Aber weshalb grollten denn die beiden? — Man ist versucht, an der Zurechnungsfähigkeit des Brieffschreibers zu zweifeln. Richtig ist nur, daß er diesmal so wenig wie 1810 einen Auftrag hatte, der an die hohen Aufgaben der Politik heranreichte: er hatte (was er übrigens unerwähnt läßt) die Ratifikation des preußisch-russischen Bündnisses zu überbringen**). Ich besorge, schon zu viel Worte über den Gallimatthias verloren zu haben; aber da Apologeten alles Mögliche und Unmögliche in die Schriften ihrer Opfer hinein und aus ihnen herauslesen, will ich daran erinnern (was freilich jedermann weiß), daß längst der „erste Schritt zur Versöhnung“ getan war, und zwar vom Zaren, der seit dem Oktober 1812 dem preußischen Könige die Rekonstruktion seines Staates anbot***).

*) Baillet a. a. O. S. 205. M. Scharnhorst 2, 368 ff.

***) Baillet a. a. O. S. 250.

****) Vgl. meinen Scharnhorst 2, 478 f. u. m. Stein 3, 196 ff.

Welches Vertrauen sollen wir nach diesen Proben von Zuverlässigkeit der Darstellung entgegenbringen, die Major Wrangel von seiner größten, an den Namen Tauroggen geknüpften Ruhmestat gibt? Wir könnten ihr nur dann folgen, wenn nachgewiesen würde, daß sie, andern, authentischen Quellen entnommen, in dem Briefe des Jahres 1838 eine Ausnahmestellung behauptet.

In der That hat sich im Nachlasse Wrangels ein mit Schreibpapier durchschossener Kalender des Jahres 1812 gefunden, in welchen der Besitzer so viel eingetragen hat, daß man berechtigt ist, von einem Tagebuche zu reden.

Indessen die wissenschaftliche Kritik darf auch vor dieser gleichzeitigsten aller Quellenarten nicht Halt machen. Welche Bürgschaften haben wir dafür, daß der Tagebuchschreiber seine Eintragungen wirklich Tag für Tag gemacht hat? Eine aufmerksame Lektüre des Tagebuchs, das der preußische Staatskanzler Hardenberg hinterlassen hat, zeigt, daß der Autor vor neuen Notizen die älteren durch Zusätze erweiterte; das Journal des Grafen Morray, das in der Schuldfrage der Maria Stuart eine Rolle spielt, ist entweder nie ein Tagebuch gewesen oder nachträglich interpoliert; wie stark hat Zar Peter I. das Tagebuch, das seinen Namen trägt, überarbeitet.

In vielen Fällen lassen sich die verschiedenen Schichten eines Tagebuches nur aus dem Inhalt erkennen; zuweilen sind wir aber so glücklich, auch äußere Merkmale zu besitzen, und das ist bei dem Wrangelschen Tagebuch der Fall.

Ein Teil des Tagebuches — wir folgen dem Bericht des Herausgebers — weicht nämlich von den übrigen Eintragungen insofern ab, als er statt der sonst flotten und festen Züge der Wrangelschen Handschrift aus dem Jahre 1812 eine zitterige, nicht immer leicht zu entziffernde Schrift zeigt, auch mit schwärzerer Tinte geschrieben ist. Wie auffällig nun, daß diese Verschiedenheit der äußeren Merkmale zusammenfällt mit einer sachlichen Differenz. Alles, was mit flotten, festen Zügen geschrieben ist, stellt sich dar als einzelne Worte oder kurze Notizen. Alles, was mit zitteriger Hand geschrieben, ist eine längere, zusammenhängende Darstellung, die dem Werke von Tauroggen gilt. Sie ist auf mehrere Tage verteilt; ihr erstes Stück folgt auf eine der mit flotter Hand geschriebenen Notizen. - Es ist klar: sie ist späterer Zusatz. In welchem Jahre sie entstand, läßt sich nicht feststellen; aber der völlig veränderte Charakter der Handschrift weist in eine erheblich spätere

Zeit. Streitig mag bleiben, weshalb der Autor seine relativ ausführliche Darstellung in einen Kalender schmalen Formats geklemmt und auf verschiedene Tage verteilt hat. Diese Manipulation bleibt sehr befremdlich und man versteht, daß das Wort „Fälschung“ gefallen ist. Jedenfalls ist sicher, daß diese spätere Schicht der Kalender-Eintragungen nicht benützt werden darf, um Behauptungen des Briefes von 1838 zu stützen. Uebrigens wird sich sofort zeigen, daß die eine Quelle der anderen wert ist.

Im August 1812 — erzählt Major Wrangel — als er mit dem Könige zusammen in Schlesien gewesen, sei die Unterhaltung auch auf den Krieg gekommen, und Friedrich Wilhelm habe die Ansicht geäußert, daß Napoleon über alle Hindernisse triumphieren werde. Er aber, Wrangel, habe erwidert, Napoleons Marsch auf Moskau sei sehr gefährlich, namentlich da das preußische und österreichische Hilfskorps nicht ganz zuverlässig wären.*) Ein Wort gab das andere. Wenn nun, will Wrangel gefragt haben, die Franzosen zurückgingen, was solle dann General Grawert, der Befehlshaber des preußischen Korps, tun. „Sich wehren“, habe der König anfangs erwidert. Wrangel aber will zäh geblieben sein und zwei Aeußerungen getan haben, die, wenn wahr, die entscheidende Wendung herbeigeführt hätten; er will gefragt haben, ob sich General Grawert mit den Russen in Preußen schlagen solle; er will erklärt haben, daß Grawert die Befehle des Königs für diesen Fall erhalten müsse. Friedrich Wilhelm habe anfangs gar nichts davon wissen wollen, sei sogar ungnädig geworden, schließlich jedoch habe er nachgegeben. Der Flügel-Adjutant der Führende, der König der Geführte. Friedrich Wilhelm, berichtet Wrangel weiter, habe ihm — am 12. August 1812 — den Auftrag gegeben, dem kommandierenden General des preußischen Korps in Kurland drei mündliche Weisungen zu überbringen. Als die wichtigste in jedem Betracht erscheint die, welche den General anwies, sich im Falle eines allgemeinen Rückzugs von den Franzosen zu trennen. Vergleicht man sie mit den angeblichen Aeußerungen von Wrangel, so fällt ihm auch hier das wesentliche Verdienst zu; die Trennung der Preußen von den Franzosen ist ja nichts anderes als die Ausführung des Ratschlags, welcher in der von Wrangel für sich beanspruchten Frage gelegen hätte: ob sich General Grawert in Preußen mit den Russen schlagen solle.

*) „es doch nie ganz mit ihm halten könnten.“

Es war vorauszu sehen, daß der kommandierende General nach der Legitimation des Flügel-Adjutanten fragen würde. Also, fährt Major Wrangel fort, habe ihm der König eine Kabinetts-Ordre an Grawert mitgegeben, durch welche der General angewiesen wurde, die von Wrangel mündlich überbrachten Befehle zu befolgen. Mit diesem Schreiben des Königs sei er nach Kurland gekommen, habe es General York (der gerade an die Stelle des erkrankten Grawert trat) übergeben, der aber habe sich gesträubt, die mündlichen Weisungen des Monarchen auszuführen.

Bis hierher stimmen die Kalender-Eintragungen Wrangels und sein Brief an den Kronprinzen wesentlich überein, nur daß der Kalender mehr Einzelheiten über den Ursprung der Mission bringt. Dagegen über das letzte, wichtigste Stück der von Wrangel in Anspruch genommenen That beobachtet der Kalender tiefes Schweigen, so daß der Apologet nicht einmal diese Quelle für seinen Schützling ins Feld führen kann. Nur der Brief von 1838 redet, und zwar folgendermaßen.

Wrangel habe in seinen Bemühungen nicht nachgelassen und — lassen wir ihm wieder selbst das Wort: „nach 14 Tagen, immerwährenden Vorstellungen, gelang es mir, denselben zur Ausführung der königlichen Befehle zu bewegen, und eine Unterredung mit dem russischen General v. Essen fand zwischen den Vorposten statt, wo man sich gänzlich verständigte, und die ich eingeleitet hatte. Es ist daher nicht der General v. York, der aus eigener Bewegung so handelte, sondern er folgte nur die Befehle des Königs, welche ich ihm überbracht hatte, deren wichtige Folgen zu bekannt sind, um sie weiter zu erwähnen.“

Diese Sätze sind insoweit völlig klar, als sie das angebliche Verdienst des Brieffschreibers zum Ausdruck bringen. Wie er vorher den König geleitet hat, so jetzt den General York; nur daß der verständige König dem Mentor weniger Opposition macht als der vorstige General: bei Friedrich Wilhelm III. hat die Wrangelsche Ueberredungskunst nur einen Tag nötig, um ans Ziel zu kommen, bei York 14 Tage, und zwar Tage unausgesetzter Arbeit. Einige Bedenken erregen die Schlußworte, die hinweisen auf die Nachwirkung der Zusammenkunft des preußischen und des russischen Generals. Auffällig bleibt, daß die Konvention von Tauroggen hier so wenig wie in den andern Teilen des Briefes genannt wird. Daß sie aber gemeint ist, beweist der Satz, welcher von wichtigen Folgen redet, Folgen, die zu bekannt seien, um weiter erwähnt zu

werden: die Konvention von Taurroggen kannte jedermann. Aber wie ist das Wort „Folgen“ zu fassen, in zeitlichem oder in ursächlichem Sinne? Jeder Zweifel wird gehoben durch den Satz: in der Unterredung zwischen York und Essen habe man sich „gänzlich verständigt.“ Damit meint Wrangel die Befehle des preussischen Königs, von denen er kurz vorher geredet hat. Er will sagen: In der durch mich bewirkten Unterredung verständigten sich der russische und der preussische General über die Ausführung der durch mich erwirkten Befehle des Königs; damals ist das verabredet worden, was später der Inhalt der Konvention von Taurroggen wurde.

Eine These, die alles umstürzt, was bisher über das große Ereignis behauptet und vermutet worden ist.

Unsere Kritik beginnt bei der Botschaft, die Major Wrangel nach Kurland brachte. Sie zerfiel, behauptet er, in zwei Teile, einen schriftlichen und einen mündlichen. Der mündliche sollte zwischen Wrangel und York geheim bleiben und konnte, seine Existenz einen Augenblick zugegeben, zunächst wenigstens keine Spuren in der Ueberlieferung zurücklassen, so lange nämlich, als er nicht auf andre wirkte. Aber die Kabinetts-Ordre, die nach Wrangels eigener Angabe nur ganz unverfängliche, nichts über den Inhalt der mündlichen Befehle verratende Sätze enthielt*)? Wo ist sie? An dem Tage, an welchem der König angeblich den großen Entschluß faßte, am 12. August 1812, ist, wie die Registratur der zuständigen Behörde ausweist, nur eine Kabinetts-Ordre an den kommandierenden General des preussischen Korps in Kurland ergangen, die des Majors Wrangel gedenkt. Die Rolle, die er hier spielt, ist nicht ganz so erhaben wie die, welche er gespielt haben will. Denn der König teilt in seinem Schreiben dem General mit: „Sie erhalten dieses Schreiben durch meinen Flügel-Adjutanten, den Major v. Wrangel. Er soll bei Ihnen bleiben, bis Sie Veranlassung haben, auch ihn mit einer wichtigen Depesche an mich zurückzuschicken.“ Das ist alles. Nichts von dem, was Wrangel den König in seiner Ordre sagen läßt.

Wenden wir uns nun den drei mündlichen Weisungen zu, die Wrangel überbracht haben will, so lauteten sie nach seiner Angabe also: „1. alles Blutvergießen wo möglich so weit zu

*) Wrangels Brief: „daß ich von der Willensmeinung Seiner Majestät unterrichtet, die näheren Verhaltensbefehle mündlich zu überbringen“ beauftragt wäre — Wrangels Kalender: „daß Sie mündlich meine Befehle ihm mitbrächten und er genau nach den Verhältnissen zu befolgen hätte.“

verhindern, als es die Ehre der Truppen erlauben würde; 2. im Fall eines allgemeinen Rückzugs sich von der französischen Armee zu trennen und das preußische Korps in Graudenz zu konzentrieren, ohne Franzosen oder Russen in der Festung aufzunehmen; 3. daselbst die weiteren Befehle des Königs abzuwarten.“

Wenn man diese angeblichen Befehle im Zusammenhange der Ereignisse würdigt, die zur Konvention von Taurroggen geführt haben, so fällt zunächst auf, wie sehr sich der erste von dem zweiten unterscheidet. Unnützes Blutvergießen durch Konventionen zwischen den Vorposten zu verhindern, ist man auch in früheren Kriegen bemüht gewesen, ohne daß es dazu besonderer geheimer Weisungen des Staatsoberhauptes bedurft hätte; Nord sagt einmal geradezu, solche Konventionen seien „in allen Kriegen üblich“ gewesen*). Mehr noch: Nord's Vorgänger, General Grawert, der sich bereits um den Abschluß eines Abkommens dieser Art bemühte, hat hierfür sogar die Zustimmung des französischen Marschalls erhalten, zu dessen Korps die preußischen Truppen gehörten**): so unverfänglich war die Angelegenheit. Sollte nun dem preußischen Könige und dessen militärischer Umgebung, die doch einigermaßen kriegskundig waren, die von Nord als allgemein üblich bezeichnete Sitte unbekannt gewesen sein? Merkwürdig: wir haben eine Ordre Friedrich Wilhelms III. an Nord, die sich nicht als geheim bezeichnet, vielmehr allen andern Ordres gleicht, die an die kommandierenden Generäle in Kurland ergangen sind, und sie sagt, was nach Wrangels Angaben geheimer Befehl gewesen wäre, ohne Umschweife: der König wünsche dies Blutvergießen in den täglichen, aufreibenden, zwecklosen Gefechten beendet zu sehen***). Und eine weitere Merkwürdigkeit: auch Nord verhandelt die Frage des unnötigen Blutvergießens in Schreiben nicht etwa nur an den König, sondern auch an den preußischen Staatskanzler, und zwar nach jenem 23. August, an dem ihm Major Wrangel diese Frage zum Gegenstande einer geheimen Weisung gemacht haben will. †)

Völlig anderer Art ist der zweite Befehl: die Trennung von den Franzosen und der eigenmächtige Marsch auf Graudenz. Das

*) Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 13, 261.

***) Sendling, Tagebuch des preußischen Armeekorps unter Nord 2, 58. Dronsen, Nord 1, 366.

****) Kabinetts-Ordre an Nord, Teplitz 12. September 1812; bei Dronsen, Nord 1, 367.

†) Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 13, 261.

wäre keine rein militärische Maßnahme, sondern ein im höchsten Grade politischer Akt, das wäre der Bruch mit Frankreich gewesen; denn durch eine völkerrechtliche Bestimmung war der preußische König verpflichtet, sein Hilfskorps unter französischem Kommando zu lassen.*)

Daß Friedrich Wilhelm III. am 12. August 1812, als Napoleon siegreich in Rußland vordrang, eine solche Weisung sollte haben ergehen lassen, ist unbedingt ausgeschlossen für diejenigen, welche die Haltung des Königs in allen großen Krisen seiner Regierung unbefangenen geprüft haben.**) Aber wir haben noch ein zweites Argument, und dessen Beweiskraft liegt nicht auf dem Gebiete der Charakterisierung, das mancher als allzu subjektiv hier nicht wird betreten wollen.

Vierzehn Tage lang hat Wrangel nach seiner Versicherung General York bestürmt, gemäß dem königlichen geheimen Befehle Nr. 2 die Festung Graudenz zu beschirmen, wenn es zum Rückzug

*) Convention, Paris 24. février 1812, Art. III: Ce contingent sera le plus que possible réuni dans le même corps d'armée et employé de préférence à la défense des provinces prussiennes, sans que S. M. le roi de Prusse entende par là gêner en rien les dispositions militaires de l'armée dans laquelle ses troupes seront employées. Clercq, Recueil des traités de la France 2, 357.

**) Wie weit Friedrich Wilhelm III. und sein Staatskanzler Hardenberg im Herbst und Winter 1812 von heroischen Entschlüssen entfernt waren, ist längst bekannt. Aber zwei besonders interessante, für jeden der beiden Autoren charakteristische Dokumente, die bisher unbekannt geblieben sind, mögen es von neuem erhärten. Am 6. September schrieb Hardenberg dem Könige: „Es scheint überhaupt viel Gewagtes in den Operationen Napoleons zu sein, da bei seinen großen und schnellen Fortschritten starke Armeekorps in seinem Rücken sich befinden . . . Vermuthlich ist alles darauf berechnet, durch den Besitz von Moskau den Frieden so geschwind als möglich zu bewirken. Wenn der Kaiser Alexander aber fest bleibe und Unfälle im Rücken, späte Jahreszeit, auch große Volksmassen, denen es gelänge Enthusiasmus einzulösen, hinzukämen, so könnten große Verlegenheiten für die französische Armee entstehen. Das Schlimmste für uns wird sein, wenn Besorgnisse dieser Art Napoleon bewögen, große Anforderungen zu neuen Hülfen und Opfern an uns zu machen“ Echt Hardenbergisch: ein großartiger Anfang, ein dürstiger Schluß; viel Intelligenz, wenig Charakter. — Als einige Wochen später Napoleon die Verluste des preussischen Hilfskorps durch Nachschub ersetzt zu sehen wünschte, schrieb der König an Hardenberg (16. Oktober): längst seien hierzu alle Anordnungen getroffen, und ein Theil der Mannschaften würde ohne die von General Loison gemachten Schwierigkeiten bereits eingetroffen sein. „Ich hoffe,“ fuhr Friedrich Wilhelm fort, „so dem Wunsche des Kaisers Napoleon Majestät vollständig entgegen zu kommen, da mit dem Glücke und dem Erfolg Meiner Waffen auch die gemeinschaftliche Sache dadurch befördert wird.“ Eine wichtige Bestätigung der Behauptung Boyens (Erinnerungen 2, 147), daß im Laufe des Jahres 1812 die Stimmung des Königs dem französischen Kaiser günstiger geworden sei.

komme; endlich ist er am Ziel: Nordk willigt in die Befolgung der königlichen Befehle, also auch in den Marsch auf Graudenz. Man sollte meinen, nun ist jeder Zweifel gehoben, kein Befehl, keine Bitte um Befehle, keine Belehrung, keine Warnung mehr nötig. Aber kaum sind einige Wochen verstrichen*), so fühlt sich Nordk, als wenn niemals ein Wrangel bei ihm gewesen wäre, gedrungen, einen Immediat-Bericht in die Heimat zu schicken, durch den er, ohne Wrangel und dessen Mission zu nennen, die Aufmerksamkeit Seiner Majestät lenkt auf die Lage der Festung Graudenz, die bedroht sei, wenn es zum Rückzug komme.

Entweder hat Johann Gustav Droysen (dem wir die Kenntnis dieses Immediat-Berichts verdanken), durch schnöden Vertrauensbruch über Wrangels Brief und Kalender orientiert und von der ruchlosen Absicht erfüllt, Wrangel vorweg um seinen Ruhm zu bringen, den Immediat-Bericht Nordks interpoliert, oder Major Wrangel hat — sich geirrt.

Nun aber die Krönung des Wrangelschen Werkes, jene Unterredung, in welcher der preußische und der russische General, die Konvention von Taurroggen vorweg nehmend, sich „gänzlich verständigten“.

Wie denkt sich das Major Wrangel? Zu einer Verständigung gehören zwei, in diesem Falle sogar vier, die beiden Generale und ihre Monarchen. Ueber die Preußen, König Friedrich Wilhelm und General Nordk, hat Major Wrangel es übernommen, uns zu orientieren.

Freilich gerät er dabei mit sich selbst in Widerspruch. Die gänzliche Verständigung umfaßte nach seiner Darstellung sämtliche drei Weisungen des preußischen Königs. Die erste (betreffend die Vermeidung überflüssigen Blutvergießens) war ohne eine Abkunft mit dem russischen General nicht wohl sicher und wirksam durchzuführen. Dagegen konnte die zweite Weisung (Trennung von den Franzosen) mit Benachrichtigung der Russen oder ohne sie befolgt werden; im ersten Fall war klärllich eine besondere Ermächtigung vonseiten des preußischen Königs, eine vierte Weisung, nötig. Eine solche schließt Wrangel dort aus, wo er von der ihm für die kurländische Reise erteilten Instruktion redet; er setzt sie naiv dort vor-

*) Am 5. November 1812; Droysen, Nordk 1, 395.

aus, wo er über die Unterredung zwischen Yorck und Essen berichtet.

Weiter, wie sollen wir uns die Haltung des russischen Generals Essen vorstellen? Der mußte doch eine Vollmacht seines Herrschers gerade so gut haben wie Yorck. Wie aber sollte er sie erlangen? Er hätte nach der Wrangelschen Darstellung die preußischen Propositionen erst am Tage der Unterredung (am 24. September) erfahren; denn bis dahin dauerte der „vierzehntägige“ Widerstand Yorcks. Der russische Kaiser weilte damals in Petersburg, 600 Kilometer weit entfernt; Tage mußten vergehen, ehe Essens Anfrage in Petersburg und die Antwort von Petersburg zurück war. Da bliebe ja wohl, um die Wrangelsche Darstellung zu retten, nichts anderes übrig als die Annahme eines Wunders: dergestalt, daß der mit Wrangelschen Ideen erfüllte General Yorck nur hinauszureiten brauchte, um den russischen Kameraden bereits mit einer Instruktion seines Kaisers ausgerüstet zu finden, die es ihm möglich machte, sich auf der Stelle mit seinem Partner „gänzlich“ zu verständigen. „Gänzlich“ — auch über diejenige Weisung Friedrich Wilhelms III., welche Russen und Franzosen auf gleichem Fuß behandelt sehen wollte, indem beiden die Tore von Graudenz verschlossen bleiben sollten? Und das soll ein Stück der vorweggenommenen Konvention von Tauroggen sein? In wem regte sich hier nicht der Wunsch den Wortlaut der „gänzlichen Verständigung“ kennen zu lernen.

Aber dieser Wunsch bleibt unerfüllt. Denn zum Unglück für Wrangel, zum Glück für die historische Wahrheit haben wir über die Unterredung vom 24. September noch drei Zeugnisse: das des russischen Generals Essen, das des Adjutanten von Yorck, Major Seydlitz, und das des großen Clausewitz, der damals in russischen Diensten stand. Sie stimmen darin überein, daß von irgend einem Abkommen oder gar von einer gänzlichen Verständigung nicht die Rede war. Im Gegenteil, General Essen, dessen Zeugnis bei weitem das wichtigste ist, schließt den Bericht an seinen Kaiser mit den resignierten Worten: „Ich konnte bemerken, daß man nicht mehr auf Deutschland zählen kann, der Mut ist dort unwiderbringlich verloren.“*)

*) Seydlitz, Tagebuch 2, 74. Clausewitz, Hinterlassene Werke (1835) S. 217. General Essen an den Zaren, 12. September (a. St.): J'en [vom General Yorck] ai appris différentes nouvelles (über die französische Armee), dont je joins ici une note particulière. Il m'assura aussi que Moscou a été occupé par l'ennemi le ^{2.} 14. septembre à trois heures de

Und wollte man annehmen, daß Wrangel sich in Zeit und Ort geirrt habe und die „Verständigung“ zwischen Jork und Essen anderswo und anderswie geschehen sei, so stände dem eine Erwägung von besonderem Gewicht entgegen, eine Erwägung, die wir bereits soeben hätten verwenden können. Es gab in Rußland Leute, die Himmel und Hölle in Bewegung setzten, um das preußische Korps von den Adlern Napoleons loszureißen, die begierig lauerten auf jede Nachricht von dem heiß ersehnten Abfall, die in der Lage waren, solche Nachrichten zu erhalten, die weder Grund noch Neigung hatten, Dokumente, die diese Nachrichten brachten, vor den Augen der Nachwelt zu sekretieren. Das waren die preußischen Emigranten: an ihrer Spitze der Freiherr vom Stein, der tatsächlich das sogenannte Deutsche Komitee leitete: die Behörde, deren Hauptaufgabe war, die deutschen Truppenteile in Napoleons Heer zum Uebertritt ins Lager der Freiheit zu bestimmen. Aber vergebens durchforstet man die Aufzeichnungen Steins und seiner Freunde nach irgend irgend einem Hinweise auf eine Verabredung zwischen Jork und Essen, wie sie Major Wrangel berichtet.

Endlich zeigt sich die Unmöglichkeit der von Wrangel erzählten Vorgänge auch von rückwärts, von einer Betrachtung des Zeitabschnittes aus, vor den sie der Erzähler verlegt.

Im letzten Monate des Jahres 1812, nachdem die Vernichtung der großen Armee Napoleons feststand, ist Friedrich Wilhelm III. befragt worden und selbst zu Rate gegangen mit seiner Umgebung über das dringende Problem der preußischen Politik: ob Lösung des französischen Bündnisses, ob Uebertritt ins russische Lager, ob Neutralität.*) Die Beratungen trugen den denkbar intimsten Charakter und schließen die Möglichkeit gänzlich aus, daß etwa hinter ihnen noch ein tieferes Geheimnis ruhe: wie sie denn auch erst nach einem halben Jahrhundert der historischen Forschung zugänglich gemacht sind. Es ist völlig undenkbar, daß hier die Mission von Wrangel, die diese Lebensfrage des preußischen Staates im Sinne der Neu-

l'après-midi; il ajouta qu'après la bataille de Mojaisk, il n'y a plus eu presque de combat, et que l'on ignore ce qu'est devenu le maréchal Koutousoff avec l'armée sous ses ordres; l'on croit que la paix va se faire maintenant, et que Napoléon n'exigera point de grands sacrifices. Voilà, Sire, ce que l'on m'a dit. Dans une conversation qui dura une heure, j'ai pu m'apercevoir qu'il ne faut plus compter sur l'Allemagne — le courage y est perdu sans retour. Dubrowin, Sammlung geschichtlicher Materialien aus dem Archiv der kaiserlichen eigenen Kanzlei S. 328 f.

*) Droysen, Jork 1, 410 ff. M. Scharnhorst 2, 474 ff.

tralität zu entscheiden begonnen hatte, nicht irgend einmal zur Sprache gekommen sein sollte: wenn sie eben existiert hätte. Aber Yorck fragt beim Könige an, wie er sich zu verhalten habe: als wenn er nicht längst die Instruktion empfangen hätte, sich von den Franzosen zu trennen und auf Graudenz zurückzuziehen. Der König erklärt, sich mit Oesterreich verbünden und bei ihm selbst dann ausharren zu wollen, wenn es der französischen Allianz treu bleibe: er hatte wohl vergessen, daß er selber bereits den ersten Schritt von ihr zurück getan hatte, indem er Yorck durch Wrangel anweisen ließ, sich von den Franzosen zu trennen. Hardenberg, der preußische Staatskanzler, erklärte, man müsse sorgfältig darauf halten, daß Preußen gegenüber Frankreich nicht kompromittiert werde: hatte der König ihm, der damals sein volles Vertrauen befaß, gerade die Wrangelsche Mission vorenthalten?

Dasjenige, womit diese Beratungen endeten, der ebenso klägliche wie gefährliche Entschluß zu einer Vermittelung zwischen den Krieg führenden Mächten, er ist vereitelt durch die Konvention von Tauroggen.

Vergleichen wir sie mit den königlichen Befehlen, die Major Wrangel überbracht haben will, so weicht sie von ihnen auf das stärkste ab, insofern sie nichts weiß von einem Marsche auf Graudenz und von einer Schließung dieser Festung gegen Russen sowohl wie gegen Franzosen. Sie würde einen Verührungspunkt mit jenen Weisungen haben, insofern sie die Trennung des preußischen Korps von den Franzosen stipuliert. Diese Doppelnatur hätte, wenn vorhanden, zum Ausdruck kommen müssen in der Motivierung, die General Yorck seinem Werke zuteil werden ließ.

Yorck hat die Konvention Friedrich Wilhelm III. übersandt mit zwei Schreiben, die wir seit einem halben Jahrhundert kennen. *) Er sucht hier seine Tat zu rechtfertigen, ohne sich Täuschungen hinzugeben über ihre möglichen Folgen: er will dem Könige seinen Kopf zu Füßen legen, wenn er gefehlt haben sollte; er schwört, wenn vom Könige verurteilt, auf dem Sandhaufen die Kugel ebenso ruhig wie auf dem Schlachtfelde erwarten zu wollen. Seine Darlegung gipfelt in dem Satze: „Der Schritt, den ich getan, ist ohne Befehl Ew. Majestät geschehen.“ **)

*) Droysen, Yorck 1, 492 ff.

**) Ebenso Yorcks Immediat-Bericht v. 4. Dezember 1812: „Ohne alle Instruktion, ohne den geringsten Fingerzeig usw.“ Berz, Stein 3, 247.

Wie? Das schrieb Jorck, nachdem er auf Weisung des Königs sich „gänzlich“ mit den Russen verständigt oder — wenn wir von der haltlosesten der Wrangelschen Behauptungen einmal absehen wollen — nachdem er wenigstens die Befehle des Königs hatte wirken lassen als Saatkörner und Keime zu seinen eigenen zwar stark abweichenden, aber auch heilvollen Entschlüssen? Unmöglich. In dem ersten Falle hätte er sich ein fremdes Verdienst ebenso lügnerischer wie thörichter Weise angeeignet; denn er lief ja Gefahr, von den wahren Urhebern der Konvention alsbald überführt zu werden. In dem zweiten Falle hätte er ebenso unklug wie unschicklich gehandelt, wenn er nicht zu seiner Rechtfertigung einfach gesagt hätte: „Das Wichtigste an der Konvention, die ich geschlossen habe, ist die Trennung meines Korps von den Franzosen. Ew. Majestät haben mir durch den Major Wrangel eine geheime Instruktion zukommen lassen; an der habe ich für das Wichtigste gleichfalls die Trennung von den Franzosen gehalten. Also haben Ew. Majestät selber einen hervorragenden Anteil an der Konvention, und ich darf hoffen, Indemnität zu erlangen für diejenigen Teile der Instruktion, die ich nicht ausgeführt habe.“ Und dann hätte die Angabe der Gründe folgen müssen, die den Marsch auf Graudenz vereitelten.

Jorck hat nicht so geredet, er konnte nicht so reden. Er konnte sich nicht wegen Unterlassung des Graudenzers Marsches rechtfertigen, er konnte die Wrangelsche Instruktion nicht einmal andeuten; denn sie hat niemals existiert, sie ist erfunden.

Mengstliche Gemüter werden fragen: wie war eine so ungeheuerliche Fabelei möglich? Sie seien an andere Legenden gerade über 1812 und 1813 erinnert, die sich finden in den Denkwürdigkeiten von Knesebek und Schön; diese Jahre sind sichtlich ein guter Nährboden für derartige Gewächse gewesen. Möglich, daß der König und seine Flügel-Adjutanten im Sommer und Herbst darüber geredet haben, wie viel besser Preußen daran wäre, wenn das preussische Hilfskorps in Graudenz stände; möglich aber auch, daß Wrangels Behauptungen einfach aus der Luft gegriffen sind. Welche dieser Annahmen zutrifft, wird sich kaum je entscheiden lassen und ist im Grunde gleichgültig. Ein Interesse hätte die Frage nur, wenn es sich um eine bedeutende Persönlichkeit handelte. Wrangels politische Wirksamkeit aber bestand, so weit sie durch die echten Quellen verbürgt ist, in dem Ueberbringen von Dokumenten.

Im Jahre 1810 hatte er die Anzeige vom Tode der Königin Luise nach Petersburg, 1812 den preußisch-französischen Traktat und Stärke-Rapporte an den russischen Gesandten, in demselben Jahre Depeschen nach und von dem preußischen Hilfskorps in Kurland, 1813 endlich die Ratifikation der preußisch-russischen Allianz nach Kalisch zu bringen. Und so behält denn Boyen mit seiner niedrigen Einschätzung des Majors Wrangel vollkommen recht. Ein Depeschenträger, kein Urheber von Weltumwälzungen.

Das Urchristentum und die sozialen Fragen.

Von

Adolf Harnack.

Troeltsch, Ernst, Die Soziallehren der christlichen Kirchen I. (Aus dem „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“, herausgegeben von W. Sombart, M. Weber und E. Jaffé, Bd. 26, Heft 1 [1908], S. 1-55.)

Troeltsch hat mit diesem Aufsatz eine Reihe zusammenfassender Untersuchungen eröffnet, die nach dieser Probe das Beste versprechen. Der Fortschritt geschichtlicher Erkenntnis wird durch die Reduktion versuchter Ideen auf eine einfache und deutliche Einsicht, durch Sammlung verstreuter, bisher unsicher erfaßter Wahrheiten in einen Brennpunkt und durch kräftige Widerlegung schleichender, zäher Irrtümer und Halbwahrheiten ebenso befördert wie durch eine neue siegreiche geschichtliche Kombination. Eine solche findet man in der vorstehenden Untersuchung nicht, aber durch Reduktion, Sammlung und Widerlegung wirkt sie wie eine originale Konzeption, und ich zweifle nicht, daß sie für die theologische und nationalökonomische Forschung von großer Bedeutung werden wird. Im folgenden versuche ich es, die Hauptpunkte und Hauptvorzüge der Abhandlung zur Darstellung zu bringen. Zugleich werde ich die verhältnismäßig untergeordneten, aber doch nicht gleichgültigen Ausführungen berichtigen, die mir einer Korrektur zu bedürfen scheinen. Mit besonderer Freude darf ich dabei konstatieren, daß die Darlegungen des Verfassers in allen Hauptfachen mit den Erkenntnissen zusammenstimmen, die ich in meinen Vorlesungen über „das Wesen des Christentums“ ausgesprochen habe. Diese Übereinstimmung ist um so wichtiger, als Troeltsch diese Vorlesungen nicht berücksichtigt hat, sondern neben meiner „Missions- und Ausbreitungsgeschichte des Christentums“ nur die im Jahre 1894 erschienene Abhandlung „die evangelisch-soziale Aufgabe im Lichte der Geschichte der Kirche“ (Reden und Aufsätze, II. Bd., S. 23—76).

I.

In methodischer Hinsicht ist zunächst die scharfe Unterscheidung zu begrüßen, die der Verfasser zwischen der inneren soziologischen Auswirkung des Christentums als religiösen Phänomens und seinen sozialen Wirkungen nach außen macht. Beides wird bisher fast konstant durcheinandergeworfen, und dadurch ist eine große Unklarheit entstanden; denn die innere soziologische Auswirkung des Christentums ist fast vollständig von seiner Eigenart abhängig, die sozialen Wirkungen aber auch von den Zuständen, auf die es eingewirkt hat, und von den Reflexen, die es selbst betroffen haben. Indem Troeltsch diese und jene sauber scheidet, gewinnt er die prinzipielle Klarheit, die z. B. das bekannte Werk von Rathusius: „Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage“ gänzlich vermissen läßt. Hier wird das Christentum im Handumdrehen ein Prinzip des sozialen Lebens überhaupt, weil es bestimmte Beziehungen zwischen den Gläubigen und eine bestimmte Art sozialer Betätigung von ihnen fordert und erscheint nun von Anfang an als energischer sozialer Faktor in allen denkbaren gesellschaftlichen Verhältnissen. Nun aber läßt sich Rathusius aus seiner Dogmatik noch daran erinnern, daß das, was das Christentum enthält, absolute und normative Bedeutung haben müsse. Damit ist dann sofort die Gegenüberstellung des Christlich-Sozialen und alles übrigen Sozialen gegeben und so ein Abgrund geschaffen, in welchem alle wirkliche Geschichte zu verschwinden droht. Auf der Gegenseite entwickelte sich freilich auch nichts besseres; denn indem hier das Christentum als religiöser Faktor entmannt und in bequemster Verallgemeinerung sofort und ausschließlich als ökonomisches Phänomen betrachtet wird, wird es als eine der in jener Zeit mit Notwendigkeit entstandenen kommunistischen Klassenbewegungen angeblich enthüllt, damit aber seiner Eigenart in kläglichster Weise beraubt. Wer mit gründlichen Kenntnissen der Geschichte des alten Christentums an das Bild tritt, welches die sozialistischen Dogmatiker von ihm zeichnen, erkennt es überhaupt nicht mehr wieder. Ein Wechselbalg ist an seine Stelle getreten, aber nicht einmal ein interessanter, vielmehr jener bekannte blutlose Schatten, der trotz seines großen Magens in keiner Periode Leben besessen hat, weil ihm Kopf und Herz fehlen, von dem uns aber eingeredet wird, er sei das einzig Lebendige in der Geschichte! Die Dogmatiker von beiden Seiten unterscheiden eben nicht die Sache in ihrer Eigenart und an sich von den Verknüpfungen, in die sie, sei es auch sofort, eingetreten ist. Sie stellen sich gar nicht

die Frage, ob das Christentum an sich, so starke soziologische Momente es von Haus aus umfaßt hat, sich nicht ganz inkommensurabel und disparat zu allem Sozialen, das es vorfand, verhielt, so daß jede Verknüpfung, in die es eintrat, notwendig bereits eine Modifikation bringen mußte. Die rationalistisch-kindliche Vorstellung, daß nur das Kommensurable wirksam werden könne, bezeichnet den Tiefpunkt geschichtlicher Betrachtung, weil es sich genau umgekehrt verhält, d. h. die großen Wirkungen sind stets die Folge paradoxer Ziele und Anforderungen, und der träge Fluß des „Weltlichen“ ändert seine Richtung nur unter dem Wehen eines Geistes, der mit diesem „Weltlichen“ nichts gemein hat. Der zweite Vers der Bibel: „Es war finster auf der Tiefe, und der Geist schwebte auf dem Wasser, und es ward Licht“ — enthält mehr geschichtsphilosophische Weisheit als alle strebsamen Versuche, den Fortschritt der Dinge aus den rhythmischen Bewegungen des Chaos abzuleiten. Das Denken über Welt und Geschichte nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes, d. h. nach einem und demselben monistischen Schema, soll gewiß so lange geübt werden als es ausreicht; aber es in gewaltsamer und darum falscher Analogiebildung über alle Phänomene auszudehnen, heißt die eigene innere Verarmung zum Prinzip zu erheben und den Geist aus den Erscheinungen auszutreiben. Man erhält durch dieses Verfahren eine ebenso unwahre Geschichte wie durch die Einführung dogmatisch-theologischer Vorurteile.

Hier ist es nun von höchstem Belang, daß Troeltsch rund und zuversichtlich den Satz an die Spitze gestellt hat, daß die Predigt Jesu und die Bildung der neuen Religionsgemeinde keine Schöpfung einer sozialen Bewegung ist, das heißt, nicht aus irgend einem Klassenkampf hervorgegangen oder auf ihn zugeschnitten ist und überhaupt nirgends direkt an die sozialen Umwälzungen der antiken Gesellschaft anknüpft. Mit vollem Recht erklärt Troeltsch, „daß die gesamte urchristliche Missions- und Erbauungsliteratur innerhalb und außerhalb des Neuen Testaments von einer prinzipiellen sozialen Fragestellung nichts weiß, daß im Mittelpunkt überall rein die Fragen des Seelenheils, des Monotheismus, des Lebens nach dem Tode, des reinen Kultus, der richtigen Gemeindeorganisation, der praktischen Bewährung, der strengen Heiligkeitsgrundsätze stehen, daß von Anfang an keine Klassenunterschiede gemacht, sondern diese vielmehr in der großen Frage nach dem ewigen Heil und den inneren Gütern ausgelöscht worden sind.“ Der sicherste Beweis, daß dem so ist, liegt darin, daß nicht einmal die Askese

anfangs an und für sich ein Ideal war. Troeltsch stimmt also der Formulierung vollkommen zu, die ich an mehreren Orten, zuletzt in meinem Grundriß der Dogmengeschichte (4. Aufl. S. 15) gegeben habe: „Angesichts der sichersten Sprüche Jesu kann ein Zweifel darüber nicht walten, daß das einzige Ziel der Religion, wie Jesus sie gelehrt, darin besteht, daß der Mensch seinen Gott finde, erkenne, ihm sich ergebe und seinen Willen tue. Die Coeffizienten, ob jüdische Religion oder nicht, ob Askese oder Weintrinken, ob Weltflucht oder Weltherrschaft, sind letztlich gleichgültig: die Religion Jesu duldet diese Gegensätze, indem sie sie umklammert.“ Das, was Jesus wirklich bekämpft, ist der Mammonsdiens, das gottlose Sorgen und die unbarmherzige Selbstsucht, nicht aber vorhandene soziale Zustände, und das, was er durchsetzen will, ist die Gottesherrschaft in den Herzen, nicht aber ein neues soziales Programm; ja man kann geradezu sagen, daß das Evangelium einen Verzicht bedeutet auf jedes innerirdische Sozialideal, auf die politischen und ökonomischen Werte überhaupt (Troeltsch S. 30). Es stellt sich demgemäß als eine wirkliche Umwertung der Werte dar, d. h. es wird falsch beurteilt, wenn man annimmt, es weise die für den Menschen nicht erreichbare und doch so wünschenswerte Organisation innerweltlicher Werte an die Kraft der Gottheit, die sie nun wunderbar durchführen werde, nein — diese Werte selbst werden in ihrem Werte beanstandet und an ihre Stelle sollen die aus dem Gehorsam gegen Gott fließende Zuversicht zu Gott, der Seelenfriede und die Bruderliebe treten. In der ältesten Spruchsammlung, der gemeinsamen Quelle für Matthäus und Lukas, tritt das besonders deutlich hervor. Ebenso deutlich spricht aber dafür auch die wichtige Tatsache, die so oft übersehen wird, aber Troeltsch richtig hervorhebt, daß Jesus keineswegs alle zu seinen „Jüngern“ im Sinne der zwölf Jünger gemacht hat und machen wollte. Zur Nachfolge im engeren Sinn beruft er nur einige, andere läßt er an ihrer Stelle in Haus und Beruf und erkennt an, daß sie in eben dieser Stellung ihren Gott finden können oder schon gefunden haben. Der heilige Franciskus hat ihn also ganz richtig verstanden, wenn er es zuließ, daß neben den Kreis der predigend-reisenden armen Brüder ein weiterer Kreis von „Tertiariern“ trat, die in ihrem Stande blieben. Durch diese Zulassung dort wie hier ist aufs stärkste ausgedrückt, daß die Veränderung in den Werten, die Jesus verlangt, eine bestimmte soziale Neuordnung und Lage nicht fordert, um sich in den einzelnen durchzusetzen. Nur „leichter“ — was freilich nicht

gleichgültig ist — wird die Durchführung des göttlichen Willens in der Regel denen, die alles verlassen haben, als denen, die diesen Verzicht nicht geleistet haben.

Auf ein Doppeltes meint aber Troeltsch hierbei hinweisen zu müssen, nicht sowohl zur Einschränkung des Gesagten, als vielmehr um die konkrete Situation richtig zu fassen. Erstlich hebt er hervor, daß ein so geartetes Ideal, wie Jesus es vorgestellt hat, in seinem Ursprung und Fortschritt doch unter einer starken indirekten Wirkung der sozialen Lage stehen mußte, und ferner, daß es sich naturgemäß hauptsächlich an die Gedrückten und Kleinen wendete und daher zunächst eine an die Gedankenwelt und den Gefühlskreis der unteren Massen sich richtende Volksbewegung hervorrufen mußte.

Was das Erste betrifft, so hat Troeltsch vollkommen recht: gewiß hat der Druck der Mächtigen und Reichen, der Stolz und die Hoffahrt der Pharisäer und Priester usw. die Predigt Jesu gegensätzlich bestimmt, aber der eigentliche Feind, den er auch an ihnen bekämpft, ist doch die blinde Selbstgerechtigkeit, die innere Verwahrlosung bei allem äußern Tun und die Unbarmherzigkeit. Und selbst bei der Unbarmherzigkeit denkt Jesus nicht ausschließlich an die Armen, welche durch sie geschädigt werden, sondern auch an die Reichen selbst, die in ihrer Untugend zur Hölle fahren. „Alles Eigentliche und Wesentliche“ — um mit Troeltsch (S. 29) zu reden — ergibt sich auch hier aus der eigenen Dialektik der religiösen Ideen; denn dem Druck der Reichen und Mächtigen wird ja nicht als Ideal die Verheißung einer Welt der Gleichheit, Freiheit, Schmerzlosigkeit und die irdische Lebensbefriedigung durch göttlichen Wundereingriff entgegengestellt, sondern ein neues Ideal wird aufgerichtet: „Wer unter euch groß sein will, sei euer aller Diener,“ und „wer reich sein will, sei reich in Gott.“ Wenn es an einigen Stellen anders erscheint, so darf man unbedenklich annehmen, daß die Aussicht auf Wohlleben, auf „Essen und Trinken im Reiche Gottes“, wie sie übrigens auch in die Zukunft geworfen wird, als Bild dienen soll für die Freude, die aus dem Seelenfrieden quillt. Und selbst wenn man bei einem oder dem anderen Wort zweifeln müßte, ob diese Interpretation erlaubt sei, so wäre dasselbe als ein unüberwundener Rest zu beurteilen, und das Erz wäre hier noch „in den Gruben“. Eine große neue Bewegung ist doch nicht nach dem zu beurteilen, was sie noch stehen gelassen hat, sondern ausschließlich nach dem, was sie an Gewaltigem zum Ausdruck bringt! Eben darum ist die Beurteilung, die jüngst noch Kautsky und Kalthoff dem Wesen

der evangelischen Verkündigung und ihrem Ursprung haben zu teil werden lassen, eine so miserable, weil sie, unbekümmert um den wirklichen Befund in den Quellen und ohne Verständnis für die Selbständigkeit und Kraft religiöser und sittlicher Gedanken, das Evangelium, weil es soziale Not und Druck zu einer seiner Voraussetzungen hat, nur als eine proletarisch-sozialistische Bewegung zu verstehen vermögen und nach Schema K als eine der ewiggestrigen ökonomischen Erscheinungen behandeln.

Was das Zweite betrifft, so vermag ich Troeltsch nicht vollkommen recht zu geben, obgleich er auch hier die gemeine Meinung ausgezeichnet forrigniert hat. Man muß aber noch einen Schritt weiter gehen. Die Behauptung, daß das Christentum zunächst die Religion der Gedrückten und Kleinen gewesen sei und daß in seiner ältesten Literatur die Gedankenwelt und der Gesichtskreis der untern Klassen zum Ausdruck käme, bedarf der Einschränkung. Wichtig ist, daß sowohl in Palästina als anfangs auch im Reiche sich die Kirchen vornehmlich aus den unteren Ständen rekrutierten, aber man darf — wenigstens für das Reich, in Palästina mag es anders gewesen sein — daraus doch nicht zuviel schließen. Gewiß — die Sprüche und Reden Jesu setzen für ihr Verständnis neben einer gewissen Kenntnis des Alten Testaments, die bei den Juden sicher weit verbreitet war, lediglich ein bestimmtes Maß von „Herzensbildung“ voraus: aber fast alles, was wir sonst an urchristlichen Aufzeichnungen besitzen, zeigt eine unverächtliche mittlere Bildung. Diese Literatur läßt nirgendwo erkennen, daß sie aus einer proletarischen Bewegung entstanden ist oder daß sie sich an Leute richtet, die man einfach als ganz ungebildet bezeichnen dürfte. Was Paulus seinen Adressaten zumutet — selbst wenn man ihn als Brieffschreiber für einen pädagogisch-unbekümmerten Mann hält, wozu aber kein Grund vorliegt —, übersteigt nicht nur weit den kindlichen Standpunkt Ungebildeter, sondern setzt Gemeinden voraus, deren Mitglieder in der überwiegenden Mehrzahl ein respektables Verständnis besessen haben müssen. Der Brief der Gemeinde von Rom an die von Korinth, der noch dem ersten Jahrhundert angehört, ist wahrlich kein proletarisches Schreiben, sondern ein Schriftstück voll Würde und Kraft, und was Ignatius und „Barnabas“ den Gemeinden aufstischen, gibt von ihrer Bildung einen respektablen Eindruck. Nun weiß man ja, in welchem hohem Maße eine wirkliche religiöse Bildung und sittlicher Zartsinn Bildungsmängel in anderer Hinsicht zu ersetzen vermögen. Aber auch wenn man das in Anschlag bringt,

darf man doch mit großer Wahrscheinlichkeit angesichts der urchristlichen Literatur behaupten, daß man sich die urchristlichen Gemeinden niemals als fast ausschließlich aus armseligen Proletariern zusammengesetzt denken darf. Wüßten wir nicht aus bestimmten Angaben, daß sie sehr viele Proletarier gezählt haben, aus der Art und Höhenlage der Literatur könnten wir es nicht ersehen. Selbst eine solche Schrift, wie die des Hirten des Hermas, die literarisch die tiefste Stelle in der altchristlichen Literatur einnimmt, ist — abgesehen davon, daß sie eine Zusammensetzung der römischen Gemeinde zeigt, die bereits in alle Schichten eingreift — immer noch eine Urkunde für eine gewisse Bildung. Aber wie es auch mit der wirklichen Zusammensetzung der Gemeinden sich verhalten haben mag — eines zeigt die altchristliche Literatur aufs deutlichste: wenn es überwiegend Proletarier waren, so haben sie als Christen ihr proletarisches Klasseninteresse vollkommen eingebüßt und mit einem religiösen vertauscht, welches an dem „Klassenkampf“ direkt gar kein Interesse mehr nahm. Weder Miserabilismus und Bettelei, noch andererseits die Stimmung von Sklaven, die ihre Ketten brechen wollen, tritt uns entgegen, noch auch die dumpfe Unbildung kleiner Leute. Die „Dämonen“ wollen diese Bataillone von Christen bekämpfen; ihr Klassenbewußtsein erschöpft sich in dem Bewußtsein, Bürger in der Gottesstadt und eines zukünftigen Neons zu sein, und die reiche Bibelfkenntnis, die mit höchstem Eifer auch bei Sklaven, Handwerkern und dienenden Frauen verbreitet wird, hebt auch diese Schicht aus dem Proletariat heraus. Sehr richtig macht übrigens Troeltsch (S. 19 ff.) darauf aufmerksam, daß der Zeiger der Zeit damals überhaupt nicht mehr bei sozialen Klassenkämpfen stand. In dieser Hinsicht war die Monarchie wirklich der Friede: das Kaiserreich hat der fiebernden Zeit dieser Kämpfe ein Ende gemacht und damit für die Interessen der Seelenentwicklung Raum geschaffen. In einer Anmerkung (S. 21 f.) vermutet übrigens Troeltsch selbst, daß im Orient die Hauptmasse der Christen — von Anfang an — in den Kreisen des kleinen Mittelstands zu suchen sein dürfte, und im Texte (S. 23) heißt es rund, daß die Gemeinden dort mehr mittelständische als eigentlich proletarische Züge tragen. Hiernach sind einige vorher und nachher von ihm ausgesprochene Sätze etwas zu berichtigen. Man braucht also unter dem Titel „Urchristentum und Proletariat“ der falschen sozialistischen Geschichtsschreibung in keinem Punkte etwas nachzugeben: das eigentliche Proletariat hat niemals die Signatur der Gemeinden

abgegeben, und wer als Proletarier ihnen beitrug, wurde eben damit in eine höhere Schicht gehoben, ohne daß sich an seinem Stande etwas veränderte, vielmehr hob er nun selbst unabsichtlich diesen Stand. Ich vermute, daß dies überall auch bei denen der Fall gewesen ist, welche schon früher oder gleichzeitig den Synagogen im Reiche beitrugen. Das Alte Testament und die jüdische Moral haben hier eine ausgezeichnete Rolle gespielt. Sofern sie nicht bei Leuten aus dem Mittelstande Zünger fanden, adelten sie sofort den Proletarier, der sich unter ihren Einfluß begab. Aber die Synagogen vermochten den Prozeß nicht zu Ende zu führen, weil sie national zu stark gebunden waren.

Das Aufkommen des Christentums ist also so wenig wie die starke jüdische Propaganda im Reiche direkt aus der Sozialgeschichte zu verstehen, sondern aus der Religionsgeschichte und — was man sehr stark betonen muß — aus dem Ringen nach einer höheren Sittlichkeit: der sittliche Mensch arbeitet sich in der Kaiserzeit als das Ideal für Jedermann empor; daran nimmt die christliche Bewegung den entschiedensten Anteil. M. E. wird das in unserer Kirchengeschichtsschreibung, aber auch in der Dogmengeschichte — denn auch dort gehört das hin — noch immer zu wenig betont, um von den Profanhistorikern ganz zu schweigen. Das Mittel- und Herzstück der christlichen Bewegung ist die Erhebung zu einer natürlich ganz in das Religiöse eingebetteten, weil einem außerweltlichen Ziele zustrebenden Moralität. Es ist es schon deshalb, weil darüber unter allen christlichen Parteien kein Streit gewesen ist und weil von Jesus bis Origenes dies in der Verkündigung im Vordergrund steht. Das Christentum ist auf dem Grunde der Sündenvergebung die Botschaft von der Enthaltung und der Auferstehung, d. h. von der Enthüllung des Kerns des Menschen (er ist „besser als viele Sperlinge“) oder von seiner Umschöpfung zu einem heiligen und darum dauernden Dasein.

Troeltsch kehrt nun in seiner Darstellung noch einmal zu den unteren Klassen zurück. Er meint, religiöse — wir fügen hinzu „und sittliche“ — Neubildungen vollzogen sich in doppelter Weise, teils nämlich gingen sie aus von den Höhen der Bildung und Reflexion und greifen um sich als Kritik und Spekulation (Stoizismus usw.), teils seien sie als eigentlich schöpferische, gemeindegeldende religiöse Grundlegungen das Werk der unteren Schichten; hier sei allein die Ungebrochenheit der Phantasie, die Einfachheit des Gemütslebens, die Unreflektiertheit des Gedankens, die Ur-

wüchsigkeit der Kraft und die Echtheit des Bedürfnisses vereinigt, aus denen heraus sich der unbedingte Autoritätsglaube an eine göttliche Offenbarung, die Naivität der Hingabe und die Intransigenz der Gewißheit bilden könne; dies gelte nun auch von der christlichen Religion. Ich vermag ihm nicht ganz recht zu geben. Für sich steht Jesus, und auf die Judenchristen wird die Erwägung von Troeltsch zutreffen; auch hebt er richtig hervor, wie im 2. Jahrhundert sich die Reflexionskultur mit dem Christentum verbindet und dieses stark genug ist, unter diesem Bündnis nicht zusammenzubrechen. Aber damit ist noch zu wenig gesagt. Auf die „Heiden“ konnte die christliche Predigt niemals den Eindruck einer naiven Religion machen, die sich an die naive Religiosität richte — trotz des geschichtlich-mythologischen Stoffs, den sie mitbrachte. Sie konnte das nicht, weil sie als Monotheismus und spirituelle Moral an sich und zumal für die „Heiden“ in der Sphäre der Philosophie lag (wie schon das Judentum) und diesen Charakter nie verlieren konnte, mochte ihr mythologischer, pneumatischer, sakramentaler und autoritativer Apparat noch so groß sein. Diese Religion richtete sich keineswegs an das naive religiöse Bewußtsein allein, sondern immer an ein reflektiertes zugleich. Wo jenes allein vorhanden war, konnte sie bei den Völkern keinen Eingang finden. Wir verdecken uns leicht diese Tatsache, weil wir für das, was Monotheismus und individualistische hohe Moral damals bedeuteten, kein unmittelbares Verständnis mehr besitzen — uns sind sie nicht mehr „Philosophie“! —, und weil wir die pneumatischen und mythologischen Bestandteile sämtlich zum „Naiven“ rechnen. Aber diese Naivität war damals auch in den höheren Schichten so weit verbreitet, daß sie kein Merkmal für die unteren Klassen ist, und die Annahme der monotheistischen Moral setzte damals eine solche Emanzipation von dem Landläufigen und Inferioren voraus, daß die untere Schicht eben durch sie bereits durchbrochen wurde. Auch darauf darf man sich nicht berufen, daß „die ganze altchristliche Literatur eine unterirdische, von der Bildungswelt lange nicht beachtete und nicht beeinflusste Volksliteratur war mit allen Eigentümlichkeiten der Volksüberlieferung, in der Sprache des Volkes und auf Bedürfnisse und Phantasie des Volkes überall bezogen“; denn diese Charakteristik ist nicht richtig. Richtig ist, daß die älteste Evangelienaufzeichnung — mit ihr sind wir wieder in Palästina — so beschaffen war, aber von welchen urchristlichen Schriftstücken diese Beschreibung sonst gilt, weiß ich nicht. Für sie alle oder fast

alle gilt vielmehr, daß sie ursprünglich überhaupt nicht „Literatur“ waren, sondern sehr gewichtige Gelegenheitschriften, die später zu „Literatur“ gestempelt worden sind, weil sie autoritativen Charakter erhielten. Aber weder die Paulusbriefe, noch die katholischen Briefe noch die Schriften der apostolischen Väter und was wir sonst besitzen, können irgendwie als „Volksliteratur mit allen Eigentümlichkeiten der Volksüberlieferung“ bezeichnet werden. Sie gehören durchaus zur „Reflexionskultur“ und bezeugen an ihrem Teile, daß die Heidenkirchen ein rein „naives“ Stadium in ihrer Geschichte gerade am Anfang nicht besessen haben. Das Naiv-Pneumatische ist vielmehr in die religiöse Reflexion vollständig eingebettet. Erst als in der Mitte des 2. Jahrhunderts die schulmäßig-antike Reflexion hinzutritt, beginnt, als ihr Schatten und Widerspiel zugleich, die antike religiöse Naivität in den Kirchen selbständig Raum zu gewinnen. Vorher ist nur ihre Kraft in Anspruch genommen; ihr Inhalt mußte es sich gefallen lassen, mit Feuer und Schwert als „dämonisch“ von der reflektierten Religion ausgetrieben zu werden. Nicht erst die Apologeten also bringen die Reflexions-Religion und -Kultur hinzu — ihr Werk ist die wichtige Verbindung des Christlichen mit der griechischen philosophischen Schulwissenschaft —, sondern schon Paulus und alle die namenlosen ältesten Missionare erschienen den Griechen als Verkündiger einer — freilich mit Torheiten vermischten — „vernünftigen Gottesverehrung“, waren es auch wirklich, begannen sofort damit, auch den christlichen „Mythos“ dem Gedanken zu unterwerfen und zerstörten die heidnische religiöse Naivität. Die Momente in der christlichen Verkündigung, an welche diese Naivität sich noch immer anzuheften vermochte, sind am Anfang wenig zahlreich gewesen, und sie fand sie kaum noch heraus. Selbst die Hoffnung auf die Auferstehung des Fleisches war so eng mit Geistigem verknüpft, daß sie Vielen nicht wie ein Mythologumenon, sondern wie die Potenzierung eines Philosophumenon erschien und auch so wirkte, und die Hoffnung auf zukünftige Freuden war an so ernste Bedingungen innerer Umwandlung und Heiligung gebunden, daß ihr irdischer Glanz notwendig verblaffen mußte. Mit Staunen sieht man, daß die griechisch-römische Welt in dem Jahrhundert zwischen den Jahren 50 und 150 von einer religiösen Botschaft erfaßt wird, die ihrer Naivität die größten Opfer aufnötigt und die zunächst wirklich nichts anderes ist als eine spirituelle, sittliche und religiöse Botschaft im schärfsten Gegensatz zur „Welt“. Man wird mit Troeltsch immer wie der darüber nachsinnen müssen, inwiefern das, was der griechische Mittelstand

in den vorhergehenden drei Jahrhunderten äußerlich und innerlich erlebt hatte, ihn durch die Auflösung der alten innerweltlichen Ideale für die Aufnahme der christlichen Verkündigung disponierte, aber man wird auch mit ihm sagen müssen, daß die Disposition und ihre Erfüllung direkt nicht kommensurabel gewesen sind. Die Disposition ist durch eine Reihe zusammenwirkender Momente herbeigeführt worden, in denen neben den religionsgeschichtlichen und politischen auch soziale eine große Rolle gespielt haben — die Erfüllung wurde in einer Verkündigung geboten, die prinzipiell alle nicht-religiösen Interessen, also auch die sozialen, negierte und abschneidet und die dabei keineswegs nur einen alten Mythos durch einen neuen ersetzt, sondern peremptorisch verlangte, alle geistigen und sittlichen Kräfte anzustrengen oder erst zu gewinnen und sich mit ihren Mitteln der Religion zu bemächtigen.

II.

„Es ist demnach ein Mißverständnis, an die Predigt Jesu, die dem allen zu Grunde liegt, in erster Linie „soziale“ Fragestellungen heranzubringen“, und es ist nicht weniger ein Mißverständnis, die älteste Verkündigung, wie sie zu den Griechen gekommen ist, prinzipiell unter sozialen Gesichtspunkten zu betrachten. Und dennoch haben sich aus der Predigt Jesu und aus der ältesten Verkündigung sofort höchst eigentümliche und wichtige soziale Erscheinungen entwickelt, ja sind ihr offenbar irgendwie wesentlich. Wie ist das zustande gekommen?

Jesus predigte die Nähe des Gottesreichs d. h. des Inbegriffs der vollendeten Gottesherrschaft und lehrte die Menschen, in seinem Tun bereits den Anbruch dieser Herrschaft erkennen. Diese Erkenntnis, vor allem aber die innere Bereitschaft in Demut, Sündenerkenntnis, Gottvertrauen und ungeteiltem Herzen bezeichnen die Anforderungen, die er stellt. Er sammelt aber auch die Menschen für dieses Reich und sieht in der sich vermehrenden Gemeinde schon die Vorausnahme desselben.

Die Grundforderung, die als das Tun des Willens Gottes bezeichnet wird, ist eine einheitliche und richtet sich ganz an die tiefste Gesinnung des Menschen; aber dabei ist dieses rein ethische Ideal „absolut durchdrungen von dem religiösen Gedanken der den Menschen innerlich durchschauenden und im Gewissensgebot an sich heranziehenden Gottesgegenwart und von dem Gedanken eines in der Selbstopferung für Gott zu gewinnenden unendlichen und ewigen

Wertes der Seele.“ Der Unterschied einer heteronomen und autonomen Moral ist hier wirklich aufgehoben. In der Demut fallen sie zusammen und in dem Charakter des Hungerns und Dürstens, den diese Moral hat. Eben darum schicken sich die Armen und Gedrückten leichter zu ihr als die anderen.

Troeltsch zeigt nun in ausgezeichneter Weise, wie sich aus dieser Wurzel einerseits ein unbegrenzter und unbedingter Individualismus entwickelt — der allem übergeordnete Wert der einzelnen Seele, wie sie diesen Wert aus der Verbindung mit Gott erhält und wie sie keine höhere, ja, so scheint es, keine andere Aufgabe hat als diese Verbindung zu bewahren —, aber andererseits auch ein starker Gemeinschaftsgedanke, nicht nur weil zu den in der Selbstheiligung für Gott befolgten Geboten auch die altruistischen Gebote überhaupt gehören, da auch in ihnen die Selbstverleugnung zum Ausdruck kommt, sondern auch weil die für Gott sich Heiligenden im gemeinsamen Ziel, in Gott, sich treffen. Troeltsch stimmt also dem Satze, wie ich ihn formuliert habe, daß die Verkündigung Jesu im Tiefsten individualistisch und im Tiefsten sozialistisch sei, durchaus zu, und er verwirft zugleich mit mir die Schopenhauersche Meinung, im Evangelium sei es doch letztlich auf Askese abgesehen; denn hierbei wird die Strenge einer positiven Forderung ganz unstatthaft mit einer fremden negativen (Selbstmortifikation) gleichgesetzt. Und auch darin sind wir gegenüber weit verbreiteten Irrtümern zu meiner Freude einig, daß man das ethische Ideal nicht aus der Eschatologie ableiten darf, so sehr man anerkennen muß, daß der Radikalismus dieses Ideals und die Unbekümmertheit Jesu um Möglichkeit und Durchführbarkeit ohne die Eschatologie nicht leicht zu verstehen ist: „der Boden, auf dem die ethischen Forderungen durchgeführt werden sollen, wird nicht lange dauern und hat keinen Wert in sich selbst.“ Endlich stimmen wir auch darin zusammen, daß man „das Evangelium“ im einzelnen nicht systematisieren darf — so gewiß es sich auch auf einzelne sachliche Forderungen bezieht —, weil es sich schließlich in ihm doch nur um etwas Einfaches handelt, nämlich um das ungeteilte Herz und die unbedingte Unterwerfung unter den schaffenden und leitenden heiligen Liebeswillen Gottes.

Allein in der Durchführung dieses Gedankens scheint mir Troeltsch doch zu weit gegangen zu sein und — im Interesse, die Einheit und Wucht der evangelischen Verkündigung ans Licht zu stellen — ihren Absichten nicht ganz gerecht zu werden. Obgleich er sich gegen das Systematisieren verwahrt, treibt er es doch so weit, daß

die Forderung der Nächstenliebe und der Hilfsbereitschaft im Sinne Jesu in seiner Darstellung Schaden leidet. Gewiß kann man nachweisen, daß auch die Nächstenliebe als Exponent der Gottesliebe bei Jesus gedacht ist, und daß auch der Gedanke der Liebesgemeinschaft der Menschen untereinander von ihr abgeleitet wird. Welche trefflichen, aber auch welche verwüstenden Folgen in der Kirche diese Betrachtung gehabt hat, ist hinreichend bekannt. („Wenn wir Anderen etwas Gutes tun, tun wir es zu unsrem Vorteil“, sagt schon Tertullian)! Aber Jesus ist an den schlimmen Folgen nicht Schuld. In seiner Predigt tritt die Nächstenliebe und die Pflicht der Hilfe schlicht und einfach auch als eine Pflicht auf, die ganz auf sich selbst beruht und nur ihr Vorbild an dem barmherzigen Wirken Gottes hat. Ja noch mehr — kann die Nächstenliebe als der Exponent der Gottesliebe aufgefaßt werden, so gilt auch das Umgekehrte: wo jene ist, ist alles, was nötig ist, vorhanden: ohne es zu wissen und zu wollen, haben die, welche Hungrige speisen und Nackte kleiden, dem Messias, d. h. Gott selbst gedient! Troeltsch aber polemisiert dagegen, daß ich im Sinne Jesu die Nächstenliebe auch selbständig neben die Gottesliebe gestellt habe, meint, daß ausschließlich ihre Unterordnung unter die letztere gelte, sucht die Forderungen der Hilfeleistung gegenüber den Bedürftigen und Elenden aus dem religiösen Grundgedanken ausschließlich abzuleiten und stellt es in Abrede, daß die Liebesgesinnung im Evangelium auch an dem Gedanken der Hilfe und Förderung um ihrer selbst willen habe. „Sonst“, fährt er fort, „wäre die Beschränkung auf reine Liebeserweisung und der Verzicht auf alle politisch-sozialen Reformforderungen gar nicht zu erklären. Die Liebe, wie sie Jesus vorstellt, hat immer einigermaßen den Charakter der Selbstüberwindung . . . sie ist um Gottes willen gefordert und nicht um des Menschen willen. Das gilt für Jesus und für die nächste Folgezeit.“

Man muß zahlreiche Gleichnisse, Sprüche und Taten Jesu auf das Prokrustesbett spannen und sie ihres schlichten Sinns berauben, wenn man diese Worte gutheißen soll, und man muß noch viel zahlreichere Betätigungen der ältesten Christenheit austreichen oder umdeuten, wenn man dieser Behauptung beistimmen will. Troeltsch geht aber sogar so weit zu erklären, „der Satz Harnacks: „Wo der Christ klar erkennt, daß ein wirtschaftlicher Zustand zur Notlage für die Menschen (d. h. zunächst für die Brüder) geworden ist, da soll er nach Abhilfe suchen; denn er ist ein Jünger dessen, der ein Heiland war“, hat für die alte Kirche nicht gegolten.“ Er hat

für Jesus und für die alte Christenheit in vollstem Umfange gegolten! Man soll die Nächsten nicht in Armut und im Schmutze liegen lassen, heißt es nicht nur im Hebräerevangelium, sondern auch die synoptischen Evangelien, vor allem das Lukasevangelium, bieten ähnliche Mahnungen genug, und bis zu jenem Briefe Cyprians hin, der für einen als Christ aus seinem Stande ausgetretenen Schauspieler sorgt, ferner bis zu jenen Briefen aus dem 3. Jahrhundert hin, mit welchen zugleich reiche Unterstützungsgaben für überfallene und ruinierte Gemeinden mitgesandt wurden, will ich ihm Belege die Fülle für den inkriminierten Satz beibringen. Diesen Satz glaubt Troeltsch schon durch den Hinweis widerlegen zu können, daß, wenn er richtig wäre, die Kirche sich gegen die Sklaverei hätte wenden und überhaupt zu politisch-sozialen Reformforderungen (s. o.) hätte übergehen müssen. Hier hat den umsichtigen Gelehrten die Umsicht verlassen, und er ist in einen landläufigen Irrtum gestürzt. Daraus, daß die werktätige Nächstenliebe, welche schwere Notlagen neben sich nicht duldet, eine selbständige Forderung des Evangeliums ist, folgt noch keineswegs die Notwendigkeit, zu politisch-sozialen Reformen, am wenigsten zur Reform der Sklaverei vorzuschreiten. Das wäre ein Verbesserungsversuch an der „großen Welt“, die für den Christen nur als Stätte des Teufels existiert und dem Verderben geweiht ist, unter deren Pudenda übrigens die Sklaverei von den Christen höchstens an letzter Stelle genannt worden wäre. Das Auge des Christen sieht immer nur Personen, die unter wirtschaftlichen Zuständen leiden; ihnen aber soll geholfen werden.

Es bleibt also dabei, daß der Notlage der Nebenmenschen, in erster Linie der Brüder, durch Nächstenliebe zu steuern eine primäre Forderung des Evangeliums ist — unbeschadet dessen, daß sie auch aus der Gottesliebe im Sinne Jesu abgeleitet werden kann. Deshalb muß ich auch den andern Satz, den Troeltsch angreift, verteidigen: „Die Aufgabe war, irdische Not und Elend ebenso wie irdisches Glück für etwas Geringes zu achten und doch jeglicher Not zu steuern, das Haupt im Glauben mutig zum Himmel zu erheben und doch mit Herz und Mund und Hand auf dieser Erde für den Bruder zu arbeiten.“ Troeltsch bestreitet das „und doch“; teils läßt er das zweite Glied überhaupt nicht gelten, teils sucht er es dem ersten zu unterwerfen. Letzteres ist nicht unrichtig, wie wir gesehen haben, aber es genügt nicht; die Selbständigkeit der Forderung der Nächstenliebe ist daneben anzuerkennen. Bemerkt man aber, daß dadurch doch eine gewisse Duplizität in die Verkündigung Jesu komme, so will ich diese nicht

ganz ausschließen; die Lehre ist ja nicht „systematisch“. Indessen ist die Duplizität gewiß nicht so stark, wie z. B. die in Luthers großer Schrift: „Von der Freiheit eines Christenmenschen“, in der es ihm nicht gelungen ist, „den Knecht aller Dinge in der Liebe“ und „den Herrn aller Dinge im Glauben“ befriedigend miteinander zu verbinden oder jenen aus diesem wirklich abzuleiten. Aber man hat sich doch klar zu machen, daß wir hier vor den Pforten der letzten Dinge stehen, die in einer unergründlichen Tiefe ruhen — die Gottesliebe in ihrem Verhältnis zur Nächstenliebe! Wer das Problem durchlebt und durchgedacht hat, kommt nicht dazu, es zu lösen, sondern zu der Stückwerk-Erkenntnis, daß sie zusammenfallen und doch nicht zusammenfallen. Man verwundert aber den tatsächlichen Befund, wenn man für Jesus und die älteste Christenheit behauptet, daß sie für sie so zusammengefallen seien, daß die Nächstenliebe um ihrer selbst willen keinen Spielraum befehlen habe und nicht auch eine selbständige Forderung gewesen sei.

Hiermit ist bereits ausgesprochen, daß man die werktätige, jeder Not entgegentretende Nächstenliebe nicht nur als eine abgeleitete „soziale Anwendung“ des Evangeliums betrachten darf, sondern daß sie als soziologisches Prinzip, welches teils aus der Gottesliebe folgt, teils auch sein eigenes Recht besitzt, in das Wesen des Christentums einzurechnen ist. So bildet sie einen wesentlichen Faktor zur Erzeugung des Universalismus des Evangeliums, der freilich primär eine Folge der Unterordnung unter Gott ist, vor dem alle in gleicher Bedürftigkeit stehen und dessen Vatergüte und Kraft sie in gleicher Weise erbitten.

Troeltsch geht nun weiter auf die Folgen ein, die sich aus der sozialen Anwendung des Evangeliums mit Notwendigkeit ergaben. Mit der eben dargelegten Einschränkung wird man ihm dabei gern folgen. Ich schließe mit einigen kurzen Ausführungen: Einerseits schwebt eine Art von „Liebeskommunismus“ über der sich ausgestaltenden Entwicklung der christlichen Gemeinde, der sich aus dem Radikalismus der Gottes- und Nächstenliebe von selbst ergab, andererseits konnte nicht leicht daran gedacht werden, diesen Liebeskommunismus tatsächlich zu verwirklichen, oder es mußte doch die Verwirklichung sofort wieder aufgehoben werden. Denn sobald man hier energischer wurde, stieß man erst recht auf die Welt und mußte sich — um es anders zu machen als die „Welt“ — mit tausend Dingen befassen, mit denen man eben nichts zu tun haben wollte. Dazu kam, daß das als ganz nahe erwartete Weltende größere

Reformbestrebungen überhaupt niederhielt. Betete man täglich: „Kommen möge die Gnade und verschwinden möge die Welt: der Herr ist nahe“, so war man nicht dafür disponiert, an den Zuständen überhaupt zu ändern. Die Folge war, daß das geschah, was in der stumpfen Welt doch das einzig Fördernde ist — man schickte sich, ohne es zu wissen und zu wollen, zu einer langsamen Umbildung im Rahmen des Gegebenen an, oder vielmehr zu einer allmählichen Versittlichung der Verhältnisse. Naturgemäß kam das zuerst der Familie zu gut, dann dem Verkehr in Handel, Wandel und Geselligkeit, in Treu und Glauben, in Reinheit und Friedfertigkeit, in Unterstützung und Hilfe. Am Ende des 2. Jahrhunderts haben das unbefangene Griechen und Römer anerkannt: „Sehet wie sie sich lieb haben und wie sie sich als Brüder betrachten“, so sprach man in Karthago nach dem Zeugnis Tertullians von den Christen. „In gemeinschaftlichen Angelegenheiten setzen sie sich über alle Kosten hinweg und sind wie Brüder zusammengeschlossen“, sagt Lucian. Alles ist freilich auf die Gemeinden in ihrem inneren Verhältnis unter sich beschränkt, aber diese Gemeinden wurden immer größer, und daneben fehlen doch auch Beispiele der Fürsorge für Andersgläubige nicht.

Der gewonnene Zustand war in sozialer Hinsicht — auf die Aktionsfähigkeit gesehen — der denkbar günstigste: über den Gemeinden als Ideal der Liebeskommunismus schwebend, stark genug, um sie nicht einschlafen zu lassen, aber viel zu hoch, um — unbedeutende Ausnahmen abgerechnet — zur Verwirklichung zu verführen: in den Gemeinden selbst kräftige sittliche Forderungen zur Heiligung des privaten Lebens, der Ehe, der Familie und des gesamten Verkehrs, aber angeschlossen an die wirklichen Zustände. Die neue Religion war von Anfang an oder wurde sehr bald in der Heidenkirche eine in bezug auf die sozialen Zustände konservative Macht, nicht nur in dem Sinne, in welchem jede sittliche Bewegung eine solche ist, sondern konservativ auch in bezug auf jede erprobte gute Sitte und Ordnung. Sie hatte und brachte neben der Ideologie ihres schwebenden Liebeskommunismus überhaupt kein ihr eigentümliches soziales Programm — ein solches erhielt sie erst ganz allmählich und schwerlich zu ihrem Vorteil aus der Berührung mit dem antiken Sozialismus und aus der Entwicklung der Askese —, sondern nur eine in ihren Wirkungen zweischneidige absolute Autorität, ferner Verbesserungen, Versittlichungen, Verinnerlichungen und eine tatsächliche Hilfsleistung, die wahrscheinlich alles hinter sich ließ, was ähn-

liches im Reiche vorhanden war. Man kann über die Größe und den Wert der sittlich-sozialen Fortschritte, die unter solchen Umständen gemacht worden sind, verschieden denken; aber man soll den Tatbestand nicht verwirren, der hier vorliegt. Ihn in den Hauptpunkten richtig wiedergegeben zu haben, ist ein hohes Verdienst der an Umfang geringen, an Inhalt überaus reichen Abhandlung von Troeltsch.

Marwitz' Schilderung der altpreußischen Armee.

Veröffentlicht von

Friedrich Meusel.

Schon vor fünfeinhalb Jahrzehnten war unter dem Titel: „Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwigs von der Marwitz“ ein knapper, künstlich zurechtgestufter Auszug aus Marwitz' Selbstbiographie, seinen Tagebüchern und politischen Schriften veröffentlicht worden, als dessen ungenannter Bearbeiter sich Marcus Niebuhr, der Sohn des Historikers, damals Kabinettssekretär Friedrich Wilhelms IV., hat feststellen lassen.

Mit großem Geschick hatte Niebuhr es verstanden, die Marwitz'schen Denkwürdigkeiten zu einer Art Tendenzschrift im Sinne der konservativ-feudalen Partei umzugestalten: alles, was dem Programm dieser eben gebildeten Partei widersprach, wurde geändert oder hinweggestrichen — abgesehen von den mancherlei sonstigen Rücksichten, die damals, namentlich für ihn in seiner Stellung, zu nehmen waren. Einige Beispiele für die Art dieser Veränderung statt vieler! Hatte Marwitz geschrieben: „Nachdem dieses für ganz Deutschland abgemacht schien, wurde in Berlin zur Entwerfung der ständischen Verfassung geschritten. Wenn man redlich dabei hätte zu Werke gehen wollen, so wäre es nach allem bisher Geschehenen ein sehr schweres Werk gewesen, welches aber doch, glücklich vollendet, heilbringend hätte werden können“, so druckte Niebuhr, zugleich als Programm für die Zukunft: „... geschritten. Das wird nach allem bisher Geschehenen ein sehr schweres Werk seyn, welches aber doch, glücklich vollendet, heilbringend werden kann.“ War bei Marwitz von „Revolution“ die Rede, wobei er die Stein-Hardenbergsche Reform im Auge hatte, so ließ Niebuhr mit doppeltem Sperrdruck setzen: „Die **Revolution**, d. h. die nach Aufhebung aller alten Ordnungen eingetretene Schrankenlosigkeit“, um den gleichgestimmten Leser an die Schrecken der Revolution von 1848 zu erinnern, und hatte Marwitz mit seinem

Freimut gar einmal geschrieben: „Es war eine Revolution wie sie sein muß“, so machte sein Bearbeiter vorsorglich daraus: „eine Revolution — wie sie allein erlaubt ist.“ Daß schließlich die zeitweisen liberalen Anwandlungen dieses märkischen Junkers, von 1813/19, sein Ruf nach Verfassung, nach Schwurgerichten, Pressefreiheit u. s. w., sämtlich verschwiegen wurden, verstand sich von selbst: hätte man mit derartigen Äußerungen eines der Väter der konservativen Partei doch Wasser auf die Mühlen der Gegner getrieben!

So ist das Buch in seiner völlig veränderten Neu-Ausgabe*) nicht nur dem Umfang nach auf mehr als das Doppelte gewachsen, sondern auch der frühere Text bereits im ersten Bande an mehreren Tausend Stellen ein anderer geworden. Indem jetzt diese Memoiren — ähnlich wie die Boyens — von einer schonungslos scharfen Charakteristik Friedrich Wilhelms III. durchzogen sind, die vorher so gut wie völlig getilgt war, hat sich der Gesichtswinkel des Verfassers nicht unwesentlich verschoben, ja ist der ganze Charakter des Buches ein anderer geworden. Wir vermögen erst jetzt dem Leser ein wissenschaftliches Quellenwerk zu bieten, mit dessen Hilfe es möglich sein wird, in viel reicherer Weise als bisher die geistige Welt des märkischen Junkertums im Reformzeitalter darzustellen.

Es hat ja lange gewährt, bis die Historiker von Fach den altpreussischen Junker haben würdigen lernen. Als zu Beginn der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts die wissenschaftliche Erforschung der Reformzeit begann, waren die neueren Historiker fast ohne Ausnahme politisch eifrige Verfechter des liberalen und nationalen Gedankens, die in den großen Reformern die Vorkämpfer ihrer eigenen Ideale erblickten, während ihnen das spezifische Preußentum, vor allem die preussischen Junker, als ein Hemmnis für die Verwirklichung dieser Ideale erschienen. Den Junkern der Reformzeit wurden nunmehr — wie einst von ihren Gegnern — auch von Männern der Wissenschaft die eigennützigsten Motive untergeschoben. Selbst Droysen, Yorks Biograph, suchte seinen Helden, dessen Anschauungen in allen wesentlichen Punkten mit denen von Marwig z. B. übereinstimmten, von dem märkischen Adel scharf zu trennen, indem er schrieb: „So wenig würde es gerecht sein, wenn man den Widerspruch Yorks gegen die Legislation von 1808 mit denjenigen Richtungen identifizieren

*) Friedrich August Ludwig von der Marwig. Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege. Bd. I, Lebensbeschreibung. Herausgegeben von Friedrich Meusel. Berlin, 1908, E. S. Mittler & Sohn. LVII und 736 S. 12 M., geb. 14 M.

wollte, die zur Wahrung des eigenen Vorteils anfangs in stillen Verdächtigungen, bald mit wachsendem Troß der Durchführung des neuen Wesens entgegen traten.“*)

Nicht zum mindesten das wachsende Verständnis für die Politik und die Persönlichkeit des Fürsten Bismarck hat auch für die Wertung des Altpreußentums und seines größten Vertreters, des Großen Königs, andere Maßstäbe herbeigeführt. Heute ist die weit überwiegende Mehrzahl der neueren Historiker von der Tüchtigkeit des preußischen Landedelmanns und seiner Bedeutung für die preußische Geschichte durchdrungen, wie denn Treitschke seinem Liebling, dem Reichsfreiherrn v. Stein, gegenüber bemerkt: dieses arme anspruchsvolle Junkertum der Marken habe für Deutschlands neue Geschichte unvergleichlich mehr geleistet, als der gesamte Reichsadel.**)

Als eine Ergänzung der Marwitzschen Memoiren, durch die wir den bedeutendsten Führer dieses landsässigen Adels im Reformzeitalter in seiner ganzen Frische und Ursprünglichkeit, seiner knorrigen Eigenart — einen Vorläufer Bismarcks — kennen lernen, möchte ich den Lesern im Folgenden Marwitz' Schilderung der altpreußischen Armee vorlegen. Sie ist in den Jahren 1832—34 verfaßt und hat — wie reichlich zwei Drittel des Stoffs — aus Raumgründen in der Ausgabe fortbleiben müssen. Daß Marwitz auch hier, wie an den übrigen Stellen seiner Schriften, wo er auf das preußische Heer etwa der Jahre 1790/1806 zu sprechen kommt***), die Farben zu hell aufträgt, zu günstig urteilt, versteht sich von selbst: die Ideale dieses Begründers und Vorkämpfers konservativer Parteianschauung liegen auch militärisch z. T. in der Vergangenheit. Doch besaßen wir ein so anschauliches Gemälde z. B. der Revuen unter Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm II., der Disziplin und des Geistes in der alten Armee, besonders der Kavallerie, der äußeren Erscheinung der Truppen u. s. w. noch nicht.

Marwitz hat 1791—1802 und 1805/07, als Junker beginnend, zuletzt Major und Führer eines Freikorps, in der altpreußischen Armee gedient, den größten Teil dieser Zeit bei den Gensd' armes,

*) Droysen, *Wort* I², 210 (1851). Noch schärfer Häusser, *Gesammelte Schriften* Bd. II, S. 325 f.

**) *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert* I⁹ S. 272. Vgl. auch das Feuilleton von v. Petersdorff über Marwitz in der *Kreuzzeitung* vom 23/24. Januar 1908.

***) Vgl. *Lebensbeschreibung* (Bd. I) S. 52 ff., 164 f., 255, 300 f., 442 f., 502 ff., 707 ff. und besonders den später erscheinenden 3. Band: *Militärische Tagebücher und Schriften* Fr. Aug. Ludwigs v. d. Marwitz, 1805—16 (E. S. Mittler & Sohn).

dem zweitvornehmsten Garde-Kavallerie-Regiment in Berlin, gestanden und schildert auch hier, mit hervorragender Beobachtungsgabe und ungewöhnlichem Gedächtnis ausgestattet, plastisch und farbenreich als Augenzeuge.

„Das Regiment Gensd'armes war das ehemalige Garde-Mürassier-Regiment seit Friedrich dem Ersten. Friedrich der Zweite hatte aber bei seinem Regierungsantritt nächst der neuen Garde zu Fuß auch eine neue Garde zu Pferde, die Gardes du Corps, errichtet, so daß die Gensd'armes seitdem den zweiten Rang in der Armee hatten und auch im Felde beständig mit den Gardes du Corps eine Brigade formierten.

Die Gensd'armes waren 750 Pferde stark, in 10 Kompagnien zu 75 Pferden. Zwei Kompagnien stießen beim Exerzieren immer zu einer Schwadron zusammen.

Chef war damals der General der Kavallerie von Brittwitz*), derselbe, der den König in der Schlacht bei Kunersdorf den Händen der Russen entriß und dafür das Amt Quilitz**) (ein Geschenk von über 200 000 Thalern) bekommen hatte, Kommandeur war der Oberst von Holzendorff.

Damals waren in der ganzen Armee sowohl der General, als auch der Oberst, Hauptleute und Kompagniechef in ihren Regimentern. Ebenso war es bei den Gensd'armes. Die übrigen acht Kompagnien waren besetzt mit noch sechs Majoren oder Oberstleutnants und zwei Rittmeistern. Bei Zorndorf waren zwar alle Rittmeister Major geworden und es hatte so bleiben sollen, indessen waren doch wieder zwei Stellen eingegangen, wodurch aber doch noch zwei Stabsoffiziere mehr verblieben, als in jedem andern Kavallerie-Regiment. Außerdem waren noch sechs Stabsrittmeister, 14 Leutnants und 10 Kornetts, in Summa 40 Offiziere.

Diese Offiziere rangierten mit der Garde nach dem Patent, gegen alle andern Regimenter der Armee aber hatte immer der Offizier von der Garde oder von den Gensd'armes das Kommando, ohne Rücksicht auf das Patent.

Die anderen Regimenter hatten 5 Premierleutnants und dagegen nur 5 Kornetts, so daß man in den Gensd'armen zwar später Leutnant wurde; man kommandierte aber sogleich alle Leutnants

*) Joachim Bernhard von Brittwitz und Gaffron war 1762 Kommandeur der Zieten-Quilaren, wurde 1774 zum Generalmajor und Chef der Gensd'armes ernannt und starb 1793 als General der Kavallerie.

**) Jetzt Neu-Hardenberg (Kreis Lebus).

von anderen Regimentern, wenn man im Dienst mit ihnen zusammenstieß, sie mochten nun Premierleutnants oder Sekondeleutnants sein.

Diese Prærogative erstreckte sich aber nur auf die drei unteren Offiziergrade, Kornett, Leutnant und Rittmeister, weil hier nur unbedeutende Kommandos vorkommen konnten. Sobald man Stabs-offizier war, hatte man seinen bestimmten Rang und Avancement durch die ganze Armee, und konnte keine Art der Anstellung zu einem höheren Kommando, als nach dem Patent, Anspruch geben.

Ueberhaupt gab es damals viele Ehrenansprüche, gegen welche niemand verstoßen durfte. In den Regimentern selbst war aller Dienst in Ehren- und Fatiguendienst geteilt. Die Ehre ging der Reihe nach von oben herunter. Dazu gehörten alle Kommandos gegen den Feind (und beim Exerzieren), alle Wachen, Standrecht, Kriegsrecht usw. Diese Dienste tat der älteste zuerst und der jüngste zuletzt. — Die Fatigue hingegen ging von unten herauf, also Transporte bei der Bagage, Revisionen von Montierungen, Lazaretten und dergleichen mußte der jüngste zuerst tun und der älteste kam zuletzt daran.

Jede Kompagnie war das Eigentum ihres Chefs, folgte seinem Range und avancierte also mit ihm. Z. B. die sechste Kompagnie (nach dem Range des Inhabers) stieß mit der ersten (der Kompagnie des Generals, Leibkompagnie) zur ersten Schwadron zusammen, ebenso die siebente mit der Kompagnie des Obersten zur zweiten Schwadron, dann die dritte mit der achten, die vierte mit der neunten und die fünfte mit der zehnten. Nun stand aber die erste oder Leibschwadron auf dem rechten Flügel des Regiments, die zweite Schwadron mit der Kompagnie des Obersten auf dem linken Flügel, die dritte Schwadron neben dem rechten Flügel, die vierte neben dem linken Flügel, die fünfte in der Mitte des Regiments. — In den Schwadronen aber von der Mitte bis zum rechten Flügel stand die älteste Kompagnie rechter Hand, in den beiden linken Flügel-schwadronen aber linker Hand, weil die Flügel, als die gefährlichsten Posten, die Ehrenposten waren.

Demnach wechselten die Kompagnien ihren Platz, sobald eine Veränderung mit ihren Chefs vorfiel.

Jede Schwadron hatte bei den Kürassieren und Dragonern ihre Standarte. Die Husaren hatten keine. (Es ist auch absurd, denen Truppen welche zu geben, die zu Detachements bestimmt sind.)

Im Felde gaben die Husaren alle Patrouillen und Detache-

ments, die Dragoner die Feldwachen und die Kürassiere das Pifet. Wenn aber die Waffengattungen nicht hinreichend waren, so konnte es auch kommen, daß die Dragoner patrouillieren und die Kürassiere die Feldwache geben mußten, niemals aber kamen Kürassiere zur Patrouille oder Husaren zum Pifet. Die Gardes du corps gaben niemals etwas anderes als Pifet.*)

Die Husaren wurden gar nicht zur Kavallerie gerechnet. Es hieß immer „die Kavallerie und Husaren“.

Ulanen gab es dem Namen nach gar nicht, aber ein Regiment Bosniaken mit Lanzen, von 10 Schwadronen, welches zu den Husaren gerechnet wurde.

Jedes Husaren-Regiment hatte 10 Schwadronen (also 1500 Pferde). Zwei Dragoner-Regimenter waren ebenso stark. Die übrigen Dragoner- und alle Kürassier-Regimenter hatten fünf Schwadronen, 750 Pferde. Die Gardes du corps hatten nur 3 Schwadronen, aber jede zu 200 Pferden, und rangierten in drei Gliedern.

In der Kavallerie hatten also die Kürassiere den Vorrang. Die Gensd'armen ausgenommen (welche das zehnte Regiment waren), rangierten die Regimenter aller Waffen nach der Anciennetät ihrer Errichtung, also nach ihren Nummern. So mußten sie auch in der Ordre de bataille stehen, das älteste Regiment allemal auf dem rechten Flügel, und kein altes Regiment konnte ins zweite Treffen gestellt werden.

Es existiert noch eine Kabinetsordre von Friedrich dem Zweiten, wo er dem General Tauenzien (dem Vater des Grafen von Wittenberg) vorschreibt, in welcher Ordnung die Regimenter zur bestimmten Stunde auf dem Revue-Platz stehen sollten. Er schrieb dies auf der Reise und setzt hinzu:

„sollte ich mich hierbei in der Anciennetät der Regimenter geirrt haben, so werdet Ihr solches redressiren, da es nicht meine Meinung ist, hierdurch irgend einem Regimente einen tort zuzufügen.“

Ebenso würde es eine Schmach gewesen sein, wenn man einen alten Soldaten hätte in das zweite Glied stellen wollen, wenn er einmal im ersten gewesen war. Ich bin mehreremal dabei gewesen, wenn der Rittmeister einen jungen hübschen Kerl und guten Reiter in das erste Glied stellen und einen alten, schon zusammengefallenen, in das zweite versetzen wollte, daß der Wachtmeister sagte:

*) Vgl. über den Vorpostendienst in der alten Armee *Z a n n*, Der Preussische Kavalleriedienst vor 1806 (Urkundliche Beiträge u. Forschungen z. Gesch. d. preuß. Heeres Heft VI) 1904, S. 72 ff.

„Ach, Herr Rittmeister! Das werden Sie doch nicht tun und den alten Soldaten, der nun schon zwanzig Jahre im ersten Gliede reitet, um den rognäsigen Rekruten, der noch keine fünf Jahre dient, so zurücksetzen!“

Dann blieb der Alte gewiß im ersten Gliede.

In der Attacke ritt der zweite Rittmeister (der älteste oder Major führte die Schwadron) mit den beiden Kornetts vor der Standarte, der älteste Leutnant auf dem rechten Flügel, der jüngste auf dem linken. Der Stabs-Rittmeister schloß.

Da das äußere Ansehen der Truppen so ganz anders war, als jetzt, so will ich es auch beschreiben.

Ein Gensd'armes hatte ein lederfarbenes Kollett von starkem Kirsey*) (dies Zeug war so stark, wie ein Finger dick ist und ein zweistündiger guter Regen drang nicht hindurch); es war ohne Knöpfe, zugehakt und mit Borten besetzt, rot und gold. Kragen und Aufschläge waren rot. Um den Leib über dem Degenkoppel trug er eine rote Feldbinde. Der große Ballasch war kurz geschnallt, so daß man ihn zu Pferde ganz leicht ziehen konnte, daran eine kleine Säbeltasche, oben dicht unter der Feldbinde; weiße lederne Beinkleider; steife Stülpstiefeln; ein breites Bandelier, mit Rot und Gold besetzt, über die linke Schulter zum Einhaken des Karabiners; eine dergleichen Patronentasche über die rechte Schulter (so daß die beiden Riemen sich kreuzten) — der Kartuschkasten hing also links und mußte zum Laden vorgenommen werden —; schwarze Halsbinde; das Haar frisiert und gepudert: einen langen Zopf, bis auf die Leibbinde;** ein dreieckiger Hut mit einem Federbusch. Im Felde auf demselben ein eisernes Kreuz wider den Hieb.

Die Kürasse, halbe, schwarz mit Messing eingefast, waren eben [kurz vor 1791] abgeschafft worden. Die Karabiner waren so groß wie gute Jagdflinten. Die Pferde waren sämtlich große Rappen oder Schwarzbraune. Die Trompeter ritten Hellbraune. Die Schabracken und Pistolenhalter waren blau, den Stern des schwarzen Adler-Ordens darauf in Wolle gestickt. Die anderen Regimenter hatten den Namenszug F. R.

*) Kirsey (der Kersey) ist ein grobes, geföpertes, stark gewalktes Tuch oder Wollenzeug.

** Bekanntlich wurde der Zopf erst im Kriege von 1806/07 (Dezember bis Mai) abgeschafft. Vgl. P e r t z, Smeisenauf I, 141. B a i l l e u, Sitzungsberichte des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg, vom 12. Juni 1907. (Forsch. zur Brand.-Preuß. Gesch., Bd. 20, Anhang, S. 26 f.)

Die gelbe Lederfarbe des Kolletts wurde aber schon damals [etwa 1790] nicht mehr hübsch gefunden; in wenigen Jahren wurden sie schon weiß geliefert.

So waren alle Kürassier-Regimenter, nur die Farbe der Kragen und Aufschläge und danach die Borten verschieden.

Die Kollette der Offiziere hatten Kragen und Aufschläge von Sammt, statt der Borten breite goldene Treffen, das Degenkoppel ganz mit eben solchen Treffen besetzt, — die Schärpe um den Leib, welche aber viel breiter getragen wurde, als jetzt.

Der Beschlag der Kürasse war vergoldet gewesen, der Vorstoß roter Sammt.

Bei Hofe und anderen feierlichen Gelegenheiten außer Dienst hatten sie einen roten Rock mit blauem Kragen und Aufschlägen, goldenem Achselband, vorn sechs breite goldene Schleifen gestickt (brandebourgs), so breit bis an die Schulter, zwei dergleichen auf den Aufschlägen, zwei auf der Tasche und vier hinten.

Für gewöhnlich denselben roten Rock, ohne Stickerei, aber mit Achselband, vorn mit zweimal acht kleinen Knöpfen.

Außer Dienst einen blauen Leibrock mit rotem Kragen und Aufschlägen und einer Reihe Knöpfe, wie ihn jetzt [1832] beinahe die ganze Armee trägt.

Die Offiziere aller anderen Kürassier-Regimenter waren dem ähnlich gekleidet, nur daß sie keine rote Röcke hatten, sondern weiße, mit farbigen Kragen, Aufklappen und Aufschlägen mit Stickerei zum Staat, ohne Stickerei für gewöhnlich.

Das einzige Regiment in Styrië*) hatte zitronengelbe Kolletts mit cramoisi-Kragen und -Aufschlägen und sah nicht am schlechtesten aus.**)

Alle diese Kleidungsstücke waren weit und durchaus bequem. Der enge Anzug kam erst nach und nach auf und ward erst unter dem jetzigen König allgemein eingeführt. — Daß man früher schon vom engen Anzug redete, rührte bloß daher, daß die bürgerliche Kleidung damals so überaus weit war (wovon man sich auf jedem

*) In der Prieognitz, Kürassierregiment, 1788—1797 von Marwitz' Oheim, Generalleutnant Gustav Ludwig v. d. Marwitz, kommandiert. (Vgl. Marwitz' Memoiren S. 12 f.)

**) Vgl. auch die Schilderung der Uniform des Prinzen Louis-Ferdinand in Marwitz' Memoiren ed. Meusel, Bd. I, S. 288 und die Abbildungen bei v. Pelet-Marbbonne, Geschichte der Brandenburg-Preussischen Reiterei Bd. I (1905) S. 343.

alten Bilde überzeugen kann), daß die Uniform dagegen eng erschien. Die Disziplin war damals auch ganz etwas anderes als jetzt. Sie war ganz einfach, der Vorgesetzte hatte zu befehlen, der Untergebene zu gehorchen. Daß man das allgemeine Landrecht hätte studieren und jedesmal erst überlegen müssen, wie eine anzustellende Untersuchung wohl ablaufen könne, davon war gar keine Rede. Der gemeine Mann war weit weniger gequält und der Offizier hatte viel weniger mit ihm zu tun, als jetzt. Alle die Plagen mit der übergroßen Egalität, daß jede Schnalle und jeder Knopf bei dem einen genau auf demselben Fleck sitzen muß, wie bei dem andern, waren durchaus unbekannt, daher fielen die ewigen Besichtigungen und das beständige Vorpredigen über den Dienst ganz weg; — letzteres vorzüglich daher, weil man alte Soldaten hatte und jährlich nur wenige Rekruten. Diese wurden langsam dressiert, man war zufrieden, wenn sie im zweiten Jahre mit in Reihe und Glied exerzieren konnten, sie lernten den Dienst aus Übung und nicht wie jetzt von einem Schulmeister durch Fragen und Antworten; — jene aber erforderten nur wenige Nachhülfe, wenn sie einmal ausdressiert waren.

Allerdings bekam der Soldat Schläge, — bei den Gensd'armen aber nicht mit dem Stock, sondern mit der flachen Klinge. Allein es ist durchaus unwahr, was spätere Schriftsteller oder nicht unterrichtete Zeitgenossen, um ihnen angenehme Neuerungen anzupreisen, verbreitet haben, daß er um jeder Kleinigkeit willen, aus Laune und von jungen Offizieren, die allerdings oft erst aus den Kinderjahren heraustraten, hätte geschlagen werden dürfen. Es fiel keinem jungen Offizier ein, sich selber Recht zu verschaffen. Er meldete den Vorfall dem Rittmeister, und hätte er anders gehandelt, so würde ihn dieser scharf dafür angesehen haben. Am wenigsten konnte es ihm einfallen, seine Laune an einem alten Soldaten auszulassen, dazu war ein solcher ein viel zu geachteter Mann.

Schläge wurden ausgeteilt bei Vorfällen, die jetzt eine Untersuchung nach sich ziehen, und zwar nach Beschaffenheit der Sache auf Befehl des Kompagnie-Chefs oder des Regiments-Kommandeurs, — und wenn hierbei ein Soldat 10 bis 12 Hiebe empfing, wobei das Point d'honneur darin bestand, sie ohne Murren oder gar Klagen auszuhalten, so war diese Strafe für Leute, die vielleicht kurz vorher von dem Bauer, bei dem sie gedient hatten, oder von dem Amtmann für ähnliche Fehler körperlich gezüchtigt worden waren, eine gelindere und auch angemessenere Strafe, als jetzt

vielleicht 4 Wochen Untersuchungsarrest (durch die Faulheit des Auditeurs) und nachher noch 8 Tage auf Latten!*)

Auch wegen Nachlässigkeit beim Exerzieren, bei anerkannt faulen Subjekten oder Rekruten, wurden einzelne Hiebe, sogenannte „Zagdhiebe“, ohne weiteres gegeben und halfen besser, als jetzt das Nachexerzieren, Gewehre putzen, in Parade=stehen und alle dergleichen sonderbar künstliche Strafen. Niemals aber geschah es an einem alten Soldaten oder von dem ersten besten jungen Offizier.

Ich habe in meinen damaligen 12 Dienstjahren vielleicht nicht 12 Soldaten körperlich bestrafen sehen. Es war auch gar nicht nötig, weil ein jeder wußte, daß es ihm unfehlbar bevorstand, wenn er nicht unbedingt gehorchte. Bei der Infanterie, wo der Haufen größer war, wurde etwas mehr geschlagen, aber auch weder in dem Maße, noch so rücksichtslos, wie man zu verbreiten beflissen gewesen ist.

Desertion fand allerdings auch statt und wurde mit Spießruten, einer freilich barbarischen Strafe, belegt, aber die Desertion war auch nicht so arg, wie man nach dem darüber gemachten Lärm hätte glauben sollen. Es war freilich hart, daß der Ausländer zeitlebens und der Einländer 20 Jahr dienen mußte, aber die ordentlichen Subjekte standen sich so gut, weil sie wenig mit dem Dienst gequält wurden und ihre Zeit jeglicher Arbeit und jeglichem Gewerbe widmen konnten, daß es ihnen nicht einfiel, zu desertieren.**)

Bei den Gensd'armen ließen wir alle Deserteurs laufen und wurde ihnen niemals nachgesetzt. Wenn sie dessen ungeachtet wieder eingebracht wurden, wie meistens geschah, und Spießruten gelaufen hatten, durften sie nicht im Regiment bleiben, sondern wurden an die Infanterie abgegeben. Dasselbe geschah mit denen, die durch Standrecht zu Stockschlägen verurteilt worden waren.

Bei einer so genauen und so einfachen Disziplin war die persönliche Autorität sehr groß. Es fiel nicht vor, daß ein Gemeiner sich gegen einen Unteroffizier verantwortet hätte, und wenn der Wachtmeister Scherff, der noch den ganzen siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte, mit seinen langen Manschetten und seiner dicken Schreibtafel in den Stall kam, so machte es einen weit größeren

*) Vgl. hierzu auch Marwitz' Memoiren ed. Meusel I, 513 ff.

***) Ueber massenhafte Desertion in den polnischen Regimentern im Kriege vgl. Marwitz' eigene Schilderung a. a. O. S. 95, 98 f.

Eindruck, größere Stille und jeder puzte sein Pferd weit eifriger, als wenn jetzt der Rittmeister erscheint.

Ganz junge Offiziere wurden eigentlich wie in Lehrjahren begriffen betrachtet, man verlangte nicht viel von ihnen, sie maßen sich selten etwas an und daher fehlte es nicht an der äußern Ehrerbietung. Die wahre Autorität fand sich erst, wenn sie etwas verstanden, wenn sie einen Rekruten dressieren konnten, guten Reitunterricht gaben und ihren Zug bestimmt und sicher führten.

Ein Rittmeister hatte eine weit größere Autorität als jetzt ein General. Es war im Dienst ein unnennbarer, effektiver Abstand zwischen ihm und seinen Untergebenen; — nicht der scheinbare, der jetzt durch alle Grade bloß durch den örtlichen Raum sichtbar ist, auf welchem er seinen Platz hat, während der moralische Abstand in jedem Augenblick von dem schlechtesten Kerl überschritten werden kann, der pfiffig genug ist, sich hinter den Gleichheits-Theorien des allgemeinen Landrechts zu verstecken und die bekannte Rechtsregel zu befolgen: *si fecisti, nega.**)

Der Regiments-Kommandeur hatte eine Stellung wie ein Gott, er hatte ganz eigentlich das Privilegium *de non appellando*. Wenn er einen Offizier sechs Wochen, zwei und drei Monat im Arrest wollte sitzen lassen, so konnte niemand etwas dagegen einwenden und nicht sicherer konnte dieser dazu gelangen, als wenn ein Bürger sich über ihn beschwert hatte.

Wenn gar der General Brittwitz auf der Parade oder beim Exerzieren erschien, so stand jedem im ganzen Regiment gleichsam der Atem still, alles hatte nur Augen und Ohren für ihn. Gleichwohl ließ er täglich, da er immer Offiziere bei sich zu Tische hatte, den jüngsten Kornett in seinem Hause vorangehen und folgte zuletzt. Jetzt sehen und sprechen die kommandierenden Offiziere die Subalternen gar nicht, sie kennen sie nicht, dürfen sich aber auch nicht unterstehen, ihnen eine wohlverdiente Strafe aufzulegen.

Das Exerzitorium war damals noch ganz Friedrichs des Zweiten auf blutige Erfahrungen gegründeten Einrichtungen gemäß, die durch Seydlitz, Zieten u. a. vervollkommnet waren. Es hatte nur den wirklichen Krieg, nicht einen bloß schönen Anblick, zum Ziele. Auf die Schnelligkeit der Bewegungen und den unwiderstehlichen Ungestüm des Angriffs wurde allein gesehen.

*) Marwitz hat in dieser Hinsicht nach 1815 wiederholt Verdruß gehabt; vgl. seine Memoiren S. 617 f. und über die abnehmende Disziplin die Ausführungen S. 513 ff., 601 f., 709 f.

Alle Schwenkungen geschahen von der Stelle aus im Galopp, in der Karriere aber, wenn die Truppe sich schon in Bewegung befand; der Aufmarsch in Zügen nach der tête, sei es nun in Schwadronen (damals „Schwadron formieren“ genannt) oder im ganzen Regiment geschah ebenfalls in Karriere; — bei dem Deployieren rückten die Schwadronen ganz dicht aufeinander, brauchten also nur eine sehr geringe Tiefe, alsdann geschah das Deployment mit Rechts- (oder Links-) vom Fleck in voller Karriere, die sich erst in kürzeren Galopp verwandelte, wenn die deployierende Schwadron von den anderen demaskiert, also im Begriff war, selber Front machen zu müssen.*)

Die Attacke **) geschah en muraille, d. h. ohne irgend eine Intervalle zwischen den Schwadronen, und zwar war damals eben als Neuerung eingeführt, daß nach dem Aufmarsch, und vor dem Beginn der Attacke, nur Knie an Knie nach der Mitte des Regiments zusammengeschlossen wurde. Bis dahin hatten die Kürassiere Knie hinter Knie zusammengeschlossen.

Wer sich in der Attacke nach hinten ausdrängen ließ, sollte 20 Fuchtel bekommen. Es wurde für entehrend und für ein Zeichen von Hundsfüttereier angesehen, aus der Flanke zurückgedrängt zu werden, weshalb ein jeder mit aller Gewalt seines Pferdes dahinstrebte, seinen Platz zu behaupten. Zwar durfte während des Trabes und Galopps auch niemand nach vorn herausbrechen (und der schließende Rittmeister war dazu da, um, wenn das Gedränge zu arg wurde, so viele Rotten wie nötig war, nach hinten heraus zu nehmen und sie im umgekehrten Fall wieder hineinzuschieben), wenn aber erst Marsch! Marsch! kommandiert war, so kam es gar nicht darauf an, ob ein Klumpen nach vorn hinausbrach, sondern ein jeder hatte, ohne jede Rücksicht, nur die angestrengteste Karriere zu reiten, um zuerst in den Feind einzubrechen. Man wußte damals noch, daß der Klumpen, der in der Karriere nach vorn hinausbricht, eben derjenige ist, der das Loch in der feindlichen Linie macht.

Wenn man damals eine Kavallerie gesehen hätte, die im ruhigsten Trabe, selbst mit ganzen Schwadronen schwenkt, nur im Trabe aufmarschiert, im Trabe mit ganzen Zügen höchst langweilig déployiert, — zur Attacke Intervallen zwischen den Schwadronen hat, und dennoch nur Bügel an Bügel, oder vielmehr garnicht zu-

*) Vgl. hierzu Jany, der preuß. Kavalleriedienst vor 1806, S. 40 ff.

**) Vgl. Jany, a. a. O. S. 48 ff.

sammenschließt (welches sie auch nicht kann, weil kein Stiefel das Knie des Reiters schützt) — wo es nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten ist, aus der Fronte zurück zu ziehen, sobald sich eine Spur von Drängen zeigt, — wo verlangt wird, daß selbst in der Karriere, beim Einhauen, die Richtung beibehalten werde (zu welchem Ende denn geboten werden muß, die raschen Pferde nicht auslaufen zu lassen, — woraus wiederum folgt, daß die faulen nicht angetrieben werden); — und wo überhaupt nur gepredigt wird, daß „Ruhe und Richtung“ die Hauptsachen bei der Kavallerie seien*), — so würde man gelacht und gesagt haben:

dies sei gar keine Kavallerie, sondern reitende Infanterie! Ruhe und Richtung seien allerdings, aber nur insofern vonnöten, als ohne sie Ordnung und Aufmerksamkeit unmöglich würden, aber die Schnelligkeit, um unvermutet zu erscheinen, und der Unge- stüm, um unwiderstehlich einzubrechen, konstituierten erst das Wesen einer wahren Kavallerie.**)

Damals beurteilte der höchste Befehlshaber, wenn er ein Regiment inspizierte, selbiges und seine Attacke nicht, indem er sie selber mitmachte und dann bloß danach urteilte, wie ruhig und wie gerichtet (unwirksam) das Regiment dabei blieb, sondern er ließ auf sich zu attackieren und urteilte danach: ob Lücken entstanden und ob der Choc geschlossen und gewaltsam herangebracht wurde.

Ich habe in der Folge den besten Prüfstein darin gefunden, wenn man in der Mitte des Exerzierplatzes halten bleibt und zwei Regimenter, von beiden Seiten her, auf einander attackieren läßt. Dann erkennt man handgreiflich, welches Regiment das andere geworfen haben würde, wenn es Ernst wäre, und welcher Kommandeur das nicht vorzudemonstrierende Talent hat: „d'enlever une charge“, wie Napoleon es nennt. Denn erstlich wirft das geschlossene und rasche Regiment allemal das flatternde und langsame und sodann (beides auf beiden Seiten gleich gesetzt), wirft dasjenige, wo der Kommandeur im richtigen Augenblick „*Marsch! Marsch!*“ kommandiert. Der es zu früh oder zu spät tut, wird geworfen. —“

An anderer Stelle seiner Memoiren (geschrieben Dezember 1832) fährt Marwitz fort:

*) Diese Ruhe wird jetzt der Kavallerie auf ebenso lächerliche Weise gepredigt, wie der Hauptstadt 1806, wie der Feind einrücken sollte, gesagt wurde: „Ruhe sei die erste Bürgerpflicht!“ [v. M.]

***) Vgl. über die Nachteile der Armee-reform von 1807 ff. für die Kavallerie auch Jahn a. a. O. S. 37 f.

„Die Special-Revue wurde jährlich den 6. Mai, die große Revue den 21. bis 23. Mai gehalten. So habe ich sie von 1791 bis 1802 mitgemacht. Den 23ten kam jedesmal das große Avancement heraus, welches jetzt den 31. März (zum Andenken an den Einzug in Paris) geschieht und des Abends war Ball beim Könige.

Die Special-Revue wurde folgendermaßen gehalten. Das Regiment war abgeessen, besondere Pferdehalter angenommen; zu Fuß war es compagnieweise formirt mit Intervallen; die Offiziere und Unteroffiziere vor dem rechten Flügel der Compagnie in zwei Gliedern; die Ueber-Complekten ohne Gewehr in der Intervalle; vor dem rechten Flügel des Regiments sämtliche Junker, sämtliche Rekruten und sämtliche übrigen Ausländer. Da nämlich jeder Capitän oder Rittmeister die Hälfte seiner Mannschaft durch Werbung aus dem Auslande ersetzen mußte (bei den Gensd'armen geschah es gewöhnlich aus Berlin, weil diese Stadt cantonfrei war und also dem Auslande gleich gerechnet wurde) und keine Stelle vakant bleiben durfte, so mußte er allemal übrige Ausländer (über den Etat) haben und sie aus seiner Tasche bezahlen, um jeden Abgang sogleich decken zu können.

Der König kam nun an den rechten Flügel, stieg ab, besah erst die Junker, redete mit ihnen, besah dann die Rekruten und übrigen Ausländer und kommandirte alsdann selber: „Rekruten! Links um. Marsch!“, worauf alles wieder in seine Compagnien eintrat. Hierauf ging der König an die Leib-Compagnie, besah erst die Offiziere, redete mit ihnen, dann die Unteroffiziere und dann ging er die ganze Compagnie langsam herunter, auch zwischen den Gliedern. Der General als Chef und der Kommandeur traten neben den Offizieren ihrer Compagnie in Reihe und Glied und begleiteten den König, so wie jeder Rittmeister ihn bis an den linken Flügel seiner Compagnie begleitete.

So nahm er alle 10 Compagnien durch, stieg am linken Flügel zu Pferde und der General ließ rechtsum kehrt machen, aufsitzen und das Gewehr aufnehmen. Alsdann kam die Remonte nach dem rechten Flügel und wurde einzeln vorgeritten, marschierte aber alsdann mit dem ganzen übrigen dritten Gliede nach Hause.

Die komplette Schwadron von 132 Pferden wurde nämlich so rangirt, drei Züge in drei Gliedern mit 12 Rotten giebt

$$\begin{array}{r}
 3 \times 36 = 108 \text{ Pferde} \\
 \text{der 4te Zug 12 Rotten, zwei Glieder} = 24 \text{ „} \\
 \hline
 = 132^*) \text{ „}
 \end{array}$$

Exerzieren tat die Schwadron aber nie anders als in zwei Gliedern.

Wenn solchergestalt das dritte Glied abgefertigt war, schwenkte das Regiment in seinen zwei Gliedern ab, marschierte, vom Chef geführt, da der Kommandeur seine Schwadron, als Rittmeister, führen mußte, in Zügen vorbei und formirte Schwadron, welches überhaupt bei keinem Vorbeimarsch unterlassen wurde. — Man hielt dafür, daß auf den jetzt [1832] gepriesenen ruhigen Schritt gar nichts ankomme und daß Cavallerie, wenn sie besehen würde, jedesmal zeigen müsse, wie rasch sie sei.

Bei der Infanterie wurde die Special-Revue genau ebenso gehalten. In Berlin war sie jederzeit den fünften Mai. — Hier traten der General, und wenn er Feldmarschall war, so wie der Regimentskommandeur, als Hauptleute bei ihren Compagnien ein und marschirten zu Fuß vorbei, mit Esponton und Ringfragen. Nur die Majors, die Bataillone führten, blieben zu Pferde.

Der Vorbeimarsch geschah in vier Zügen per Compagnie, damit sie kurz und genauer zu durchschauen waren und ohne Musik, weil kein Prunk gemacht, sondern der innere Zustand genau erforscht werden sollte.

Bei diesen genauen Besichtigungen und bei den Unterredungen mit den Offizieren und Junkern war es, wo Friedrich der Zweite bald Freude und Entzücken, bald Schrecken verbreitete. Er belobte, er beschenkte, er schalt, er jagte auch fort, was ihm nicht gefiel.

Friedrich Wilhelm der Zweite würde seine Soldaten-Ehre gekränkt geglaubt haben, wenn er in irgend einem Stück von den Gewohnheiten seines großen Oheims abgegangen wäre, oder seine Person mehr geschont hätte, als jener, wenn es ihm gleich bei seinem kolossalen Körperbau oft blutjauer wurde. Indessen verbreitete er jene Anspannung, die sein Oheim erzeugte, nicht, und die Fragen an die Offiziere und Junker fielen je länger je mehr weg.

Zu leugnen ist nicht, daß der König durch diese Spezial-Revue unendlich mehr von dem Zustande seiner Regimenter erfuhr und seine Offiziere mehr kennen lernte, als jetzt durch das lärmende

*) Hierbei sind nicht mitgerechnet die 12 Überkombletten. Vgl. Janu, a. a. D. S. 38 f.

Blendwerk der sogenannten großen Paraden, welche die Russen von den Franzosen angenommen und in die größte Gleichförmigkeit gebracht haben. Von diesen haben wir sie 1807 entlehnt und nun erfährt der König von keinem Regiment mehr, als wie grade und gleichförmig angezogen es dasteht und vorbeimarschirt. Nicht einmal von dem Regimentskommandeur, viel weniger von anderen Offizieren, hört er ein anderes Wort als die Kommandowörter, die sie aussprechen müssen. —

Um nun noch einiges die Infanterie betreffende einzuschalten, will ich bemerken: daß unter Friedrich dem Zweiten jedes Regiment aus zwei Bataillonen Musketier und zwei Compagnien Grenadier bestand. Ein Bataillon Musketier hatte fünf Compagnien und die Grenadiere von zwei Regimentern stießen immer zu einem Grenadier-Bataillon von vier Compagnien zusammen.

Die Montierungen waren höchst verschieden und sehr leicht aus der Ferne zu erkennen. Um nur von den Offizieren als den in die Augen fallendsten zu reden, so hatten einige Regimenter ganz in Gold oder Silber gestickte Röcke, ohne Aufklappen, einige auf Brust und Taschen, andere vorn herunter und auf Taschen und allen Falten gestickt; — einige hatten gestickte Aufklappen von verschiedenen Farben, andere farbige Aufklappen, ohne Stickerei, mit Schleifen unterhalb der Aufklappe und hinten; einige farbige Aufklappen ohne alle Stickerei, noch andere ganz einfache Röcke ohne alle Stickerei. Einige Regimenter hatten gelbe Unterkleider, andere weiße, ein Regiment sogar rote; die meisten hatten eine ganz schmale goldene oder silberne Tresse um den Hut, einige auch eine ganz breite gebogene; einige Regimenter hatten auch Achselbänder und zwar waren es meist die Regimenter, deren Uniform keine Stickerei hatte, deren Offiziere durch die beiden letztgenannten Auszeichnungen kenntlich wurden.

Eine Generals-Uniform gab es nicht, jeder General trug die Uniform seines Regiments und die Feder im Hut, bei der Infanterie außerdem die breite, gebogene Tresse, selbst wenn das Regiment nur schmale Tressen um den Hut hatte. Wenn man also die Uniform eines Regiments kannte, so wußte man auch den Namen des Generals, der einem begegnete.

Außerdem gab es Garnison-Regimenter (im Kriege zur Besatzung der Festungen bestimmt); diese hatten keine Grenadiere und bestanden aus unsichern Ausländern und aus bestrafte, von den anderen Regimentern abgegebenen Subjekten. Ihre Uniform

war Rock, Weste, Hosen, alles blau; — der Rock ohne alle Auszeichnung mit nur sechs Knöpfen, da alle anderen Regimenter deren acht hatten.

Alle alten Regimenter in der Armee (d. h. bis zum Regierungs-Antritt Friedrichs II. gestiftet) hatten rote Halsbinden, die Offiziere weiße und gelbe Esponsonts und Kurzgewehre, die neuen Regimenter hatten schwarze Halsbinden und schwarze Esponsonts. Die alten Regimenter wurden Musketiere genannt und hatten kleine dreieckige Hüte, die neuen hießen Füsiliere und hatten Mützen, den Grenadiermützen ähnlich, aber kleiner, die sehr gut ausjahren. Man sagte, sie hätten diese gegen den siebenjährigen Krieg bekommen, wo die Preussischen Grenadiere schon im großen Ruf standen und von weitem schon an den Blechmützen zu erkennen waren, und wo nun diese Füsiliere für Grenadiere gehalten wurden.

Friedrich Wilhelm der Zweite veränderte die Organisation dahin, daß die combinirten Grenadier-Bataillone aufhörten, ebenso die Garnison-Regimenter. Statt dessen bekam jedes Regiment außer seinen beiden Musketier-Bataillonen noch ein Grenadierbataillon und ein sogenanntes Depot-Bataillon aus den unsichern Leuten, so daß damals also jedes Regiment aus vier Bataillonen bestand, jedes von vier Kompagnien. Auch errichtete er leichte Infanterie, die nun „Füsiliere“ genannt wurden, mit grünen Montierungen.

Er veränderte auch sämtliche Uniformen dahin, daß alles weiße Unterkleider bekam und alle Röcke Aufklappen, wodurch die Unterscheidung der Regimenter schon schwieriger wurde. Die neuen Uniformen waren zum Teil sehr geschmackvoll, bekamen aber ein nicht-preussisches Ansehen. Die Grenadier- und Füsilier-Mützen fielen weg und alles bekam sehr zweckmäßige, aber abscheulich häßliche Hüte, vorn und hinten in die Höhe geschlagen, die Grenadiere nur zur Unterscheidung einen kleinen federartigen Busch von Zwirn.

Die Dragoner waren gekleidet wie die Infanterie und hatten unter Friedrich dem Zweiten noch Trommeln und Pfeifen zu Pferde. Diese schaffte Friedrich Wilhelm ab und sie behielten nur noch Trompeten. Jedes Dragoner-Regiment hatte fünf, zwei derselben aber zehn Schwadronen.

Die Husaren waren sehr prächtig, in allen Farben, mit Gold oder Silber gekleidet und standen sämtlich auf zehn Schwadronen.

Mit der ganzen Kavallerie wurde keine Veränderung, weder in der Formation noch in den Montirungen, vorgenommen, weder von Friedrich Wilhelm dem Zweiten noch von dem Dritten, bis 1806.

Die eigentliche Exerzier-Revue [die große Revue] wurde in Berlin allemal den 21. bis 23. Mai gehalten. Es kamen dazu außer den sieben Regimentern, die in Berlin standen, noch die Regimenter Prinz Heinrich aus Spandow, Prinz Ferdinand aus Ruppin, Bévillie aus Frankfurt a. O., und Wunsch aus Prenzlau; dann außer den Gensd'armes und Zietenschen Husaren, die in Berlin standen, noch die drei Schwadronen Gardes du corps aus Berlin, Charlottenburg und Potsdam und das Marwitzsche Kürassier-Regiment aus Kyritz.

Das Garnison-Regiment Kowalsky aus Zielenzig*) rückte auch am 19. ein, um die Wachen zu besetzen, zog am zwanzigsten Abends auf Wache und wurde erst den 23. Abends wieder abgelöset, so daß es drei volle Tage auf Wache blieb. Späterhin kamen denn zu dem Zweck mehrere Depot-Bataillons, die sich ablösen konnten.

Den ersten Tag exerzierte die ganze Kavallerie gemeinschaftlich, morgens um vier Uhr und war um sieben Uhr fertig. Dann stand die Infanterie bereit und exerzierte ebenfalls in den Schulmanövern. Es dauerte bis ein oder zwei Uhr Mittags, bevor sie wieder in der Stadt war, weil der Vorbeimarsch in Parade im langsamen Schritt allein drei Stunden dauerte.

Dem König Friedrich Wilhelm wurde dies ungemein sauer, er strengte sich aber aufs Aeußerste an, um nichts zu versäumen, was sein Oheim getan hatte. Er war ein schlechter Reiter und mußte daher hartmäulige und dabei sehr starke Pferde haben, weil sie sonst die gewaltige Figur nicht tragen konnten und sich dennoch jede unrichtige Behandlung gefallen lassen mußten. So herrlich und wahrhaft königlich er zu Fuß ausjah, so wenig kleidete ihn das Reiten; die eben beschriebenen Pferde konnten unmöglich angenehm gehen und fatiguirten ihn ganz ungemein.

Wenn nun damals die Kavallerie oder auch die Infanterie aufmarschiert war, so kannte man die Hülfe, sie in vorgehobene feste Punkte einzurichten, noch nicht. Nur die Punkte, wo die Flügel angelehnt werden sollten, waren gegeben und es war das Geschäft des Kommandirenden, von der Mitte, nachdem er „Halt“ kommandirt, nach dem rechten Flügel und dann die ganze Linie bis zum linken Flügel herunterzujagen und sie in diese beiden Punkte dadurch einzurichten, daß wer vor war, vor seinem Pferde zurückwich, und wer zurück war, an dasselbe herantrat. Dies ge-

*) In der Neumark, ö. von Frankfurt a. O.

schah nach jedem Aufmarsch und nach jeder Attacke. Ein jeder Schwadronchef mußte seine Schwadron und jeder Kommandeur sein Regiment auf diese Weise schon gerichtet haben, bevor der kommandirende General an selbiges herankam.

Dieses Geschäft hatte Friedrich der Zweite bis in sein höchstes Alter mit der größten Eleganz und Sicherheit in der Carriere oder wenigstens im gestrecktesten Galopp immer selbst besorgt, und Friedrich Wilhelm würde sich für einen schlechten Soldaten gehalten haben, wenn er es nicht auch getan hätte. — Wenn er sich nun gleich schon während des Aufmarsches immer nach dem rechten Flügel hinhielt und wengleich der über 60jährige General Brittwitz, der hierin das größte Talent und das sicherste Auge besaß, nachdem er „Halt“ kommandirt hatte, wie ein Pfeil nach dem rechten Flügel und bei dem Könige vorbei die ganze Linie hinunter schoß, wo es denn nie fehlte, daß sie wie eine Schnur gerichtet da stand, — so ließ der König sich sein Amt doch nicht nehmen und kam hinterher. Wenn er nun eine passable Carriere die drei Schwadronen Garde du Corps hinunter vollführt hatte, so war sein Atem weg, vor den Gensd'armen wurde der schwerfällige Galopp schon immer kürzer und wenn er gegen die Kürassiere von Marwitz kam, mußte er sich schon an den Sattelknopf festhalten, um nicht atemlos herunter zu fallen.

Bei der Infanterie war die Sache leichter, kein Gedränge und keine Unruhe in Pferden, weniger Staub, daher leichterer Ueberblick. Dafür war aber auch die Linie weit länger und der König war nicht im Stande, im raschen Galopp bis ans Ende derselben zu kommen.

Im ersten Treffen standen sechs Regimenter oder achtzehn Bataillone, es war also über eine Viertelmeile lang. Dennoch habe ich den Feldmarschall Moellendorff,*) zuletzt (gegen 1806) beinahe 80 Jahre alt, die volle halbe Meile, die dabei zu reiten war, bei jedem Exerzieren im vollen Rennen jedesmal zurücklegen sehen. Dieser große und wunderschöne alte Mann, einer der besten Reiter, die je geboren wurden, saß gewöhnlich auf einer mächtigen, äußerst rapiden und vehementen braunen englischen Stute, Cleopatra genannt, die er stets im vollkommensten Gehorsam hatte; nie hat ein Mensch gesehen, daß bei ihren heftigsten Bewegungen sein Gefäß

*) Marwitz hat, wie auch die folgenden Zeilen beweisen, Moellendorff dauernd geschätzt, trotz seines Verjagens bei Erfurt. Moellendorffs Bild hängt noch heute in Marwitz' Arbeitszimmer, der Bibliothek des Friedersdorfer Schlosses.

sich auch nur eine Linie hoch im Sattel gehoben hätte. Wenn er den ersten Revuetag die Infanterie vor dem König vorbeiführte und die Cleopatra, die Janitscharenmusik dicht hinter sich, unter ihm tobte und doch nicht einen Schritt weit von ihrem Wege weichen durfte, bis er sie los ließ, und sie dann mit einigen gewaltigen Säzen neben dem König war und nun so still stand wie ein Pfahl, so sah der alte Mann so kriegerisch prächtig aus, daß ganz Berlin herauslief, um ihn zu sehen.

Der König konnte es gewöhnlich nicht so lange zu Pferde aushalten, sondern stand während des Vorbeimarsches der Infanterie zu Fuß und nahm vor jeder Fahne mit dem herrlichsten Anstande den Hut ab, wo denn sein schweißbedecktes stark gepudertes Haupt über alle andern hervorragte.

Den zweiten Tag der Revue exerzierten Infanterie und Kavallerie zusammen Schulmanöver, welches damit endigte, daß die Infanterie in großen hohlen Vierecken, von zwei Bataillonen jedes, zurückging und die Kavallerie selbige unausgesetzt attackirte. Es kam darauf an, daß die Infanterie zur rechten Zeit Front machte, ihr Feuer im rechten Augenblick gab und daß dennoch jedes Carré mit den andern, die in dem Moment nicht angegriffen waren, in der Linie blieb und selbst bei Schwenkungen mit der ganzen Linie seinen Platz und Distance richtig behauptete, so daß alles genau paßte, wenn nachher deployiert wurde. Was jetzt mit den dick zusammengepackten Massen kinderleicht ist, war in den damaligen langen Fronten sehr schwer.

Für die Kavallerie war die Aufgabe, wie natürlich immer, marschierende Carrés zu attackiren, nie stehende, und entweder so rasch heranzukommen, daß die Infanterie nicht zum Feuer kam, oder ihr das Feuer abzulocken und den Chock erst zu geben, nachdem sie gefeuert hatte.

Den dritten Tag war Feldmanöver in zwei Korps gegen einander. Der König kommandirte das eine und der Feldmarschall das andere.

Ueberhaupt kann man sich nichts Kriegerischeres und Schöneres denken, als die damaligen preussischen Truppen. Lauter große starke Leute, — solche schwächliche Zwerge und unbärtige Bengel, wie jetzt, sah man nicht. Unter der Kavallerie bebte die Erde. Es war alles wie aus einem Guß. Und die pompeuse Ruhe der Infanterie. Es giebt nichts Inposanteres, als wenn eine solche Linie im langsamen Schritt heranrückt, weit imposanter, als der jetzige Ge-

schwindschritt, — dahinter die damaligen großen, tief tönenden Trommeln (die sich zu den jetzigen kleinen Klapperkasten verhalten wie ein Contra-Baß zu einer Bratsche!) —, welche den stolzen alten Fahnenmarsch vom rechten nach dem linken Flügel weithin hörbar, regelmäßig herunter rollen ließen, statt daß man jetzt nur ein barbarisches asiatisch-russisches Geklopfe hört. Und dann das regelmäßige Bataillons-Feuer, welches den Feind niederwirft, statt daß jetzt ich selbst vor französischen Carrés in dem miserablen Bataillenfeuer unbeschädigt gehalten und die französische Kavallerie sich eben so gefahrlos vor dem unsrigen habe herumtreiben sehen.

Oder, wenn ein solches Infanterie-Regiment, 39 Tambours voran und zwölf Fahnen hinter diesen, in die Stadt wieder einrückte mit jenem Fahnenmarsch, — so hatte es ein Ansehen von Unwiderstehlichkeit. Die vieille-Garde des Napoleon sah nachher ebenso aus. —

Vom 21ten bis 23ten September war immer Herbstmanöver in Potsdam. Dort war alsdann eine große Masse von Truppen zusammen, da aber nur wenig Beurlaubte dazu eingezogen wurden, so waren die Regimenter lange nicht in ihrer kompletten Stärke; das Regiment Gensd'armes ungefähr 480 Pferde, ein Bataillon etwa zu 500 Mann. Es waren gewöhnlich dort:

1. Die Potsdamer Garnison:

1 Bataillon erste Garde

1 „ alte Garde (von Friedrich Wilhelm I.)

3 Bataillone Regiment Garde (nach damaliger Formation.)

3 „ Kronprinz, 3 Escadr. Gardes du corps.

2. Von der Berliner Garnison:

12 Bataillons (vier Regimenter
abwechselnd)

5 Escadr. Gensd'armes

10 „ Zieten-Husaren.

3. Außerdem:

3 Bataillons, Raumer
aus Brandenburg

5 „ Marwitz-
Kürassiere.

5 „ Lottum-Drögoner
aus Schwedt.

23 Bataillone

28 Escadrons.*)

*) Also etwa 11 500 Mann Infanterie und (bei allen Kavallerieregimentern, wie bei den Gensd'armes, die Escadron zu 96 Mann gerechnet) 2690 Pferde, zusammen 14 190 Mann.

Die fremden Infanterie-Regimenter cantonirten in den Vorstädten, die ganze Kavallerie excl. der Gardes du corps und Husaren (welche letztere in den Dörfern standen) campirte in Zelten, da wo jetzt die mit Häusern bebaute Chaussee nach Brandenburg geht, mit dem Rücken an der Havel.

Den ersten Tag war jedesmal Schulmanöver, die beiden letzten Feldmanöver in zwei Corps. Sämtliche Offiziere von allen diesen Regimentern wurden die vier Tage (mit dem Tag des Einrückens) in den Schlössern an Königlichen Tafeln gespeiset, auch alle Fremde, die sich in großer Zahl als Zuschauer einfanden. Des Abends war freies Schauspiel für alle Offiziere im neuen Palais.

Damals [1791] habe ich zum erstenmal im Lager gestanden. Auch war es das letzte Herbstmanöver unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten, wegen der gleich darauf ausbrechenden Kriege. Unter dem jetzigen König wurden sie aber, von 1798 an, wieder regelmäßig gehalten.“

An anderer Stelle (geschrieben Oktober 1834) fährt Marwitz in seiner Schilderung fort:

„Ich habe schon erwähnt, daß das Regiment Gensd'armes im Mai 1793 seinen Chef, den General von Brittwitz, verlor. Es blieb über ein Jahr vakant unter Führung seines Commandeurs, des Obersten v. Holzendorff, der bald zum General avancirte. Im Winter zu 1794 bekam es den General von Elsner zum Chef,*) da dieser aber im Sommer schon eines von den vielen abgesonderten Kommandos in Polen bekam**) (wozu er sich, beiläufig gesagt, paßte wie die Faust aufs Auge), so blieben wir unter dem Befehl des Commandeurs, unter welchem wir auch den Marsch nach Polen machten. So blieb alles ungefähr in der alten und strengen Verfassung.

Wie aber im Frühjahr 1795***) der General v. Holzendorff ein eigenes Regiment bekam und die beiden auf ihn folgenden ältesten Stabsoffiziere†) versetzt wurden, bekamen wir den Obersten von

*) Karl Friedrich v. Elsner, 1794 Generalmajor, 1802 Generalleutnant und General-Zuspektor der Kurmärkischen Kavallerie, 1806 verabschiedet, 1808 gestorben.

**) Bgl. hierzu Marwitz' Memoiren (1908) I, 92 ff.

***) 1797 müßte es heißen; Generalmajor v. Holzendorff erhielt das Regiment Manstein (bestätigt durch gleichzeitige Aufzeichnungen von Marwitz). Er hat seine „Lebensnachrichten“ zum größten Teil aus dem Gedächtnis geschrieben, so daß sich manche Irrtümer im Einzelnen finden.

†) Obrist v. Beulwitz und Obrist-Lieutenant von der Gröben (nach den Ranglisten von 1797 u. 1798).

Reizenstein*) von Königin-Dragoner (oder damals noch Bayreuth) zum Commandeur und seitdem ging das Regiment in immer beschleunigtem Strebegang seiner Auflösung entgegen.

Elsner nämlich war eigentlich ein braver aber sehr dummer und konfuser Mann, der die Vergleichung mit seinem Vorgänger Brittwitz auch in keinem einzigen Punkte aushalten konnte. Da er überdies mit keinem Exerzitium und noch weniger mit irgend einem Manöver Bescheid wußte und immer in sonderbaren Ausdrücken mit untergemischten unrichtig-französischen Brocken sprach, so war bald jede Achtung für ihn verschwunden und an deren Stelle trat Gespött über seine kuriosen Floskeln, welches sich bald in der ganzen Stadt verbreitete.

Reizenstein dagegen kam aus der pedantischen Schule des Generals Kalkreuth**) und wollte durch uns ganz unbekannte Pedantereien im kleinen Dienst die Ordnung erhalten. Dabei war er hochmütig und sprach mit keinem Offizier (so wie es jetzt in der Armee Mode ist) und da Elsner auch Niemand bei sich sah, so fiel nach und nach das ganze Regiment auseinander, was in einer großen Garnison am meisten zu vermeiden ist, weil dort schon ein Jeder zu leicht seinen eigenen Weg und seine eigene Gesellschaft findet. Solchergestalt entstand ein Ueberdruß, so daß die besten Offiziere, einer nach dem andern, anfangen, abzugehen und als ob ein besonderer Unstern darauf ruhte, so waren die neu eintretenden Offiziere mit den seltensten Ausnahmen gleichsam eine ganz andere Sorte von Menschen, als die früheren, bequemer, selbstsüchtiger, unbekümmerter um den Dienst und aus so verschiedenen Gegenden zusammengelaufen, daß am Ende an eine Alt-Preußische Kameradschaft gar nicht mehr zu denken war.***)

Ich selbst wurde durch das hierdurch entstehende Avancement, nachdem ich ein Jahr überkompletter, 1 $\frac{1}{2}$ Jahr der jüngste Cornette gewesen und in 2 $\frac{1}{2}$ Jahr die übrigen 9 Cornettstellen durchlaufen hatte, zu Anfang des Jahres 1797 Lieutenant, einige Monate bevor ich 20 Jahr alt war.

*) Heinrich August Friedrich von Reizenstein (1747—1823), 1797 als Oberstleutnant Kommandeur der Gensd'armes, 1802 Generalmajor, 1804 Inhaber des Kürassierregiments Nr. 7 (Altmark).

**) Vgl. über ihn auch Marwitz' Memoiren S. 89, 401, 482 f.

***; Ueber die Gefangennahme des Regiment Gensd'armes bei Wichmannsdorf (27. Okt. 1806) vgl. Marwitz' von mir veröffentlichte anschauliche und drastische Schilderung in der Sonntagsbeilage zur Boss. Btg. Nr. 17 vom 28 April 1907.

Es war ein Vorteil für mich, daß ich bei der Leib-Compagnie stand. Da ihr Chef (der General) sich um den innern Dienst nicht bekümmern konnte, dieser vielmehr der Natur der Sache nach dem Stabsrittmeister überlassen blieb und der Zufall wollte, daß von 1797 ab selbiger das Canton (die Rekrutenaushebung für das Regiment) unter sich hatte, welches nötig machte, daß er beinahe den ganzen Sommer im Canton, also abwesend sich befinden mußte, so kommandirte ich immer ein Vierteljahr lang die Compagnie und lernte und lehrte so den Dienst von Grund aus. Bei einer jeden anderen Compagnie war der Lieutenant der dritte Offizier und kam niemals zum Kommando, weil nicht gestattet wurde, daß der Chef und der älteste Offizier zu gleicher Zeit abwesend waren.

Unter der neuen Regierung mehrte sich alsbald die Nachlässigkeit im Dienst. Friedrich Wilhelm der Zweite hielt immerdar die Einrichtungen Friedrichs des Großen aufrecht. Daß ein Offizier Urlaub bekam, war keinesweges etwas gewöhnliches. Vierzehn Tage im Jahr war schon viel, die meisten verließen ihre Garnison niemals. Zu längerem Urlaube, zu dem des Königs Erlaubnis nötig war, mußten schon ganz besondere Ursachen empfehlen, sonst erfolgte er nicht. Daß ein Offizier von Berlin nach Potsdam oder umgekehrt gekommen wäre, um dort die Truppen zu sehen oder auch sich zu amüsiren, war gradezu unmöglich. Der neue König aber ließ die Potsdamschen Offiziere den Winter über zu jedem Ball nach Berlin kommen, alsbald gingen auch die Berliner nach Potsdam; — königlicher Urlaub wurde mit der größten Leichtigkeit gewährt, zu Reisen ins Ausland, in Bäder wenn man nicht krank war, in Familien-Angelegenheiten, die nicht existirten, und die natürliche Folge war, daß auch die Regiments-Chefs aufhörten, im Urlaub-Ertheilen schwierig zu sein; vier bis sechs Wochen wurden etwas Gewöhnliches, und da hiernach niemand gern dableiben und den Dienst allein versehen wollte, so entstand nach Beendigung der Revue ein wahres Drängen nach Urlaub. Jeder suchte dem andern den Rang abzulaufen. Dadurch fiel der Dienst aus einer Hand in die andere und wurde je länger je mehr vernachlässigt. Die fortwährende Kontrolle und die strenge Gleichförmigkeit nicht im Anzuge, sondern in der Behandlung der Soldaten, hörte auf.

Ich selbst habe diese Unordnung niemals benutzt, um so weniger, da meine unabhängige Stellung*) grade in die beste Urlaubszeit fiel.

*) Marwitz nahm 1802 zum erstenmal den Abschied, um zu heiraten und sein Gut selbst zu bewirtschaften.

Ungeachtet damals so eben die neumodische Faulheit einzureißen anfang, daß Offiziere Reisen und zwar Spazier-Partien zu Wagen machen, so hätte ich mich für einen Weichling gehalten, wenn ich irgendeine Reise oder Ausflug anders als zu Pferde gemacht hätte.*) Es gab noch mehrere Offiziere dieser Art. — Aber Schlafröcke (womit jetzt zum Skandal sogar junge Offiziere in ihren Zimmern umhergehen) hatte damals noch niemand, — wer auch Lust gehabt hätte, sich einen solchen Weibermantel zuzulegen, hätte es vor seinen Kameraden nicht gewagt. Zugleich aber war es eine Schande, langsam zu reiten und wenn einer hätte im Schritt einherziehen wollen, stundenlang, oder gar im Mantel, wie man jetzt spazieren reiten sieht, so wäre er ausgelacht worden; mir selbst aber war es schon in der Natur zuwider".**)

„In den Sommern 1797 und 1800 war ich mit 3 bis 400 Pferden des Regiments auf Grasung auf einem Bruchvorwerke bei Lebus. Bis dahin war die Sommerfütterung der Pferde mit Gras eine Last des Landes gewesen, indem Mannschaft und Pferde im Sommer bei den Bauern verteilt wurden. Man hatte dies als einen großen Druck verschrien und Friedrich Wilhelm der Zweite hob es auf. — Dies war aber ein Blendwerk, denn die Bauern hatten damals keine anderen Abgaben, als die geringe (?) baare Contribution und Schoß und die Verpfllegung der Cavalleriepferde das ganze Jahr hindurch. Wenn nun die Pferde nicht mehr auf Grasung lagen, so mußten sie in der Garnison mit Körnern gefüttert werden und die Bauern mußten um so viel mehr liefern.

An die Stelle dieser Fourage-Lieferung hatten die Städte die Einquartierung oder den Servis.

Jetzt also war dies nicht mehr, die Regimenter durften aber für den Wert der Rationen, die sie ersparten, Pferde gegen Bezahlung, also für eigene Rechnung, auf Grasung unterbringen. So war auch dieser Contract mit dem Königlichen Ober-Amtmann in Lebus geschlossen.

Die Pferde standen alle in großen Gebäuden auf demselben Hofe, der Oberamtman ließ für die Mannschaft gegen geringe Bezahlung kochen. Ich selbst wohnte in Friedersdorf und ritt, so oft es möglich war, wenigstens aber die Woche zweimal hin, gewöhnlich mit Tagesanbruch, die Ueberfahrt über die Oder hielt oftmals auf, frühstückte dort erst, nachdem ich die Pferde revidirt und war um 11 oder 12 Uhr Mittags wieder zu Hause.“

*) Vgl. hierzu Marwitz' Memoiren I, 50 f.

***) Vgl. Marwitz' Memoiren S. 649, Anm. 1.

Goethes Homunculus und Euphorion.

Von

Prof. Dr. Ernst Müller.

Unter den Gestalten des II. Teils des Faust nehmen Homunculus und Euphorion ein ganz besonderes Interesse für sich in Anspruch. Beiden liegt ein gewisses historisches Vorbild zugrunde. Jenen fand Goethe bei Paracelsus, dieser geht direkt auf die Faustsage zurück. Beide sind zwar scharf gezeichnet, aber sie enthalten so viel Dunkles, daß die literarische Forschung darüber noch lange nicht abgeschlossen ist. Die Kritiker müssen mit dem Goetheschen Herold in der Mummenschanz erklären (v. 5506 f.):

„Die Bedeutung der Gestalten
Wüßt' ich amtsgemäß entfalten.
Aber was nicht zu begreifen,
Wüßt' ich auch nicht zu erklären;
Helfet alle mich belehren!“

Die Beachtung, die man in neuerer Zeit dem II. Teil des Faust in so reichem Maße geschenkt hat, hält immer noch gleich stark an. Die Ansichten über diese Tragödie gehen freilich nach wie vor weit auseinander. Während die einen Forscher die Einheit des Werkes rühmen, heben die andern die Planlosigkeit desselben hervor. Zu den ersteren gehören: Hermann Geist*), Veit Valentin**) und Hermann Baumgart ***). So hoch diese den II. Teil des Faust stellen, so tief wird er von andern herabgesetzt. So sagt Eugen Reichelt†): „Faust keine einheitlich durchgeführte Dichtung, kein in sich abgeschlossenes Kunstwerk, eine planlos widerspruchsvolle Ver-

*) Wie führt Goethe sein titanisches Faustproblem, das Bild seines eigenen Lebenskampfes, vollkommen einheitlich durch? Weimar, 1899.

**) Die klassische Walpurgisnacht. Leipzig, 1901.

***) Goethes Faust als einheitliche Dichtung erläutert. 2. Bd. Die Erklärung des zweiten Teils des Faust. Königsberg i. Pr. 1902.

†) Fauststudien: Gegenwart (1903) 32 Nr. 26 f.

einigung von Einzelszenen, alle Kombination und alles Ringen nach Ergründung des Werkes vollständig zwecklos.“

Ebenso nennt der Schweizer J. B. Widmann*), selbst ein Dichter, den Faust II. Teil „trotz mancher Schönheiten ersten Ranges ein in der ganzen Anlage und auch in vielen Einzelheiten verfehltes, mißlungenes, langweiliges und ödes Poem“. Bei der Besprechung von Baumgarts Buch sagt Richard M. Meyer**) mit Recht: „Ein Gesamtplan lag Goethe sicher so wenig von vornherein klar vor, wie seinem strebend sich bemühenden Abenteuerer.“ Ein Werk, an dem Jahrzehnte gearbeitet wurde wie am Faust, kann nicht in dem Maße einheitlich sein, wie das Produkt einer ununterbrochenen kürzeren Tätigkeit. Der bestimmte Plan, den sich der Dichter bei Beginn seines Werkes natürlich zunächst entworfen hatte, erlitt im Laufe der Jahre immer wieder Aenderungen. Dadurch wurde die Einheitlichkeit nicht größer.

Bei der Betrachtung von Faust II. darf man einerseits Goethes Aeußerung, daß diese Tragödie viel Allegorisches und Symbolisches enthalte, nicht außer acht lassen, aber man darf auch nicht vergessen, daß diese Deutung erst dann mit einiger Sicherheit anzuwenden ist, wenn die literar-historische Erklärung unzureichend ist.

Ein Muster einer solchen Erklärung hat ohne Zweifel der um die Goetheforschung hochverdiente Frankfurter Gelehrte Veit Valentin gegeben. Freilich hat er auch mit seiner Darstellung den meisten Widerspruch gefunden. Nach ihm soll der Homunculus im II. Akt vor allem den Zweck haben, die Wiederbelebung der Helena im III. Akt zu ermöglichen. Er hat damit einen alten Gedanken von Schnetger wieder aufgegriffen; aber trotz allem Scharfsinn und aller Gelehrsamkeit, die er aufgewendet hat, ist es ihm nicht gelungen, die Sache plausibel zu machen: Bei genauem Eindringen in den Gang der Handlung muß sich die Erkenntnis von der Unhaltbarkeit seiner Erklärung aufdrängen.

Wagner hat den Homunculus lediglich in der Absicht schaffen wollen, ein Naturgeheimnis zu enthüllen, ganz nach dem literarischen Vorbild. Weitere Gedanken liegen ihm in der Goetheschen Dichtung völlig fern. Vor allem denkt er nicht daran, dadurch etwa seinem Herrn, dem Faust, zur Helena zu verhelfen. Er kennt ja dessen Wunsch gar nicht. Homunculus ist nach seiner Entstehung sofort zur Tätigkeit bereit und möchte sich „zur Arbeit schürzen“. Er fühlt

*) Der Bund 1898, Nr. 185/6.

**) Lit. Echo 1903, 5. Sp. 1033.

sich also im Bewußtsein aller Kräfte, die er braucht. Er denkt nicht daran, sich etwa noch vervollkommen zu wollen oder zu können, sondern freut sich seines Daseins. Er begrüßt sofort den eben erschienenen Mephistopheles als Better und bittet ihn, ihm die Wege zu „kürzen“. Die erste Gelegenheit, seine Geisteskraft zu zeigen, gewährt ihm der schlafende Faust, dessen Traum er enthüllt. Fausts Anblick erinnert ihn daran, daß eben jetzt klassische Walpurgisnacht sei. Dorthin solle man den Faust bringen, dort sei sein Element; dort könne er genesen. Wisse Mephisto ein anderes Mittel, so möge er es angeben, andernfalls aber ihm die Sache überlassen. Sein Vorschlag gefällt. Sie rüsten sich zur gemeinsamen Abfahrt. Wagner muß zurückbleiben. Die drei andern kommen glücklich bei Pharisäus an. Dort trennen sie sich. Jeder soll „sein eigen Abenteuer versuchen“. Um sie wieder zu vereinen, soll Homunculus seine Leuchte tönend scheinen lassen.

Nachher treffen wir Homunculus unvermutet bei Mephisto. Auf dessen Frage:

Woher des Wegs, du Kleingefelle?

(v. 7829) erklärt er (v. 7830 f.):

„Ich schwebe so von Stell' zu Stelle
Und möchte gern im besten Sinn entstehen
Zwei Philosophen bin ich auf der Spur,
Ich horchte zu, es hieß: Natur! Natur!
Von diesen will ich mich nicht trennen,
Sie müssen doch das irdische Wesen kennen;
Und ich erfahre wohl am Ende,
Wohin ich mich am allerklügsten wende.“

Schon vorher hatte er zu Wagner gesagt (v. 6993 f.):

„Indessen ich ein Stückchen Welt durchwandre,
Entdeck' ich wohl das Tüpfchen auf das i.
Dann ist der große Zweck erreicht;
Solch einen Lohn verdient ein solches Streben:
Gold, Ehre, Ruhm, gesundes langes Leben,
Und Wissenschaft und Tugend — auch vielleicht.“

In dieser Stelle ist offenbar noch von keiner Menschwerdung die Rede, wie er sie nach seiner soeben erwähnten Erklärung an Mephisto beabsichtigt. Warum will nun der Dämon ein Mensch werden? Was will er damit gewinnen? Menschengestalt hat er

von Anfang an: „Ein artig Männlein“ sieht Wagner in dem Glas (v. 6874). Und Thales sagt (v. 8133) zu Nereus:

„Der Knabe da wünscht weislich zu entstehen.“

Proteus sodann, zu dem sie Nereus schickt, ruft bei seinem Anblick erstaunt aus:

„Ein leuchtend Zwerglein! Niemals noch gesehen.“ (v. 8245)

Thales erwidert (v. 8246 ff.):

„Er fragt um Nat und möchte gern entstehen,
Er ist, wie ich von ihm vernommen,
Gar wundersam nur halb zur Welt gekommen.
Ihm fehlt es nicht an geistigen Eigenschaften,
Doch gar zu sehr am greislich Tüchtigasten.
Bis jetzt gibt ihm das Glas allein Gewicht,
Doch wär er gern zunächst verkörperlicht.“

Nachher redet er ihn als „allerliebster Junge“ an (v. 8267). Das Wort des Thales: „Er ist, mich dünkt, hermaphroditisch“ (v. 8256) fällt gegen alle diese Aussprüche kaum ins Gewicht. Die Phiole ist bis jetzt das Kleid, oder vielleicht kann man auch sagen der Leib des Homunculus. Durch sie wird er zusammengehalten. Doch hat er auch Macht über sie. Sie bildet mit ihm ein Ganzes. Gleich nach seiner Geburt entschlüpft sie dem Wagner. Homunculus ist fertig, ohne jede weitere Entwicklung bleibt er unverändert bis an sein Ende. Er kennt auch den Menschen und seine Eigenschaften, sein widerspenstiges Wesen usw. Und nun fragt man sich mit Recht: Wie sollte er, der den Menschen so genau kennt und so geringschätzig von ihm denkt, ein Mensch werden wollen? Zu welchem Zweck? Welchen Gewinn könnte er davon haben? Goethe hat offenbar selbst auch diesen Widerspruch empfunden, und darum läßt er den Proteus zu Homunculus sagen (v. 8330 f.):

„Nur strebe nicht nach höhern Orden:
Denn bist Du erst ein Mensch geworden,
Dann ist es völlig aus mit Dir.“

Das heißt also: Dann kannst du keine höhere Entwicklung mehr erreichen. Homunculus hätte also nur den einen Gewinn, daß er verkörperlicht würde. Er wäre dann Mensch, aber kein Dämon mehr, weil er in diesem Fall seine alte dämonische Natur aufgeben müßte.*)

*) Man gewinnt manchmal den Eindruck, als ob Goethe zweierlei: die Entstehung als Dämon und die Entstehung als Mensch absichtlich durcheinander geworfen hätte, um dadurch die Sache geheimnisvoller zu machen und das Interesse dafür zu steigern.

Auch noch ein anderes Diktum Goethes kommt hier in Betracht. Am 16. Dezember 1829 sagte er zu Eckermann: „Solche geistige Wesen, wie der Homunculus, die durch eine vollkommene Menschwerdung noch nicht verdüstert und beschränkt worden, zählte man zu den Dämonen . . .“ Nach diesen beiden Stellen begreift man nicht, warum der Homunculus als Mensch „entstehen“ will. Dieses Verlangen ist höchst sonderbar, da er doch mit Verstand und Scharfsinn reich ausgestattet ist. Was hülfte es ihm? Als Mensch müßte er doch die dämonischen Eigenschaften, die er besitzt, verlieren.

Goethe hat sich, wie mir scheint, mehr als man bis jetzt angenommen, von Paracelsus beeinflussen lassen. Dieser sagt von der „Generatio der homunculorum“*): „Aus solchen Homunculis werden, so sie zu männlichem Alter kommen, Riesenzwerglein und andere dergleichen große Wunderleute, die zu einem großen Werkzeug und Instrument gebraucht werden, die großen, gewaltigen Sieg wider ihre Feinde haben und alle heimlichen und verborgenen Dinge wissen, die allen Menschen sonst nicht möglich sind zu wissen . . .“ Aus dieser Stelle hat Goethe offenbar den Gedanken einer besonderen Entstehung des Homunculus gefaßt. Aber die Ausführung desselben hat er, so viel auch davon die Rede ist, unterlassen. Und warum? Sicherlich wohl, weil er eine solche Gestalt nicht brauchen konnte. Und doch glaube ich eine Nachwirkung der Stelle, wenn auch nicht im Homunculus, entdeckt zu haben. Die Wunderleute nämlich, die großen gewaltigen Sieg verleihen, erinnern an „die drei Gewaltigen“ im IV. Akt: Kaufebold, Habebald und Eilebeute. Wenn wir dieselben auch im Alten Testament schon finden, so bleibt doch die Möglichkeit bestehen, daß die Anregung dazu auf die Paracelsus-Stelle zurückgeht, um so mehr, da diese Stelle auch das Vorbild für den Homunculus überhaupt ist.

Wie viel Goethe sich mit der Gestalt des Homunculus beschäftigte und wie schwer ihm die Ausführung wurde, zeigt das große Schema. In ihm tritt dieser Dämon gleich als wohlgebildetes Zwerglein aus dem gesprengten leuchtenden Kolben. Das ganze Motiv der Entstehung lag dem Dichter damals noch fern.**)

*) Vgl. Goethes Faust v. H. Baumgart, S. 173 f.

***) Vgl. Erich Schmidt: Goethes sämtliche Werke, Jubiläumsausgabe. 14. Bd., Faust II, S. 332.

Im ausgeführten Drama dagegen ist die vollkommene Entstehung, die Menschwerdung, das Ziel des Homunculus. Irgend ein anderer Nebengedanke läßt sich dabei schlechterdings nicht erkennen. Aber wie „entsteht“ nun Homunculus? Oder vielmehr entsteht er überhaupt? Wer den Faust unbefangen liest, kann von einer Entstehung nichts entdecken. Homunculus vergeht im Meere. Wir hören nichts mehr von ihm. Wenn er im Meere „weislich“ entstanden wäre, wie er wünscht, dann müßte er nochmals als solcher auftreten. Da dies aber nicht der Fall ist, und man doch annahm, daß Goethe seinen Plan auch wirklich durchgeführt habe, so kam man auf allerlei vage Vermutungen. Die merkwürdigste ist die von Schmetzer, daß Homunculus der Helena-Embryo sei***)). Valentin nahm den Gedanken wieder auf und brachte ihn mit Goethes naturwissenschaftlicher Spekulation in Einklang. Aber sein Versuch ist verfehlt, so geistreich er auch sein mag. Schon die Veranlassung, die den Homunculus ins Meer treibt, läßt sich damit nicht in Einklang bringen. Er geht nicht ins Meer, in die „Lebensfeuchte“, um zu „entstehen“ — diese Absicht hat er ganz vergessen —, sondern das „herrische Sehnen“, die Liebe zu Galatea reizt ihn stürmisch dahin, so daß er an ihrem Muschelwagen sich zerschellt. Vor dieser Katastrophe hatte er sich aber stets ängstlich gehütet. Als ihn Thales zu Nereus führen will und dabei dessen „harten Kopf“ fürchtet, sagt Homunculus (v. 8092 f.):

„Probieren wir's und klopfen an!
Nicht gleich wird's Glas und Flamme kosten.“

Und nachher, als Thales ihn auffordert, den Proteus durch Flammen herzulocken, erwidert er (v. 8235 f):

„Ergieß ich gleich des Lichtes Menge,
Bescheiden doch, daß ich das Glas nicht spreng.“

Warum fürchtet er sich so davor? Offenbar, weil davon seine ganze Existenz abhängt. Sein Ende beweist es. Mit dem Zerschellen des Glases ist es aus mit ihm. Wir hören nichts mehr von ihm. Er verschwindet vom Schauplatz. Wie soll er nun der Helena-Embryo sein, zumal da der ganze Vorgang uns eher noch an eine Vermählung des Homunculus mit der Galatea als mit dem Meere denken läßt! Und selbst, wenn wir diesen Gedanken verwerfen, so ist doch sehr zu erwägen, daß Homunculus selbst entstehen, nicht andern, also auch nicht der Helena, zum Entstehen, d. h. Verkörper-

*) Vgl. Victor Michels, Neue Faustschriften, Euphorion 13, 631 (1906).

lichtwerden, verhelfen will. Das ist der Kernpunkt der Sache, daran ist festzuhalten.

Auch ein anderer Gedanke drängt sich auf, so absurd er vielleicht hier klingen mag, nämlich der: Durch die Vermählung, sei es mit dem Meer, sei es mit der Galatea, könnte nur eigentlich ein neuer Mensch entstehen. Wie sollte also durch Homunculus' Vermählung die längst geschaffene Helena entstehen? Sollte sie nochmals geboren werden? Wie haben wir uns das zu denken? *)

Ueber die Wiederbelebung der Helena erfahren wir überhaupt nichts. Sie steht bei Beginn des III. Akts fertig vor uns da. Nicht die geringste Andeutung über ihre Entstehung findet sich im Text. Goethe hatte zwar ursprünglich eine Szene bei Persephone geplant, aber sie wieder aufgegeben. Und warum wohl? Weil er sie für überflüssig hielt. Goethe sagt uns das ganz deutlich durch die Manto im II. Akt (v. 7490 f):

„Der dunkle Gang führt zu Persephoneien.
In des Olympus hohlem Fuß
Lauscht sie geheim verbot'nem Gruß.
Hier hab' ich einst den Orpheus eingeschwärzt;
Benutz' es besser! frisch! beherzt!

Goethe dachte sich den Vorgang also gerade so wie bei Orpheus. Wie damals Eurydike, so kehrt jetzt Helena ohne weiteres als wirklicher Mensch ins Dasein zurück. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß, wenn Persephone dem Faust die Helena zurückgab, sie dieselbe ebenso verkörperlicht zurückgab, wie einst dem Orpheus die Gattin. Mit dem bloßen Schatten wäre keinem von beiden gedient gewesen. Man darf aus dieser Erwägung den sicheren Schluß ziehen, daß Goethe niemals einen Zusammenhang der Helena mit dem Homunculus geplant hatte. Damit fällt aber auch das ganze Problem in sich zusammen, das Valentin über die Entstehung der Helena durch Homunculus aufgestellt hat.

Die Valentin'sche Hypothese hat übrigens wenig Anklang gefunden. Sie steht auch so fern, daß man nicht leicht darauf verfallen kann, zumal da kein Grund dazu vorliegt. Hermann Geist **) sieht von einem solchen Zusammenhang gänzlich ab. Er sagt nur,

*) Und wenn Homunculus der Helenaembryo sein soll, so muß auch daran erinnert werden, daß dieser Dämon ganz ausgesprochen männlicher Art (vgl. S. 488 oben) ist, während die Helena ein Weib ist. Wie soll also der männliche Dämon der Embryo eines Weibes sein können!

**) H. a. D. S. 177.

Faust habe unterdessen auch ihre „Wiederbelebung“ erreicht. Weiter nichts. Baumgart *) äußert sich also: „Daß nun Helena wirklich wieder auf der Oberwelt erscheint, . . . ist die Folge der von Faust mit Manto unternommenen Beschwörungsfahrt.“

Sodann ist die weitere Bemerkung zu machen, daß auch nicht die leiseste Andeutung sich findet, daß Helena gleichzeitig mit des Homunculus Entstehung bezw. Vermählung mit dem Meere entstanden ist. Wohl schließt der II. Akt mit dem Zerschellen des Homunculus und der III. beginnt mit der neu erstandenen Helena, so daß also ein Zusammenhang zwischen beiden denkbar wäre, aber die Hadesfahrt des Faust mit der Manto fand längst vorher statt. Daher fragt man sich: Wozu hat denn Goethe diese Fahrt überhaupt ins Werk gesetzt, wenn sie unnötig war, wenn nicht Faust, sondern Homunculus es war, der die Helena ins Leben zurückgerufen hat? Eine Zusammenwirkung beider aber bei dieser Wiederbelebung ist doch wohl ausgeschlossen. Man müßte nur annehmen, daß Faust nur den Schatten der Helena erhielt und Homunculus ihn dann belebte. Dagegen spricht aber Goethes Erwähnung des Orpheus, wie oben (S. 491) ausgeführt ist. Auch sollte man in diesem Fall erwarten, daß Goethe seinen Faust dem Homunculus gegenüber einen darauf abzielenden Wunsch äußern ließe, um so mehr, da der Dämon ja Fausts Verlangen kennt. Aber davon findet sich auch nicht die leiseste Andeutung. Sodann fragt es sich sehr, ob die Schatten, die aus der Unterwelt heraufkommen, notwendigerweise in das Wasser oder durch das Wasser heraufkommen müssen. Denn das wäre nach Valentin stillschweigende Voraussetzung; aber sie widerspricht der griechischen Anschauung, der doch Goethe folgen mußte. Und darnach werden die Schatten durch Trinken von Blut wieder belebt.

Sodann ist zu bedenken, daß der III. Akt längst vor den beiden ersten fertig war, also längst, ehe der Homunculus geschaffen war. Hätte Goethe es für notwendig erachtet, die Wiederbelebung der Helena zu begründen, so hätte er dieses Motiv dem Beginn des III. Aktes eingefügt. Und wenn er eine Verbindung des II. und III. Aktes in der Weise für nötig gehalten hätte, daß Helenas Auftreten bezw. ihre Wiederbelebung damit begründet wäre, so hätte er ein unzweifelhaftes Mittel gewählt. Der Anschluß an Homers Nekyia (Odyssee lib. XI.) lag nahe.

*) N. a. D. S. 290.

Richard Weiffenfels sagt in seiner Kritik von Valentins Schrift*): „Ich stelle nicht in Abrede, daß Goethe sich den Prozeß der Wiederbelebung so hätte vorstellen können, wie Valentin annimmt, aber dafür, daß er es im Faust getan hat, fehlt jeder Beweis.“ Und weiterhin: „Man gewinnt den Eindruck gewaltsamen Konstruierens und Formulierens, willkürlichen Deutens.“

H. Gerber**) schließt aus der vollendeten Dichtung und den Paralipomena 1826—30, daß die einfache Entlassung der Helena aus dem Hades ihre Wiederbelebung nach griechischer Anschauung bewirkt habe, und verweist auf Helenas Entlassung zu Achilles auf die Insel Leuke. Valentins Hypothese sei aus subjektiven ästhetischen Voraussetzungen statt aus objektiv philologischer Forschung geflossen. Man kann noch hinzufügen: Hätte Goethe diese griechische Auffassung irgendwie nicht genügt, so hätte er ein anderes besseres Motiv erst finden müssen.

Sehr richtig urteilt J. Göbel***): „Der Zweck des Homunculus in der Dekonomie des Dramas ist erfüllt, als er Faust in das klassische Altertum geleitet hat. Als überflüssig gewordene Person findet er im Meere einen effektvollen Untergang.“ Von einer mystischen Vermählung mit dem Meere und den Folgen, die andere Ausleger an sie knüpfen, will Göbel nichts wissen. Den Rat, den Thales und Proteus dem Homunculus geben, sich im Meere zu entwickeln, nennt er einen lustigen Philosophenrat, einen blauen metaphysischen Dunst. Mit Recht bemerkt dagegen R. Weiffenfels†), daß Goethe bei seiner bekannten Stellung zum Neptunismus diesen Rat nur ernst gemeint habe. Thales erschrickt, als er den Homunculus im Meere aufgehen sieht. Warum? Weil Homunculus ungestüm in „herrischem Sehnen“ gleich ein der Galatea ebenbürtiges Wesen zu werden wünscht und dadurch das naturgemäße von Thales gewollte Entstehen zum menschlichen Individuum verfehlt. So Weiffenfels. Nun erhebt sich aber die Frage: Warum läßt der Dichter seinen Homunculus nicht entstehen? Die Antwort auf diese Frage ist nicht schwer. Daß Thales erschrickt, ist eben der beste Beweis dafür, daß Goethe den Homunculus nicht weiter entstehen lassen wollte, weil er — nicht konnte. Das Auftreten des

*) Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte 1901. Goethes Dramen Nr. 331 und 333.

**) Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte 1903 a. a. O. Nr. 332.

***) Goethe-Jahrbuch 21, S. 208—223.

†) Vgl. Jahresberichte f. n. dtsch. Lit.=Gesch. a. a. O. Nr. 327.

Thales im letzten Moment gibt die Erklärung dafür. So wenig als die literarische Gestalt des Homunculus sonst irgendwo weiter ausgebildet worden ist, so wenig wollte und konnte Goethe über das überlieferte Vorbild hinausgehen, wenn man nicht etwa, wie erwähnt, an die drei Gewaltigen als freie Fortsetzung des Homunculus denken will. Denn sobald man diese Gestalt entstehen lassen will, muß sie absurd werden. Das hat Goethe klug vermieden. Konsequenterweise hätte er den Homunculus nach all dem, was er über die Kraft des Wassers gepredigt hatte*), „entstehen“ lassen sollen. Aber im Augenblick der Ausführung kamen ihm allerlei Bedenken. Die Frage insbesondere: Was dann weiter mit ihm anfangen? ließ sich nicht befriedigend lösen. Es blieb ihm daher nichts übrig, als den Homunculus einfach verschwinden zu lassen. Das war entschieden der beste Ausweg. Darum läßt er den Thales über den unvermeidlichen Untergang des Homunculus erschrecken. Er deutet damit gewissermaßen sein eigenes Erschrecken über den Ausgang des Dämons, die Unmöglichkeit, ihn anders enden zu lassen, an und bricht so in feiner Weise ab.

Für die Auffassung des Homunculus ist das Verhalten des Proteus bezeichnend. Das Verlangen, als Mensch zu entstehen, muß dem Homunculus eigentlich vergehen, wenn er auf alles hört, was Proteus ihm vorhält. Gleich beim Zusammentreffen mit ihm äußert er sich also (v. 8260 f.):

„Im weiten Meere mußt Du anbeginnen!
Da fängt man erst im Kleinen an
Und freut sich, Kleinste zu verschlingen,
Man wächst so nach und nach heran
Und bildet sich zu höherem Vollbringen.“

Dabei möchte man, falls Valentin mit seiner Hypothese recht hätte, fragen, wie Homunculus bei dieser Art von Entstehung Helena bilden sollte.

Nachher sagt Proteus (v. 8313 f.):

„Das Erdentreiben, wie's auch sei,
Ist immer doch nur Bladerei;
Dem Leben frommt die Welle besser . . .“

*) Vgl. besonders Vers 7856: „Im Feuchten ist Lebendiges erstanden“. W. Witkowski weist in seinem Kommentar zum Faust (Leipzig 1906, II, 314 f.) auf die damaligen ontologischen und biogenetischen Anschauungen hin, denen auch Goethe huldigte. Man glaubte noch an eine Urzeugung, an eine Entstehung alles Lebenden aus dem Wasser.

Wie sollte da der Homunculus sich ins Erdenleben wagen wollen! Da sollte ihm doch alle Lust zur Entstehung als Mensch vergehen!

Und endlich läßt sich Proteus also vernehmen (v. 8327):

„Komm geistig mit in feuchte Weite,
Da lebst Du gleich in Läng' und Breite,
Beliebig regest Du Dich hier;
Nur strebe nicht nach höhern Orden:
Denn bist Du erst ein Mensch geworden,
Dann ist es völlig aus mit Dir.“

Wie sollte also Homunculus daran denken wollen, ein Mensch zu werden, da Proteus, zu dem er doch ein ganz besonderes Vertrauen hat, ihm so sehr abrät und ihn direkt davon abzuhalten sucht. Proteus bietet alles auf, um dem Homunculus das Entstehenwollen zu entleiden. Sein letztes Wort an ihn lautet (v. 8461 f.):

„In dieser Lebensfeuchte
Erglänzt erst Deine Leuchte
Mit herrlichem Getön.“

Also wieder kein Wort vom Entstehen als Mensch!

Damit ist nun zu vergleichen, was Thales, der doch auch das neptunistische Prinzip vertritt, sagt (v. 8469):

„Homunculus ist es, von Proteus verführt . . .
Es sind die Symptome des herrischen Sehnsens,
Mir ahnet das Nechzen beängsteten Dröhrens, . . .
Er wird sich zerisellen am glänzenden Thron.“

Ist, fragt man sich, Proteus wirklich ein Verführer? Gewiß nicht. Es geschieht ja nur, was er schon vorher offen sagte: Proteus hat ihn aufs Meer verwiesen, wie Thales ebenfalls, und vor dem Menschwerden gewarnt. Damit stimmt sein ganzes Verhalten überein.

Und nun erhebt sich die Hauptfrage: Was veranlaßte den Dichter zu diesem Schritt? Ich meine die Sache liegt klar. Goethe wollte damit es entschuldigen, daß er den Homunculus nicht entstehen ließ. Und in der Tat kann man es nach den Ausführungen des Proteus nicht erwarten. Eine Frage ist freilich damit nicht beantwortet, nämlich die: Warum hat Goethe denn überhaupt dieses ganze Motiv mit dem Entstehen verwendet, wenn er es nicht durchführen wollte oder konnte? Wäre es nicht besser gewesen, er hätte es ganz bei Seite gelassen?

Ich gebe noch folgendes zu erwägen. Es war ein gefährliches Unternehmen für den Dichter, diese Idee mit dem Homunculus weiter auszuspinnen. Der Gedanke an und für sich ist schön poetisch. Aber es war sehr schwer, hierbei einen richtigen Abschluß zu finden, ohne ins Lächerliche zu geraten. Goethe hat darum den Homunculus einfach verschwinden lassen, da er mit ihm nichts weiter anfangen konnte. Eine völlige Durchführung eines solchen Plans mit einem künstlichen Menschen hätte notwendig komisch oder absurd wirken müssen. Darum ließ der Dichter diese Gestalt bei ihrem Streben nach völliger Ausbildung zugrunde gehen, nicht ohne anzudeuten, daß es mit ihr ebenso, wenn sie verkörperlicht wäre, aus gewesen wäre. Schwerlich hätte Goethe, wenn er einmal diesen Gedanken mit dem Homunculus ausgeführt hätte, anders enden können. Oder wie hätte er es anders machen können? Hätte er wirklich einen künstlichen Menschen aus dem Homunculus machen und ihn auftreten und handeln lassen können? Schwerlich hätte Goethe mit dieser Lösung sich und andere befriedigt. Daher blieb ihm nichts übrig, als so, wie er es getan, den Homunculus enden zu lassen.

Dafür, daß Homunculus für die Wiederbelebung der Helena bestimmt gewesen sei, fehlt jede Unterlage. In diesem Fall würde man von Anfang an einen bestimmten Zweck, ein Ziel in dem Handeln des Homunculus sehen müssen. Dem ist aber nicht so, und man kann nicht einsehen, warum Goethe dieses Ziel hätte verheimlichen sollen. Im Gegenteil, man erkennt deutlich, daß der Homunculus zwei Ziele verfolgt: erstens soll er den Faust nach Griechenland bringen und zweitens will er selbst „entstehen“. Dieser letztere Gedanke kommt ihm erst auf griechischem Boden, nachdem er also seinen ersten Zweck erfüllt hat. Dort trennt er sich von Faust und Mephistopheles.

Lezterer sagt (v. 7064 f.):

„ . . . jeder möge durch die Feuer
Versuchen sich sein eigen Abenteuer.
Dann, um uns wieder zu vereinen,
Laß Deine Leuchte, Kleiner, tönend scheinen.“

Homunculus erwidert:

„So soll es blihen, soll es klingen.“
(Das Glas dröhnt und leuchtet gewaltig.)

Nun vereinen sich aber die drei niemals mehr; mit Mephistopheles trifft Homunculus zusammen, aber zufällig. Es

fragt sich also: Warum hat Goethe dieses für die Handlung überflüssige Zwiegespräch eingefügt? Darf man etwa daraus schließen, daß er eine solche Begegnung ursprünglich geplant und nur wieder aufgegeben hat? Ich glaube es nicht. Denn dann hätte er ohne Zweifel nachher diese Stelle getilgt. Warum also? Welchen Zweck verfolgt der Dichter damit? Offenbar soll damit gesagt werden, daß die drei Abenteurer planen, nachher wieder zusammenzukommen, um etwa gemeinsam ihre Rückkehr ins Werk zu setzen. Da das aber nicht geschieht, so muß der Zweck ein anderer sein. Vielleicht sollte damit die Selbständigkeit und Freiheit der beiden Handelnden gewahrt bleiben und der Untergang des Homunculus als ein nicht beabsichtigter, zufälliger angedeutet werden.

Neuestens hat B. Michels*) sich über die Valentinsche Hypothese also geäußert: „Es scheint mir ein nicht kleines Verdienst, daß Valentin dem fatalen Homunculus, der für eine bloß episodische Figur bedenklich viel Platz beansprucht, energisch zu Leibe gegangen ist. Aber auch mir hat Valentin nicht alle Rätsel gelöst, eher neue geknüpft.“ Insbesondere fragt er: „Wenn man allenfalls zugestehe, daß Helena ihre Körperlichkeit dem Homunculus verdanke, woher stammt die Körperlichkeit ihrer Frauen?“ Ich meine, diese Frage, die B. Michels ganz konsequenterweise stellt, verrät eben aufs deutlichste, daß Goethe gar nicht daran dachte, den Homunculus als Helena-Embryo zu behandeln, denn sonst hätte er sich eben auch diese Frage stellen und sie zu lösen versuchen müssen.

Vielleicht darf man auch auf die Art hinweisen, mit der Goethe in der „Klassischen Walpurgisnacht“ verfährt. Dort läßt er nämlich den Faust, die einzige irdische Gestalt unter den mythologischen Wesen, auf dem Chiron reiten (v. 7333 f.). Chiron mußte also feste Gestalt besitzen. Das ist notwendige Voraussetzung. Ob Goethe sich dessen wohl bewußt war? Aus diesem Vorgang darf man aber vielleicht auch auf Helena einen Rückschluß machen. Goethe dachte sie sich sicher ebenso wie den Chiron ohne weiteres als wirkliches Wesen von Fleisch und Blut. Sagt er doch auch sonst einmal von ihr (v. 7439):

„Der Dichter bringt sie, wie er's braucht, zur Schau.“

Ganz klar hat sich Erich Schmidt**) ausgesprochen, wenn er sagt: „Soll der kleine fabrizierte Dämon hier wirklich „entstehen“

*) Neue Faustschriften: Euphor. (1906), 13. Bd., S. 621 ff.

**) H. a. D. S. XXV. (Einleitung.)

oder soll er vergehen? Das herrische Sehnen treibt ihn ungestüm gegen Galatees Muschelthron, sein Glas zershellt — wir können schwerlich glauben, daß er nun in der „Lebensfeuchte“ den Mangel seiner Halberistenz nachholt, vielmehr wird er an der schönsten Ausgeburt des Meeres zunichte.“ Dazu fügt er dann als Ergebnis seiner Untersuchung die Worte *): „Eine knapp erschöpfende Formel gibt es für den Homunculus nicht, und die spätere naturphilosophische Behandlung seines Werbedrangs hat nur der abstruse Tiefsinn in die Interpretation zwingen können, Homunculus sei die aus dem zershellten Glas ins Meer ergossene, als Helena wieder erscheinende Lebenskraft!“

Ein Gegenstück zu Valentins ist H. Baumgarts Erklärung. Er sagt **): „Die Handlung vollendet sich! Aber nicht findet Homunculus seine Entstehung, indem er nach dem ihm innewohnenden Prinzip für sich selbst sich zur Großgestalt auswächst, sondern indem das in ihm gesammelte feurige Streben und Sehnen, durch die liebeerweckende Schönheit zur Flamme entfacht, sich entzündend in die gesamte poetische Entwicklung verbreitet.“ Das ist nun einmal eine richtige symbolische Erklärung. Aber welcher literarisch Gebildete wird auch bei dem eindringendsten Studium des Faust leicht auf diesen Gedanken verfallen? Baumgart hat in seinem schönen Buch viel wertvolles Material geliefert, aber mit dieser Deutung dürfte er wohl wenig Beifall finden. In seiner weiteren Ausführung sagt er (S. 280): „Die deutsche Anakreontik hatte vor den Tagen des jungen Goethe schon recht zierliche Gestalt angenommen — man denke an Georg Jacobi — ein mitunter gar anmutig in der Retorte sich bewegendes Knäblein —; die schwungvolle Ode hatte in ernstem, starkem Streben zum Höchsten lebendige Kraft gewonnen, immer doch noch durch die Umhüllung schulmäßiger Tradition, durch das trennende Medium reflektierter Empfindung geschieden von der unmittelbaren Berührung mit der wirklichen Welt . . . Da sprengt Goethes jugendlicher Genius die Hülle, die auch ihn noch eine Zeitlang beengte, die aber durch ihn schon herrlicher zu leuchten und zu tönen begann. Es sind die Symptome des herrischen Sehns, die nun überwältigend hervorbrachen; und wohl paßt das Bild von dem Nechzen beängsteten Dröhnens, wenn, wie im „Werther“, der Naturlaut leidenschaftlichsten Empfindens von dem Zauber der Schönheit durchglüht, die Geister bis zum

*1) N. a. D. S. 332.

**2) N. a. D. S. 279.

Taumel überwältigt und dahinreißt.“ Also wäre Goethe selbst der Homunculus, wie etwa sein Euphorion der Dichter Byron. Das läßt sich hören; allein es fragt sich nur, ob wir Goethe eine solche Selbstverherrlichung zuschreiben dürfen. Es ist doch etwas anderes, wenn Goethe in der Gestalt des Faust seinem eigenen titanenhaften Ringen und Streben Ausdruck gibt, als wenn er im Homunculus sich selbst als den Helden der deutschen Dichtkunst darstellen wollte. Das eine ist des großen Dichters würdig, das andere nicht. Wir sehen daraus, daß mit solchen Auslegungen nicht immer viel ausgerichtet wird.*)

Andererseits gibt Baumgart **) noch eine andere Deutung des Homunculus: „Der springende Punkt, das lebengebende Motiv in Goethes Symbol des Homunculus ist der Gedanke, daß der im gelehrt-kritischen Verständnis lebendig gewordene Geist der Antike nun im Begriff ist, durch dieses selbst körperliche Gestalt anzunehmen, so daß aus der produktiven Kritik kritische Produktion sich gestaltet. Der in diesem kritik-geborenen Schaffen waltende lebendige Geist der Antike ist Homunculus, der, kaum entstanden, alsbald über das Niveau seines Erzeugers hinausstrebt.“ Da fragt man billig: „Wie reimt es sich, daß dieser selbe „Geist der Antike“ sich mit dem Altertum vermählen will, um zu „entstehen“? Also daß derselbe Geist wieder in sein Element zurückkehrt? Und dann ferner: Wenn Goethe selbst auch der Homunculus sein soll, wie lassen sich diese beiden Anschauungen vereinen? Ist das möglich? Läßt der einfache Sinn des Textes überhaupt eine solche Deutung zu?

Ferner fragt man sich: Was hätte dieser „Geist des Altertums“ mit Mephisto zu tun, der v. 6949 sagt: „Mich widern schon antikische Kollegen“? Wie könnte er ihn „Better“ nennen? Nach Baumgart ***) verhilft ihm Mephistopheles zur Wirklichkeit. Das scheint nun aber zunächst fraglich. Zwei Stellen kommen dabei in Betracht. Mephistopheles erscheint, während Homunculus in der Phiole bereitet wird. Raum geschaffen, sagt der Dämon zu ersterem (v. 6885 ff.):

„Du aber, Schalk, du Better, bist du hier?
Im rechten Augenblick, ich danke dir.“

*) Richard M. Meyer nennt Baumgart in seiner Anzeige des Buches „Literaturphilosoph“. Lit. Echo 5, Sp. 1033 (1903).

**) Vgl. M. a. D. S. 174.

***) M. a. D. S. 177.

Ein gut Geschick führt dich zu uns herein;
 Dieweil ich bin, muß ich auch tätig sein.
 Ich möchte mich sogleich zur Arbeit schürzen.
 Du bist gewandt die Wege mir zu kürzen.“

Diese Stelle läßt den Gedanken, daß Mephisto den Dämon mit erschaffen hat, absolut nicht aufkommen.

Die andere Stelle ist dem Mephistopheles in den Mund gelegt. Er spricht am Schluß der Szene: *ad spectatores* (v. 7003):

„Am Ende hängen wir doch ab
 Von Kreaturen, die wir machten.“

Diese Stelle muß freilich auf eine Mitwirkung des Mephistopheles gedeutet werden, und Goethes Aeußerung zu Eckermann am 16. Dezember 1829 *) bestätigt dies. Allein Goethe sagt in derselben Stelle zu Beginn ausdrücklich: „Ich dächte, man hätte eine Weile daran zu zehren.“ Darnach liegt die Sache offenbar nicht so einfach als es scheint. Denn warum hätte Goethe so gesprochen, wenn die Sache ganz klar wäre? Nach dem Gang der Handlung will erst der geschaffene Homunculus die Hilfe des Mephistopheles in Anspruch nehmen. Aber in Wirklichkeit hilft Mephistopheles nicht, sondern Homunculus handelt selbständig, und der erstere fügt sich ihm sogar willig. Und da wird dann sein Ausspruch von der Abhängigkeit von den eigenen Kreaturen verständlich. Vielleicht hat auch der Anblick Wagners, der sich nur schmerzlich von Homunculus trennt, dabei mitgewirkt.

Außerdem kann noch eine dritte Stelle in Betracht kommen. Als Mephisto bei Wagner eintreten will, möchte ihm der Famulus den Eintritt verwehren, weil sein Herr nicht gestört werden dürfe. Da entgegnet Mephistopheles (v. 6683 f.):

„Sollt er den Zutritt mir verneinen?
 Ich bin der Mann das Glück ihm zu beschleunen.“

Damit kann wiederum auf eine gewisse Mitwirkung des Mephistopheles hingewiesen sein. Aber absolut klar und deutlich wird die Lage auch durch diese Stelle nicht. Goethe hat wohl absichtlich sich etwas dunkel ausgedrückt, und ursprünglich war ja sein Plan, den Homunculus ganz allein durch Wagner entstehen zu lassen.

Schließlich ist auch noch das spätere Verhalten des Mephistopheles zu beachten. Als ihm nämlich Homunculus mitteilt (v. 7830—41), daß er entstehen und zu dem Zweck sich an die

*) Vgl. Erich Schmidt a. a. D. S. 335.

zwei Philosophen Thales und Anaxagoras wenden wolle, die das irdische Wesen kennen müßten, da erwidert Mephistopheles (v. 7841 ff.):

„Das tu auf Deine eigne Hand.
Denn, wo Wespenster Platz genommen,
Ist auch der Philosoph willkommen . . .
Wenn Du nicht irrst, kommst Du nicht zu Verstand.
Willst Du entstehen, entsteh auf eigne Hand!“

Nun fragt man: Wenn wirklich Mephistopheles nach Goethes Darstellung den Homunculus erschaffen hat, weshalb gibt er ihm jetzt den Rat, er solle selbst entstehen? Warum will er ihn von Thales abhalten? Und weiter: Warum weiß Homunculus mehr als Mephistopheles, der ihn erschaffen? Und endlich: Wie sollte Homunculus selbst entstehen, ohne fremdes Dazutun? Das sind lauter Fragen, die kaum zu lösen sein dürften. Sie sind aber deshalb von Wichtigkeit, weil wir daraus ersehen, wie unklar und verschwommen die Verhältnisse liegen.

Wie viele Deutungen der Homunculus schon erfahren hat, ist geradezu erstaunlich. Weiße*) sagt: Er ist . . . „die hypostasierte Gestalt von Faustens gegenwärtigem, nach Gebärung einer neuen und unerhörten geistigen Wesenheit ringenden Seelenzustande.“ Leutbecher: Er ist die „Personifikation des . . . Seelenzustandes in Faust.“ H. Dünker: Er ist „das besonnene . . . nach der idealen Schönheit hingetriebene Streben.“ Horn: „Die Sehnsucht nach dem Werden des Schönen.“ Köfcher dagegen: „Die Sehnsucht, die sich Fausts bemächtigt und ihn nach dem gelobten Lande der Kunst hinzieht.“ Schnetger-Valentin: Der Helena-Embryo. Hartung: „Ein Geschöpf der Phantasie des Mephistopheles und dennoch sein Beherrscher.“ Rosenkranz: „Ein komischer Kleiner, der sich am Schlusse als Groß manifestiert.“ K. Köstlin: „Eine unerquickliche Künstelei, eine Spottfigur . . . die an dem Widerspruch leidet, komisch und nicht komisch zugleich zu sein.“ Deycks: „Ein Elementargeist, vielleicht der Feuerkönig oder das Feuer.“ Fr. von Sallet: „Die Poesie des 18. Jahrhunderts vor Goethe und Schiller.“ Julian Schmidt: „Die griechisch romantische Poesie.“ Aronhig: „Eine lebendige Leuchte, die dem Genius den Weg in Regionen weist, welche das Schicksal dem Forscher verschließt.“ B. Taylor: „Das ästhetische Prinzip in Goethes eigenem

*) Vgl. für das folgende: B. Taylor, Goethes Faust, 1. u. 2. Teil, 2. Aufl., 1885, S. 176 f.

Innern, das zu einem freien, frohen und harmonischen Dasein sich zu entwickeln strebt.“*) Unter den neueren Forschern urteilt Runo Fischer: „Um vorwärts zu kommen, brauchen wir einen Dämon, einen rein geistigen, leicht orientiert und orientierend, der die Situation und ihre nächsten Ziele durchschaut und erkennt, der gleichsam frischweg von der Münze kommt, leuchtend, strahlend, und von den menschlichen Erbfehlern nichts hat, nichts von der Trägheit und von dem Brett vor der Stirn: das ist der Homunculus, wie Goethe denselben in genialer Weise geschildert hat.“**) Der Heidelberger Philosoph verzichtet also auf eine besondere Charakteristik des Homunculus. Dagegen nennt ihn K. J. Schröer: „Stubengeist des Humanismus“, „Er ist nur ein Gedankending und will werden, d. i. Realität gewinnen“.***)

Eine etwas an Lautbecher (s. oben) erinnernde Erklärung gibt der treffliche Goetheforscher G. Witkowski. Er sagt (Goethe II, 316): „Die . . . Eigenschaften des Homunculus . . . Tätigkeitstrieb und Sehnen nach vollkommener körperlich-geistiger Existenz . . . sind auch die beiden Triebe, die in diesem Stadium der Handlung Faust beherrschen, und so wird die Homunculus-handlung zur erläuternden Parallele der Haupthandlung.“

Eine neue symbolische Deutung, die sich mit keiner der oben genannten deckt und die zweifellos vor vielen den Vorzug verdient, gibt mir der Herausgeber dieser Zeitschrift in die Hand. Er äußerte sich in einer Korrespondenz mit mir über den vorstehenden Aufsatz also: „Der Homunculus ist die Wissenschaft vom klassischen Altertum, die philologische Gelehrsamkeit, die uns wohl in jenes Gefilde hinüberführt, ohne die wir nimmer dahin gelangen könnten, der aber doch häufig das volle Menschentum fehlt. Homunculus ist das Geschöpf Wagners, fühlt wohl den Trieb in sich, sich Galateen zu vermählen, geht aber dabei zugrunde, da ihm die Kraft mangelt. Er ist ein Kunstprodukt in einer Glasflasche. Um eine Galatea oder Helena zu erringen, muß man ein Faust sein . . . In der Wissenschaft der Philologie mit ihrer ungeheuren Arbeit und Geistesanschauung liegt gleichzeitig etwas Uebermenschliches und Untermenschliches.“

*) Vgl. B. Taylor a. a. O., S. 205, vgl. 178.

**) Goethe-Schriften von Runo Fischer. Dritte Reihe, 9. Bd., Faust II. S. 774 ff

***) Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung von K. J. Schröer, Leipzig, 5. A. 1907. S. XIX.

Die gelehrte Schauspielerin Maria Pospischil*) erklärt: Homunculus ist die „vulkanistische Theorie“. Man sollte freilich eher erwarten, daß Goethe die neptunistische Theorie besonders darstellen würde. Homunculus ist eine Lieblingsfigur Goethes, der vor ihr eine „Art von Respekt“ hatte.**)

Wie haben wir nun die große Verschiedenheit der Deutungen des Homunculus zu erklären? Offenbar liegt die Schuld daran nicht an den Kritikern, sondern in der rätselhaften Gestalt des Homunculus selbst. Diese Figur ist eben schwer zu deuten, wenn überhaupt zu lösen. Sie umfaßt zu vielerlei, als daß eine Deutung für alles passen würde. Sie wird durch keine ganz erschöpft. Es war in der Tat auch für den Dichter, und wenn er auch ein Goethe war, schwer, eine solche gegebene Figur in der Weise zu verändern, daß sie eine ganz bestimmte andere Gestalt annahm. Der Dichter war durch die bereits vorhandene Figur mehr oder weniger in seiner Darstellung gehemmt und beschränkt.

Schließlich seien noch einige allgemeine Betrachtungen angefügt.

Der Gedanke, daß Homunculus „entstehen“ wolle, kommt ganz unvermittelt und überraschend. Wir hören anfangs nichts davon. Der kleine Dämon wollte tätig sein. Bei dieser seiner Absicht war es ihm sehr willkommen, dem Faust helfen zu können. Was bringt ihn nun plötzlich auf den Gedanken, entstehen zu wollen? Auf das Vorbild von Paracelsus haben wir schon hingewiesen. Aber trotzdem bleibt Goethes Verfahren dunkel. Es ist keine Entwicklung zu sehen. Homunculus war nach der Ankunft in Griechenland mit dem Vorschlag des Mephisto einverstanden, daß jeder allein sein Abenteuer suchen solle. Das geschieht dann und bei dieser Gelegenheit muß also Homunculus erst auf diesen Gedanken gekommen sein. Die Unterhaltung der Philosophen Thales und Anaxagoras wirkte für ihn bestimmend, „denn sie müssen doch das irdische Wesen kennen“ (v. 7839). Aber Mephistopheles rät ihm, auf eigene Faust zu entstehen. Dieser ist aber mit diesem Vorschlag nicht einverstanden. Er folgt dem Thales, der ihn auf das Wasser als die Quelle alles Lebens hinweist. Und nun sollte man meinen, eine neue Gestalt entstünde nach so vielen Vorarbeiten. Aber davon ist nichts zu sehen. Im Meer verschwindet Homunculus. Was soll nun diese Gestalt? Es kann nicht wundern, wenn die seltsamsten Versuche zur Er-

*) Volkstümliche Erklärung von Goethes Faust I und II, 1902. S. 172 und 185.

***) B. Taylor a. a. O. S. 175.

klärung gemacht wurden. Aber keiner davon paßt vollständig. Wohl läßt sich die eine oder andere Stelle durch diese oder jene Deutung erklären, aber eine durchgreifende, alles umfassende Erklärung ist noch nicht gefunden, wird sich auch nicht finden lassen; die schwankende Gestalt des Homunculus, der jede Festigkeit fehlt, läßt auch keine feste Deutung zu. Wie dieser Feurdämon schließlich im Wasser zerfließt, so ist er auch überhaupt keine feste Gestalt. Die Hauptabsicht, die der Dichter mit dieser Figur verfolgte, war doch lediglich die Schaffung eines künstlichen Menschen. Wie sollte nun ein solcher etwas Besonderes darstellen können! Auch dieser künstlich ins Leben gerufene Mensch sollte die gleichen Fähigkeiten, wie die anderen Menschen besitzen. Aber genau genommen hat Wagner keinen Menschen geschaffen, wie er wollte, sondern einen Dämon. Dieser will, freilich ohne jeden Vorgang bei anderen Dämonen, erst ein Mensch werden. Da drängt sich eben immer wieder die Frage auf: Wäre das Gewinn für ihn? Wäre das wirklich eine höhere Stufe der Entwicklung für ihn? Ein völliges „Entstehen“, nach dem er so sehr trachtet? Wäre es nicht vielmehr ein Rückschreiten? Der Mensch nimmt doch erst nach seinem irdischen Dasein geistige Gestalt an. Und dieser Dämon-Homunculus will und soll den umgekehrten Weg einschlagen. Von der Ausführung dieses Gedankens ist freilich nicht die Rede. Sie war von Anfang an ausgeschlossen und mußte es sein. Wie sollte denn dieser Homunculus-Mensch beschaffen sein? Welche Fähigkeiten sollte er denn noch erlangen? Goethe wäre selbst in Verlegenheit gewesen, wenn er diesen Plan hätte ausführen sollen. Darum brach er am geeigneten Punkt ab, so daß den Vermutungen Tor und Tür geöffnet blieb. Diese Gestalt, mehr Dämon als Mensch, ein Zwitterding, läßt so viel Deutungen zu, als die Phantasie ausheckt. Keine paßt und keine versagt ganz. Man wird dabei an ein Rätsel erinnert, das verschiedene Lösungen gestattet, von denen jede zu passen scheint und doch nicht richtig ist, weil das Rätsel selbst ein unlösbares Geheimnis in sich birgt.

Eine dem Homunculus verwandte Gestalt ist der Euphorion. Gleich nach seiner Geburt springt er von seiner Mutter Schoß weg zu seinem Vater, also ganz so wie der Homunculus den Händen Wagners entschlüpft. Dann springt er auf den festen Boden, der schnellt ihn empor, so daß er wie ein Ball hüpfet. Er wirft sich in die Lüfte, bis er endlich herabstürzt und stirbt. Das Hüpfen gehört zu seinem Lebenselement wie das Schweben zu dem des Homunculus.

Ueber die Bedeutung des Euphorion hat sich Goethe Eckermann gegenüber am 20. Dezember 1829 klar also ausgesprochen: „Daß in der Maske des Plutus der Faust steckt und in der Maske des Geizes der Mephistopheles, werden Sie gemerkt haben. Wer aber ist der Knabe Lenker? Ich zauderte und wußte nicht zu antworten. ‚Es ist der Euphorion!‘ sagte Goethe. Wie kann aber dieser, fragte ich, schon hier im Karneval erscheinen, da er doch erst im dritten Akt geboren wird? Der Euphorion, antwortete Goethe, ist kein menschliches, sondern nur ein allegorisches Wesen. Es ist in ihm die Poesie personifiziert, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Person gebunden ist. Derselbige Geist, dem es später beliebt, Euphorion zu sein, erscheint jetzt als Knabe Lenker, und er ist darin den Gespenstern ähnlich, die überall gegenwärtig sein und zu jeder Stunde hervortreten können.“

Von diesem Gesichtspunkt aus müssen wir den Euphorion betrachten. Goethe bezeichnet ihn als den „Knaben Lenker“. Dieser ist die Poesie im allgemeinen, während Euphorion, der nach Goethe den Byron darstellt, die Leidenschaftlichkeit und Hestigkeit der Poesie zum Ausdruck bringt. Der Knabe Lenker sagt selbst von sich (v. 5573):

„Bin die Verschwendung, bin die Poesie;
Bin der Poet, der sich vollendet,
Wenn er sein eigenst Gut verschwendet.“

Seine Ähnlichkeit mit dem „Knaben Lenker“ zeigt ein kurzer Vergleich. Von letzterem heißt es (v. 5537):

„Halbwüchsiger Knabe bist du, doch die Frauen
Sie möchten dich ganz ausgewachsen schauen,
Du scheinst mir ein künftiger Sponsierer,
Recht so von Haus ein Verführer.“

Dieselben Eigenschaften treffen wir auch bei Euphorion. Auch er ist ein Knabe (v. 9599) und sehr liebegierig (v. 9790 ff.).

Allein nicht bloß der Knabe Lenker erinnert an den Euphorion, das ist noch viel mehr bei dem Homunculus der Fall. Beide sind von großer Liebessohnsucht erfüllt. Von Homunculus heißt es (v. 8467):

„Bald lobert es mächtig, bald lieblich, bald süße,
Als wär' es von Pulsen der Liebe gerührt.“

Und von Euphorion v. 9794 ff.:

(Ein junges Mädchen hereintragend.)
„Schlepp ich her die derbe Kleine
Zu erzwungenem Genusse;

Mir zur Wonne, - mir zur Lust
 Druck ich widerspenstige Brust,
 Reiß ich widerwärtigen Mund,
 Tue Kraft und Willen kund.“

Beide sind hüpfende Gestalten. Homunculus ist überhaupt schwebend und entschlüpft gleich anfangs den Händen Wagners (v. 6903 f.) und Euphorion springt gleich nach seiner Geburt von seiner Mutter Schoß weg zu seinem Vater (v. 9600) usw.

Eine andere Eigenschaft, die beide gleich auszeichnet, ist der Feuerglanz. Homunculus leuchtet mit demselben; seine Leuchte soll tönend erscheinen, um ihn mit Faust und Mephistopheles wieder zu vereinen (v. 7066). Seine Leuchtkraft zeigt sich besonders am Ende seines Auftretens (v. 8458 f.). Von Euphorion lesen wir (v. 9623):

„Denn wie leuchtet's ihm zu Haupten? Was erglänzt, ist schwer zu sagen,
 Ist es Goldschmuck, ist es Flamme übermächtiger Geisteskraft?“

An seinem Ende strahlt sein Haupt, ein Lichtschweif zieht nach. (Szenische Bemerkung nach v. 9900.) Das Ende beider zeigt große Ähnlichkeit: Der eine zerschellt an Galatees Muschelthron, der andere stürzt tot von der Höhe, beide infolge ihres maßlosen Strebens. Der Euphorion ist eine Art Homunculus. Er ist ebenso plötzlich entstanden und gleich fertig: Der erstere ist eine gewisse Fortsetzung des letzteren. Daran darf man vielleicht um so eher denken, als mit der Vermählung des Homunculus nicht alles geschehen ist. Letzterer ist Mensch, möchte aber erst recht „entstehen“. Das ist beim Euphorion schon geschehen. Schon diese Tatsache, die uns Goethe nahelegt, läßt Valentins Hypothese als unhaltbar erscheinen. Es ist unmöglich, daß Helena aus der Vermählung des Homunculus mit dem Meere entstanden sein kann, zumal da das keine *Entstehung* wäre, wie Homunculus sie für sich wünschen müßte. Man braucht aber deshalb durchaus nicht anzunehmen, daß Euphorion der „verkörperlichte“ Homunculus ist, so nahe dieser Gedanke auch liegt. Goethe läßt diese Idee absichtlich in der Schwebe, nennt er doch auch den Euphorion den wieder auferstandenen Knaben Lenker. Euphorion kann als die literarische Fortsetzung des Homunculus bezeichnet werden und in diesem Sinne bildet er gewissermaßen dessen Verkörperung. Natürlich ruht diese Annahme auf der Voraussetzung, (Vgl. Goethes Brief an Eckermann vom 20. Dez. 1829), daß der Faust II als ein zusammenhängendes Ganzes, ohne Rücksicht auf die Entstehung der einzelnen Teile, betrachtet wird.

Das Kontraktulwesen.

Von

Dr. Robert Schachner, Heidelberg.

Das neunzehnte Jahrhundert prangt im Ruf und Namen als das Jahrhundert der Sklavenbefreiung. Stolz hebt sich das Haupt des Kirchenfürsten im Purpur, wenn er der nimmer müden Mühe des Kardinals Lavigheri denkt. Der Engländer rühmt sich seiner philanthropischen Gefühle, mit denen er der großen Tat zum Durchbruch verhalf, und preist sich obendrein gerecht, da er die westindischen Pflanzler entschädigte. Der Amerikaner denkt des Blutes seiner Söhne, das für jenes Werk der Menschenliebe vergossen wurde. Roms alte Kirche, Englands Diplomatie und Amerikas Schwert haben die Menschenjagden in Afrika geendet, die willenslosen Arbeiter zu freien Menschen gemacht und eine alteingewurzelte Produktionsform aus dem Bereich der Kulturnationen gebannt. Das zwanzigste Jahrhundert ist verwundert, wie so spät sich jener Humanismus Bahn brechen konnte, es fühlt sich erhaben über jene Rückständigkeit in der Weltmoral — dabei hat es ein Gebreche am Körperhaften, das in häßlichen Zügen an die Sklaverei erinnert: das Vertragskulsystem. Seine Heimat ist Asien, Afrika und die Südsee; die in Kultur zurückgebliebenen Völker, wie Chinesen, Indier, Malaien, Neger und Südseeinsulaner sind ihre Opfer; es hat vielfach das Erbe der Sklaverei angetreten, sich dort eingefunden, wo jene vertrieben wurde. Das formelle Einverständnis der Angeworbenen ist um so geringer einzuschätzen, je niedriger ihr Kulturstand ist. In der Südsee spielt der Branntwein noch eine Rolle in der Betörung der Insulaner; im besten Fall ist es das kindliche Verlangen nach verlockendem Glitterwerk, das die Zustimmung zur Eingehung eines mehrjährigen Arbeitsverhältnisses herbeiführt. In Indien, China, Afrika, den malayischen Staaten verführt die Vorschusssumme, die wie ein müheloser Erwerb aussieht, da man sich ihr Verdienen nicht ver-

gegenwärtigt. Die Tragweite der eingegangenen Bindung wird kaum irgendwo überschaut.*) Im besten Fall weiß man, daß man jahrelang in einem fremden Lande zu einem gewissen Lohn zu arbeiten hat; meist bleiben Art der Beschäftigung und ihre Bedingungen unbekannt. Tausende von Chinesen erlitten Prügel- und Gefängnisstrafe für ihre Weigerung die unbedacht und unwissend beim Vertragsabschluß in China übernommenen Pflichten in Südafrika zu leisten.

England hat den Kuliagenten das Handwerk am wirksamsten gelegt; es hat nicht nur die Verschiffung nach fremden Ländern untersagt, auf die sich die Ueberwachung ihrer Staatsangehörigen nicht erstrecken kann, sondern es stellte diese Geschäfte in Indien unter scharfe behördliche Ueberwachung, eigene staatliche Kommissäre verfolgen die Kuliwerbung bis in die kleinsten Einzelheiten und suchen dem mangelnden Verständnis der Eingeborenen für die Konsequenzen ihrer Rechtsgeschäfte durch die Bekanntgabe aller Vertragsbedingungen in Schrift und Wort entgegenzukommen. Trotzdem sind Mißbräuche und Ungesetlichkeiten nicht verhindert.

China hat sich schon in einer Konvention mit Frankreich und England vom 5. März 1866, die freilich nicht ratifiziert wurde, die Ueberwachung der Auswanderung durch seine Behörden sichern wollen; bis in die neueste Zeit ist sein Bestreben hiernach durch Rücksichten aller Art beeinträchtigt worden, und erst so energischen Männern, wie Yuan-shi-kai, dem heutigen chinesischen Ministerpräsidenten, ist der altangestrebte Schutz seiner eigenen Bevölkerung in größerem Umfang gelungen.

Das Bestreben der Heimatsländer der Kuli, diese vor schlechter Behandlung zu schützen ist durch philanthropische Regungen bei den Regierungen der Empfangsgebiete, freilich in recht unzureichendem Maße, gestützt worden. In den englischen Kolonien geht behördliche Ueberwachung der Behandlung Hand in Hand mit der behörd-

*) In der dem Reichstag vorgelegten Denkschrift für Deutsch-Südafrika findet sich ein besonders krasser Fall von Kuliwerbung: Die gewöhnliche Verpflichtungsperiode eines Menamwesi beträgt 6 Monate. Damit sind indes nicht Kalendermonate, sondern Zeiträume gemeint, die je dreißig Arbeitstage enthalten. Da Sonntage, Regentage, Krankheitstage und Ruhetage in die Verpflichtungszeit nicht eingerechnet werden, außerdem für jede Kupie Voranschuß die Verpflichtungsdauer sich um 2 Monate verlängert, so kommt es vor, daß ein Mann, der 6 Monate zu bleiben gedachte, jahrelang an die Plantage gefesselt ist, und wenn er endlich des langen Martens müde entläuft seines gesamten Lohnes, der erst am Ende der Verpflichtungszeit gezahlt wird, verlustig geht. Nachtrag des Verfassers.

lichen Ueberwachung der Versendung, freilich bezieht sich das nur auf eigene Staatsangehörige, um chinesische Vertragsarbeiter kümmert sich die Regierung nicht. In Holländisch-Indien ist die Anwerbung der Aufsicht eines Staatskommissars unterstellt, der hauptsächlich Chinesen und Javaner für Sumatra anwirbt; er soll sich auch um ihre Lebens- und Arbeitsbedingungen kümmern. Die höchst ungünstigen Verhältnisse der Vertragsarbeiter hier, ihr massenhaftes Hinsterben in den Bergwerksgebieten haben der niederländischen Kolonie einen schlimmen Namen eingetragen. Nicht viel besser ist es der südafrikanischen Regierung gelungen, die Kuli Quartiere am Rande zu beaufsichtigen; der Jahresbericht des staatlichen Arbeitsamtes in Johannesburg für 1905/06 zeigt die Willkür, mit der die Chinesen behandelt wurden, und wie alle die Vorkehrungen, die zu ihrem Rechtsschutz getroffen wurden, sich als wertlos ergaben. Was helfen die klarsten Verträge, wenn die Aufseher der Quartiere (compounds) ihre tatsächliche Macht mißbrauchen, ein unerhörtes Truksystem begünstigen, die Beschwerdebüchsen erbrechen und den deshalb widerspenstigen Chinesen schuldlos züchtigen oder ins Gefängnis werfen lassen.

Auch Deutsch-Samoa hat seinen staatlichen Chinesenkommissär, der indessen keine genügende Stütze für die Chinesen gegen ihre europäischen Arbeitgeber ist. Die Vertragsbedingungen waren so ungünstige und die Unzufriedenheit der Chinesen mit ihrer Behandlung so groß, daß die meisten Chinesen des ersten Transportes, der im Jahre 1906 seinen Termin erschöpft hatte, die Heimbeförderung verlangten. Damals hatte die Regierung bereits Anlaß, gegen die Unternehmer Stellung zu nehmen, und ihr lebhafter Wunsch ist es, das Chinesenelement wieder auszuschalten oder doch wenigstens bedeutend günstigere Vertragsverhältnisse zu normieren, doch werden diese Bestrebungen durch mächtige Einflüsse in Berlin gekreuzt.

Was auch immer versucht worden ist, dem Arbeitsverhältnis menschenwürdige Formen zu geben, es blieb erfolglos.

Zwischen Herrn und Arbeiter baut sich keine Brücke gemeinsamen Empfindens und Denkens, für die eine gemeinsame Sprache die unerläßliche Vorbedingung ist: das Verhältnis bleibt sachlich, vertragskalt und wird feindselig.*) Das Züchtigungsrecht, das dem Herrn als Disziplinarrecht zusteht, erweitert die Kluft, da von seinem

*) Für Südafrika weist man darauf hin, daß der Basuto oder Zulu dem Weißen noch näher steht als der Chinesen mit seiner schwer lernbaren Sprache und völligen Eigenart in Sitte und Wesen.

Gebrauch zu seinem Mißbrauch ein kleiner Schritt. In Samoa hat man noch die rein formelle Farce, daß der Gouvernementsarzt gefragt werden soll, wieviel Streiche das arme Opfer vertragen kann. Die Hilflosigkeit in der Geltendmachung seiner Rechte und in Abwehr von Unrecht führt zu großen Uebelständen, bricht ein Konflikt in der ersten Zeit des Dienstverhältnisses aus, so gestaltet sich die mehrjährige Dienstzeit zur unerträglichen Qual, die den Kuli zum Verbrecher und Mörder seiner Peiniger machen.

Der südafrikanische Regierungsbericht entrollt ein düsteres Bild, das in gleicher Weise für alle anderen Gebiete mit Kulis gelten muß:

Wird ein Chinese angeklagt, ist er schon verurteilt. Das europäische Gerichtsverfahren ist für ihn unverständlich, und selbst gute, unparteiische und unbestochene Dolmetscherhilfe, an der es gebricht, vermögen ihm nicht zu helfen. Meist verfehlt ihn schon die Anklage in einen gleichgültigen Fatalismus. Abgesehen von ungerechten Anklagen sind Irrtümer über die Identität des Angeklagten sehr häufig, solche führen auch oft zu ungerechtfertigter Verlängerung der Inhaftierung. Das Gefühl dieser Rechts- und Hilflosigkeit steigert sich oft zur Verzweiflung und findet in Aufständen und blutigen Rachedaten ihren Ausfluß. Nicht weniger als 524 Chinesen von 45 000 suchten sich im ersten Halbjahre ihrer Anwesenheit in Südafrika und seitdem jährlich zwei von 100 Arbeitern durch Desertion der unerträglichen Lage zu entziehen.

Die große Anzahl der Verbrecher unter den Vertragskuli läßt sich freilich nicht dadurch allein erklären, sondern hat vor allem noch darin ihren Grund, daß sich unter ihnen eine Menge von fragwürdigen Elementen befindet; denn tüchtige Arbeiter finden in der Heimat meist auch ihren Lebensverdienst, und gerade für China hat seit einigen Jahren die Mandschucei als Zielpunkt freier Wanderarbeiter die Anziehungskraft der Kuliwerber gemindert.

Der Hauptfehler wird da gemacht, wo Staatskommissäre sprach- und landesunkundig nach China sich zur Anwerbetätigkeit begeben und von ihren chinesischen Unteragenten mit dem schlimmsten Menschenmaterial versorgt werden. Wo europäische Privatfirmen tätig werden, fehlt es oft ebenso an Sachkenntnis, daneben steht aber noch der skrupellose Wunsch, möglichst viel zu verdienen, was mit den Interessen der Kulinachfrage in Gegensatz steht.

Der langjährige britische Resident von Selangor, Mr. Conway Belfield, hat aus seinen reichen Erfahrungen mit dem chinesischen

Kulivesen in den malayischen Staaten die Kenntnis erworben, daß das chinesische Kuligeschäft in europäischen Händen immer ein Mißerfolg ist; die Einführung solcher Arbeiter müsse man voll verantwortlichen chinesischen Unternehmern überlassen, will man nicht den verbrecherischen Auswurf der Städte, frankes und schwaches Pack zugeführt erhalten.

Die südafrikanische Statistik beweist die Richtigkeit dieser Anschauung; wenn in einem Jahre bei 47600 Kulis nicht weniger als 13532 Verurteilungen vorkamen, worunter 26 Morde, 7 Mordversuche und 210 Einbrüche stehen, so mag die Qualität des Materials damit geschildert sein; dabei mußten 1659 Personen wegen Krankheit oder körperlicher Schwäche heimgesandt werden. Bezeichnend ist die Äußerung der China Review vom 5. November 1904: „Die Aenderung des Standpunktes des Vizekönigs von Kanton in der Kulifrage ist nicht ohne Zusammenhang mit der Frage, für die Gefangenen und andere unerwünschte Elemente, die in den letzten Zeiten der Regierung durch Aufstände schwer zu schaffen machten, ein Ausgangstor zu finden.“ Die Exportfirmen, deren Tätigkeit erst sehr stark gehindert war, bekamen nun Menschen die Menge, die sie nach Südafrika versandten.

Die niederen Löhne, die in Deutsch-Samoa gezahlt werden, vermögen natürlich auch nur bedenkliche Elemente anzuziehen, und die verbrecherischen Neigungen der Vertragskuli machen den Behörden große Schwierigkeiten. Es ist mir zwar hier keine Statistik zu Hand, aber wohl noch das Bild vor den Augen, daß ich einige Duzend chinesische Strafgefangene am Hafen Apia's Begarbeiten machen sah, wo doch nur wenige Hundert der Bopfträger insgesamt in der Kolonie tätig sind.

Ein Auswanderungsagent, der 15 Jahre in alle Teile der Welt Kuli sandte, erzählte mir, wie sich die Werbelisten füllen: Angsterfüllt kommen Verbrecher, die der Sühne ihrer Tat sich entziehen wollen, an die Tore des Bureaus; bei dem Bade, dem sich alle Arbeiter vor der ärztlichen Untersuchung zu unterziehen haben, sieht man die aufgebrannten chinesischen Verbrechermerkmale; im Heimatlande zu nichts gut, verachtet und verfolgt, oft vom sparsamen Mandarinen unter der Bedingung der Auswanderung aus dem Gefängnis entlassen, sucht er Dienst über dem Meer; Deserteure, denen der Soldatendienst nicht mehr gefällt, kommen in Scharen; nordchinesische Briganten, denen bessere Sicherheitsverhältnisse den Verdienst rauben, reihen sich ihnen an — ein buntes Volk, das sich in starkem

Prozentsatz unter die Personen mischt, die aus Not oder rein ökonomischen Gründen Vertragsdienste nehmen; diese aber suchen sich soweit als möglich die besten Werbegebiete aus, die unter den Chinesen sich bekannt machen.

Daß es mit der Anwerbung malayischer Kuli wenig besser steht, lehrt eine Erfahrung, die vor einigen Jahren eine Firma in Deutsch-Neuguinea zu machen hatte: Der Werbeagent hatte die Verpflichtung, im Innern des Landes brauchbare Plantagenarbeiter zu suchen und füllte seine Listen auch mit solchen; dann aber entließ er gegen Rückgabe eines Teiles des Vorschusses eine erhebliche Anzahl und ersetzte sie durch Verbrecher und Tagediebe, die ihm die Polizei in Batavia gegen ein Trinkgeld zuführte.

Auch die Anwerbung auf den Südseeinseln erhält eine große Anzahl von gewalttätigen Menschen, die, von Blutrache bedroht, die Sühne ihrer Taten zu fürchten haben.

Die notgedrungene Eingehung eines Vertrages, der Verbrecher dem heiß gewordenen Heimatboden entziehen soll, ist natürlich auch eine schlechte Voraussetzung für gewissenhafte Erfüllung ihrer übernommenen Pflicht.

Die Dauer der Arbeitsverträge läuft zwischen 3 und 5 Jahren, meist ist die vorzeitige Auflösung vonseiten des Arbeiters nicht vorgesehen; wo es geschah, wie in dem Kulivertrag nach Südafrika, ist die Geltendmachung dieses Rechtes tatsächlich kaum durchführbar, aber auch schon nach dem Wortlaut der Bestimmungen der Unmöglichkeit nahe kommend. Danach kann der Arbeiter jederzeit, ohne Angabe eines Grundes, seine und seiner Familie Rücksendung verlangen, doch muß er erst alle für die Ausreise entstandenen und die Heimreise erwachsenden Auslagen einzahlen; die Kosten einer Sonderreise, also nicht im billigen Massentransport, sind ihm kaum erschwinglich.

Während in Samoa und Neuguinea die Rücksendung auf Kosten der Pflanzer erfolgt, haben in den anderen Tätigkeitsgebieten die Kuli selbst dafür aufzukommen. Wo ihnen die Ansässigmachung verboten ist, wie in Südafrika und in Samoa, führt die Pflicht, heimzukehren, oft zu Erneuerung der Verträge, bei denen die Unternehmer ihren Vorteil wahrnehmen können; denn viele dieser Leute ziehen es vor, lieber einen Vertrag irgendwelcher Art zu unterzeichnen, als sich der heimatlichen Gerichtsbarkeit oder Rache durch ihre Rückkehr auszuliefern. Andere scheuen die weite Fahrt im menschengefüllten, krankheitschwangeren Schiffe — starben doch bei

einem Transport nach Durban von 1049 Personen nicht weniger als 40 allein an Beri-Beri —; wieder andere sind durch die erste Vertragsarbeitszeit an Kraft und Leistungsfähigkeit schon so gebrochen, daß sie den überschaubaren Rest ihres Lebens mit niederstem Solde sich begnügen. Der Tag, mit dem der farbige Arbeiter seine Heimatküste verläßt, ist oft der letzte seiner Willensfreiheit.

Das Bild der Sklaverei taucht vor uns neu verjüngt auf: Nur was dort kraft Gesetzes galt, ist hier durch die Tatsache geschaffen: die Rechtlosigkeit des Arbeiters. Die zeitliche Beschränkung, die jener gegenüber als Vorzug erscheint, ist in Wirklichkeit ein Nachteil. Die Sklaverei war ein Lebensverhältnis, man suchte die Arbeitskraft möglichst lange zu erhalten, damit nicht der Sklave vorzeitig in Kräfteverfall kommt und als träger Kostgänger dem Herrn auf der Schüssel sitzt. Mit dem Vertragskuli wird Raubbau getrieben, man sucht in der Vertragszeit das höchstmögliche Arbeitsquantum aus ihm herauszupressen und ihn so billig als möglich zu verpflegen, gerade so, daß er eben die Vertragszeit überdauert.

Die vielgerühmten „humanen“ Vertragsbedingungen für Südafrika sehen nur Schlafzellen von 30 zu 15 Fuß in Mannshöhe für 20 Mann vor, und die Sterblichkeit von 2% — 935 Todesfälle auf 47 595 Kuli — sagt genug über die Lebens- und Arbeitsbedingungen. Die chinesischen Behörden haben immer einen schweren Kampf, zureichende Verpflegungsklauseln in die Verträge zu bringen; so bemühte sich der Vizekönig Shum in Canton in den afrikanischen Exportkontrakt die regelmäßige Verabreichung von Schweinefleisch als Bedingung hineinzubringen: die Werbeagenten wußten dies mit Hilfe der Consuln abzuwenden.

Der patriarchalische Zug, der in der Sklaverei bestand, hat keine Stätte in der Vertragskuliwirtschaft. Ein fremdsprachiger Arbeiter ist kurzzeitig eingestellt, und die Gefühlskälte und Vertragsstrenge, die unser Jahrhundert dem weißen Arbeiter schon entgegenbringt, trennt in eisiger Schärfe Herrn und Knecht. Willkür und Tropenkoller haben ein leichtes Feld. Ein Arbeitssystem, das aber gute und philanthropische Gebieter braucht, um überhaupt menschenwürdig werden zu können, muß aus dem Rahmen des kulturellen 20. Jahrhunderts verschwinden.

Sentimentale Erwägungen dieser Art werden vom kolonialen Unternehmertum kurzer Hand abgewiesen; die Regierungen verschließen sich ihnen nicht minder, wo sie die Entwicklung ihrer Kolonien von dem Kulisystem abhängig glauben. Wie man die Sklaverei

als eine wirtschaftliche Notwendigkeit angesehen hat, so geschieht es heute noch vielfach mit dem Vertragskuliwesen, doch bereits dämmert die Erkenntnis, daß es nicht nur unnötig für die Unternehmer, sondern weiterhin höchst schädlich für das Gesamtinteresse der Kolonien ist.

Dieses Arbeitersystem wird von der Anschauung getragen, daß dadurch große Lohneinsparungen erfolgen: In den malayischen Staaten beziehen chinesische Vertragsarbeiter 4 bis 5 mexikanische Dollar das Monat, freie chinesische Arbeiter 60 bis 75 Cents den Tag, bekommen also in einer Woche den Monatsgehalt jener. Tamilen und andere Indier erhalten bei Vertragsarbeit 27 bis 30 Cents den Tag, in freier Arbeit bis zu 35 Cents. Die Arbeitsleistung der Vertragsgebundenen steht aber weit hinter der freier Arbeiter; er weiß sich sicher vor Entlassung und gibt das niedrigst mögliche Arbeitsquantum; da der Arbeitseifer durch keine Prämie angestachelt wird, sondern der Lohn die ganze Vertragszeit, unbeschadet Quantität und Qualität der Leistung, gleich bleibt, so leisten die Arbeiter, ob jung, ob alt, kräftig oder schwach, flug oder ungeschickt, eine gleiche Erfüllung der gleich bezahlten Pflicht: eine Durchschnittsleistung, die sich dem langsamsten und schlechtesten Arbeiter anpaßt. Die Peitsche des Aufsehers vermag daran wenig zu ändern. Diese praktischen Erfahrungen haben in den malayischen Staaten zur Einführung freier Arbeiter geführt, und Mr. Belfield weist eingehend darauf hin, daß die Vergleichen beider Arbeitsarten zur Erkenntnis geführt haben, daß sich das Vertragskulisystem als zu kostspielig gezeigt hat und nur für den chinesischen Unternehmer, der mit allen Schlichen der Arbeiter vertraut ist, sie mit seinem Truksystem umklammert und sonst noch allen möglichen rechtlosen Gewinn aus ihnen zu ziehen versteht, sich als vorteilhafter erweist.

Für Java und die Südseeinseln wird über Mangel an freien Arbeitern geklagt. Man wirft der ansässigen Bevölkerung vor, daß sie unbrauchbar ist, nur arbeitet, um sich den Magen zu füllen, und sich zu keiner regelmäßigen Dienstleistung bequemen will. Die Unwahrheit dieser Behauptung ist hinlänglich dadurch bewiesen, daß dieselben Menschen, denen dieser Vorwurf gemacht wird, von anderen Ländern zu Vertragsdiensten begehrt werden. Die als „träge“ beschriebenen Javaner werden von Belfield als zuverlässige Arbeiter geschildert, die in den malayischen Staaten als Straßenarbeiter, Gärtner, in den Reisfeldern und ähnlichen Kulturen treffliche Dienste

leisten. Die Bergwerksbesitzer in Sumatra nannten die Malayen zu schwach zu Bergwerksarbeiten und begehrten mit dieser Begründung die Einfuhr von Chinesen, anderseits sind aber Malayen auf dem Festland in den Schächten tätig. Der Direktor einer javanischen Zuckerfabrik bestätigte mir, daß sich die einheimischen Arbeiter schnell an eine regelmäßige Beschäftigung gewöhnen.

Die Pflanzler der Südseeinseln sagen dem Kanaker gleiche Fehler nach, und doch haben diese sich als treffliche Arbeiter in Queensland beim Zuckerbau ein halbes Jahrhundert hindurch bewährt. In den Burenstaaten hat Negerarbeit trefflich geleistet, wozu England Chinesen haben zu müssen vermeint.

Die Samoaner belegt man mit gleichem Vorwurf; bis zum Jahre 1900 aber konnte die Kolonie ohne chinesische Arbeiter sich trefflich entwickeln. Erst als die Insel deutsch wurde, hat die Deutsche Samoagesellschaft über den Kopf der lokalen Kolonialverwaltung hinaus und gegen ihren Willen die Aufhebung des Gesetzes, das der Einföhrung von Chinesen nach Samoa entgegenstand, erwirkt. Im amerikanischen Samoa ist man bis heute mit einheimischen Arbeitern zufrieden. Auch die Tongainseln mit ihrer rassenverwandten Bevölkerung haben ihre ertragsreichen Plantagen zu erlangen vermocht, obwohl es bis heute verboten ist, asiatische Arbeiter einzuföhren.

Die Zuföhrung fremdländischer Vertragsarbeiter liegt nicht in der Unmöglichkeit, ortsangeseffene Kräfte bekommen zu können, sondern in dem Wunsche, ein willenloses Menschenmaterial zu besitzen, über das man wie über eine Sache verfügen kann und wobei man bei Mißhandlungen nicht der Gefahr unangenehmer gerichtlicher Verfolgungen ausgesetzt ist, wie bei einheimischen Arbeitern. Wurzellose, der Sprache unkundige Vertragskuli, ohne Helfer und Richter, erfüllen diesen Zweck am besten. Wenig verschleiert ist dieser Gedankengang, wenn die Bergwerksbesitzer Sumatras neben dem Grunde zu geringer Körperkraft den Vorwurf erhoben, daß die Indianer zu stolz und unabhängig seien, auch zu rasch nach dem Messer griffen. In Südafrika hat man aus gleichem Grunde die Kaffernarbeit mit chinesischer vertauscht, obwohl sich diese teurer stellt, da die Zuföhrung jener auf rund 3 £, die der Chinesen auf 11 £ zu stehen kommt. Die Einföhrung chinesischer Kuli zum Bahnbau in Japan im Jahre 1907 beruhte auf dem gleichen Begehren nach willenlosem, wortgeföugigem Arbeitermaterial. (Konfliktsgefahren à la San Franzisko und Vancouver haben freilich ihre baldige Rücksendung veranlaßt.)

Die ehrenhaften Unternehmer, die ihre Arbeiter menschlich behandeln und keine unehrlichen und ungesetzlichen Vorteile aus ihnen ziehen wollen, wie das gegenüber Vertragsarbeitern durch das Truksystem überall, besonders auch in den Südseeinseln geschieht, hätten ein Verbot der Einfuhr fremder Arbeiter, wo heimische sich finden, nicht zu scheuen, andere aber zu schützen kann nicht Aufgabe einer Kolonialverwaltung sein.

Daß hochgezahlte und freie Arbeit immer die wertvollste ist, zeigt uns aber die Erfahrung in Australien, wo der Uebergang des Zuckerbaues von schwarzen auf weiße Arbeiterdienste sich ohne den gefürchteten Ruin der Plantagen vollziehen konnte. Auch Mr. Creswell vermochte mit Erfolg in Südafrika den Bergbau mit weißen Händen zu betreiben.

Damit aber erschöpft sich für die Kolonialverwaltungen die Betrachtung des Vertragssystemes nicht. Die Gesamtinteressen der Kolonie und ihrer Entwicklung sind durch die Einführung fremder, besonders asiatischer Kuli auf das Bedenklichste bedroht.

Während in Südafrika und Samoa die Kuli nur Wandergäste sind, haben sie in den malayischen Staaten, in holländisch Indien und auf dem englischen Südseebesitz Niederlassungsfreiheit, die von ihnen in weitgehendem Maße benutzt wird. Auch in Natal hatte die Ansiedlungsfreiheit der ehemals eingeführten indischen Kuli mit deren Verbleib im Arbeitslande geendet. In Fidji sind heute bereits die Indier die Hälfte der eingeborenen Bevölkerung, in Selangor, für das uns statistische Angaben vorliegen, ist das chinesische Element in einem Zeitraum von zehn Jahren zu einer Macht geworden, der gegenüber die ansässigen Malaien verschwinden, auch die Indier werden jene bald an Zahl übertreffen.

	1891	1901
Europäer	190	551
Malayen (einschließlich zugewanderter Archipelmalayen) . .	26 578	40 640
Chinesen	50 844	109 598
Tamilien und andere Indier .	3 592	16 847

Bei dem starken Widerstand des führenden chinesischen Staatsmannes Juan-shi-kai gegen die Versorgung von Ländern, die Niederlassung verbieten, mit chinesischen Arbeitern, den er der Verschiffung von Kulis nach Panama mit Erfolg entgegensetzte, eröffnet sich die Perspektive der Asiatisierung aller Länder, die sich ihrer weiterhin bedienen wollen.

Die malayischen Staaten, holländisch Indien, Natal und Fidji haben durch die Ansiedelung der Asiaten die koloniale Kulturarbeit von Europäern untergraben, sie in Handwerk, Handel und Industrie bedrängt und verdrängt; am schlimmsten zeigt sich das in Java, wo das Rückgrat der Kolonie, das überall in einer europäischen Kernbevölkerung beruht, gebrochen ist und die schwer zu beherrschenden Asiaten neben die widerspenstigen Eingeborenen sich stellen.

Den schlimmen Folgen der Ansässigmachung steht aber die Rückwanderung als schwer wiegender Nachteil nach anderen Richtungen zur Seite. Millionen Pfund Sterling verlassen besonders mit den Chinesen die Arbeitslande und bauen die Wirtschaftskraft fremder Staaten auf. Würden einheimische Arbeiter beschäftigt werden, würden die Kapitalien im Lande bleiben und das Wirtschaftsleben stärken und fördern. Aus diesem Grunde allein sind vom Standpunkt der Kolonialverwaltungen bodenständige Arbeiter zu wünschen.

Die niederen asiatischen Elemente bringen Verbrechen und Laster in die Arbeitslande; Opium und Spiel ziehen mit den Chinesen in die Ferne, ihre und der Indier Unmoral und Krankheiten finden Eingang bei den naiven Urvölkern. Von den bedeutenden Sparsummen, die aus Südafrika heimgebracht werden, soll ein großer Teil den Kaffern im Spiel abgewonnener Arbeitsverdienst sein. Verbote, sich am Handel zu beteiligen, blieben undurchführbar, man fand stets Mittel und Wege hierzu, und sei es nur, um sich mit Opiumgeschäften oder Veräußerung gestohlener Dinge zu bereichern.

Die Vertragsarbeiter nehmen während und nach ihrer Vertragszeit den Eingeborenen auf allen möglichen Wegen den Verdienst; als Lohnarbeiter drücken sie auf den Arbeitsmarkt und zwingen die freien Arbeiter, zu niedrigerem Lohn zu arbeiten, als ihrer Arbeitsleistung entspricht; im Klein-Handel sind die Asiaten so verschlagen, daß ihnen kein anderer gleichkommt; in den malayischen Staaten, Java, Fidji, ist deshalb auch der eingeborene Händler überall vom Chinesen und Indier verdrängt. Der Haß der ansässigen Bevölkerung gegen ihre weißen Herren hat sich überall, wo er mit dem Verlust seiner Selbständigkeit noch die asiatische Kulturarbeit erdulden muß, so gemehrt, daß verzweifelte Aufstände erfolgten und stets zu befürchten sind, in denen die Kolonialverwaltungen von jenen Elementen, die sie veranlaßten, keine Hilfe zu erwarten haben. Die Verhältnisse in Java sind sicherlich durch die Erbitterung der Malaien gegen die asiatischen Bedränger im Lebenserwerb verschlechtert worden, und auch in Samoa hat die deutsche Regierung durch die

sofortige Zulassung der Chinesen nach Einräumung der alleinigen Ober-Hoheit die Sympathien der Eingeborenen verscherzt. Wer unseren Besitz in der Südsee besucht hat, weiß, mit welchem Haß der Samoaner auf den Chinesen blickt und wie viele — in eittem Wahn freilich — mit dem Tode Mataafas auf eine Revolution hoffen, die ihnen Deutschland und seine Chinesen vom Halse schaffen soll.

Leider stellen sich Europas Diplomaten in den Dienst dieses Menschenhandels und halten mit dem Ansehen ihrer Kulturstaaten die gefährlichste Quelle in China offen. Das Reich der Mitte hat sich immer ablehnend gegen die Versendung seiner Söhne gehalten. Zugrunde lagen erst wohl primitive wirtschaftspolitische Anschauungen, wonach die größte Summe produzierender Faktoren einem Lande die größte Blüte zu geben vermögen. (Man wird hierbei an ein anderes seltsames Verbot erinnert, das sich der Ausfuhr von Lebensmitteln entgegengestellte, um Nahrungsmittel in genügender Menge und zu billigem Preise dem Inland zu erhalten.) Ohne Zweifel könnte China sein Volk selbst brauchen und steht die Auswanderung der wirtschaftlichen Entwicklung des Reiches entgegen. Wohl sind einige Teile Chinas, besonders im Süden, überbevölkert, aber auch hier ist dies nur relativ durch den Mangel industrieller Tätigkeit veranlaßt; andere Teile Chinas sind einwohnerarm, so liegen selbst in der Hauptprovinz Chili ungeheure Flächen in den Berglanden brach, die heute schon der Landwirtschaft zugänglich gemacht werden können, beim Uebergang Chinas zu Weide- und Forstwirtschaft vielen Millionen Leben und guten Verdienst gewähren würden. Die Auswanderung hält die innere Entwicklung Chinas zurück und wird schon deshalb von den leitenden Vizekönigen und den Beamten der Zentralregierung bekämpft. Den phantastischen Annenmärchen der Ueberbevölkerung steht die Tatsache der Entvölkerung gegenüber. Diese auf wirtschaftliche Gründe basierte Gegnerschaft gegen die Auswanderung wurde durch die schlimmen Erfahrungen, die chinesische Vertragsarbeiter zu machen hatten, zur entschiedenen Stellungnahme gegen die Anwerbung von Kontraktuliz. Hatten vorerst nur einzelne Vizekönige diese Politik, so ist mit der Stärkung der Zentralgewalt, dem erwachenden Bewußtsein der nationalen Einheit und der wachsenden Selbsteinschätzung, womit auch die niedere, verachtete Stellung solcher Arbeiterschaft unverträglich erschien, der Widerstand gegen das Vertragssystem allgemein geworden. Es benötigt aller diplomatischen Künste und Kraftproben der Diplomaten, ihre kuli-

verfrachtenden Landsleute in ihrem „gesetzmäßigen Erwerbe“ zu schützen. Als Yuan-shi-kai sich im Jahre 1904, wo er noch in Tientsin als Vizekönig saß, der Verschiffung von Chinesen nach Südafrika widersetzte, da ihm die Garantien für menschenwürdige Behandlung seiner Landsleute nicht gegeben schienen und auch das Ansiedelungsverbot nach Ablauf des dreijährigen Vertrages für China unwürdig und beleidigend schien, bedurfte es aller dunklen Mittel der Händler und der kraftvollen Beihilfe der Diplomaten, um den Waipupu, den Staatsrat in Peking, zu anderer Stellungnahme zu bewegen. Die Kulifrage bildet in der chinesischen Presse ein ständiges Mittel, Haß und Feindschaft gegen die Europäer zu säen, die weit das überwiegt, was aus Mißgriffen der Missionare entspringt.*)

Wenn die Diplomatie den idealen Zielen der Christianisierung ihre Dienste leiht, so kann man das gerechtfertigt finden, nicht aber, wenn sie in der Stützung einer der bedenklichsten Erwerbsarten ihre kostbaren Kräfte verschwendet.

So steht das Vertragskulisystem als eine Einrichtung da, deren der anständige Unternehmer nicht bedarf, die nur dem Plantagen- oder Bergwerksbesitzer Vorteile bietet, der um Mittel und Wege, sich zu bereichern, nicht verlegen ist. Regierungen, die sich in die Dienste jener stellen, schaden den Interessen ihrer Kolonien, und wenn sie in Peking ihren schützenden Mantel über das verachtete Gewerbe ausbreiten, dem Ansehen und der Wahrhaftigkeit europäischer und christlicher Kultur.

Peking, Oktober 1907.

Die Schriften, auf die Bezug genommen ist, sind:

Annual Report of the Foreign labour Department. Johannesburg 1905/06. Eyre and Spottiswoode.

Handbook of the federated Malay States compiled by Conway Belfield, British Resident of Selangor. London, Edward Stanford second Edition 1904.

Zeitungsartikel: Die Chinesenarbeit auf Somoa in Der ostasiatische Lloyd, Shanghai, 2. August 1907.

Mein Aufsatz „Tonga“ in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 17. VI. 1907 und „Neujapan und Neuchina“ in der Frankfurter Zeitung vom 9. IV. 1906.

*) Ein Beispiel für viele, wie eine für das niedere Volk geschriebene Zeitung, der Jit-jih-hsin unterm 7. November 1904 über Kulianwerbung schreibt: Werber zerren in Tientsin die Leute in ihre Bureau, mißhandeln sie bei Widerspruch und führen sie dann mit Peitschen in der Hand nach Gotung (dem Einschiffungsbureau), gerade als ob sie Sträflinge oder Vieh vor sich hertrieben.

Notizen und Besprechungen.

Brief.

St. Petersburg, 24. (11.) Januar 1908.
Kasjanplatz 1.

Hochgeehrter Herr Professor!

Durch die gegen meinen Wunsch und Willen geschehene, durch ein beiderseits unverschuldetes Mißverständnis in der telegraphischen Korrespondenz verursachte Veröffentlichung des Wortlautes einer Zuschrift des Sekretariates im russischen Finanzministerium, als Anhang zu meiner Studie über „Die Finanzlage Rußlands“ im Januarheft 1908 Ihrer „Preussischen Jahrbücher“ ist die, weder in Ihrer noch in meiner Intention gelegene Auffassung entstanden, als sei meine Arbeit durch das Finanzministerium veranlaßt, oder beeinflusst worden; daß somit die genannte Behörde für meine Ausführungen eine Gutheißung oder Verantwortlichkeit übernommen hätte.

Pflicht der Wahrheitsliebe verlangt die Feststellung, daß die von mir geschehene Veröffentlichung von der ersten Absicht ihrer Entstehung bis zum letzten Interpunktionszeichen in der Niederschrift, ganz besonders jede darin enthaltene Behauptung und daran geknüpfte Folgerung, aus meiner eigenen Intention entstanden und festgestellt sind.

Nur allein das statistische Material, die in dem Artikel enthaltenen Ziffern konnte ich natürlich nicht frei erfinden, sondern mußte mir diese bei den verschiedenen, vom Finanzministerium ressortierten Behörden und Instituten erbitten, bezw. aus den dort geführten amtlichen Nachweisen zusammenstellen. Die hierfür von mir erbetene Erlaubnis war an die selbstverständliche Bedingung geknüpft, daß die von mir dem amtlichen Material entnommenen Ziffern und Angaben vor der Veröffentlichung einer Nachprüfung auf ihre Richtigkeit unterliegen. — Das ist geschehen und über meine weitere Bitte mir auch von dem Sekretariat des Finanzministeriums bestätigt worden.

Irgend ein weiterer Zusammenhang zwischen dem russischen Finanzministerium und meiner Veröffentlichung besteht nicht; insbesondere kann auch von einer noch so entfernten Verantwortlichkeit des Finanzministeriums für etwaige Unzulänglichkeiten meiner Ausarbeitung gewiß nicht die Rede sein.

Was nun die von Ihrem Herrn verantwortlichen Redakteur an meine Erörterungen geknüpfte Kritik betrifft, deren Schwergewicht sich gegen die

Unvollständigkeit meines Materials richtet, so hat schon der geschätzte Herr Verfasser am Schlusse seiner Gegenausführungen in von mir dankbar empfundener Loyalität mich zur Ausfüllung der nach seiner Meinung bestehenden Lücken eingeladen. Dieser von Ihnen, hochverehrter Herr Professor, brieflich wiederholten gütigen Aufforderung werde ich in Bälde entsprechen; so schnell, wie es die Gründlichkeit der damit verbundenen Untersuchungen und Studien gestattet.

In ausgezeichnete Hochschätzung

Ihr aufrichtig ergebener

Dr. H. Polly.

Amerikanische und deutsche Hauswirtschaft.

Eine Entgegnung.

Der im Februarheft der Preussischen Jahrbücher von Dr. Wolfgang Max Schulz veröffentlichte Artikel über „Amerikanische und deutsche Hauswirtschaft“ enthält neben seiner interessanten wertvollen Orientierung über amerikanische innerhäusliche Verhältnisse doch eine einseitige Kritik, eine ungerechte Heringschätzung des deutschen Haushaltungsapparates zugunsten des amerikanischen, die nicht unwidersprochen bleiben darf.

Der Verfasser behandelt das Thema im wesentlichen als „Dienstbotenfrage“. Er stellt als vorbildliches Beispiel den amerikanischen Haushalt ohne Dienstboten hin. Er betont die dadurch früher geweckte Selbständigkeit der Kinder, die Hilfsbereitschaft des Mannes in wirtschaftlichen Arbeiten, die Mührigkeit und Elastizität der Frau, und die praktischere zeitsparende und vereinfachte Art des ganzen Hauswesens. Endlich hebt er als ethisches Motiv hervor die soziale Gleichstellung aller Arbeitenden, denn dadurch, daß die Klasse der Dienenden fehlt, kann ein Herrschergefühl bei den anderen Klassen nicht aufkommen.

Alle diese Gründe werden Europäer kaum überzeugen können. Für uns hat es den Anschein, als wollte der Verfasser aus der Not eine Tugend machen. Der Dienstbotenmangel besteht in Amerika deshalb, weil eben keiner in persönliche Dienste treten will. Es ist vernünftig, wenn die Amerikaner sich damit so praktisch wie möglich abfinden, aber ihnen darin nachzueifern, brächte europäisch zugeschnittenen Familien einen zweifelhaften Gewinn. Ein deutscher und ein amerikanischer Haushalt läßt sich nicht von denselben Gesichtspunkten aus betrachten und sich nicht in dasselbe Maß zwingen. Zugegeben, daß die häusliche Lebenshaltung des Arbeiters angenehmer und erleichterter ist, als die unseres Arbeiterstandes, so steht die ganze Klasse des kleinen und mittleren Bürgerstandes in Deutschland auf einem bedeutend höheren Niveau, gerade durch die Art ihres Heimlebens. Unser gebildeter Mittelstand ist aber der Träger unserer Kultur. Man schalte aus unserem deutschen Mittelstande die dienstbaren Geister aus und setze amerikanische Zustände dafür, — und Frauen wie Männer und Kinder würden zum Proletariat herabsinken, geistig sowohl wie ethisch.

Es wäre ein Hemmschuh jeder Kultur. Kinder, die schon in schulpflichtigem Alter einen Teil der Haushaltungsobliegenheiten aufgehalst bekommen, entziehen notgedrungen der Schule Zeit und Kräfte. Unsere Gymnasien sind so eingerichtet, daß sie keine Nebenpflichten vertragen; die wenigen freien Stunden, die sie den Schülern lassen, gehören dem Vergnügen, dem Sport und der Erholung. In Amerika ist das anders; da sind die Gymnasiasten mit 12 oder 13 Jahren mit der Schulweisheit zu Ende; und auch bis dahin gibt es kein so intensives Lernen wie hier. Unsere Hausfrauen aber würden, wenn sie in einem größeren Hauswesen alles ohne Dienstkräfte allein tun müßten, selbst zu Hausflavinnen werden. Die ganze Last des Kochens, Aufräumens, Kinderwartens und Repräsentierens, wie es unsere Bürgerfrauen gewohnt sind, würde sie frühzeitig zu gealterten, abgearbeiteten und abgehehten Geschöpfen machen, oder aber die Behaglichkeit des deutschen Heims würde verloren gehen. Gerade, daß wir geschulte Köchinnen und Hausmädchen haben, erleichtert der Hausfrau ihr Amt; es ermöglicht ihr, die Erziehung der Kinder zu leiten und sich den Interessen des Mannes und ihren eigenen zu widmen. Daß in der deutschen Küche den größten Teil des Tages über gekocht wird, daß der Tisch sorgsam gedeckt wird, daß zur Reinhaltung der Zimmer und Möbel genügend Zeit verwendet wird, daß die Einrichtung selbst nicht nur aus den^{un}entbehrlichen Möbeln besteht, sondern daß zu dem Unentbehrlichen das Nützliche, zu dem Nützlichen das Schöne hinzugesügt wird — das alles sind keine rückständigen Einrichtungen, sondern Kultur-Symptome, die wir nun und nimmer preisgeben sollten. Aber der Amerikanismus wird mit einem solchen Nimbus umgeben, daß wir schließlich noch dahin kommen werden, zu glauben, die Wiege der Zivilisation habe in Amerika gestanden und wir Jung-Europäer müßten uns von drüben die Maximen unseres Denkens und Handelns holen. Amerika mag Trumpf sein in allen anderen Dingen, inbezug auf Häuslichkeit ist es eine Karrikatur.

Unrichtig ist auch die Behauptung, der deutschen Manneswürde müsse es widerstreiten, häusliche Arbeit zu verrichten. Nicht der Manneswürde — denn der Arbeiter hilft seiner Frau; und wir haben auch deutsche Köche und Hausknechte, Offiziersburschen usw., die sich alle nicht durch ihre Arbeiten in ihrer Manneswürde verletzt fühlen —, wohl aber dem männlichen Intellekt. Sollen unsere Gelehrten, Richter, Lehrer usw. ihre Zeit mit mechanischen häuslichen Arbeiten verbringen? Ihre Zeit und Kräfte für Dinge vergeuden, die eben tausend andere ebenso, wahrscheinlich sogar weit besser, tun könnten? Auch unsere Kaufleute verlangen, wenn sie spät abends heimkommen, Ruhe und Bequemlichkeit und nicht einen leeren Tisch, auf dem statt des Tischtuches eine „praktische“ Wachslederdecke liegt, auf die sie selbst erst das nötigste an Tellern und Gläsern stellen müssen. — Die Schablonisierung des Begriffes „work“ ist ein Armutzeugnis für den Amerikaner. Es läßt sich nicht alles nivellieren und uniformieren; gerade die Nuancierungen und Differenzierungen sind ein

Charakteristikum des durchgeistigten und verinnerlichten Menschen. Man braucht keine Wertskala zwischen geistigem und körperlichem „work“ anzustellen, aber ein Unterschied besteht doch, der respektiert werden will. Der eine ist qualifiziert zum Messenger boy oder zum Boardinghouse-Kellner, der andere hat in seinem Hirn eine merkwürdige Anlage, mathematische Berechnungen anzustellen und chemische Geseze zu entdecken. Gerade dadurch, daß jeder an seinen Platz gestellt ist, sich jeder in einem Spezialgebiete ausbildet — und wenn dieses Spezialgebiet Kuchenbacken oder Wäschebügeln ist —, werden gediegene Leistungen erzielt.

Wir achten auch unsere Dienstmädchen, wenn sie tüchtig in ihrem Fache sind, denn sie sind uns in diesem einen Fach eben überlegen. Wir könnten ihre Arbeit nicht so gut verrichten wie sie. Und damit fällt auch der ethische Einwand gegen Dienstboten.

Die verächtliche Bemerkung über deutsche Wäscheschränke dürfte auch nicht am Platze sein. Es ist nicht jedermanns Geschmack, sich mit zwei Hemden und Stragen abzufinden; man will mitunter auch dreimal pro Tag wechseln oder wenigstens die Möglichkeit dazu haben. Jede Gastlichkeit hört auf, sobald die Hausfrau besserer Kreise gezwungen wird, mit der Tischwäsche zu sparen oder nach Tisch zu verschwinden, um die Teller zu waschen. Für die Repräsentation und das Aesthetische in der Häuslichkeit bleibt da kein Raum; in Amerika mag das nicht als Mangel empfunden werden; aber daß es in Amerika so wenig Künstler, Maler, Philosophen und Dichter gibt, wird uns erklärlich, wenn wir bedenken, daß work dort eben work ist, d. h. Arbeit, die in Geld umgesetzt werden kann. — Das Schlagwort „Time is money“, d. h. die in Arbeit umgesetzte Zeit bringt Geld, hat auch nur eine sehr bedingte Wahrheit. Die Zeit der einen ist Groschenwert, die eines anderen Silberlinge, die eines Dritten Gold, aber es gibt auch Menschen, deren Zeit mehr als Money ist. Als Beweis für die Wichtigkeit des amerikanischen Arbeitsbegriffes zitiert der Verfasser zum Schlusse Goethes bekanntes Wort: „Es ist ganz gleich, was ich treibe — ob ich Verse mache oder Töpfe drehe.“ Vollkommen gleich, nur mit dem Unterschiede, daß die Werke des Topfdrehers recht zerbrechlicher Art sind und ein kurzes Dasein haben und die Verse Goethes eben unsterblich sind. — Aber ein Amerikaner würde den Wert und die Arbeit Goethes danach zu berechnen suchen, wieviel Kapital er aus seiner Arbeit geschlagen, wieviel andere Arbeitskräfte er eventuell erspart hat. Elise Croner.

L i t e r a t u r.

Hans von Bülow. Briefe. VI. Band. Meiningen 1880—1886. Herausgegeben von Marie v. Bülow. 415 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Im Herbst 1907 ist der sechste Band der Bülowbriefe erschienen. Die berufsmäßige Kritik hat sich mit diesem Bande bis jetzt auffallend

wenig beschäftigt. So nimmt ein Nichtkritiker, ein Enthusiast das Wort dazu. Einer, der in fieberhafter Erregung den Offenbarungen des genialen Musikinterpreten gelauscht hat, der Hans von Bülow die wehevollsten Stunden seines Lebens verdankt, dem sich nun aus diesem Briefbände das Bild der zarten, gewaltfamen, kapriziösen, großen Persönlichkeit des Unvergesslichen zu einem Ganzen verdichtet hat, dem von neuem vor die Seele getreten ist, was wir mit diesem Unvergesslichen verloren haben. Er will mit diesen Zeilen einen Kranz auf Bülows Grab legen.

Wenn E. T. A. Hoffmann mit Worten versucht hat, den tiefsten, innersten Gehalt Beethovenscher Instrumentalmusik aufzuschließen, Bülow hat es durch die Tat erreicht. In das gotterfüllte neue Reich Brahms'scher Instrumentalmusik führte Bülow als erster mit der ganzen impetuosen Gewalt seiner Künstlerseele, einem Eroberer gleich, die musikalische Welt hinein. Er wand den Lorbeer um des großen Freundes Stirn. Er siegte, weil er alle Kräfte seines Geistes, seiner Seele, seines hinreißenden Temperamentes, seines hellheerischen Künstlertums rücksichtslos für seine Idee einsetzte, sein eignes Ich aufreibend, zernichtend. Sein Wort: „Die Menschen zählen überhaupt erst, wenn sie, einer Idee dienend, hingebend in ihr aufgehen“, hat sich tragisch an ihm selbst erfüllt. Er zählte als der Ersten Einer, aber seine schrankenlose Hingabe führte zu seiner Vernichtung.

Er begann als Dirigent dieses Werk seines Lebens mit der Meininger Kapelle, mit der Waffe, die er sich selbst geschmiedet. In die Misere, in die Kämpfe, in die Siege, welchen die Welt in atemlosem Staunen folgte, leitet uns der sechste Band. In die glanzvollen Triumphe des Künstlers, in die Leiden des seelisch und körperlich zarten Menschen.

Der Mensch Bülow! ein Kapitel für sich! und in diesem sechsten Band ein neues Blatt in dem Kapitel. Bülow ein leidenschaftlich Liebender, ein Begehrender. Sein ganzes Wesen klammert sich an diese Neigung, um sein so oft von den Wogen hin und her geschleudertes Lebensschiff an ihr fest zu verankern. Köstlich, wie in den Briefen an die Braut emporquillt aus der Seele Tiefen, was edel, gut und freundlich ist. Er will der Braut die Schärpen seines inneren Menschen nicht verhüllen, er will sie aufdecken, aber die Gewalt der Liebe reißt die sich aufsträubenden Stacheln hinweg, ehe sie verwunden können. Aus der Fülle der Zeugnisse seiner Lebensbeziehungen leuchten und schimmern diese Brautbriefe in poetischer Verklärung. Welch ein anderes Bild doch als jenes, das sich aufrichtet aus dem übrigen Briefwechsel. Höchste Liebenswertes und höchst Abstoßendes dicht nebeneinander, geistig positiv Bedeutendes neben zersezendem Sarkasmus, sprühende Laune neben düsterster Melancholie, alles aber Leben gewinnend auf dem Boden hohen, sittlichen Ernstes, unantastbarer Vornehmheit der Gesinnung. Eine Persönlichkeit, die wunderbare, scheinbar unveröhnliche Gegensätze in sich vereint. Wie rührend ist des Mannes Bereitschaft, Anderer Lasten zu tragen, sein aus der Seele quellender Drang, zu helfen und zu lindern. Wie köstlich und großzügig die

Anerkennung für jedes echte Talent. Als er d'Albert spielen hörte: „den jungen Eugen d'Albert kennen gelernt, spielen gehört. Von Gottes Gnaden. Das ist, der da kommen mußte.“ Kleine, liebenswürdige Büge zeigen, wie innig sein Herz an seinen Freunden hing. Daß die Freunde die Freundschaft dieses Mannes zu bewerten wußten, daß sie sein feines Innenleben erfaßt hatten, erhellen die Antworten. So schreibt Karl Hillebrand: „Du versteckst nur die gesunde Originalität und Kraft Deiner natürlichen Gedanken und Empfindungen unter allerlei weit hergeholten, bizarren Arabesken, Paradoxen, Spielereien, die dann die Esel für das Wirkliche halten, während das doch erst nach Abstrahen der Palimpseste zu finden ist. Warum aber machst Du ihnen so viel Mühe? Denkst Du, nur wir Eingeweihten brauchen zu wissen, was im Grunde ist?“ Das war das Urteil eines scharfsinnigen Freundes, der Bülow liebte und schätzte. Sein Urteil wird immer und immer wieder bestätigt. In den zärtlich huldigenden Briefen an seine blinde Mutter, in den Aeußerungen des Vaterstolzes und der Vaterliebe für sein Lieblingskind Daniela, in den sorgsamem, taktvollen Anordnungen für seine Musiker, und tief und tragisch in seiner Liebe zu Wagner. Herzerreißend bricht diese unerschütterte Liebe bei Wagners Tode durch, wirft Bülow nieder zu langer, schwerer Krankheit.

Im Jahre 1885 in Petersburg sucht ihn sein Vetter Bernhard von Bülow im Hotel auf. So kurz die Begegnung ist, sie wird jeden interessieren. „Wir gefielen uns beide leider zu gut,“ schreibt Bülow, „leider“, weil das aneinander Gefallen finden nicht ausgenützt werden konnte wegen der Kürze der Zeit. Bülow ahnte nicht, daß dieser Vetter dereinst an der Stelle seines gefeierten Helden stehen würde, des Helden, dem er — kraft eigener Gnaden — die *Eroica* gewidmet hat. Unvergeßlich wird jedem, der ihn miterlebt hat, der Augenblick dieser Bülowhandlung bleiben, in dem die ganze Impulsivität des Künstlers ausbrach. Ob diese Impulsivität jetzt, da „der netteste Vetter, der ihm jemals vorgekommen“, der Verkenning und unverständiger, kurzsichtiger Beurteilung ansgesetzt ist, ihm auch ein Blitzlicht zur Erhellung der Situation entzünden würde? Vielleicht würde er an geeigneter Stelle mit der Proklamierung des Wahlspruchs der Bülows zünden, „alle Bülow'n ehrlich“, die einzige Tradition, von der Bülow sagt, daß er sie respektiere.

Die Vorrede und der verbindende Text sind mustergiltige Zeugen einer gewissenhaften, mit dem Herzen geleisteten Arbeit. Die Herausgabe gerade dieses Bandes war eine schwere Aufgabe für die Herausgeberin. Sie hat die Aufgabe gelöst mit dem Heroismus einer großen, alles überwindenden Liebe, mit selbstloser Hingabe, mit dem Takt der schwergeprüften Frau, die durch die Prüfungen himmelhoch hinweggetragen ist über alles Persönliche, über alles, was Ereignis war, zu der Höhe, wo das Vergängliche zum Gleichnis wird. Auch sie dient, indem sie ihrem Manne durch die Herausgabe seiner Briefe ein Denkmal setzt, einer Idee, dient ihr bis zur Hingabe ihrer selbst.

Margarete Danneel.

Heinrich Bredow, Lieder eines Heimkehrenden. Hamburg, Conrad, S. N. Klopß. 1908.

Manchem dürfte der Lyriker, der sich hier zum ersten Male hervorwagt, nicht modern genug sein. Ich schätze ihn eben deshalb. Bredow künstelt nicht, er hascht nicht beständig nach neuen Wendungen, die, nebenbei bemerkt, weit leichter zu finden sind, als der schlichte, treffende Ausdruck. Es wird jetzt so eifrig nach lyrischem Neuland gesucht, daß die alten, anmutigen Pfade der Dichtung zu veröden drohen. Bei Br. ist alles von wohlthuender Natürlichkeit. Und nicht nur in der Sprache. Das Exzentrische liebt er nicht, nichts Hohes, Widriges stört bei ihm, es dürfte in der ganzen Sammlung kein Gedicht geben, das das Gefühl beleidigt und das man hinwegwünscht. Ist auch natürlich nicht alles gleich gelungen, so merkt man doch überall, daß man es mit einem gereiften Manne zu tun hat. Der Titel „Lieder eines Heimkehrenden“ ist in diesem Sinne wohl berechtigt. Dabei sind die sorgsam gebauten Verse voll Melodie. Br. besitzt in hohem Grade jenes Gefühl für Rhythmus, das wohl geübt, aber nicht erlernt, wohl empfunden, aber nicht definiert werden kann.

Innige Wärme, milde, wiewohl nicht leidenschaftslose Sehnsucht und leise Resignation ist der Grundton der Liebeslieder. Aber auch bittere, anklagende Töne mischen sich ein, und schneidende Kälte und Härte deutet auf mancherlei Enttäuschungen hin. Erfreulich stehen daneben Gedichtchen voll leisen Humors. Auch einige Epigramme, die der Dichter seiner Sammlung einverleibt hat, sind mehr gutmütig als verlegend. Doch fehlt es auch nicht an recht ausgelassen lustigen Sachen.

Ueberhaupt ist das Bändchen sehr abwechslungsreich und bringt weit mehr, als der Titel verheißt: neben Liedern und, wie gesagt, Epigrammen auch eine Anzahl erzählender Gedichte und sogar zwei dramatische Kleinigkeiten. Unter den erzählenden Gedichten scheinen mir einige nicht minder gelungen als die lyrischen: packend im Inhalt, abgerundet in der Handlung, von dramatischer Lebendigkeit und einheitlich in der Stimmung. Auch hier wechselt Ernstes und Heiteres.

Dem Büchlein ist eine weitere Verbreitung zu wünschen. Namentlich wird es Frauen viel Genuß bereiten. Ernst Müller.

Joeza Savits. Von der Absicht des Dramas. (Dramaturgische Betrachtungen über die Reform der Szene, namentlich in Hinblick auf die Shakespearebühne in München.) München 1908. Verlag Eckold & Co.

Unter den Versuchen, dem deutschen Theater in seinem derzeitigen Zerfall Halt und Weg zu geben, nimmt dies Buch einen ehrenvollen Platz ein. Ein Theatermann von so leidenschaftlichem und ausgebreitetem Bildungsinteresse, wie diese dramaturgischen Gänge es voraussetzen, ist an sich selten; seltener, daß ein solcher, ohne die Selbstüchte der Kampe und

die Anmaßungen der Kulisse, welche heut den Szenenhandwerksmeistern durch Autoren und Publikum fast aufgenötigt werden, die Gesetze der Bühne wieder von der dramatischen Dichtkunst selbst empfangen will und zwar von der höchsten, nicht von einer schon akkommodierten. Der Erneuerung des Theaters aus dem Geist Shakespeares gilt das Werk und mit zwei Fronten wird der Kampf geführt; einmal gegen die Szeniker, die das Drama als Unterlage für den Pomp sinnlicher Fertigkeiten ansehen, gegen die Ansprüche auf Illusion, gegen den Versuch, mit der Wirklichkeit durch technische Erfindungen zu wetteifern. Savits dringt auf Vereinfachung, die der Bühne ihr symbolisches Gewicht zurückgebe und sie (statt zum Selbstzweck) wieder zum Mittel mache, das Geistigste der Dichtung zu verkörpern, das Dasein aus Elementen der Wirklichkeit aber nach anderen Schöpfungsprinzipien neu zu formen. Was zugunsten einer sinnbildlich-einfachen Bühne und gegen jeden falschen Naturalismus (mag er sich mit „Milieu“, „Historik“ oder „Stimmung“ drapieren) gesagt worden ist, hat Savits zusammengetragen, durch eigne Gründe verknüpft, und mit energischem Feuer vorgebracht — zu weitläufig vielleicht denen, die es längst als selbstverständliche Wahrheit fühlen, immer noch nicht eindringlich genug für die Praktiker, die es angeht und die täglich neue Zirkusfeerien ersinnen. Gewichtiger noch ist der zweite Kampf des Verfassers, nicht nur gegen eine Mode, sondern gegen die Theorie, die das Drama als Dichtung und das Drama als Bühnenwerk trennt und so dem Theater seine besten Möglichkeiten zu verkümmern droht, indem sie die Dichtung nach zeitlichen oder räumlichen Schranken richtet, anstatt aus ihrem Organismus heraus der Bühne den freieren Organismus zu entwickeln. Es handelt sich hier um Goethes klassizistische Stellung zu Shakespeare: seinen verunglückten Eingriff in „Romeo und Julia“ und den Aufsatz „Shakespeare und kein Ende“. Der Kampf gegen Goethes Autorität ist tapfer und hier berechtigt, denn es gilt die bis ins Kleinste reichende Gesetzmäßigkeit und Notwendigkeit von Shakespeares Haupt-Schöpfungen zu verteidigen, denen allerdings durch jedes Abbröckeln und Umbiegen Unrecht geschieht, als Gedichten wie als Stücken. Doch war Goethe in dem Fall kein Betrachtender, sondern ein Handelnder, brauchte also kein Gewissen zu haben; dem Imperator eines klassizistischen Kunstreichs waren alle früheren Großmächte nur Material. Nicht als Theaterleiter — als Klassizist hat er Shakespeare verkannt und verstümmelt, ihn ins Begrenzte, Faßliche, Kommensurable zusammenziehen wollen. Dabei hat er einen selbstherrlichen Organismus verletzt, aus demselben Grund, weshalb er Kleist aus seiner Welt verwies. Gebietern wie Goethe muß solche Gewaltthatigkeit zugestanden werden, nur darf sie kein Gesetz für Kleinere und für Massen sein, und jede Stimme dagegen hat Gewicht, wenn sie durch Ernst, eignen Sinn und Gründe sich rechtfertigt. Gegen Goethes Theorie und deren Einfluß sichts Savits mit Waffen seiner Erfahrung für den Buchstaben Shakespeares, wie gegen die Ausstatter mit Waffen seiner Bildung für Shakespeares Geist. Beide Male leitet ihn ein

gründlicher Begriff von der Einheit und den organischen Gesetzen dramatischer Kunst, keine empirischen Stoppeleien, Bedürfnisse, Liebhabereien. Sein großes Erlebnis ist Shakespeare. Der ist der eigentliche konkrete Mittelpunkt, um den sich der reiche Inhalt des Buches ordnet. Mit Recht: denn Shakespeare bleibt nicht nur Schöpfer der neuen dramatischen Welt, sondern noch immer ihr höchstes und vollständigstes Sinnbild. Seit er die Grundformen geschaffen, den weitesten Kreis gezogen, ist zu seinem dramatischen Reich keine neue Provinz mehr erobert worden, wenn auch einzelne seiner Gebiete intensiver bebaut wurden. Als Dramatiker sind unsere großen germanischen Dichter, bis Ibsen, Vasallen des Britten, (von ihrer menschlichen, dichterischen, philosophischen Eigenherrlichkeit wird hier natürlich abgesehen). Der Dramaturg hat also das Recht, die deutsche Dramatik als abgeleitet, als Nuance, als Mode zu behandeln und die Normen des Theaters, das Maß für Theorie und Praxis an jenem einzigen dramatischen Urphänomen aufzusuchen, das die moderne Welt der antiken entgegenzusetzen hat. Auch deswegen ist Shakespeare die gegebene Mitte für alle Erörterungen, von der Frage nach dem Wesen des Dramas bis ins Einzelne der Regie hinein, weil nur ihm das All ganz Drama geworden ist, nur ihm das Drama notwendiger und erschöpfender Ausdruck ist, kurz weil er zugleich der vollkommenste Schöpfer und das vollkommenste Geschöpf der dramatischen Weltkraft ist.

Das Buch ist nicht von einem Schriftsteller oder Berufsraisonneur verfaßt (gewisse Weitschichtigkeiten im Aufbau, im Zitieren verraten es, und der Titel, der nicht genau gewählt ist: „Sinn“ oder „Zweck“ des Dramas muß es heißen, „Absicht“ kann nur ein Subjekt haben). Es enthält vielmehr den Niederschlag langjähriger Erfahrung eines sehr nachdenklichen, belesebenen, gebildeten Praktikers, den es drängt, Gedanken die er nicht in Tat umsetzen durfte wenigstens im Wort festzuhalten, wie wohl auch Staatsmänner ihre Muße zu einer Deutung ihres tätigen Lebens benutzen. Bei Savits ist nicht von privaten Erinnerungen die Rede, sondern von einem Durch- und Ueberblicken des geistigen Bezirks dem sein Wirken geweiht war. Daß sich dabei der Verfasser, Mitbegründer der Shakespearebühne, auf persönliche Absichten und Erfahrungen bezieht, dient als erwünschter, faßlicher Anhalt. Er hält sich an das Feste, Gestaltete, bewegt sich innerhalb einer klassisch gewordenen Bildung und gediegenen Tradition, begründet seine Ansichten aus der Historie und läßt das unfertige, problematische oder modische heutige Wesen aus seinem Gesichtskreis.

Der Wert des Buchs beruht auf seinem Ernst, seiner Reichhaltigkeit an Wissen und Ansichten; nicht auf deren allgültige Wichtigkeit kommt es an, vieles, besonders in der Begründung, gehört einer dogmatischen Ästhetik an, die wir nicht mehr gelten lassen. Aristoteles und Lessing sind uns keine Gesetzgeber mehr. Das Werk ist, trotz der vielen Zitate, selbständig durchgedacht und von einer unbedingten Hingabe an die Kunst erfüllt. Den Praktiker kann es fruchtbar über sein Handwerk nachsinnen

lehren, dem Aesthetiker sind solche Bücher immer wertvoll als Brücken zwischen der Theorie und ihrer Verwirklichung.

Können wir den Glauben des Verfassers an das Theater teilen? Was wir jetzt sehen ist trotz guter Einzelkräfte und =Wünsche ein anspruchsvollerer Zirkus — Schau und Nixel für übersättigte oder abgehezte Mengen. Eine Neugeburt des Dramas ist nur zu erwarten von der tiefsten Umwälzung der ganzen Gesellschaft. Bis dahin allerdings läßt sich das Theater auf ein wenigstens anständiges Niveau heben und darauf halten, wenn man die jetzt mißbrauchten und entstellten Formen wieder mit dem dichterischen Geist füllt, der sie schuf und das Wort, den Vers wieder Fleisch werden läßt. Dazu bedarf es eines reinen und treuen Verhältnisses zu der noch lebendigen Vergangenheit.

Dr. Friedrich Gundelfinger.

Gertrude Atherton: Ancestors (Die Ahnen). London, Murray. 1907.

Ein neuer Roman von Mrs. Gertrude Atherton wird von ihren vielen Freunden in Deutschland, dem Vaterlande ihrer Wahl, immer mit Interesse gelesen. Man weiß, daß man darin nicht bloß die psychologisch feine Schilderung eigenartiger Menschen, sondern daneben auch meist einen für die Gegenwart bedeutsamen Stoff findet: so behandelt der Roman „Amerikanische Frauen und englische Gatten“ die Vermögensjagd des englischen Adels in Amerika, „Senator North“ den korrupten Parlamentarismus ihres eigentlichen Vaterlandes, „Aristokraten“ den Libertinismus in den obersten Gesellschaftskreisen Londons und New Yorks; „Beherrscher von Königen“ die weltumspannenden politischen Pläne der amerikanischen Milliardäre, und der neueste Roman, „Die Ahnen (Ancestors)“, mancherlei.

Zunächst das „moderne“ Weib, das aus einem vermeintlichen Sklavenverhältnis sich zu befreien sucht und dasselbe Recht, dieselbe Macht erstrebt, wie sie der Mann bisher allein besessen haben soll, während es keinem Einsichtigen verborgen sein kann, daß in Wirklichkeit die kluge Frau — und dumme Menschen können nicht herrschen —, die zugleich ein echtes Weib war, immer eine Herrschermacht über die Seelen ihrer Umgebung ausgeübt hat, eine kaum fühlbare, und doch tiefgehende, beglückende Macht, wie sie dem Manne ganz unerreichbar ist. Mrs. Atherton motiviert diese auf Erfahrungs- und Denkschwäche beruhende Geistesrichtung in ihrer kalifornischen Heldin, Zabel Otis, durch eine in häßlicher Anrechtenschaft verlebte Jugend: sie ist als Kind die Hüterin eines trunksüchtigen Vaters gewesen und mit ihm aus gesellschaftlich glänzenden Verhältnissen in die Armut hinabgesunken; sie hat ausgestoßen, vereinsamt mit ihren Sorgen leben müssen; und als sie nach dem Tode ihres Vaters durch Erbschaft und den energischen Betrieb eines Hühner-Manch in wenigen Jahren zur Wohlhabenheit gelangt ist, ist sie nicht geneigt, die erworbene Selbständigkeit ganz oder zum Teil an einen Mann abzutreten, zumal sie als junges

Ding durch die unbejonnene Liebchaft mit einem jugendlich aufgemunterten älteren Lebemann sich beinahe unglücklich gemacht hätte. So ist sie denn persönlich gegen die Ehe eingenommen, aber darum nicht etwa für die freie Liebe; Mrs. Atherton ist geistig zu gesund, um, wie vor einigen Jahren Grant Allen, eine temporäre epidemische Verrücktheit zum Gegenstande einer ernsthaften Dichtung zu wählen, und die rohe Betonung des Naturtriebes liegt ihr als bewußter Vertreterin einer höheren Kultur ganz fern. Isabel läßt ihr altes Geburtshaus in San Francisco mit allem modernen Komfort ausstatten und hofft, mit ihrem selbsterworbenen Gelde dort einmal eine führende gesellschaftliche Rolle zu spielen. Schließlich geht sie mit einem entfernten englischen Vetter, der auf eine geldlose Peerchaft verzichtet hat, um einen alten Familienbesitz in Kalifornien, einer benachbarten Ranch, zu bewirtschaften, doch eine Ehe ein, die von ihrer Seite zwar nur als eine Kameradschaft beabsichtigt ist, aber sich natürlich durch die Macht der tatsächlichen Verhältnisse zu einer vollkommenen Ehe entwickeln wird. Zu bedauern ist, daß die Dichterin den falschen Standpunkt ihrer Heldin nicht durch deren Sinnesänderung infolge einer wirklichen Leidenschaft schlagend widerlegt hat. So läßt uns dieses Verhältnis bei allem Interesse, das wir dem geist- und charaktervollen Mädchen schenken, ziemlich kalt. Der gelungenste Teil ist der Anfang, wo wir die Heldin auf dem Landschloß ihrer Verwandten in England finden und die oberste Gesellschaft Englands in ihrer sittlich wenig anziehenden Gestalt kennen lernen. Das feinste Charakterbild des Romans ist das der Mrs. Kaye, einer aus fragwürdigen gewerblichen Kreisen stammenden, sehr reichen jungen Witwe, die mit raffinierter Energie nach dem Titel einer Gräfin oder Marquise strebt, die aber trotz ihres Geistes, ihrer Bildung und ihrer üppigen Schönheit den Zug der Gewöhnlichkeit als Mainszeichen ihrer Herkunft mit sich herumträgt.

Wir würden bedauern, daß wir von diesem geschickt ausgeführten Bilde der höchsten englischen Gesellschaft nach dem ersten Viertel des Buches fortgezogen werden, wenn wir nicht in viel interessantere, weil uns viel weniger bekannte Verhältnisse eingeführt würden: in das heutige kalifornische Leben, wie es sich im Laufe eines halben Jahrhunderts dort in Francisco, in den Kleinstädten und auf den Ranches entwickelt hat. Auf diesen eigentlichen Hauptgegenstand der Darstellung und die damit verknüpfte dichterisch großartige Schilderung des Erdbebens von Francisco, welches Mrs. Atherton miterlebt hat, sei besonders aufmerksam gemacht. Etwas intensiver und angenehmer Unterrichtendes ist über Kalifornien meines Wissens bisher nicht geschrieben worden.

Hermann Conrad.

Rudolf Presber. Die sieben törichten Jungfrauen. 6. Auflage.

Berlin W. 30, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehböck.

Ein Buch von Rudolf Presber erregt immer große Freude. Wer vergäße nicht gern, wenn auch nur auf kurze Zeit, die Sorgen und Ent-

täuschungen der Gegenwart? Und es gibt wenig Bücher, die mehr geeignet sind, die pessimistischen Umwandlungen zu verscheuchen, die auch den geborenen Optimisten überkommen, wenn er dem Weltlauf nachsinnt. Sein goldener Humor muß jedem, der nicht ein zu galliges Temperament hat, manch herzliches Lachen abgewinnen, und seine Satire und Ironie sind mit so viel Schelmerei und Grazie gepaart, daß auch diejenigen, die sie treffen, sich wohl kaum eines behaglichen Schmunzelns dabei erwehren können. Trotz ihrer Torheiten und Fehler hat er die Menschen lieb und zeigt sie uns immer von einer Seite, daß auch wir sie lieb haben müssen, und so macht er uns nicht bloß fröhlich, sondern auch besser. Welche der Geschichten von den sieben törichten Jungfrauen dem Leser am besten gefallen wird, ist schwer zu sagen: vielleicht sind es die beiden Geschichten von Tintchen Tüppelmann und den Zwillingen Adam und Eva, bei denen man, wie es bei dem echten Humor meist der Fall ist, mit dem einen Auge weint, während man mit dem andern lacht, vielleicht ist es die letzte Geschichte „Fatma“, die nur Heiterkeitserfolge erzielt, vielleicht noch eine andere. In allen zeigt sich der Verfasser als ein warmherziger, witziger Mensch, der mit hellen Augen in die Welt schaut und sich ihrer freut trotz der Schatten, die sie verdüstern.

Sehnen und Suchen. Die Geschichte einer Entwicklung von Johannes Jakobsen. Erstes und zweites Tausend. Jütlensburg. Verlag von G. Soltau.

„Sehnen und Suchen“ ist die zweite Abteilung des Romans „Zwischen zwei Meeren“, dessen erste Abteilung „Ebbe und Flut“ im vergangenen Jahre in den Preussischen Jahrbüchern gewürdigt worden ist. Mußte von diesem Werke gesagt werden, daß die Ereignisse von 1864, 66 und 70, die darin an uns vorüberziehen, ihm das Hauptinteresse verleihen, daß es mehr ein Produkt nationaler Gesinnung und überlegenden Verstandes als dichterischer Phantasie und Gestaltungskraft sei, und daß die darin auftretenden handelnden Personen weniger Individualitäten mit warm pulsierendem persönlichen Leben als Vertreter einer geistigen Richtung, Gefäße für einen bestimmten Gedankeninhalt seien, so muß dies von „Sehnen und Suchen“ erst recht gesagt werden. Die Charakterschilderung nicht nur der Nebenpersonen, sondern, was schlimmer ist, auch die der Hauptperson entbehrt der psychologischen Tiefe und außerdem ist es dem Verfasser nicht gelungen die Entwicklungsgeschichte des jungen Theologen Hans Johannsen aus dem Staruper Pastorat, das wir aus „Ebbe und Flut“ kennen, in organischen Zusammenhang zu bringen mit den Zeitereignissen, durch deren Schilderung er uns ein vollständiges Kulturbild der Epoche geben wollte, mit der sie zusammenfällt. Daß er uns die Schrecken der Sturmflut an der Küste der Ostsee im Jahre 1872 schildert, soll nicht getadelt werden, denn wenn sie auch keinen Einfluß auf die Entwicklung des Gymnasiasten Hans Johannsen haben, da dieser sich nicht den Kopf darüber zerbricht,

wie sich ein solches Ereignis mit Gottes Güte vereinigen läßt, wie einst der kleine Wolfgang Goethe, obgleich er viel jünger war, nach dem Erdbeben von Lissabon, so erlebt er sie doch mit, und sein Elternhaus hat vorübergehend darunter zu leiden; aber was haben die Kämpfe der Ägypter und Engländer gegen den Madhi mit seiner Geschichte zu tun? Von den beiden Schleswig-Holsteinern, die dabei beteiligt sind, kennt er den einen überhaupt nicht, und den andern hat er als Gymnasiast gekannt und seitdem gänzlich aus den Augen verloren. Daß er sich zuweilen fragt, was wohl aus ihm geworden sein mag, ist doch kein Grund, daß nicht ihm, sondern nur uns diese Frage durch eine ausführliche Schilderung von dessen Abenteuern im Pharaonenlande beantwortet wird. Das Problem, dessen Lösung das Ziel seines Suchens und Sehens bildet, ist nicht ein religiöses, wie man von einem jungen Manne, der nicht aus Neigung, sondern nur auf Wunsch seiner Eltern Theologie studiert hat, wohl annehmen könnte, sondern das Massenproblem, das zuerst durch den Grafen Gobineau und später durch H. St. Chamberlains Einfluß der Gegenstand so vieler leidenschaftlicher Erörterungen geworden ist. Mit diesen beiden Größen ist er der Ansicht, daß der germanischen Rasse die Weltherrschaft bestimmt ist, und sein Ideal ist, daß das deutsche Volk, in dessen Adern viel slavisches und semitisches Blut fließt, sich durch engen Anschluß an seine reinrassigen Vetter, die Niederländer und die Skandinavier, verjünge. „Norwegens und Schwedens heilige Felsengebirge sind der Stammsitz der Edelrasse der Germanen; dort fließt der ewige Jungbrunnen germanischer Kraft, und der Weg dorthin führt über Schleswig-Holstein.“ Wer „Ebbe und Flut“ gelesen, wird sich erinnern, daß mit diesem Gedanken die Rede ausklang, die der Kopenhagener Professor Ebbesen hielt, als er seine Hochzeit mit der blonden Marie aus Hadersleben feierte. „Sehnen und Suchen“ schließt auch mit einer Hochzeit, aber nicht mit der des Helden, sondern mit der eines Schiffskapitäns, der die Nichte und Pflögetochter des Pastors Johansen heimführt. Hans aber feiert an diesem Tage seine Verlobung. In ihm hat von jeher das Bild eines Mädchens gelebt, schön „wie Freias Lichtgestalt, deren Goldhaar glänzt wie wabernde Loh“, und nachdem er alle seine Examina glänzend bestanden, hat er sie gefunden, und nun sitzt sie am Hochzeitsmahl an seiner Seite, und er hält, wie einst der dänische Professor, eine feurige Rede auf die Zukunft Allgermaniens, die „klingt wie Skaldenruf, und es rauschte darin voll und kräftig wie Frühlingstürme in Njdrasils Zweigen“. Es wird aber im Reden des Guten in dem Roman zu viel getan, und die Handlung kommt darüber zu kurz. Man könnte an dessen nationaler Tendenz nur dann seine Freude haben, wenn es dem Verfasser gelungen wäre, sie ohne alle Vordringlichkeit in den Lebensbildern seiner Hauptgestalten zum Ausdruck zu bringen. Das ist nicht der Fall, und so bleibt der Kunstwert dieses Zeitromans entschieden hinter den Anforderungen zurück, die man an einen solchen zu stellen berechtigt ist.

Französische Lyrik alter und neuer Zeit in deutschen Versen von Joseph Jassé. Hamburg. Im Gutenberg-Verlag. Dr. Ernst Schulze. 1908.

Uebersetzungen von französischen Gedichten sind kaum noch zeitgemäß. Als der neu sprachliche Unterricht in unseren höheren Schulen noch sehr im Argen lag und meist leeres grammatisches Stroh darin gedroschen wurde, ließ sich annehmen, daß eine ganze Anzahl Gebildeter froh war, sie durch Uebersetzungen kennen zu lernen; aber seitdem die Lektüre im Mittelpunkt dieses Unterrichts steht und nicht nur Prosaschriftsteller, sondern auch viele Gedichte gelesen und durchgearbeitet werden, ist es schade, Kraft und Zeit auf die Wiedergabe von Gedichten zu verwenden, die jedermann, der sich für sie interessiert, lieber im Original liest. Außerdem ist die französische Lyrik, wie groß auch die poetische und sprachliche Begabung des Uebersetzers sein mag, nicht ins Deutsche zu übertragen, ohne daß das Reizvollste, der Wohlklang und das spezifisch Nationale im bildlichen Ausdruck, dabei verloren geht. Was die vorliegende Sammlung betrifft, so begegnet man darin Dichtern, wie François Villon, geb. 1431, und Clément Marot, geb. 1409, die selbst für die Franzosen längst tot sind, und man fragt sich erstaunt, wie der Uebersetzer hat annehmen können, daß das sechs Seiten lange Lehrgedicht:

„Mich reut, daß ich in jungen Tagen
Gescheut hab' jede ernste Pflicht“ usw.

von dem ersteren und das fast ebenso lange von dem letzteren: „An den König, als ich bestohlen worden war“ für Deutsche des zwanzigsten Jahrhunderts noch Leben und Wert haben könne. Die gefeierten Dichter des vorigen Jahrhunderts aber, wie Véranger, Victor Hugo und andere, sind ja längst und zum Teil meisterhaft übersetzt, wie auch die liebe Schulschule, die sich das zur Erleichterung von häuslichen Aufgaben zunutze macht, schon sehr wohl weiß. Einen großen Raum in der Sammlung nehmen Gedichte von Charles Baudelaire und Paul Verlaine ein. Ueber den ersteren hat das Januarheft der Preussischen Jahrbücher eine Abhandlung gebracht, die seine unglückliche Veranlagung und Entwicklung ohne alle Voreingenommenheit analysiert und seine Gedichte mit feinstem Sachkenntnis einschätzt, und demnach muß es sehr zweifelhaft erscheinen, ob es wohlgetan ist, diesen Dichter, dessen Empfindungen ungesund und voll perverter Künstlichkeit sind, dessen religiös-mystisches Symbol der Satanismus ist, der, wie ein französischer Kritiker gesagt hat, von einem sensualisme effréné ist, auch denjenigen Söhnen und Töchtern unsres Volkes zugänglich zu machen, die nicht französisch gelernt haben. Und mit Paul Verlaine steht es nicht viel anders. Auch er war ein *décadent* der wie Charles Baudelaire und Guy de Maupassant infolge seines ausschweifenden Lebens in der Nacht des Wahnsinns geendet hat, und seine Gedichte können weder Götter noch Menschen erfreuen. Ueber die Wiedergabe der von dem Uebersetzer getroffenen Auswahl jedoch noch eine Bemerkung. Er erklärt

im Vorwort, daß er „den Grundsatz genauer Nachbildung von Versmaß und Reimverschlingung streng durchgeführt habe“, selbst auf die Gefahr hin, dadurch beengt zu werden. Unter diesem Grundsatz haben Treue und Wohlklang der Uebersetzung vielfach gelitten.

In dem Sonnet „Après Trois Ans“ lauten die beiden Dreizeiler:

„Les roses comme avant palpitent; comme avant,
Les grands lis orgueilleux se balancent au vent.
Chaque alouette qui va et vient m'est connue.

Même j'ai retrouvé debout la Velléda
Dont le plâtre s'écaille au bout de l'avenue,
— Grêle, parmi l'odeur fade du réséda.“

In der Uebersetzung:

„Ich kenne jede einzige Lerche, die hier fliegt,
Die Rosen zittern immer noch, vom Wind gewiegt,
Der durch das Weißblatt rauscht, das in die Höhe klettert;

Dort hinten steht die alte Velleda sogar,
Der Gips ist nur ein wenig mehr noch abgeblättert,
Und die Hejeden duften noch — — — ganz wie es war.“

sind die grands lis orgueilleux weggefallen, obgleich das Bild „vom Wind gewiegt“ auf sie viel besser paßt als auf die Rosen (von dem eingeschmuggelten Weißblatt gar nicht zu reden), und der Endreim Velléda, der von sanftem Wohlklang ist, und den der Dichter nur wegen des odeur du réséda gewählt hat, da es höchst unwahrscheinlich ist, daß in einem französischen Garten ein Gipsbild der germanischen Seherin steht — die Diana von Versailles gehört viel eher dahin —, geht gänzlich verloren. Auch auf die kraß naturalistischen Gedichte des französisch sprechenden Vlāmen Emile Verhaeren werden die meisten Freunde der Poesie gewiß gern verzichten. Aber die Deutschen können das Uebersetzen nun einmal nicht lassen, und auch die Halbdeutschen, wie Joseph Jassé, nach dem accent aigu auf seinen Namen zu urteilen, wahrscheinlich ist, scheinen diese Liebesmüh nicht zu scheuen, obgleich sie meist eine verlorene ist.

Söhne ihrer Väter. Roman von Max Kreßer. Jauer, Leipzig, Berlin. Verlag von Oskar Hellmann.

Ein größerer Gegensatz als zwischen diesem Roman und „Sehnen und Suchen“ ist kaum denkbar. In letzterem ein Ueberschwang von Idealismus und Pathos, unter dem die Wirklichkeitstreue leidet, im ersteren ein Gemälde wüster Kulturbarbarei und Entartung, das einem bange machen könnte um Deutschlands Zukunft, wenn man sich nicht zum Troste sagen dürfte, daß sie sich doch verhältnismäßig auf nur wenige Angehörige der oberen Zehntausend erstrecken, und daß sie in allen Millionenstädten diesseits und jenseits des Ozeans anzutreffen sind. Wir sind gewohnt, daß in

Kreyers Romanen das Proletariat mit seiner Not und seinem Elend im Vordergrund steht; diesmal versetzt er uns in Kreise, in welche die nicht dazu Gehörigen nur dann einen Blick tun, wenn vor Gericht ein Spielerprozeß oder eine Ehebruchstragödie verhandelt wird, bei dem die vornehmsten Namen genannt werden, in den Klub der Trostlosen, den exklusivsten Klub Berlins, zu dem nur entartete Genußtrottel gehören, deren Geist schwach und deren Fleisch willig ist, und die von ehrlosen Spekulanten mit und ohne Titel ausgebeutet werden. Die Schilderung ihrer Verschwendungssucht, Niederlichkeit und Faulheit läßt sich wohl kaum durch irgend welche Idealität des Gemüts verklären, und so fehlt in der ersten Hälfte des Romans jener Reiz, den er nicht entbehren kann, wenn er nicht von einem Werke der Dichtung zu einem Werke schaler nackter Prosa herabsinken soll. Erst als er uns von Berlin W. nach Berlin N. versetzt, gewinnt seine Darstellung eine wohlthuende Wärme, und man fühlt ihr an, daß die Motive, die er darin verwertet, aus der Tiefe des eignen Erlebens aufsteigen. Da M. Kreyer zu den Naturalisten gerechnet wird, sei noch rühmend hervorgehoben, daß er verhängliche Dinge niemals ausführlich schildert, sondern immer mit Diskretion behandelt. Das Problem des Romans ist schon im Titel ausgesprochen, es ist das uralte und doch ewig neue von dem Gegensatz zwischen dem Vater, der den eigenen Sohn nicht versteht und ihn in Bahnen zu zwingen sucht, die er weder gehen kann noch will. Der Vater, ein Eisenkönig des westlichen Deutschlands, ist ein Urbild der Gesundheit und Kraft, ganz Tatenmensch und Gewaltnatur, der Sohn ein Schwächling, aber nicht ohne dichterische Begabung, zwar angekränkt von der Fäulnis der Gesellschaft, in die er geraten ist, aber doch noch nicht zugrunde gerichtet, so daß er sich schließlich aus dem Sumpf herausarbeitet, in dem er zu versinken drohte, und daß der Trinkspruch eines armen hungernden Idealisten aus Berlin N.: „Nieder mit den Trostlosen! Hoch die Trostreichen, die Beharrlichen und Geduldigen!“ fortan sein Wahlspruch wird. Unnötig zu sagen, daß ein tapferes, gesundes Mädchen, das er ehrlich liebt und zu seiner Frau erwählt, den Anstoß zu dieser Wandlung gibt. Man folgt der Entwicklung der Handlung bis zum Schluß mit stets gesteigertem Interesse.

Arthur Schnitzler. Eine kritische Studie über seine hervorragendsten Werke von Alexander Salkind. Berlin=Leipzig. Modernes Verlagsbureau, Curt Wiegand. 1907.

Der Verfasser dieser Studie sieht in Arthur Schnitzler einen der Großen, deren Name die Jahrhunderte überdauert; aber es ist immer gewagt, „aus den Summanden der Gegenwart eine Bilanz für die Zukunft zu ziehen“, und auf keinem Gebiete mehr als auf dem litterarischen.

Wenn sich nicht nur die Berliner Bühnen, sondern auch die seiner Vaterstadt Wien ziemlich ablehnend gegen seine Stücke, — es sind meist nur Einakter — verhalten, so liegt es gewiß nicht daran, daß es sich in den

meisten um sehr heikle Probleme handelt, denn .erstens kann das heutige Theaterpublikum in dieser Beziehung sehr viel vertragen, und zweitens versteht es Arthur Schnitzler, der bei den Franzosen in die Schule gegangen ist, meisterhaft, die gewagtesten Situationen mit so viel Grazie und Geist zu behandeln, daß man sich ihrer Frivolität kaum eher bewußt wird, als bis sie vorüber sind, sondern doch wohl hauptsächlich daran, daß sie zu wenig dramatisch sind und mehr Stimmung als Handlung enthalten, so daß sie gelesen mehr wirken, als gesehen. Der Novellist ist größer in ihm als der Dramatiker; aber auch seine Novellen, unter denen wahre Kabinettstücke von Stimmungskunst sind, werden im nächsten Jahrhundert wohl kaum noch gelesen werden. Wer liest heute noch Ludwig Tiecks Novellen, die einst für Perlen der erzählenden Poesie galten? Arthur Schnitzler ist von Beruf Arzt und hat als solcher mehr Gelegenheit zu psychologischen und sozialen Studien als die Nur=Dichter; aber die Einblicke, die er bisher in das menschliche Herz und die verschiedensten gesellschaftlichen Kreise getan hat, scheinen ihn um alle Lebensfreudigkeit und =hoffnung gebracht zu haben. In seinen Novellen sowohl wie in seinen Einaktern klingt immer ein Unterton von müder Resignation und tiefer Schwermut, und mit Resignation und Schwermut erobert man weder Mit= noch Nachwelt: das tut nur jener Mut, der aus dem Glauben stammt, daß schließlich doch das Gute siegen und dem Edlen endlich der Tag kommen wird. Daß er das Wiener „süße Mädel“ oder „Mizi“ zu einer literarischen Figur gemacht und es, wie einst Alexandre Dumas fils durch seine Kameliendame die vornehme Courtisane, die geistreich zu plaudern versteht, auf die Bühne gebracht hat, ist für diese auch kaum ein Gewinn. Da es sehr schwer ist, einen Dichter, der noch mitten im Schaffen begriffen ist und von dem niemand bestimmt sagen kann, ob er nicht noch einen ganz anderen Weg einschlagen wird, als den, dem er bisher gefolgt ist, richtig einzuschätzen, hätte H. Salkind vielleicht besser getan, mit seiner kritischen Studie über Arthur Schnitzlers hervorragendste Werke noch etwas zu warten. Die ihn bewundernde Clique umhüllt den lebenden Dichter meist mit einem so dichten Weihrauchnebel, daß auch das schärfste Auge ihn kaum richtig zu sehen vermag, und erst wenn sich dieser zerstreut hat und man die nötige Distanz zu seinem Bilde gewonnen hat, sieht man ihn so, wie er wirklich war. Der buchhändlerische Erfolg der Studie wird bald erweisen, ob das litterarische Publikum schon jetzt einen Wegweiser zur Würdigung des Wiener Dichters mit Freude begrüßt oder nicht.

Romantiker=Briefe. Herausgegeben von Friedrich Gundelfinger.
Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena. 1907.

Diese ebenso interessante wie reichhaltige Auswahl von Briefen — es sind ihrer 322 — aus dem Kreise derjenigen Romantiker, die sich um die Gebrüder Schlegel gruppierten, „will eine Geschichte der frühromantischen Bewegung ersetzen und uns ihre Hauptvertreter in persönlichen Bekennt-

nissen zeigen.“ Die Umstände hielten die Romantiker viel getrennt, und die Briefe, die sie mit einander austauschten, dienten ihnen als Ersatz der ihnen unentbehrlichen Lebensgemeinschaft: sie geben uns ein getreues Bild ihrer Anschauungen und der Atmosphäre, in der sie sich bewegten und machen uns ihr Wesen und ihre Bestrebungen deutlicher, als es die Werke tun, die sie hinterlassen haben, und die nur noch von Literaturfreunden gelesen werden. Zur Einführung in die Briefe hat der Herausgeber ihnen eine feinsinnige, geistreiche Abhandlung über die romantische Schule vorausgeschickt, die so viel versprach, aber, abgesehen von den Anregungen auf den verschiedensten Gebieten, die ihr zu verdanken sind, so wenig geleistet und weder große Menschen noch große Werke hervorgebracht hat, deren Kreis jedoch „das höchste geistige Niveau erreicht hat, das bis dahin einem Bildungskreise in Deutschland vergönnt war.“ Die interessantesten der vorliegenden Briefe sind unbedingt die von Karoline Schlegel, von denen sich manche durch den Reiz ihrer Sprache und die ihnen innewohnende Poesie zu kleinen Kunstwerken erheben. Mit Recht ziert ihr Bild die Sammlung; sie war die typisch romantische Frau, die an Bedeutung alle anderen Frauen ihres Kreises überragte. Ihr Bild und ihre Briefe machen den Zauber begreiflich, den sie auf alle, Männer wie Frauen, ausübte, die mit ihr in Verührung kamen. Der Herausgeber, dem sie es auch angetan hat, nennt sie „ein elementarisches und mit Verhängnis geladenes Wesen, voll Zauber und Verderben, voll tröstlicher Weisheit und ruhigen Minderfinns; mit jeder Lockung und Gefahr der Sinnlichkeit durchtränkt, ganz Leib und doch bis in die Fingerspitzen beseelt, ein rührendes und ein mächtiges Geschöpf.“ Da man sich die meisten Romantikerbriefe bisher aus Büchern zusammensuchen mußte, die man meist nur in größeren Bibliotheken findet, so hat sich Friedrich Gundelfinger um alle, die dazu weder Zeit noch Gelegenheit haben, ein entschiedenes Verdienst erworben, indem er es ihnen durch seine Auswahl von Briefen ermöglicht hat, sich aus diesen Zeugnissen persönlichen Lebens mühelos ein Bild zu machen von einer kulturhistorisch und literarisch gleich interessanten Bewegung, die nicht tragisch unterging, sondern kläglich im Sande verlief, weil die, welche sie hervorriefen, „mit Gewalten spielen wollten, die mächtiger waren als sie, weil sie Grenzen und Dinge, die sind, leugneten und ihre sehr bedingte Menschlichkeit nicht nur zum Maß, sondern auch zum Inhalt der Welt machen wollten.“ Wer den vorliegenden Band Briefe mit Interesse gelesen hat, wird dem zweiten Band, der ihm folgen soll, mit Spannung entgegensehen: er soll nach der Verheißung des Herausgebers darstellen, wie die ersten romantischen Aufstöße fortgewirkt haben in der zweiten Romantik oder in versprengten Individuen.

Marie Fuhrmann.

Religionsgeschichte.

Mag. theol. Karl Konrad Graß, Privatdozent in Dorpat. Die russischen Sekten. Erster Band: die Gottesleute oder Chlüften, nebst Skafunen, Maljowanzü, Panijaschkowzü u. a. Leipzig. F. C. Hinrichs. 1907. X und 716 Seiten. Preis M. 15, geb. M. 16.

Der Verfasser dieses Werkes, der bedeutendste unter den jüngeren baltischen Theologen, die aus der Schule Alexanders von Dettingen hervorgegangen sind, beschäftigt sich seit Jahren mit dem Spezialstudium des russischen Sektenwesens und hat außer dem vorliegenden Bande über die Chlüften bereits wichtige Vorstudien über das Skopzenwesen erscheinen lassen. Innerhalb der russischen Kirche müssen scharfe Unterschiede gemacht werden, zwischen den verschiedenen Richtungen der sogenannten „Altgläubigen“, die sich nicht in der Lehre, sondern im Ritus von der griechisch-orthodoxen Großkirche unterscheiden und die daher im Russischen auch genauer „Staro-Obriadny“ (Obriad-Ritus) genannt werden, und den eigentlichen Sekten. Das Graß'sche Werk hat es seinen Anlagen nach nicht mit den rituellen Dissidenten, sondern mit den eigentlichen Sektierern zu tun. Dem vorliegenden ersten Band über die „Gottesleute“ oder Chlüften soll demnächst der zweite über die „weißen Tauben“ oder Skopzen folgen.

Die Arbeitsleistung, die bei Graß vorliegt, ist eine geradezu erstaunliche, und zwar nicht zum mindesten wegen der merkwürdigen Verhältnisse im russischen Buchhandel. Es ist nicht möglich, sich in Rußland das vollständige Material für eine wissenschaftliche Arbeit durch die Vermittlung öffentlicher Bibliotheken oder durch die Verlagsbuchhandlungen zu beschaffen. Graß schreibt über diese Verhältnisse: „Es gibt in Rußland keinen einzigen theologischen Verlag, die Verfasser sind genötigt, ihre Bücher selbst drucken zu lassen und an die Sortimentbuchhandlungen zu versenden. Einige Jahre nach ihrem Erscheinen sind sie aus ihnen bereits wieder verschwunden und seitdem allenfalls noch in Antiquariaten (gewöhnlich zu bedeutend erhöhtem Preise) erhältlich. Ob es ganz so in den übrigen Wissenschaften steht, vermag ich nicht zu übersehen, soweit die Sektenliteratur in sie hineinschlägt, war es der Fall. Ja es gibt auch nur eine einzige speziell theologische Buchhandlung in Rußland, die von Tufow in Petersburg. Sie läßt es sich zwar angelegen sein, alles was an theologischen und religiösen Büchern erscheint, zu sammeln, aber auch sie bietet nur die Literatur der letzten Jahre. Ich bereiste nun Petersburg, Moskau, Nischi=Nowgorod und Kasan, besuchte alle Buchhandlungen und Antiquariate, in Moskau auch die wöchentlichen antiquarischen Wochenmärkte, nahm alles, was ich fand, aber die Ausbeute war sehr gering. Auch von den Büchern und Broschüren (aus dem großen Katalog von N. Sacharow „Literatur der Geschichte und Widerlegung des russischen Kasakol“, 1887=1900, über 700 Seiten stark) war nur der kleinere Teil noch zu finden. Die gekennzeichneten Verhältnisse haben aber zur Folge, daß das meiste irgendwie Wissenschaftliche, was in Rußland geschrieben

wird, in den sehr zahlreichen und umfangreichen Zeitschriften erscheint die — besonders in den Beilagen — ganze Bücher mit eigener Paginierung enthalten. Ja die selbständig erscheinenden wissenschaftlichen Bücher sind auch zum großen Teil nur Separatabzüge solcher Artikelserien. Ältere Jahrgänge dieser Zeitschriften sind aber so gut wie gar nicht mehr auf dem Büchermarkte zu haben (auch in den Redaktionen nur ausnahmsweise).“ Unter solchen Verhältnissen war es für den Autor notwendig, nicht nur die großen Petersburger Bibliotheken, die der Akademie der Wissenschaften und die kaiserliche öffentliche Bibliothek, sondern auch die Moskauer und speziell die der geistlichen Akademien in St. Petersburg und Kasan selbst aufzusuchen und dort das vorhandene gleichfalls nicht ganz vollständige Material durchzusehen. Was das bedeutet, mag man unter anderem aus der einen Tatsache entnehmen, daß sich in den hunderten von Bänden der russischen Eparchial-Zeitschriften fast nie ein Inhaltsverzeichnis findet! Nur die weitgehende Unterstützung der russischen Bibliotheksverwaltungen und die Erlaubnis, namentlich die Akademie-Bibliothek ohne Beengung durch irgendwelche Formalitäten zu benutzen, konnte eine solche Arbeit, wie Graß sie geleistet hat, überhaupt ermöglichen. Nachdem er das veröffentlichte Material und in einigen Spezialfällen auch ungedruckte Akten durchgearbeitet hatte, suchte er noch im Kaukasus, der gegenwärtigen Hochburg des russischen Sektentums, persönlich mit den Sektierern Fühlung zu gewinnen, besuchte ihre heiligen Orte in Moskau, Kostroma, Nineschma, Tursjewez, Kasan, informierte sich bei Personen, die aus eigener Erfahrung Kenntnis von dem aktiven Sektentum hatten und konnte dann auf diese Weise zu der ausführlichen historischen und systematischen Darstellung seines Stoffes gelangen. Religionswissenschaftlich ist die Arbeit in hohem Grade bedeutsam und wichtig, und das ist auch der Grund, weshalb ich es unternehme, die Aufmerksamkeit der Leser der Preussischen Jahrbücher auf sie zu lenken. Der Boden des russischen ekstatischen Sektierertums ist jedem, der nicht zugleich über eine gute Kenntnis der russischen Sprache und eine gute, philologische Bildung verfügt, ein vollkommen unzugängliches Gebiet. Er weist aber auch in allgemein religionsgeschichtlicher Beziehung so merkwürdige, für die Beurteilung des Christentums wie aller empirischen Religionen nach der historischen wie nach der prinzipiellen Seite so bedeutsame Erscheinungen auf, daß wir dem Verfasser für die Mühe dankbar sein müssen, mit der er den spröde geformten und schwer zugänglichen Stoff der abendländischen Wissenschaft zugänglich gemacht hat.

Graß vertritt mit guten Gründen die Meinung, daß der letzte Ursprung der russischen Ehlüstensekte in der altchristlichen Gnosis zu suchen ist und daß wir es hier mit dem letzten lebendigen Ausläufer derselben zu tun haben, der gleichzeitig mit dem Christentum überhaupt in das russische Mittelalter eingedrungen ist und sich dort, durch die Kirchenreformation des Patriarchen Nikon im 17. Jahrhundert und durch das Ein-

dringer der Europäisierung zu verstärktem Leben entfacht, bis auf unsere Tage erhalten hat. Er weist sehr überzeugend auf die grundsätzliche Uebereinstimmung der religiösen Geheimlehre des Chlüstentums mit der Arkandisziplin verschiedener gnostischer Richtungen, namentlich der Bogomilen, hin. Die Scheidung der Andachtsversammlungen in öffentliche und geheime, welche letztere nur als eigentliche Gottesdienste gelten (die ersteren nur als Werbeversammlungen), die lange stufenweise Vorbereitung der neu Aufzunehmenden, die feierliche umständliche Aufnahme unter strengem Schwur, den neuen Glauben geheim zu halten, die Zurückführung des letzteren auf eine Geheimlehre Jesu Christi, das daher stammende Hochgefühl gegenüber der Großkirche und zum Teil auch das heuchlerische Sichhalten zur Großkirche als letzte Konsequenz der Arkandisziplin, läßt sich ganz in derselben Weise bei den Ausläufern der Gnosis, bei den Euchyten und Bogomilen, zum Teil auch bei den Paulikianern und Katharern nachweisen, wie bei den russischen Chlüsten. „Das Göttliche offenbart sich nur im Verborgenen und kann nur im Verborgenen ergriffen werden. Wer das Geheimnis bricht, beleidigt die Gottheit und veranlaßt, daß sie sich zurückzieht.“ Diese Vorstellungen liegen aufs deutlichste dem chlüstischen Glauben und seiner Arkandisziplin zugrunde. Ist es schon an sich überaus unwahrscheinlich, daß sich diese Zug für Zug mit der gnostischen übereinstimmenden Institution unabhängig von ihr entwickelt haben sollte, so weist auf die Nachwirkung der Gnosis noch etwas ganz anderes hin, nämlich die chlüstische Christologie (Seite 642).

Nach der Legende der Chlüsten gehen ihre Ueberlieferungen zurück bis in die Zeit des Großfürsten Dimitri Donskoi, der die Tartaren zum erstenmal in der berühmten Schlacht auf dem Schnepfenfelde (1380) besiegte. In jene Zeit versetzten sie den ersten Christus ihrer Gemeinschaft, Awerjan. Ein anderer Christus, Zemeljan, habe in Moskau zur Zeit Iwans des Schrecklichen gelebt. Eine historische Kontrolle über diese ersten Nachrichten, die auch eine dramatische Szene von dem Zusammentreffen des irdischen Zaren Iwan mit dem himmlischen, dem Chlüstenchristus, enthalten, ist nicht möglich. Die Legende erzählt, daß die „jüdischen“, d. h. die ungläubigen Bischöfe der falschen Großkirche mit dem Patriarchen, dem „Wolf Nikon“, von Awerjan und den Gottesleuten erfahren und den Christus dem Zaren ausgeliefert hätten.

Es sprach der Zar Iwanuschka

Zu dem himmlischen Zaren selbst:

„Geht der Wahrheit gemäß, Wanjka, das Gerücht,
Daß Du geschickt zum Prophezeien geworden?“

Es antwortete ihm der Herrscher Väterchen

Mit seinen allerreinsten Lippen:

„Du selbst bist Wanjka, und bist Wanjka liederlicher Zar!
Selbst trinkst Du, Wanjka, menschliches Blut:

Aber Menschenfleisch nimmst Du zum Imbiß.

Ich bin nicht Wanjka, sondern Iwan, doch nicht der Vorläufer,
Sondern der Heiland selbst, Christus Gottessohn.“

Ergrimmt wollte der Zar den Christus mit seiner eisernen Krücke durchbohren, da erschien ihm der Heiland selber im Gesicht anstatt Jermeljan, der vor ihm stand, drohte ihm mit dem Finger der rechten Hand und der irdische Zar stürzte vor dem himmlischen nieder:

„Geh, Heiland, nach allen vier Seiten
Mit allen Deinen zwölf Aposteln,
Mit Cherubin und Seraphim,
Mit Engeln und Erzengeln,
Und mit der ganzen himmlischen Macht.“

Die ersten als historisch anzusprechenden Nachrichten über die Ehlüsten führen in die Zeit des Zaren Alexei Michailowitsch, des Vaters Peters des Großen, in das Jahr 1645. In diesem Jahre sei auf Bitten der Gottesleute Gott Zebaoth auf feurigen Wolken in einem feurigen Wagen, umgeben von Erzengeln und der ganzen himmlischen Macht, auf dem Berg Gorodina im Gouvernement Wladimir herabgekommen, und als sich die himmlischen Kräfte wieder erhoben hatten, blieb der höchste Gott sichtbar in der Gestalt des Bauern Danila Philipowitsch zurück, der von da ab bei den Ehlüsten als Herr Zebaoth, als lebendiger Gott, galt. Jene Gottesleute, heißt es, die den Gott Zebaoth herabriefen, seien Asteten aus den großen Wäldern am Berge Gorodina gewesen, die letzten Vertreter des alten wahren Glaubens (d. h. also der von früher her überlieferten Geheimlehre), die als solche die erste Herabkunft Gottes seit seiner Menschwerdung „in Jerusalem“ erlebt hätten.

Graß verfolgt nun in einer äußerst genauen und bis in alle erreichbarer Details eindringenden methodischen Untersuchung die historische Glaubwürdigkeit der Legende und die nachweisbare Geschichte der Sekte im 18. und 19. Jahrhundert (Seite 1–252). Es fällt dabei manches sehr interessante Licht auf die Religionsprozesse und Sektenverfolgungen in dem Rußland des 18. und 19. Jahrhunderts und auf die unerklärliche Kraft, mit der sich derartige religiöse Geheimbildungen trotz aller Verfolgung und trotz ihres dem kulturellen Tiefstand des russischen Lebens scheinbar so ganz und gar nicht adäquaten inneren Gehalts doch von Generation zu Generation fortpflanzen und an Verbreitung zunehmen. Ueber die Lehre der Ehlüsten bemerkt Graß zu Beginn des zweiten Abschnitts seiner Arbeit zutreffend, daß es den russischen Religionshistorikern und Sektenforschern deshalb so schwer falle, eine derartige Erscheinung richtig zu erfassen und darzustellen, weil sie von vornherein gewöhnlich den Fehler machten, die Sektierer, mit denen sie es zu tun haben, auf diejenigen Dogmen hin zu examinieren, die im Mittelpunkt des Dogmas der orthodoxen Kirche stehen: die Lehre von der Trinität und von den zwei Naturen in Christo. An

diesen haben aber die Sektierer gar kein spezifisches Interesse. Die Lehre der Ehlüsten hat nichts mit der Christologie und Theologie der Großkirche zu tun, sondern sie enthält den Glauben an die Rettung der Seele durch den Anschluß an das im Verborgenen existierende Reich Gottes. Zu diesem geheimen Reich gehören die einzelnen Ehlüstengemeinden, „als die Gärten, in denen allein die Frucht des Geistes reifen kann.“ Zum Eingang in dieses Reich gehört die Erfahrung des Geistes Gottes, und das Mittel, um zu dieser Erfahrung zu gelangen, sind die religiöse Ekstase, die Askese und die Geheimhaltung der Lehre. Die Askese besteht vor allen Dingen in der absoluten Enthaltung nicht nur vom außerehelichen, sondern auch vom ehelichen Verkehr zwischen Mann und Weib und in der Enthaltung von berauschenden Getränken, in strengem bis ins Extrem gesteigertem Fasten und dergleichen mehr. Im siebenten Himmel wohnt der Geist Gottes, die Taube oder der „helle Falke“, der „geflügelte Adler“. Er kommt nicht sanft vom Himmel herab, sondern wild reißt er den Menschen mit sich fort. Es kommt darauf an, ihn von seinem Wohnsitz im siebenten Himmel herabzulocken. Ein Mittel dazu ist das Gebet, vor allen Dingen das sogenannte „Gebet Jesu“, nicht das Vaterunser, sondern ein besonderes ehlüstisches, das in verschiedenen Varianten existiert, so z. B.:

Komm zu uns, Herr Jesus Christus,
 Gib zu uns den Gottessohn,
 Erbarme Dich, Herrscher, unser!
 Allerheiligste Gottesmutter,
 Bitte für uns, Licht,
 Deinen Sohn, unsern Gott.
 Die Welt ist durch Dich gerettet,
 Unsere, der Vielsündigen, Seelen auf der Erde,
 Auf der feuchten Erde, dem Mütterchen, der Ernährerin.

Das Hauptmittel aber ist die „Nadenije“, der religiöse Tanz, nach dem vermeintlichen Vorbilde Davids, der vor der Bundeslade her tanzte. Auch bei dem ersten Pfingstfeste haben die Apostel nach dem Glauben der Ehlüsten den heiligen Geist durch Tanzen vom siebenten Himmel herabgelockt. „Daß der Geist in dem Tanzenden zu wirken anfängt, ist äußerlich schon daran zu merken, daß das Tanzen ein so rasendes Tempo annimmt, wie es dem Menschen in gewöhnlichem Zustande nicht möglich wäre. Greise, die sonst kaum zu gehen vermögen, können doch durch den Geist schnell tanzen. Ferner aber äußert sich die Gegenwart des Geistes im Menschen dadurch, daß dieser in Zittern verfällt, sich schüttelt, Krämpfe bekommt, mit dem Munde schäumt und schließlich zur Erde fällt. Der Geist Gottes hat dann Geist und Leben des Menschen vollständig überwunden. Die Wirkung des heiligen Geistes wird durch Ehlüsten, die später zur Großkirche übergetreten sind, wie ein Rausch geschildert. Der Geist macht die Gläubigen unempfindlich gegen äußere Einwirkungen, so gegen

die Kälte. „Als wir uns der Kadenije mit aller Leidenschaft ergeben hatten“, erzählt ein früherer Chlüst, „lief jemand in die Versammlung mit der Meldung, daß die Gebietsbeamten kommen. Sofort flog der Geist aus dem Propheten fort, da er fremde Leute nicht leiden kann, und dieser ging in die Wohnstube, um die Beamten zu empfangen; wir aber flohen, floß mit dem schweißdurchnässten Tanzhemde und der Unterwäsche bekleidet zum Dorf. Obgleich der Schnee bis zu den Knien ging und es 25 Grad froh, war uns nicht kalt, sondern wirklich heiß; es schien uns, als ob die Gnade uns erwärme. Am anderen Tage versammelten wir uns um die unterbrochene Unterhaltung fortzusetzen, damit der Teufel nicht lache.“ Der Höhepunkt des Ergriffenseins vom Geist ist die Vision, in der die Chlüsten Gott oder Christus oder den Satan von Angesicht zu Angesicht sehen. Sie sagen zu den Rechtgläubigen: uns erscheint Gott selbst und wir sehen ihn, aber ihr seht euren Gott nie! In ihren Liedern heißt es:

Gehe, Brüderchen, tanze,
Ergreife vom lebendigen Gott Besitz!
Es ging der Bruder hin, tanzte,
Und ergriff vom lebendigen Gott Besitz.

Nach der chlüstischen Lehre werden Christus und Gott Zebaoth selber in den Führern der wahren chlüstischen Kirche fortgesetzt Mensch. Auch Jesus von Nazareth war bis zu seinem dreißigsten Jahre, in dem der Geist Gottes sich auf ihn niederließ, ein gewöhnlicher Mensch. Gott und Christus können gleichzeitig in mehreren Menschen wohnen, woher es kommt, daß es nicht nur nach einander, sondern auch neben einander eine ganze Anzahl von Chlüsten-Christussen und Göttern Zebaoth gegeben hat, und noch gibt. Das Werk des Geistes, den außer den Inkarnationen Gottes und Christi auch noch die Propheten der einzelnen Gemeinden herabzurufen imstande sind, ist die Abtötung des sündigen Fleisches, das oft als die sündige Martha (Maria und Martha, die Schwestern des Lazarus bezeichnet wird. Auch die Kadenije, der religiöse Tanz, soll bis zur äußersten Erschöpfung des Fleisches fortgesetzt werden, und um die Wirkung zu verstärken, geißeln sich die Chlüsten oder schlagen sich mit den Händen. Darnach sind sie auch Chlüsten, d. h. Geißler, benannt. Die Vorstellungen des Chlüstentums über das Verhältnis von Geist und Fleisch sind rein dualistischer Natur. Von jedem in die Gemeinschaft eintretenden wird zuvor verlangt, nach den Geboten absoluter Enthaltbarkeit zu leben. „Das eheliche Leben ist vor den Leuten eine Abscheulichkeit, vor Gott eine Nichtswürdigkeit; der heilige Geist schafft das eheliche Leben nicht nur ab, sondern erklärt es für schimpflich, übergibt es der Verfluchung, dreifachem Fluche, vierfachem Fluche.“ Da die Chlüsten meist dem Bauernstande angehören, so brauchen sie um der ökonomischen Notwendigkeiten des landwirtschaftlichen Lebens willen eine Gefährtin, eine „geistliche

Schwester“. Das kann auch nach der Bekehrung die vordem angetraute Frau sein. Aber das ganze Leben im Fleisch ist im Grunde ein Uebel. Der Heilige, der die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse auf das niedrigste Maß einschränkt, dessen Körper immer mehr zusammenschrumpft, immer mehr das sichtbar wird, was er seinem Wesen nach ist, ein Grab der Seele, das ist das Ideal. Die faktische Sittlichkeit der Chlüssen steht im allgemeinen hoch, aber sie hat nicht das aktive Sittlichkeitsideal des Evangeliums, sondern sie folgt im Prinzip dem passiven asketischen Ideal der Leidenswilligkeit.

Unter den von Graß in großer Anzahl mitgeteilten religiösen Liedern der Chlüssen sind nicht wenige von einer imponierenden und hinreißenden Gewalt des religiösen Ausdrucks — nur daß es an manchen Stellen nötig ist, sich über scheinbare Wunderlichkeiten der Uebersetzung aus dem Russischen hinwegzusetzen, die aber darauf berechnet sind, eine nicht nur sinnetreue, sondern auch möglichst wörtliche Wiedergabe des Inhalts zu ermöglichen. Darauf zielt es auch ab, wenn Graß den im Russischen vielfach gebrauchten Reim dadurch andeutet, daß er die betreffenden Reimworte in wörtlicher Transkription bei jeder Verszahl in Klammer notiert. Für den Kenner des Russischen ist dieser Hinweis wertvoll und angenehm: des Russischen nicht mächtige Leser werden möglicherweise dadurch zuerst etwas gestört werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieses erste große Werk über ein so schwer zugängliches, für die Religionsgeschichte aber eminent wichtiges Gebiet von der deutschen Wissenschaft in ausgiebiger Weise fruchtbar gemacht wird. Nach der Probe von wissenschaftlicher Gründlichkeit, die Graß mit diesem ersten Bande geleistet hat, darf man nur auf das Lebhafteste wünschen, daß auch der Band über die Skopzen und die ihnen verwandten Sekten, die in mehrfacher Beziehung ein noch größeres allgemeines Interesse beanspruchen können, in nicht zu ferner Zeit erscheinen möge.

Paul Rohrbach.

G e s c h i c h t e.

Georg Perl: Briefe der Marquise von Pompadour. Mit Porträt. Leipzig. Verlag von Heinrich Schmidt und Carl Günther. 1907.
Die Briefe sind unecht.

Graf Paul Philipp von Ségur: Erinnerungen. Bearbeitet von Friedrich M. Kircheisen. Hamburg, im Gutenberg-Verlag. Dr. Ernst Schulze 1908.

Das Original der Ségurischen „Erinnerungen“ ist 1873 erschienen, im Todesjahre des Verfassers. Dieser hatte sich schon ein halbes Jahrhundert vorher literarisch berühmt gemacht durch seine „Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant 1812“, die in der Ursprache 16 Auflagen erlebt hat und mehrfach ins Deutsche übertragen worden ist. Die „Erinne-

rungen“ sind schon früher teilweise ins Englische übersetzt worden; die vorliegende Uebersetzung und Bearbeitung für deutsche Leser stellt ein Excerpt dar, welches den Umfang des Werks von sieben Bänden auf einen reduziert.

Die „Erinnerungen“ sind dem Ségur'schen Buch über 1812 nicht gleichwertig, aber bei dem Interesse, welches die Aera Napoleons I. dem modernen Lesepublikum einflößt, wird auch das minder hervorragende Werk des hochbegabten kaiserlichen Adjutanten in Deutschland einen großen Leserkreis finden und zwar mit Recht. Der Erfolg der Kirchheisen'schen Bearbeitung und Uebersetzung könnte vielleicht nur scheitern an dem miserablen Deutsch, gegen das um der Ehre unserer Sprache willen Protest erhoben werden muß.

Dr. Friedrich Neubauer, Direktor des Lessing-Gymnasiums in Frankfurt am Main: Preußens Fall und Erhebung 1806—1815. Mit zahlreichen Abbildungen im Text, 19 Karten und 14 Beilagen. Berlin 1908. Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

Eine wissenschaftliche Bedeutung besitzt das Buch nicht, aber das ist auch garnicht seine Tendenz. Es ist mehr ein buchhändlerisches als ein literarisches Unternehmen. Die Illustrationen bilden die eine Hälfte des Gebotenen, der Text die andere. Es handelt sich also um eine Art von patriotischem Wilderbuch. Dieses vorausgeschickt, muß man sagen, daß die Neubauer'sche Darstellung bedeutende Vorzüge besitzt. Der Verfasser schreibt mit gutem Geschmack, er ist nicht arm an Geist, und wenn seine Auffassung auch oft durchdringendes pragmatisches Verständnis vermissen läßt, so ist seine Gelehrsamkeit doch echt und lebensvoll. Zu Geschenken an die reifere Jugend und wohl auch an höhere Altersklassen wird sich das glänzend ausgestattete Geschichtswerk gewiß in vielen Fällen eignen.

Gustav Just: Als die Völker erwachten. Literarische Bewegung und Zeitstimmung in Deutschland und Oesterreich vor Beginn des Feldzugs 1809. C. W. Stern Verlag. Wien und Leipzig 1909.

Mit warmem Patriotismus schildert der Verfasser, wie nach dem Preßburger Frieden die neuen Ideen in Oesterreich eindringen, alle Stände und selbst die Regierung ergreifen, wie die letztere durch Errichtung der Landwehr und den Geist ihrer innerpolitischen Aktion überhaupt die nationalen und liberalen Tendenzen hervorrief, welche die Hofburg später so beharrlich bekämpft hat. Das Just'sche Buch lehrt keine neuen Tatsachen, ist aber gleichwohl dankenswert, weil es einen weniger beachteten und dabei hochwichtigen Teil der deutschen Geschichte in helleres Licht stellt.

Friedrich v. Mottbeck, Reservefähnrich der russischen Armeefanterie: Erlebnisse und Erinnerungen aus dem russisch-japanischen Kriege. Berlin=Leipzig. Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1906.

Der Verfasser wurde in der Schlacht am Schaho verwundet, lag dann
Preußische Jahrbücher. Bd. CXXXI. Heft 3. 36

sieben Wochen in Tieling im Hospital, schlug einen ihm bewilligten viermonatlichen Erholungsurlaub aus und kehrte anstatt dessen in die Front zurück. Er erhielt den Armeecorden IV. Klasse mit der Aufschrift: „Für Tapferkeit“ und focht dann wieder in der Schlacht bei Mukden.

Diese martialischen Eigenschaften bilden aber keineswegs den Kern der Natur des jugendlichen Verfassers, der sich auf dem Felde der Ehre nur aus Pflichtgefühl hervorgetan hat. Im Grunde genommen wird Nottbeck von humanitär-literarischen Tendenzen beherrscht. Die Greuel des Krieges faßt er in einer sehr positiven Weise auf und schildert sie mit großer Anschaulichkeit. Ueberhaupt hat der junge Walte die Kunst meisterhaften Erzählens seinen russischen Mitbürgern abgelauscht.

Es ist selbstverständlich, daß die Erinnerungen des Reservefähnrichs uns über den Zusammenhang der Ereignisse in strategischer Hinsicht nicht belehren können. Dagegen bestätigt das Nottbeck'sche Buch die in den „Preussischen Jahrbüchern“ immer vertretene Auffassung, daß die russische Armee trotz ihrer Niederlagen nicht unterschätzt werden darf. Nottbeck selber stellt theoretische Raisonnements nicht an, aber jene Schlussfolgerung springt uns fertig und greifbar entgegen aus den Tatsachen, welche der Autor ohne jede politische oder wissenschaftliche Tendenz auch scheinbar kunstlos und doch mit bedeutender plastischer Kraft dem Leser vorträgt.

In einem sehr wichtigen Punkt setzt Nottbeck auch mit militärischer Reflexion und Kritik ein; er streift nämlich bei Gelegenheit die Schwefälligkeit der russischen Taktik. Indessen folgt aus der Nottbeck'schen Darstellung selber, daß auch diese Schwäche der russischen Infanterie nur eine relative ist, und daß man sich die Disqualifikation des russischen Soldaten für moderne Gefechtsarten und Waffen nicht zu kraß vorstellen darf.

Ueber die Intendanturverhältnisse sagt der Verfasser: „Ein Hauptverdienst von Kuropatkin und später Vinewitsch bestand darin, daß die Truppen zu essen hatten. Gewiß kam es vor, daß sie nicht die volle, vorgeschriebene Ration erhielten, ja beim Rückzug von Mukden sahen unsere Leute fünf Tage keinen warmen Vössel, aber im allgemeinen konnten sie sehr zufrieden sein. Außer ihrer Fleisch- und Roggenbrotportion erhielten sie zweimal täglich eine Suppe und oft auch noch Tschumisa- oder sogar Reisbrei. Ferner gab ihnen das Regiment freiwillig, aus eigenen Mitteln, Tee, Zucker und Tabak. Ein Murren habe ich zuweilen gehört, wenn die Brodrationen etwas knapp ausfielen oder der Brei anstatt mit Butter oder Schmalz mit Bohnenöl angerichtet war. Im allgemeinen ist der russische Bauer zehnmal schlechter zu Hause, wie er im Kriege gegessen.“

Eine nicht unbedeutende Rolle für die gute Ernährung der russischen Armee spielte nach Nottbeck der Meta, ein lachsartiger Fisch, der im Sungari und Amur sehr häufig vorkommt, und der den Truppen in gesalzenem Zustande geliefert wurde.

Emil Daniels.

Politische Korrespondenz.

Oesterreich-Ungarn als Gesamtstaat. — Der Weg nach dem Balkan. — „Pangermanistische Anschläge“? — Das allgemeine Wahlrecht in seinen Wirkungen auf den Ausgleich und die militärischen Fragen. — Das Deutschtum in Süd- und Westungarn. — Krise des ungarischen Parlamentarismus.

Es ist an dieser Stelle schon darauf hingewiesen worden, worin eigentlich die größte Bedeutung der für Oesterreich und Ungarn in Aussicht genommenen Einführung des allgemeinen Wahlrechts lag, eine Bedeutung, die weit über die nächsten politisch-praktischen Folgen hinausgeht: die Völker der Doppelmonarchie wurden, trivial ausgedrückt, auf andere Gedanken gebracht, vielmehr ein Gedanke, aus den geistigen Strömungen der Gegenwart geboren, sollte die Bürger alle dies- und jenseits der Leitha durchdringen, sie endlich erobern und womöglich ablenken von der ermüdenden alleinigen Konzentrierung auf das ewig unlösliche Nationalitätenproblem, ja diese Ablenkung sollte vielleicht unmerklich das Gewirr von Nationalitätenfragen unter neue aussichtsvollere Aspekte stellen. Wenn der Gedanke einschlug, so war damit an sich der Beginn einer neuen Ära für das Habsburgerreich markiert, weil die Idee, herüber und hinüber fluktuierend, das Gefühl der Gesamtstaatlichkeit wieder beleben, um nicht zu sagen aufs neue erzeugen mußte. In Oesterreich ist das Wahlrecht schon zur Tat geworden, in Ungarn ist's en marche. Und siehe da, noch ist diese vielversprechende Idee nicht im ganzen doppelstaatlichen Gemeinwesen ausgereift, da sehen wir sie fortzeugend Gutes gebären. Der Kampf für und gegen das allgemeine Wahlrecht brachte die österreichischen Völker in heftige innere Emotion, und da wurden neue Kräfte frei, die Menschen wurden empfänglicher gemacht für neue Gedankenkreise. Oesterreich — und hier erweitert sich unser Begriff zum traditionellen der Gesamtmonarchie — scheint nach der Auffassung seiner Bürger wieder einmal etwas wollen zu dürfen. Die Balkanpläne des Barons Mehrenthal wären zu andern Zeiten, noch vor zwei, drei Jahren, vom ganzen Lande nur mit einem grimmigen Hohnlachen aufgenommen worden. Eine andere Aufgabe des Staates kannte man ja gar nicht, als die Beschäftigung mit der Nationalitätenfrage; sie ist natürlich auch jetzt nicht aus der Welt geschafft, aber sie wird gewissermaßen nur nebenamtlich behandelt. Sie bleibt eine ernste, eine Lebensaufgabe, aber

durch die nachhaltige Anregung des sozialen Instinktes innerhalb des ganzen Staatsvolkes ist das Verständnis auch für andere große Aufgaben des modernen Lebens erweckt worden. Das Schlagwort von der friedlichen wirtschaftlichen Expansionspolitik findet in den sozial interessierten Massen einen gut vorbereiteten Boden, und die Idee der Reichseinheit erfährt in diesem auf gemeinsame Ziele gerichteten Streben neue Stärkung. Das Wort Mehrenthals, daß Oesterreich-Ungarn durch den Besitz Bosniens auch ein Balkanstaat geworden sei, eröffnet neue ungeahnte Perspektiven; was doch so klar zu Tage lag, wirkt, in Worte gefaßt und mit konkretem Inhalt erfüllt, beinahe wie eine Offenbarung, befreiend von der Enge und Schwüle der häuslichen Mißhelligkeiten und Wegeweisend zu einer großzünftig gedachten Zukunft.

Es ist gar keine Frage: Oesterreich litt an der Bescheidenheit, der Beschränktheit seiner Lebensaufgabe; es marterte sich an dem Gedanken, ob es überhaupt lebensfähig sei, fast zu Tode, und nun, da es gefunden hat, daß es auch noch eine andere Mission habe, als sich mit der Frage eines kümmerlichen Seins oder Nichtseins abzuquälen, sind natürlich auch die mißgünstigen Nachbarn, die diesen „Staat auf Kündigung“ eben wegen seiner rührenden Anspruchslosigkeit so liebenswürdig fanden, sehr überrascht und ungehalten ob seines gesteigerten Selbstgefühls; sie hätten ihn so gerne erbschleichend weiter protegiert, um im gegebenen Augenblick, wenn der still erhoffte Zusammenbruch kam, sich als nächstbeteiligte mißführend Leidtragende mit ihren Rechtsansprüchen zu melden.

Die geplante Eisenbahn von Bosnien nach Mitrowitz, die dann in weiterer Folge Oesterreich auf diesem Wege mit Saloniki und endlich mit Athen handelspolitisch verbinden soll, ist noch lange nicht gebaut, aber indem der Sultan türkischen und österreich-ungarischen Ingenieuren die Erlaubnis zur Trassierung der Bahn gab, konnte immerhin schon mit einigem Recht von einem „Wiedererwachen österreichischer Auslandspolitik“ gesprochen werden, von der die übrigen Balkanstaaten eine friedliche Angliederung an Europa unter den vorteilhaftesten Bedingungen erwarten dürfen. Die damit verbundene Zivilisierung des Balkans macht freilich denen einen Strich durch die Rechnung, die auf den Moment lauerten, um im Namen der Zivilisation dreinzufahren und sich ihr Beutestück zu holen, wenn die wachsende türkische Ohnmacht den schicklichen Vorwand böte. Daher die laute Entrüstung dieser Enttäuschten darüber, daß Oesterreich sich mit einem Male seiner Hamletnatur entäußern will. Wenn nun diese plötzliche Aktionslust vorzugsweise gerade dem Deutschtum zu gute kommen sollte, wenn wirklich, wie ein slawisches Mitglied der Delegation prophezeite, „deutscher Geist, deutsche Kraft und Energie einen Triumph feiern werden“, so ist das doch wahrlich nicht eine Schuld der Deutschen; in dem sich entfaltenden freien Wettbewerb wird es eben nur darauf ankommen, wer der wirtschaftlich Tüchtigste und Agilste ist. Ist es der Deutsche, so mag man sein kulturelles Vordringen immerhin eine Erscheinungsform des

„Dranges nach Osten“ nennen, anklagen dürfen aber die Benachteiligten nur ihre eigene Unzulänglichkeit im Streite der Kräfte.

* * *

Noch lange bevor diese Zukunftspläne Oesterreich-Ungarns von Baron Mehrenthal in der Delegation vorgetragen wurden, hatte sich zufällig der Herausgeber der „Preussischen Jahrbücher“ einem Interviewer der „Neuen Freien Presse“ gegenüber im allgemeinen im Sinne einer Erweiterung der Interessensphäre der Monarchie nach dieser Richtung ausgesprochen und damit den in einer ganzen Reihe von Artikeln entladene Zorn des „Budapesti Hirlap“ erregt, weil Professor Delbrück gleichzeitig das Magyarentum, das durch seine Nationalitätenpolitik die Kräfte einer Reichshälfte bindet, als Hindernis solcher Entwicklung bezeichnet hatte. Das genannte Organ der ungarischen Regierung verfiel auf den geistreichen Gedanken, in Deutschland werde für „Großösterreich“ Propaganda gemacht, weil man dies „für die geeignetste Uebergangsform zum Ausbau des pangermanischen deutschen Reiches halte“. Und darum wünsche Delbrück „die Vernichtung des Magyarentums“. Das „Echo de Paris“ saß dann dem ungarischen Kollegen behende auf, den Gedanken in eigener Regie zu einer „Vernichtung Ungarns“ fortspinnend und Klage führend über also enthüllte „pangermanistische Anschläge“. Die Sache wurde dadurch noch amüsanter, daß zwei Wochen vorher Professor Delbrück, von einem Vertreter der „Indépendance Belge“ ausgefragt, sich in sehr bestimmter positiver Form über die Lebensfähigkeit der Donaumonarchie geäußert hatte, deren Nationalitätenkämpfe durch das allgemeine Wahlrecht gemäßig und so eine Verständigung der verschiedenen Volkstämme vorbereiten würden. Das also sind in magyarischer Lesart die „pangermanistischen Anschläge“. Bei solcher Kunst der Interpretation und Information versteht man erst die Forderung der Unabhängigkeitspartei, daß im literarischen Bureau des Auswärtigen Amtes eine Hofratsstelle für einen ungarischen Publizisten zur Information des Auslandes geschaffen werde. Vorläufig hat sich die ungarische Regierung nur damit begnügt, einen dortigen federgewandten Ministerialrat nach Berlin zu verpflanzen, der bei hiesigen Blättern, die sich für solche Liebesdienste zugänglich erweisen, schon mit seiner Tätigkeit eingesetzt hat. Der betreffende Mann ist jedenfalls bei seiner aktenmäßig festzustellenden Vielseitigkeit die brauchbarste Persönlichkeit, denn er wurde seiner Zeit vom Ministerium Fejérváry ins ungarische Preßbureau berufen, um — gegen die jetzt herrschende kossuthistische Koalition die ausländische Presse zu beeinflussen. . .

* * *

Auch in der Beurteilung des neugeschaffenen Ausgleichs bekannte sich Freiherr v. Mehrenthal zu einem Optimismus, den man bisher an dieser Stelle nicht gewohnt war. Der gemeinsame Minister sprach frohgemut die Hoffnung aus, daß sich auch nach Ablauf des jetzigen Ausgleichs, im Jahre 1917, „ein Tor für einen neuen Ausgleich“ finden lassen werde, und das kränkte die „unabhängigen“ Regierenden in Pest gar sehr, weil sie sich doch

gerne den Anschein geben, als ob die Idee der Trennung von Oesterreich, die sie gegenwärtig zurückstellen mußten, um sich bei der Macht zu erhalten, in absehbarer Zeit wieder zum Leben erwachen werde. Davon dürfte aber später noch viel weniger die Rede sein, wenn das allgemeine Wahlrecht nun endlich auch in Ungarn eingeführt und das ungarische Abgeordnetenhaus durch zahlreiche ausgleichsfreundliche Elemente aus den Reihen der Nichtmagyaren gestärkt wird. Unter diesen werden die Deutschen eine hervorragende Stellung einnehmen, wenn es wahr ist, daß nach dem neuen Entwurf alle Bürger, die das 24. Lebensjahr erreicht haben und lesen und schreiben können, das Wahlrecht erhalten sollen. Nach einer auf sozialdemokratischem Weg an die Öffentlichkeit gelangten Statistik des Innerministeriums würden nämlich dann — ohne Anwendung unehrlicher Wahlkreisgeometrie! — auf die ungarländischen Deutschen etwa 15 % der Mandate entfallen, auf die Magyaren etwa 60 % und auf sämtliche Nichtmagyaren also 40 % von insgesamt 413 Abgeordneten des eigentlichen Ungarn (mit Ausschluß Kroatiens). In merkwürdigem Kontrast zu dieser Zusammenstellung steht allerdings die Ankündigung des Kultusministers Apponyi, daß das allgemeine Wahlrecht etwa 40 nichtmagyarische und 40 sozialdemokratische Vertreter in den Reichstag brächte. Mit solchem Zuwachs werden sich aber selbst die bescheidenen Deutschen nicht zufrieden geben. Eben hat in Ungarisch-Weißkirchen die „Ungarländische Deutsche Volkspartei“ in einer von etwa 1200 Deutschen besuchten Versammlung, die aus den verschiedensten Teilen des Banats und der Vaischa beschiedt war, ihre Stimme für das allgemeine, geheime, direkte und gleiche Wahlrecht erhoben und zugleich die Schaffung „gerecht und zweckmäßig eingeteilter, völkisch möglichst einheitlicher Wahlkreise“ gefordert. Wir sehen, das Verlangen nach „nationaler Abgrenzung“ wird auch hier deutlich rege; die österreichische Bewegung hat jenseits der Leitha rasch Schule gemacht. Die südungarischen Deutschen werden gewiß ihre Bemühungen um Befestigung ihres politischen Einflusses fortsetzen; ihre Position ist schon jetzt eine wesentlich bessere als noch vor wenigen Monaten, da ihnen noch die Abhaltung von Parteiversammlungen behördlich rundweg verboten wurde. Die Versammlung in Weißkirchen fand unter polizeilicher Assistenz statt, und damit ist die Landespartei offiziell anerkannt.

* * *

Auch von den anderen Deutschen ist Erfreuliches zu hören. Die Deutschen in Zedenburg haben es durchgesetzt, daß im Municipalausschuß der Stadt von den Beamten Reserate auch in deutscher Sprache zu erstatten sind. Der Beschluß wurde in einem konkreten Falle mit 37 gegen 18 Stimmen gefaßt, und der Obergespan war klug genug, dem gesetzlich gerechtfertigten Verlangen nichts in den Weg zu legen. Bisher kannten diese Deutschen solche Bedürfnisse nicht. Ein schlimmeres Schicksal hatten die Deutschen in einer Gemeinde des Schümegher Komitats, die an den Bischof von Besprim eine Eingabe richteten, worin sie um deutschen

Gottesdienst in der katholischen Kirche haben. Sie sind, wie magyarische Blätter melden, „wegen ständiger Aufreizung gegen die ungarische Staatsidee“ (!) vom Staatsanwalt unter Anklage gestellt worden. Damit wird allerdings die Aufreizung dieser Deutschen zu gesteigertem Nationalgefühl am zuverlässigsten besorgt. Gerade so wie bei den übrigen Nichtmagyaren. Hier — unter den Rumänen und Slowaken — wird die Sache in großem Stil betrieben. Was in der letzten Zeit an Preßprozessen gegen slowakische und rumänische Blätter geleistet worden ist, spottet jeder Beschreibung. Die kossuthistische Regierung hat sich eben dies für sie unbestrittenste Gebiet ausgesucht, um ihre „nationale“ Gesinnung zu manifestieren, nachdem sie in den eigentlichen Prinzipienfragen, Oesterreich gegenüber, Schritt für Schritt zurückweichen mußte.

Wie es scheint, ist ihr dies Schicksal auch in den militärischen Fragen bechieden. Die Kossuthpartei hätte gern noch vor der Wahlreform, nach deren Zustandekommen die Aussichten auf Trennung der Armee sehr herabgemindert werden, die vielbegehrten „nationalen Konzessionen“ unter Dach gebracht, um dem künftig weniger „einheitlich nationalen“ Parlament gegenüber das selbständige ungarische Heer auszuspielen, und Graf Apponyi wußte schon zu erzählen, daß die magyarische Dienstsprache „auf dem Wege sei“, aber der Reichskriegsminister, Graf Schönau, hat darauf im Heeresauschuß der österreichischen Delegation prompt geantwortet, daß er, „für diesen Ausdruck selbstverständlich nicht einstehen könne“, und in einem andern Entschluß der Delegation erklärte derselbe Minister, daß innerhalb des Heeres kein Teil die magyarische Kommandosprache bekommen werde. Zwar setzte er hinzu, daß er keine Zukunftsmusik machen könne, weil es sich bei den sogenannten nationalen Zugeständnissen zum großen Teil um Kronrechte handle, aber es ist doch nicht anzunehmen, daß Kaiser Franz Josef jetzt die Flinte ins Korn wirft, wo die Prinzipien der am Ruder befindlichen Kossuthisten sich von Tag zu Tag mehr der Umbildung fähig erweisen!

* * *

Die Magyaren sind im Begriff, ein zweischneidiges Schwert zu schärfen, dessen Führung grade ihre Hoffnungen auf die Armee mit einem Male und für absehbare Zeiten vernichten könnte. Sie wünschen eine radikale Aenderung der parlamentarischen Hausordnung, vermöge deren jede Opposition gegen einen den Minoritätsparteien nicht genehmen Gesetzesentwurf mundtot gemacht werden kann. Zunächst ist ja die Maßregel gegen die anrückenden „Nationalitäten“ gedacht; sie soll die unbequemen Wirkungen des allgemeinen Wahlrechts paralyzieren. Aber auch in magyarischen Kreisen macht man sich darauf gefaßt, daß gelegentlich auch militärische Vorlagen mit Hilfe dieser Geschäftsordnung durchgepeitscht werden könnten, und so werden die nächsten Tage im ungarischen Abgeordnetenhaus ein ganz ergötzliches Schauspiel bieten: die magyarischen Ultrachauvinisten und diejenigen Magyaren, die noch Sinn haben für den unvergänglichen Wert

verfassungsmäßiger Rechte, werden Schulter an Schulter mit den verhaßten Kroaten und mit der vielleicht noch weniger geliebten Nationalitätenpartei die geplante Revision der Hausordnung obstruieren. Von allen drei Seiten wird der schonungsloseste Kampf gegen das Maulkorbgesetz angekündigt. Man kann dem großen Ringen auch vom Standpunkt des Deutschtums füglich mit einer gewissen Zuvorsicht entgegensehen. Denn der Versuch, die künftigen Errungenschaften des allgemeinen Wahlrechts durch die neue Hausordnung illusorisch zu machen, muß den Widerstand auch der Deutschen gegen dies doppelzüngige Regime mächtig steigern, muß der jungen Bewegung unter diesen Volksgenossen treffliche Nahrung geben; anderseits bringt die Aufwerfung der Frage Zwiespalt ins magyarische Lager, und es wäre sogar denkbar, daß bei dieser Gelegenheit unter den einsichtigeren magyarischen Politikern ein Verständnis für die berechtigten Forderungen der Nichtmagyaren aufzudämmern beginnt. Und wird die neue Hausordnung mit all ihren drakonischen Härten durchgedrückt, nun dann wird sich ja wohl auch einmal der Meister finden, der entsprechenden Gebrauch davon macht, wie ihn sich die Schöpfer dieses parlamentarischen Absolutismus heute nicht träumen lassen.

20. Februar.

Luß Korodi.

Die Balkanbahnprojekte und die politische Lage im Orient. — Russische Kriegsgerüchte und russische Finanzen. — Koloniales.

Durch die Erklärung des Freiherrn von Mehrenthal über den bevorstehenden Bau einer Bahn durch das Sandschak von Rowibasar ist die Diskussion der Balkanfragen ganz plötzlich wieder in lebhaften Fluß gekommen, und die erst mit auffallendem Eifer verbreiteten, dann wieder halb dementirten Nachrichten über türkische und russische Truppenbewegungen haben, obwohl sie von vornherein den Verdacht weniger eines militärischen als eines politischen Manövers erregten, die Erörterung noch widerspruchsvoller gestaltet. Die formelle Grundlage für das Recht des Bahnbaus im Sandschak besitzt Oesterreich-Ungarn bekanntlich durch den Berliner Kongreß von 1878. Ebenso kann als bekannt angesehen werden, weshalb es solange von seinem Recht keinen Gebrauch gemacht hat. Die Interessen Oesterreichs und Ungarns sind in der Frage einer durchgehenden Bahnverbindung zwischen den zisleithanischen Ländern und dem ägeischen Meere einander entgegengesetzt. Zur Zeit führt die einzig vorhandene Magistrallinie von Wien über Budapest und Belgrad nach Nisch. Hier gabelt sie sich auf serbischem Boden nach Saloniki (über Nestüb) und nach Konstantinopel (über Sofia, Philippopel, Adrianopel). Das Mehrenthalsche Projekt dagegen wird nach seiner Verwirklichung eine von Budapest und Ungarn unabhängige direkte Verbindung: Wien, Graz, Agram, Sarajewo, Marowitza, Nestüb, Saloniki herstellen, auf die auch der durchgehende Verkehr von Frankreich, der Schweiz und Italien her direkt (über Triest auf

Ugram) einmünden wird. Allerdings ist hierfür nicht nur die Erbauung des fehlenden Verbindungsstücks zwischen Uvac und Mitrowiza notwendig etwa so viel wie von Dresden nach Prag, aber durch ein sehr schwieriges Gelände — sondern auch die Umwandlung der bosnischen Kleinbahnspur in ein dem Groß- und Schnellverkehr gewachsenes Gleis. Wenn Ungarn diesem Gesamtprojekt jetzt zugestimmt hat, so ist das natürlich auch als ein Ergebnis des kürzlich abgeschlossenen österreich-ungarischen Ausgleichs zu betrachten, der dadurch für Oesterreich noch etwas günstiger wird, als es ursprünglich schien.

Als eine Errungenschaft des Berliner Kongresses hat Oesterreich nicht nur das Recht auf den Eisenbahnbau im Sandschat von Nowibasar erhalten, sondern auch Montenegro die Verpflichtung auferlegen können, seine zukünftigen Bahnen nur im Einverständnis mit Wien herzustellen. Die österreichische Politik besitzt also ein Vetorecht gegen jeden ihr unbequemen Bahnbau in Montenegro. Es mußte daher sehr auffallen, daß kürzlich unter italienischen Auspizien ein von der Küste des adriatischen Meeres nach Montenegro hinein gerichteter Bahnbau beginnen konnte, ohne daß ein österreichischer Protest erfolgte. Die italienische Bahn geht von dem kleinen Hafen von Antivari aus (die Stadt Antivari liegt eine Stunde landeinwärts) und hat zum vorläufigen Zielpunkt Virbasar am Nordende des Skutarisees, gleichfalls auf montenegrinischem Gebiet. Von dort soll sie zunächst nach Cetinje geführt werden, aber ihre eigentliche Bestimmung ist natürlich die zukünftige Anschließung von Albanien. Man weiß, daß Albanien für die italienische Politik den Ersatz für Tunesien bilden soll, das durch die Unfähigkeit und Kluglosigkeit der italienischen Staatsmänner zur Zeit des Berliner Kongresses dem Königreich verloren ging, und für Abyssinien, das festzuhalten die Finanzkraft und das militärische Ehrgefühl der Nation nicht ausreichten. Für Oesterreich ist es natürlich eine absolute Unmöglichkeit, die italienische Herrschaft auf beiden Seiten des adriatischen Meeres zu dulden. Im Besitz der albanischen Küste könnte Italien jederzeit den Adria-schlauch zuschnüren und den österreichisch-ungarischen Seehandel von Triest und Fiume „wie in einem Sack“ ersticken. Eine vorzügliche Darstellung dieses Sachverhalts und der gesamten österreich-italienischen Beziehungen unter dem Gesichtspunkt der Präensionen Italiens auf Albanien, West-Mazedonien samt der Herrschaft in der Adria wie des sogenannten Irredentismus hat kürzlich Baron v. Chlumedy gegeben.*) Der Verfasser deckt rückhaltlos die ganze Schärfe der bestehenden Gegensätze zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Königreich auf und resumiert den österreichischen Standpunkt dahin, daß es ein Nachgeben gegenüber Italien im Sinne der Auslieferung Albaniens und der Adria nicht geben kann. Er tadelt auch sehr entschieden, daß man in Wien von dem be-

*) Leopold Freiherr von Chlumedy, Oesterreich-Ungarn und Italien. Das westbalkanische Problem und Italiens Kampf um die Vorherrschaft in der Adria. Leipzig und Wien. 1907.

stehenden Vetorecht gegen den italienischen Bahnbau von Antivari aus seinen Gebrauch gemacht hat. Vielleicht aber handelt es sich hier um Zug gegen Zug. Es ist wenigstens auffallend, daß zwar die russische und französische Presse wegen der Sandjakhbahn Lärm schlagen, die italienische aber, die das ganze Projekt mit Rücksicht auf Albanien viel näher angeht, bis vor kurzem viel ruhiger war.

Von Rußland aus ist nun die Parole ausgegeben, daß der neuen österreichischen Verbindung zum ägeischen Meer eine Donau-Adriabahn, die quer zu jener verlaufen würde, entgegenzusetzen sei. Das könnte entweder durch eine Verbindung des rumänischen oder des bulgarischen Bahnnetzes mit Uesküb geschehen, auf das die natürlichen Verbindungslinien von Osten und Nordosten her hinführen; doch würde zu einer Bahn Sofia—Uesküb das Einverständnis der Türkei gehören, während sich, wenn das bestehende Stück von Nisch nach Uesküb benutzt wird, Rumänien und Serbien bis dorthin allein verständigen können. Von Uesküb zum adriatischen Meere ist die Genehmigung des Sultans nicht zu umgehen, sei es, daß man den Anschluß an die Italiener durch Montenegro suchen, sei es, daß man Valona, Durazzo, San Giovanni di Medua erreichen will; der Hafen von Dulcigno ist für die Einmündung einer Bahn ganz unbrauchbar. Oesterreich-Ungarn kann sich alles, was östlich der neuen zukünftigen Centrale nach Saloniki gebaut werden soll, gerne gefallen lassen; eine Bahn durch Albanien, die an einem Punkt der adriatischen Küste münden sollte, der unter italienischer Kontrolle steht (das wäre in Montenegro der Fall) oder leicht unter solche genommen werden könnte, müßte es auf das Schärfste bekämpfen, weil sie für die italienische Politik den bequemsten Weg zur weiteren Verfolgung des Ziels eröffnen würde, Albanien zur offiziellen Interessensphäre Italiens zu machen — wie denn die seit der montenegrinischen Heirat mit ausgesprochenem Eifer betriebene Balkanpolitik Italiens, im Verein mit dem geradezu leidenschaftlich propagierten Dogma vom „mare nostro“ (scil. die Adria), dem Irredentismus, den Festungsbauten und Manövern an der österreichischen Grenze und den maritimen Küstungsplänen, dem Bundesverhältnis zu Oesterreich nur eine sehr kritische Prognose zu stellen erlaubt. Italiens Ziele auf der Balkanhalbinsel gefährden nicht nur sein Verhältnis zu Oesterreich, sondern sie haben auch das Motiv, erst für die bekannten Extratouren mit Frankreich und dem Zweibund, dann für den Anschluß an die englisch-französische Entente im Mittelmeer abgegeben, der in dem Verhalten der italienischen Politik auf der Konferenz von Algeciras so auffallend hervortrat und durch den englischen Flottenbesuch in den italienischen Gewässern im vergangenen Jahre seine offizielle Bekräftigung fand. Schon im Jahre 1896 definierte der italienische Ministerpräsident Rudini das Verhältnis Italiens zum Zweibund und zum Dreibund folgendermaßen: „Ich beabsichtige . . . den Dreibund ungeschmälert zu erhalten, mit fester Hand an der von ihm gewollten durch die noch gültigen Verträge festgelegten Politik zu halten. Aber ich

will sie in dem Sinn auslegen und die Politik in der Weise leiten, daß durch sie die guten Beziehungen zu Rußland und zu Frankreich nicht gestört werden, Beziehungen, die ich immer freundschaftlicher gestalten will, aufrichtig und, ich möchte sagen, herzlich freundschaftlich.“ Bald darnach während der Wirren in Kreta stand Italien bekanntlich nicht auf Seiten Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, von denen die Rechte der Türkei anerkannt wurden, sondern es schloß sich der auf die Vereinigung Kretas mit Griechenland abzielenden französischen und englischen Politik an. Chlumetzky in der bereits erwähnten Schrift weist nach, wie eine Reihe von Persönlichkeiten, die vordem durch ihre Opposition gegen den Dreibund und noch mehr durch ihre Agitation für die italo-albanische Politik sich hervorgetan hatten, nach einander an einflußreiche Stellen im Ministerium des Auswärtigen gelangten. Sehr auffallend waren auch die Aeußerungen Delcassés gegenüber einem italienischen Journalisten in Paris zu Anfang Januar 1902. Dieses Interview wurde im „Giornale d'Italia“ folgendermaßen wiedergegeben: Das englisch-französische Abkommen betreffend das Hinterland von Tunis und Tripolis habe den Anstoß zu dem italienisch-französischen Abkommen wegen Tripolitanien gegeben. Die Herstellung des Gleichgewichts der italienischen und französischen Interessen an der ganzen Küste bis Marokko sei leicht gewesen, da die italienischen Interessen hauptsächlich im Osten, die französischen aber im Westen lägen. . . . Der heiße Wunsch Frankreichs sei jetzt die Aufrechterhaltung des status quo. Auch bezüglich des Balkans habe der Minister erklärt, sollten sich Italien und Frankreich einigen. Keine andere Macht würde besser als Frankreichs Verbündeter Rußland die Bestrebungen Italiens auf dem Balkan, speziell in dem Gebiet zwischen Mazedonien, Serbien und dem adriatischen Meer, verstehen und begünstigen können.*) Delcassé dementierte diese Mitteilungen in der „Agence Hava“, aber das „Giornale d'Italia“ hielt sie aufrecht, und sie entsprachen so sehr dem ganzen Geiste der Delcassistischen Politik, daß man sie dem Sinne nach wohl für zuverlässig wird ansehen müssen.

Montenegro bildet das politisch-dynastische Bindeglied zwischen Italien und Rußland. Rußland kann nichts dagegen, wohl aber sehr viel dafür übrig haben, wenn der alte Fürst Nikita Petrowitsch, den Kaiser Alexander III. seinerzeit den „einzigsten wahren Freund“ nannte, oder sein Nachfolger auf dem montenegrinischen Fürstentum, d. h. ein Schwager des Königs von Italien, eines Tages Fürst von Montenegro und Albanien unter italienisch-russischem Protektorat wird. Montenegro-Albanien als italienischer und Bulgarien als russischer Schutzstaat würden im Verein natürlich auch auf die Verhältnisse in Serbien jederzeit eine revolutionierende Wirkung ausüben können. Oesterreich-Ungarns Zukunft auf der Balkanhalbinsel wäre damit schlechthin tödlich getroffen. Nicht nur die Adria würde ein geschlossenes italienisches Meer werden, sondern auch die Verbindung mit Saloniki wäre im höchsten Grade gefährdet.

*) Schultheß-Roloff, Geschichtskalender, 1905. Seite 236 f.

Man wird sich erinnern, daß das nahe zeitliche Zusammentreffen zwischen der Inspektionsreise eines russischen Großfürsten nach Bulgarien und dem Besuch des Generals French in St. Petersburg nach dem englisch-russischen Abkommen über Persien als auffällig bemerkt wurde. General French ist von Petersburg aus gleichfalls auf eine Inspektionsreise nach den großen südrussischen und kaukasischen Garnisonen und von dort nach Persien gegangen, und in der englischen Presse wurde Rußland, als die Schwierigkeiten zwischen dem Schah und seinem Parlament akut zu werden schienen, offen genug aufgefordert, von dem Recht des Einmarsches in Nordpersien, das ihm der Vertrag mit England gewähre, sobald es ihm notwendig schiene, Gebrauch zu machen. Die Idee, daß das Eindringen der türkischen Truppen in Nordwestpersien, das zur Besetzung der bedeutenden persisch-kurdischen Stadt Saudsch-Bulak und des ganzen benachbarten Grenzgebiets geführt hat, damit in irgendwelchem Zusammenhang stehen könnte, liegt ja, äußerlich betrachtet, gleichfalls nahe. Weiter wird auf die zweifellos stattgehabten türkischen Truppenbewegungen und Verstärkungen in den Vilajets von Wan und Erzerum hingewiesen, und in der letzten Zeit ist ganz plötzlich von russischer Seite der Verdacht proklamiert worden, daß die Türkei aggressive kriegerische Absichten auch gegen die russische Kaukasusgrenze habe. Die russische Regierung hat sogar das erheiternde Schauspiel aufgeführt, sich von der Kommission der Reichsduma für die Landesverteidigung die Entsendung von 60000 Mann Truppen nach dem Kaukasus bewilligen zu lassen, und die darnach verfügte Dementierung der militärischen Maßnahmen konnte unmöglich überzeugend wirken.

Daß in Rußland, namentlich in gewissen Hofkreisen, bei der sogenannten Generaladjutantur und bei einem Teil der extremen Rechten, die Idee besteht, noch einmal, wie 1877 ja mit einem gewissen Erfolge geschah, den Ausweg aus den inneren Schwierigkeiten durch eine auswärtige politische Aktion zu suchen, ist richtig. Neue beiden großen Mängel des türkischen Verteidigungssystems gegenüber der russischen Front, auf die ich bereits vor sechs Jahren in den Jahrbüchern hingewiesen habe, und die auch sonst bekannt sind: die absolute Mangelhaftigkeit der Bosphorusbefestigungen und der Festungswerke von Erzerum, bestehen auch jetzt noch. Angenommen, daß Rußland auf dem Schwarzen Meer über eine Flotte verfügte, die es nach dem Ausmarsch aus den Kriegshäfen von Sewastopol und Nikolajew gelingt, nach dem Bosphorus zu dirigieren, statt daß sie Odessa und Vatum bombardiert, so würden die Schiffe für die Forcierung der Meerenge kein ernsthaftes Hindernis finden. Auch Erzerum könnte sich gegen moderne Belagerungsartillerie nicht lange halten. Das kaukasische Straßen- und Eisenbahnnetz ist von früher her in bewußter und strategisch wohl durchdachter Weise auf den Einmarsch nach Armenien und Anatolien hin ausgebaut. Die Frage ist nur, was dann militärisch weiter geschieht. Auf die Flotte kann überhaupt nicht gerechnet werden. Die Verschlußteile der Schiffskanonen sowie gewisse Teile der Schiffsmaschinen und des Dampf-

Steuerapparates, ohne die die Schwarzmeerpanzer weder fahren noch schießen können, sind von der Flotte heruntergenommen und liegen, wie auch bei der baltischen Flotte in Kronstadt, an Land unter Bewachung für zuverlässig geltender Truppen. Die Regierung wird es nicht wagen können, die Schiffe auszurüsten und in See zu schicken, zumal die Panzerflotte natürlich auch die Aufgabe übernehmen müßte, einen großen Transport von Landungstruppen zu decken. Allein ein paar meuterische Torpedoboote könnten da eine unsagbare Verwirrung und ungeheures Unheil anrichten. Den Durchmarsch zu Lande nach Konstantinopel werden Rumänien und Oesterreich-Ungarn kaum gestatten, und dem Ausgang eines Landfeldzugs in Anatolien, wo es sich nach der Einnahme von Erzerum noch um den Vormarsch auf der beinahe 800 Kilometer langen Strecke nach Angora bis zum Beginn der anatolischen Bahn handelt, vermag nach den Erfahrungen des russisch-türkischen Krieges von 1877/78 und denen des Feldzugs in der Mandchurei niemand mit besonderer Zuversicht entgegenzusehen. Nach dieser Richtung hin jetzt schon in eine nähere Erörterung der strategischen Möglichkeiten einzutreten, ist es übrigens auf jeden Fall viel zu früh. Viel näher, als der ernsthafte Gedanke an einen Türkenkrieg würde es vom russischen Standpunkt aus liegen, die so plötzlich aufgetommenen Kriegsgerüchte dazu zu benutzen, um den voraussichtlich doch nicht mehr lange aufschiebbaren Beginn des Staatsbankrotts durch einen plausibeln Vorwand politischer Notwendigkeit zu begründen. Ob eine solche finanzpolitische Aktion jetzt schon unmittelbar bevorsteht, wird davon abhängen, ob und welche Ausichten auf weitere Anleihen bestehen. Nach dieser Richtung hin herrscht noch Dunkel. Herr von Mendelssohn ist im Februar in St. Petersburg gewesen — ob zu dem Zweck einer Rücksprache über die Form des Arrangements für den Fall, daß die Barzahlungen sistiert oder eingeschränkt werden müssen, oder um neue Anleihemöglichkeiten auszumitteln, steht dahin. Was aus den 800 Millionen Francs Schatzscheinen wird, die im Jahre 1909 in Paris fällig werden, weiß noch niemand. Das russische Finanzministerium sprengte im Januar das Gerücht aus, diese Anleihe solle aus einer kurzfristigen in eine langfristige verwandelt werden. Von anderer Seite hieß es, die fünfprozentigen Schatzscheine sollen in viereinhalbprozentige russische Rente konvertiert werden, was aber ohne Zustimmung der Gläubiger gleichfalls nicht möglich ist. Vorläufig scheint es, als ob noch keine haltbaren Ausichten auf ein neues Milliardenanleihen oder auf eine günstige Konvertierung der kurzfristigen Schuld bestehen. Diese letztere allein würde der russischen Regierung auch nicht viel helfen, weil sie damit noch kein bares Geld in die Hände bekäme, dessen sie doch so dringend bedarf. In der im Sinne der russischen Interessen schreibenden Finanzpresse fallen jetzt eigentümliche Wendungen auf. So liest man z. B. folgende Darlegung: „Seit Jahren leidet der internationale Geldmarkt an einer chronischen Krankheit, die man am besten als „das russische Mydrücken“ bezeichnet. Beinahe jedes Jahr kommt Rußland mit einer neuen Anleihe

heraus, und das Bewußtsein, eine Milliarde nach der andern schlucken zu müssen, lastet natürlich schwer auf den Märkten. Schlucken müssen sie aber jede neue Anleihe, denn eine runde Weigerung würde die Sicherung der alten Anleihen gefährden. Nicht etwa aus Gründen einer finanziellen Impotenz Rußlands. Den Zinsendienst kann Rußland jederzeit aus den Staatseinkünften decken, wenn es den Bahnbau, der heute fast vollkommen aus Staatsgeldern bestritten wird, der privaten Initiative überläßt. Am Königen würde es also nicht liegen, wenn eines Tages der viel berufene Bankrott eintreten sollte, sondern an der Staatsraison, die noch in keinem stark verschuldeten Lande gezögert hat, die Schonung der nationalen Steuerkraft gelegentlich über die Pflichten gegen das Ausland zu stellen. Unter Umständen kann ja eine Zahlungseinstellung ein eminent politischer Akt und eine große Klugheit sein“.*) Auch sonst hört man jetzt die Melodie anklingen, finanziell könne Rußland alles leisten, was verlangt wird, aber wozu es sich aus politischen Gründen möglicherweise entschließen würde, das stehe allerdings auf einem anderen Blatt. Auch mein Nachwort im Januarheft der Preussischen Jahrbücher zu dem Artikel von Dr. Pollu ist mehrfach wegen seiner angeblichen Schwarzjeherei angegriffen worden, so z. B. von Wittschewsky im „Tag“. Ich will auf das meiste davon nicht näher eingehen, weil es an sich belanglos ist, so z. B.: der Versuch von Wittschewsky, das Buch von Tserow, das auf der ausgiebigen Benutzung der Akten der Reichskontrolle fußt, als die „Tendenzbrochure eines ultraliberalen russischen Professors“ zu zitieren. Wittschewsky beruft sich aber mir gegenüber weiter darauf, ich hätte zum mindesten die Verpflichtung, in das amtliche Material selbst Einsicht zu nehmen. Die Budgetberichte des Finanzministers, die Ausweise der Reichsbank und die Rechenschaftsberichte des Reichskontrolle seien keine Geheimschriften. Ich glaube, die russischen Publikationen auch ohne Herrn Wittschewskys Aufforderung genügend zu kennen, möchte ihm aber außerdem noch einen Passus aus der Schrift des Gießener Professors der Staatswissenschaften, Biermer, über das russische „amtliche Material“ zitieren.**) Biermer schreibt — in richtiger Einschätzung der Kompetenzen der Duma gegenüber dem Budget: „Das russische Reich ist kein Verfassungsstaat, es fehlt also die parlamentarische Aufsicht ganz. Ob es ein Rechtsstaat ist, darf füglich bezweifelt werden. Immerhin haben sich die Finanzminister der letzten Jahrzehnte, namentlich v. Bunge (1882—1887), Wjtschnegradsky (1887—1892), Witte (1892—1903) und Kofowzew (1903—1905) bemüht, budgetrechtliche Grundsätze nach dem Muster konstitutioneller Staaten zur Anwendung zu bringen. Rein äußerlich betrachtet, unterscheidet sich das russische Budget von dem westeuropäischen Staaten nicht sehr erheblich. Die in Verfassungsstaaten übliche

*) Die Bank. Monatshefte für Finanz- und Bankwesen. Zweites Heft. Februar 1908, Berlin. Seite 191.

***) Biermer, Der Streit um die russischen Finanzen der Gegenwart und die neue Milliardenanleihe. Gießen, 1906. 2. Auflage. Seite 24 ff.

Finanzrede des Ministers, womit er den Voranschlag vor der Öffentlichkeit begründet, fehlt auch in Petersburg nicht, nur ist dieses Exposé ein „alleruntertänigster Bericht“ an den Zaren, und daneben her gehen Beratungen im Reichsrat, die aber in der Regel geheim gehalten werden, wenn nicht das Sitzungsprotokoll, wie es bei der denkwürdigen Plenarsitzung vom 20. Dezember 1902, die die Overture zu Wittes' Abgang bildete, geschah, durch Diebstahl oder Indiskretion auf den Redaktionstisch eines sozialdemokratischen Verlegers flog. Hier zeigten sich ganz eigentümliche Widersprüche zwischen dem Immediatbericht an den Kaiser und demjenigen, was der Finanzminister im obersten Beratungskolleg, dem Reichsrat, etwa unserem Staatsrat vergleichbar, zu sagen sich verpflichtet fühlte. Die Abschlußzahlen der russischen Reichskontrolle (Oberrechnungskammer) und Reichsrente (Reichshauptkasse) werden dagegen veröffentlicht, ja man legt Wert darauf, daß diese Abrechnungen auch im Auslande weite Verbreitung finden. Sieht man sich diese Budgetrechnung etwas näher an, so fällt — und das ist eine Spezialität des Witteschen Finanzsystems — der häufige, ja man kann sagen, fortgesetzte Wechsel in der Berechnung auf. Immer wieder werden neue Methoden erfunden, und schließlich kann man die Tabellen mehrerer Jahre garnicht mehr mit einander vergleichen. Selbst in den Voranschlägen werden die Abschlußzahlen der Vorjahre verschieden angegeben. So stimmen z. B. in einem Fall von den 25 Positionen des Kriegsministeriums 13 mit denen im Vorjahre nicht überein. Eine geradezu unglaubliche Willkür in der Berechnungsart beherrscht den Eisenbahnetat, nach der Eisenbahnverstaatlichung der wichtigste. Der Buchwert der Staatsbahnen wird durch Addition sämtlicher Ausgaben, auch derjenigen, die alljährlich wiederkehren, also laufende Betriebsausgaben sind, auf ganz mechanischem Wege rechnerisch gewonnen. Nicht einmal der Reingewinn des Staatsbahnbetriebs erscheint als eine feste Größe. Für das Jahr 1896 gibt es drei verschiedene Zahlen, die zwischen 24,8 und 11,3 Millionen Rubel, d. h. zwischen 53,6 und 24,4 Millionen Mark, schwanken. Obgleich doch nach Abschluß eines Rechnungsjahres die Reichskontrolle wissen müßte, was für die einzelnen Etatsposten verausgabt und vereinnahmt worden ist, findet man in jeder neuen Budgetabrechnung andere Summen für die Vorjahre. Als Entschuldigung gibt man an, daß man die Berechnungsart habe ändern müssen, jedenfalls ein sehr probates Mittel, um das russische Budget zu einem Buch mit sieben Siegeln zu machen. Russische Finanzpolitiker haben sich wiederholt bemüht, den Schleier zu heben. Sie haben „revidierte“ Rechnungen aufgestellt, und seither ist es üblich geworden, mit „gereinigten“ und „ungereinigten“ russischen Staatsbilanzen zu arbeiten. Ganz reinlich sind wahrscheinlich beide nicht.“

Das Verhältnis zwischen den russischen amtlichen Finanzschriften und der Wirklichkeit läßt sich aber auch noch unter anderem durch ein sehr interessantes Beispiel illustrieren. Bekanntlich wird von den zugunsten Rußlands tätigen Federn die Bedeutung des Eisenbahndefizits für die

russische Finanzwirtschaft immer noch bestritten. So z. B. auch Polly im Januarheft der Preußischen Jahrbücher, Seite 110 f. Man sollte das an besser orientierten Stellen nicht mehr tun, seitdem das von Biermer erwähnte, auch von mir seinerzeit in den Preußischen Jahrbüchern auszugsweise bekannt gemachte Protokoll der Reichsratsitzung vom 30. Dezember a. St. 1902 durch die „Dswoboischdenije“ veröffentlicht wurde. Dort gab der Finanzminister Witte im Gegensatz zu seinen jahrelangen für die Öffentlichkeit berechneten Täuschungsversuchen die Tatsache des sehr großen Eisenbahndefizits zu. Für 1900 gab er es auf 2,6 Millionen Rubel an, für 1901 auf 32,9 Mill. Rubel, für 1902 auf 45 Mill. Rubel, für 1903 erwartete er 51 Mill. Rubel, für 1904 über 60 Mill. Rubel, für 1905 über 84 Mill. Rubel. In Wirklichkeit sind auch diese Angaben Wittes im Reichsrat noch nicht vollkommen aufrichtig gewesen, namentlich nicht seine Behauptung, vor 1900 habe es kein Eisenbahndefizit gegeben. Zu Anfang 1906 erwog man im russischen Finanzministerium ernsthaft den Gedanken, den Bankrott durch Siftierung der Barzahlungen einzuleiten. Tserow bestätigt das, wie ich im Januarheft dieses Jahres erwähnt habe, ausdrücklich, aber auch manche Veröffentlichungen des Finanzministeriums schienen bereits darauf vorbereiten zu sollen. Die Pariser Milliardenanleihe ließ dann die akute Sorge noch einmal zurücktreten. Aus jener Zeit aber, wo die Einstellung der Barzahlungen bevorstand, stammt der Budgetbericht des Finanzministers für 1906 an den Zaren. In diesem Schriftstück*) stand die endliche authentische und offizielle Auskunft über den wahren Umfang des Eisenbahndefizits: Auch Martin in seinem immer noch sehr empfehlenswerten Buch**) hat diesen Budgetbericht benutzt. Darnach besteht die Unterbilanz beim Betrieb des russischen Staatsbahnsystems schon seit 1887, mit alleiniger Ausnahme des Jahres 1896. Es hat 1900 61,6 Millionen Rubel ausgemacht, 1902 sogar 114, 1904 beinahe 93 Millionen Rubel — also sehr viel mehr, als der Finanzminister Witte in der Reichsratsitzung „vertraulich“ zugab. Von 1887—1904 hat es zusammen 758 Millionen Rubel und im Durchschnitt der Jahre von 1900—1904 ca. 75 Millionen Rubel jährlich betragen. Heute ist es demnach seit 1887 bereits mindestens bei einer Gesamtsumme von einer Milliarde Rubeln angekommen. Daß ein Staat, dessen wirtschaftliche und finanzielle Zustände ohnehin so erschüttert sind, wie es bei Rußland der Fall ist, nicht auf die Dauer eine jährliche Unterbilanz von 175 bis 200 Millionen Mark allein bei seinem Eisenbahnwesen ertragen kann, liegt auf der Hand. Schon in jener Reichsratsitzung vom 30. Dezember 1902 wurde die Notwendigkeit eingesehen, daß schleunige und energische Maßnahmen zur Beseitigung des Eisenbahndefizits getroffen werden müßten, um das Gleichgewicht des Budgets nicht zu gefährden. Gleichzeitig wurde

*) Rapport du Ministre des Finances à S. M. l'Empereur pour l'exercice. 1906. p. 76.

**) Die Zukunft Rußlands, Leipzig 1906, Seite 94 f.

beschlossen, den Kaiser um den Befehl zu bitten: „Es als unabänderliche Richtschnur für die Minister und Ressortchefs zu erklären, daß sie mit Rücksicht auf die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts zwischen den ordentlichen Staatsausgaben und Einnahmen die allerenergischsten Anstrengungen machen sollten, um das Wachstum der Ausgaben in den ihnen anvertrauten Ressorts aufzuhalten.“ Der ganze Tenor des Protokolls beweist, daß man im Schoße der russischen Regierung schon ein Jahr vor dem Ausbruch des japanischen Krieges anfang, die Finanzlage als besorgniserregend einzusehen, und daß die enormen vom Minister Witte zugestandenen, aber immer noch nicht an die Wirklichkeit heranreichenden jährlichen Defizits der Staatseisenbahnen die hauptsächlichste Unterlage für diese Besorgnis bildeten.

Die Behauptung, daß die Einsichtnahme in das russische amtliche Material geeignet sei, zu einem weniger kritischen und weniger pessimistischen Urteil über die finanziellen Verhältnisse Rußlands zu führen, als ich es mir bisher habe aneignen können, wird also durch eben dieses amtliche Material, zu dem die Reichsratsprotokolle und die offiziellen Budgetberichte des Finanzministers doch wohl gehören, nicht gerade bekräftigt. Im Gegenteil. In Rußland wechseln auch auf anderem Gebiet, als dem der Finanzen, in der Statistik manchmal ganz merkwürdig vorübergehende Perioden der Aufrichtigkeit mit dem für gewöhnlich geübten System der Verschleierung aller unbequemen Daten. Ich erinnere an das bekannte Beispiel von der Sektenstatistik. Der Oberprokureur Pobjedonoszew pflegte in seinem jährlich an den Kaiser erstatteten Bericht die Zahl der Sektierer stets bis auf Hunderte, Zehner und Einer genau mit etwas weniger als einer Million für das ganze Reich anzugeben. Schon in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts war aber einmal eine wirklich ehrliche Enquete über den Umfang des Sektierertums veranstaltet worden, die damals etwa zehn Millionen Sektierer ergab, und diese Zahl war während der liberalen Aera nach dem Regierungsantritt Alexanders II. einmal auch publiziert worden. Später fand man es aber doch wieder bedenklich, und während in Wirklichkeit die Zahl der Sektierer durch die neuauftommende Bewegung der Stundisten und verwandter Richtungen um Millionen wuchs, verschwand die alte Ziffer aus den offiziellen Berichten, und gleich dem unsterblichen einen Kosaken, der früher als ständiger offizieller Gefallener der Verlustliste während der Kämpfe mit den kaukasischen Bergvölkern unter Kaiser Nikolaus I. figurierte, wurden mit unerschütterlicher Ruhe wiederum Jahr für Jahr die 930 000 und einige Sektierer des Oberprokureurs der heiligen Synode der Öffentlichkeit präsentiert. Ähnlich ist es wohl auch mit dem Zugeständnis des Milliardendefizits der Eisenbahnwirtschaft im Jahr 1906 gewesen, als man vorübergehend die Lage bereits für so schwierig hielt, daß man glaubte, die Öffentlichkeit allmählich auf den Staatsbankrott vorbereiten zu müssen. Wenn jetzt nicht noch in letzter Stunde eine neue Anleihe, sei es auch zu den

schlimmsten Bedingungen, glückt, so wird man bald wieder ähnliche Stimmen von russischer Seite hören, und sie könnten dann schwer ein besseres Motto finden, als das von den „allgemeinen“ politischen Notwendigkeiten, von dem Zwang der Rücksichtnahme auf die „auswärtige Lage“, auf die Möglichkeit, daß Rußland angegriffen werden könnte, wofür der Goldbestand unter allen Umständen zu reservieren sei, usw.

Abgesehen von dieser Gedankenreihe, scheint es aber, daß in der auswärtigen Politik im Augenblick überhaupt Wichtiges vorgeht oder in Vorbereitung begriffen ist. Es ist höchst auffallend, daß gerade jetzt ein russischer Flottenbesuch im Tyrhenischen Meer stattfindet, bei dem die Offiziere des russischen Geschwaders zu einem Galabesuch beim italienischen Hofe nach Rom kommen und die russische Botschaft in Rom ein großes russisch-italienisches Fest veranstaltet. Nachdem die italienische Presse zunächst eine offenbar nicht uninspirierte Zurückhaltung gegenüber den österreichischen Eisenbahnprojekten auf der Balkanhalbinsel geübt hat, erhebt jetzt der Abgeordnete Cirmeni in dem Turiner Blatt „Stampa“ die Forderung, man solle sich nicht durch die Liebeshwürdigkeiten des österreichischen Ministers des Auswärtigen darüber täuschen lassen, daß Italiens Interessen gefährdet seien. Es stehe seit zehn Jahren fest, daß Oesterreichs und Italiens Interessen am Balkan unvereinbar seien, und im Augenblick sei Italiens Platz entschiedener als je an der Seite Englands, Frankreichs und Rußlands. Gerade jetzt, wo der russische Flottenbesuch stattfinde, müsse die Wiederannäherung Rußlands an Italien (durch das Unterbleiben des Zarenbesuchs in Rom infolge der Taktlosigkeiten der italienischen Sozialisten und der unbefriedigenden Haltung des damaligen Ministeriums war zeitweilig eine starke Erkältung eingetreten) auf jeden Fall gefördert werden. Zu der Proklamation dieses Systems: England, Frankreich, Italien, Rußland, paßt auch die mehr als kühle Stellungnahme Englands zu den österreichischen Plänen. Man erklärt von dort aus fälschlich, daß die österreich-ungarische Eisenbahnpolitik formell zwar durch den Berliner Vertrag gedeckt, im gegenwärtigen Augenblick aber geeignet sei, die gemeinsame Aktion der Mächte wegen der Justizreformen in Mazedonien zu durchkreuzen. In der mazedonischen Frage drängen die Westmächte unter Führung Englands immer schroffer vorwärts, und die Tatsache, daß Rußland sich ihnen jetzt anzuschließen scheint, wird nicht anders als in Verbindung mit dem englisch-russischen Abkommen über Perien und den mittleren Eten beurteilt werden können. Daß der russisch-englische Vertrag nicht ohne Rückwirkung auf die türkischen Verhältnisse bleiben kann und wahrscheinlich nach dieser Richtung hin gleich anfangs besondere vertrauliche Vereinbarungen enthielt, geht schon aus dem Zusammenhang zwischen der englischen Politik in Indien, Südpersien, Arabien und Aegypten hervor, die zur Heritellung eines großen geschlossenen südasiatisch-ostafrikanischen Machtgebiets rings um den Indischen Ozean auf die Einbeziehung der Region von Bagdad in diese Interessensphäre be-

dacht sein muß. Mit Recht sieht die Pforte in der Nachgiebigkeit gegenüber den Ansprüchen der vier Ententemächte in der mazedonischen Frage nur den ersten Schritt zur faktischen Autonomie Mazedoniens, und ganz besonders widerwärtig ist dabei dem Sultan noch die Tatsache, daß das Programm der Mächte den Forderungen des Morans über den Gerichtsstand der Gläubigen widerspricht. Damit aber wäre die orientalische Frage an ihrer zur Zeit empfindlichsten Stelle angechnitten. Noch ist die formelle Einheit der Großmächte in dem Notenumwechsel mit der Pforte über Mazedonien gewahrt, aber die Gruppierung: England, Frankreich, Rußland, Italien auf der einen, Deutschland und Oesterreich = Ungarn auf der anderen Seite, ist doch deutlich erkennbar. Daß von seiten der Westmächte hierbei auf eine Lösung des mazedonischen Problems hingearbeitet wird, die den Interessen Oesterreich = Ungarns entgegengesetzt wäre, ergibt sich aus der Natur dieser ganzen Konstellation und ihrer Entstehung, die mit der des englischen Einkreisungssystems gegenüber Deutschland identisch ist, von selbst. In diesem Spiel gilt Rußland soviel, wie man ihm auf der Gegenseite noch an materieller Aktionsfähigkeit zutraut. Die Einsicht in seine wahre politische und finanzielle Lage wird geeignet sein, uns von der Beeinflussung unserer Anschauungen durch Besorgnisse vor dem russischen Machtfaktor soweit wie nötig frei zu halten.

Staatssekretär Dernburg hat seine ostafrikanischen Reiseindrücke in der Budgetkommission des Reichstags wiedergegeben und der Abgeordnete Dr. Semler hat einen vortrefflichen Vorschlag für Südwestafrika gemacht. Das Exposé des Herrn Staatssekretärs, das als Anlage zum Protokoll der 55. Sitzung der Kommission für den Reichshaushalts-Etat vom 18. Februar 08 gedruckt ist, ist ein Dokument von hoher Bedeutung für unsere Kolonialpolitik. Es gibt einleitend eine finanziell sehr erfreuliche Uebersicht über die Handelsbewegung, die eigenen Einnahmen und Ausgaben von Togo, Kamerun und Ostafrika und geht dann zu einer ausführlichen Darlegung des Autors über die in Ostafrika zu befolgenden wirtschaftlichen und politischen Methoden über. Herr Dernburg bezeichnet seine Politik selbst als negerfreundlich im Sinne von negererhaltend, insofern als die Eingeborenen in unseren Kolonien einstweilen das größte Aktivum seien, über das wir dort verfügen. Vieles ist darin richtig, vieles schließlich unwidersprechlich, alles ist in geistreicher und geschickter Weise gesagt. Herr Dernburg beansprucht auf Grund der von ihm persönlich in Ostafrika gewonnenen Anschauungen ein umfassendes Urteil über die Verhältnisse, ein besseres als das vieler sogenannter „alter Afrikaner“. Wenn man weiß, was für Leute sich nicht selten zu den „alten Afrikanern“ rechnen, so wird man dem beipslichten können — mit dem Vorbehalt, daß es aber auch jetzt noch immer einige ältere Afrikaner gibt, als der Herr Staatssekretär ist. Solche werden sich z. B. über eine Kleinigkeit wundern, die Herrn Dernburg in Mißbehagen versetzt hat: die Nilpferdpeitsche

von Daresjalam. Wer in Deutschland von der Nilpferdpeitsche liest, ist geneigt, sich darunter ein furchtbares Instrument von mehreren Metern Länge vorzustellen. Ich vermute, daß der ostafrikanische Riboko nichts anderes ist, als unser südwestafrikanischer Sjambok, d. h. eine aus Flußpferdhaut geschnittene Reitgerte von der üblichen Länge und Stärke. In Windhut und allen übrigen Plätzen Südwestafrikas, in Transvaal, in Transoranie, in der Kapkolonie trägt man den Sjambok vielfach wie bei uns einen Spazierstock; es ist eine Art südafrikanischer Dandhartikel, der nur beim Reiten zur wirklichen Anwendung kommt. Man verschleucht auch einmal einen Kaffernkötter damit oder klopft auf den Busch, um ihn auf Gewürm zu untersuchen. Daß ein Eingeborener damit gehauen wurde, habe ich, außer wo es sich um den amtlichen Vollzug einer zuditierten Strafe handelte, bei Zivilpersonen nicht gesehen. Wenn die Praxis in Ostafrika eine ähnliche ist, dann scheint mir der dortige Riboko in der Tat nicht im geringsten ein Argument für die besondere Neigung der dortigen Weißen zur Mißhandlung von Eingeborenen zu sein. Indes dies ist ja nur eine nebensächliche Kleinigkeit. Von großer Bedeutung dagegen ist es, daß in der Erklärung des Herrn Staatssekretärs jede grundsätzliche Aussprache über das moralische Recht der weißen Rasse auf die Inanspruchnahme einer erhöhten Arbeitsleistung der schwarzen Rasse, und zwar gegebenenfalls auch eine zwangsweise Inanspruchnahme, fehlt. Das ist etwas auffallend, denn von der grundsätzlichen Meinung über das Verhältnis von Rasse zu Rasse unter diesem Gesichtspunkt der Arbeitsverpflichtung wird notwendigerweise die praktische Wirtschafts- und Eingeborenenpolitik abhängen. Je nachdem ob man sich den Herrn Staatssekretär als Anhänger oder als Bestreiter dieser prinzipiellen Arbeitsverpflichtung als Folgerung aus der — mindestens vorläufigen — rassenhaften Minderwertigkeit des Negers vorstellt, wird man seine Erklärung in der Budgetkommission mit einer ganz verschiedenen, ja teilweise direkt entgegengesetzten Interpretation zu lesen haben. Die kolonialpolitisch interessierten Kreise wären Herrn Dernburg sehr dankbar, wenn er sich dazu herbei ließe, ein klares und grundsätzliches Wort über seine Stellung zu diesem Problem zu sagen. Sobald das da ist, und zwar in positivem Sinne, wird man sich über alles andere leicht verständigen.

Die Nationalzeitung vom 15. Februar d. J. bringt eine Zuschrift zum Kolonialetat vom Reichstagsabgeordneten Dr. Semler, der bekanntlich nicht nur Kamerun und Togo, sondern auch Südwestafrika selbst besucht hat. Dr. Semler betont gleichfalls, wie ich es schon vor zwei Monaten in den Jahrbüchern getan habe, daß der Reichstag mit der Forderung von 25 Millionen für 4000 Mann Schutztruppe in Südwestafrika für das kommende Etatsjahr vor keine leichte Entscheidung gestellt wird. Er schreibt: „Ich stehe nicht an auszusprechen, daß ein jährlicher Militäretat nur für die südwestafrikanische Schutztruppe von 25 Millionen nicht in dem richtigen Verhältnis zu dem Werte der Kolonie steht.“ Im Zusam-

menhang hiermit macht Herr Dr. Semler einen Vorschlag, dem man in seiner überraschenden Einfachheit nur auf das Rückhaltloseste zustimmen kann: wenn schon einmal die Kolonialverwaltung eine so hohe Belastung des südwestafrikanischen Schutztruppenetats für notwendig hält, dann wenigstens die jetzt bevorstehende Ablösung von 880 Köpfen nicht wie bisher aus Reitern, sondern aus Pionieren und Eisenbahntrouppen bestehen zu lassen und diesen von vornherein die Aufgabe zuzuweisen, den notwendigen weiteren Eisenbahnbau in der Kolonie — d. h. zwischen Steetmanshoop und Windhuk — in Angriff zu nehmen. Die Argumente, die der Verfasser für seinen Vorschlag vorbringt, sind schlechtthin schlagend, und es ist unmöglich, daß von einer sachverständigen Seite irgend etwas Haltbares gegen sie vorgebracht werden kann. Da diese Eisenbahntrouppen im Notfall dem Gouvernement natürlich auch als bewaffnete Macht zur Verfügung stehen, so wird es meines Erachtens vollkommen ausreichen, wenn außer ihnen noch eine Truppe von 2000 Mann sowie der erforderlichen Artillerie in Südwestafrika unterhalten wird.

Paul Kohrbach.

Estmarken-Vorlage. — Der neue Reichschatzsekretär und die allgemeine Politik.

Das Schicksal der Estmarkenvorlage ist noch immer höchst zweifelhaft. Die Kommission des Herrenhauses hat die Enteignung ungefähr in dem Sinne, wie es in diesen „Jahrbüchern“ vorgeschlagen wurde, beschränkt, indem sie allen Besitz, der seit mehr als zehn Jahren in derselben Familie ist, von der Enteignung ausgenommen hat. Nur der Besitz also, der erst vor kurzem in andre Hand übergegangen oder der künftig ver- und gekauft wird, ist der Möglichkeit der Enteignung ausgesetzt. Damit sind die moralischen Bedenken gegen die ganze Prozedur auf ein erträgliches Maß eingeschränkt. Aber freilich, ob damit im ganzen etwas gewonnen ist, ist sehr zweifelhaft, denn die Waffe, die die Regierung mit einem solchen Gesetz in die Hand bekommt, ist sehr wenig wirksam. Das ganze Idium aber und die ganze Gefahr des Prinzips einer Enteignung aus Parteigründen bleibt bestehen. Es bleibt bestehen, daß, wenn früher nur enteignet werden durfte zu Gunsten der öffentlichen Gewalt, künftig ein Mann enteignet werden könnte, bloß weil er Schulzki heißt, zugunsten eines andern, der Schulz heißt. Auch viele Politiker, die die Enteignung aus nationalen Gründen für notwendig halten, sind doch der Meinung, daß es besser sei, den Vorschlag der Herrenhauskommission abzulehnen, da der Gewinn dem Spiel nicht entspreche. Man arbeitet wohl noch an einem Kompromiß, etwa die zehnjährige Schutzfrist auf fünfzehn oder zwanzig Jahr herabzusetzen, aber je länger die Verhandlungen dauern, desto mehr zeigt sich, wie sehr die öffentliche Meinung gegen das ganze Projekt ist. Man fühlt, daß selbst in der schärfsten Form für das Nationalitätenproblem selbst auf

diesem Wege bei der ungeheuren Stärke der polnischen Bevölkerung in Preußen unmöglich etwas Wesentliches geleistet werden kann und die Verletzung des Rechtsbewußtseins, so sehr diese Empfindung heute im deutschen Volke auch abgestumpft ist, macht sich doch in offenbar steigendem Maße geltend. Namentlich in der Provinz Posen selbst wächst die Protestbewegung von Tag zu Tag. Eine große Versammlung der deutschen Bürgerschaft der Stadt Posen hat sich mit allen gegen zwei Stimmen gegen die Enteignung erklärt und nachdem zuerst der Oberamtmann Fuß mit seiner Broschüre von höchster Leidenschaft fast allein zu stehen schien, treten jetzt Hunderte und Aber-Hunderte von Unterschriften deutscher Grundbesitzer gegen die Enteignung hervor. Der Oberpräsident von Waldow tut was er kann, um den Strom zu dämmen, aber es ist alles vergeblich. Einer der Führer der Bewegung trat unter der persönlichen Einwirkung des Oberpräsidenten mit einer öffentlichen Erklärung von der Agitation zurück, aber nach zwei Tagen erließ er eine neue Erklärung, in der er seine Unterschrift aufrecht erhielt. Der Verfasser der Broschüre „Landlose Polen“, die ich herausgegeben habe, ist trotz seines harmlosen Pseudonyms „Wilhelm“ glücklich entdeckt und sofort aus der Provinz fortgesetzt worden. Ohne schärfste Anziehung der Zügel scheint die Provinz nicht mehr zu regieren zu sein. Auch die Professoren der Akademie müssen sich in acht nehmen, in ihren Vorlesungen etwas unliebsames zu sagen. Die Katoliken tun natürlich was sie können, um den Eindruck hervorzubringen, daß trotz allem die deutsche Bevölkerung der Provinz hinter der Regierung stehe. Die Unterzeichner der Petition gegen die Enteignung werden in den nationalen Zeitungen persönlich verunglimpft und verdächtigt, und eine Deputation ist bei dem Oberbürgermeister von Posen erschienen, um ihn als Mitglied des Herrenhauses für die Enteignung zu stimmen. Aber unglücklicherweise hatte man beobachtet, wer diese Deputation, die die Meinung des Posener deutschen Bürgertums zum Ausdruck bringen sollte, bildete — es waren lauter Regierungsbeamte. Von den Konservativen bis zu den Freisinnigen ist eben das Deutschtum der Provinz, mit Ausnahme der ausgesprochenen Katoliken, durchweg entweder zurückhaltend oder offen und entschieden gegen die Enteignung. Diese Tatsache wird auf die Entscheidung des Herrenhauses und schließlich auch des Abgeordnetenhauses, wenn die Vorlage noch einmal an dieses zurückkommt, doch wohl nicht ohne Wirkung bleiben. In einem von großer politischer Klugheit zeugenden Artikel hat denn auch die Kreuzzeitung der Regierung bereits den Rat erteilt, die Vorlage zurückzuziehen; eine Niederlage liege darin nicht, denn die Wirkung, auf die es hauptsächlich ankam, den Polen zu zeigen, welche Waffen die Regierung im äußersten Fall noch im Arsenal habe, sei erreicht, man könne, wenn sich auch jetzt noch kein Friede herstellen lasse, wieder auf die Enteignung zurückgreifen, vorläufig aber solle man einmal suchen, so auszukommen.

*

*

*

Unsere innere Situation charakterisierte ich im letzten Heft prinzipiell dahin, daß der Herr Reichskanzler in vorsichtiger Abwägung der Kräfte der verschiedenen Parteien sich nach wie vor wesentlich zu den Konservativen halte, den Durst der Freisinnigen mit einigen auf die Zunge gespritzten Tropfen lindere und auf diese Weise die Existenz des Blocks zwar schütze, ihn aber auch vor jeder Tätigkeit an seinen eigentlichen Hauptaufgaben, der Reform des Wahlrechts und der Schaffung neuer Steuern bewahre. Der Versuch, die Wahlrechtsfrage durch eine Volksbewegung in Fluß zu bringen, ist völlig gescheitert: weder die Sozialdemokraten noch die Freisinnigen haben irgend etwas imponierendes zustande bringen können. Das Volk verhält sich in dieser wichtigen Angelegenheit so gut wie gleichgültig.

In der Finanzfrage ist nach langem, langem Zaudern und Suchen ein wichtiger Schritt geschehen durch die Ernennung eines neuen Reichsschatzsekretärs. Das würde an sich noch nicht so viel bedeuten, denn Herr von Stengel war für seinen Posten in hohem Grade geeignet und hat so viel in ihm geleistet, wie ein Mann nur leisten kann. Mit so guten Hoffnungen man auch eine schon vielfältig bewährte jüngere Kraft wie Herr Sydow in dem neuen Amt begrüßen mag, die Person vermag an dieser Stelle wenig, worauf es ankommt, ist allein die parlamentarische Taktik. Wir brauchen 400 Millionen Reichssteuern und es ist deutlich genug, auf welchem Wege sie zu beschaffen sind: Zigarren-Vanderolensteuer, Spiritus-Monopol, vielleicht verbunden mit Petroleum-Monopol, Biersteuer, Reichs-Erbchaftssteuer, Beschränkung des Intestat-Erbrechts der Seitenverwandten auf den fünften Grad (Vetter des Vaters). So ungefähr lautete schon Herrn von Stengels Programm — weshalb hat er es nicht durchsetzen können? Der wesentliche Punkt bei der Ernennung des Herrn Sydow ist zu sehen in seiner gleichzeitigen Ernennung zum preußischen Staatsminister. Diese Stellung hat keiner der bisherigen Reichsschatzsekretäre gehabt, sie ist aber politisch von höchster Wichtigkeit, denn sie bedeutet nichts anderes, als daß dem neuen Schatzsekretär die Möglichkeit gewährt und damit die Aufgabe gestellt werden soll, den Widerstand, der bisher im preußischen Staatsministerium der Reichsfinanzreform in den Weg gelegt wurde, niederzukämpfen und zu brechen. Es ist seit langem klar, daß der Vater aller Hindernisse der preußische Finanzminister, Herr von Rheinbaben, ist. Die Reform der preußischen Einkommensteuer, gegründet auf eine völlige Trennung der Besteuerung der Aktiengesellschaften von der Besteuerung der physischen Personen ist eine Idee, deren Fruchtbarkeit auf der Hand liegt, aber das preußische Finanzministerium kommt damit nicht vom Fleck. Eine schärfere Trennung des Eisenbahnetats von dem allgemeinen Etat ist im Abgeordnetenhaus wiederholt in Anregung gebracht und gefordert worden; wer sich widersetzt, ist der Herr Finanzminister. Eine Reichssteuerreform hat, wie alle Welt seit Jahren weiß, schlechterdings keine Aussicht, wenn sie nicht mit einer scharfen Heranziehung der großen Vermögen, sei es in einer Reichsvermögenssteuer, sei es der Ausdehnung der Reichserbchafts-

steuer, verbunden ist; wer sich ohne jeden tieferen sachlichen Grund, aus bloßem agrarisch-kapitalistischem Vorurteil widersetzt, ist Herr von Rheinbaben. Hier also hat Herr Sydow den Kampf aufzunehmen, und zu diesem Zweck ist er nicht bloß Staatssekretär, sondern auch Staatsminister geworden. Hinter Herrn von Rheinbaben freilich steht das Gros der konservativen Partei, die heute noch, ermutigt durch die Nachgibigkeit des Reichskanzlers, ihre Macht im Abgeordnetenhaus rücksichtslos und schonungslos in allen Ressorts handhabt. Selbst Herr Holle, der neue Kultusminister, hat keine volle Gnade vor ihren Augen gefunden, und während die Liberalen außer sich sind, daß auch die angebliche Konzession mit dem Rücktritt des Herrn Studt sich als eine Täuschung erwies und Herr Holle ganz im Geist seines Vorgängers weiterregiert, so nehmen die Konservativen die Gelegenheiten wahr, dem Herrn Minister durch diesen oder jenen Beschluß zu zeigen, daß sie mit dem Zentrum zusammen im Hause die Majorität haben, und daß sie nach wie vor auf der Verwaltung seines Ministeriums im Geiste dieser Kombination bestehen.

Es ist leicht zu kritisieren, aber man sieht, es ist nicht leicht, bei derartig zusammengesetzten Parlamenten in Deutschland-Preußen zu regieren, im Reich mit den Freisinnigen Steuern zu konstruieren und in Preußen den Kultusminister unter der konservativ-kerikalen Fuchtel stehen zu lassen. In diesem Sommer haben wir die neuen Wahlen zum Abgeordnetenhaus noch nach dem alten System, es wird von unendlicher Tragweite sein, ob die preußische Wählerschaft die heutigen Majoritätsverhältnisse bestätigt oder ob selbst dieser Wählerschaft endlich die Geduld reißt. Das preußische Volk? Ja, wenn man in Preußen das Volk ernstlich fragte, dann hätten wir schon längst andere Zustände. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Anders, Erwin.** — Schwarzenbergs Disposition für den 14. Oktober 1818. Berliner Dissertation. Berlin, Landsbergerstr. 103, Wilhelm Pitz.
- Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik.** — Herausgegeben von Werner Sombart, Max Weber und Edgar Jaffe. XXVI. Band. 1. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr.
- Bamberger, Georg.** — Erbrechtsreform. Ein sozialpolitischer Vorschlag zur Befestigung der Reichsfinanzen. 78 S. Berlin, J. Guttentag.
- Bendixen, Dr. Friedrich.** — Das Wesen des Geldes. Zugleich ein Beitrag zur Reform der Reichsbankgesetzgebung. M. 1.40. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Berger, Arnold, E.** — Die Kulturaufgaben der Reformation; M. 6.—. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
- Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungs-Jahren 1901 bis 1905.** II. Teil.
- Bo noulli, Carl Albrecht.** — Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche. Eine Freundschaft. M. 7.50, geb. M. 9.—. Jena, Eugen Diederichs.
- Bertholet, A.** — Religionsgeschichtliches Lesebuch. M. 6.60, geb. M. 8.—. Tübingen, J. C. B. Mohr.
- Breslauer Studien zur Geschichte.** 1. Heft. Ludwig, Dr. Victor. — Ueber Friedrich Wilhelms IV. Stellung zur Proussischen Verfassungsfrage. M. 3.—. Breslau, Trowendt & Granier.
- Breslauer Studien zur Geschichte.** 2. Heft. Thierse, Dr. Paul. — Der nationale Gedanke und die Kaiseridee bei den Schlesischen Humanisten. M. 4.50. Breslau, Trowendt & Granier.
- Brauner, Dr. Georg.** — Die religiöse Frage im Lichte der vergleichenden Religionsgeschichte. M. 1.80. München, C. H. Beck.
- Hühner, Dr. Wilhelm.** — Fauststudien. M. 1.80. Weimar, Hermann Böhlau Nachf.
- Burekhard, Max.** — Das Theater. (Die Gesellschaft Bd. XVIII.) M. 1.50, geb. M. 2.—. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.
- Comenius, Joh. Amos.** — Das Labyrinth der Welt. M. 6.—, geb. M. 8.—. Jena, Eugen Diederichs.
- Carare, J.** — Gedanken über Inhalt und Bedeutung der Wassertaufe. M. 1.—. Berlin, Hermann Walther.
- Dähnhardt, Oskar.** — Natursagen. Eine Sammlung naturdeutender Sagen, Märchen, Fabeln und Legenden, herausgegeben von Oskar Dähnhardt. Band I Sagen zum Alten Testament. Geh. M. 8.—, geb. M. 10.50. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.
- , — Schwänke aus aller Welt. Geh. M. 8.—. Leipzig, B. G. Teubner.
- Denkschrift betreffend die Entwicklung des Kiautschou-Gebiets in der Zeit vom Oktober 1906 bis Oktober 1907.** Berlin, Reichsdruckerei.
- Deutsche Arbeit.** — Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrg. 7, Heft 5. M. 1.20. Prag, Karl Bellmann.
- Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern.** I. Band. M. 18.50, geb. M. 16.50. Jena, Eugen Diederichs.
- Donatello.** — Des Meisters Werke in 277 Abbildungen. Herausgegeben von Paul Schubring. Geb. M. 8.—. (Klassiker der Kunst, Bd. 11.) Stuttgart, Deutsche Vorlags-Anstalt.
- Dokumente frühen deutschen Lebens.** Erste Reihe: Das deutsche Lied, geistlich und weltlich bis zum 18. Jahrhundert. Katalog III. M. 8.—. Berlin, Martin Breslauer.
- Ewald, Dr. Oscar.** — Kants kritischer Idealismus als Grundlage von Erkenntnistheorie und Ethik. M. 10.—. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
- Fischer, Friedrich.** — Unser alte Fritz. M. 1.50. Dresden, E. Pierson.
- Fischer, Kuno.** — Ueber David Friedrich Strauss. Gesammelte Aufsätze. M. 8.60. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsabh.
- Fried, Alfred H.** — Die zweite Hanger Konferenz, ihre Arbeiten, ihre Ergebnisse und ihre Bedeutung. Brosch. M. 8.50, geb. M. 5.—. Leipzig, B. Elischer Nachf.
- Fridrichowicz, Dr. Eugen.** — Kurzgefasstes Compendium der Staatswissenschaften in Frage und Antwort. Bd. I, Theoretische Volkswirtschaftslehre. Zweite umgearbeitete Auflage. Geb. M. 4.—. Berlin, R. Trenkel.
- Geffken, J.** — Christliche Apokryphen. (Religionsgeschichtliche Volksbücher, herausgegeben von Fr. Michael Schiele. I. Reihe, 15. Heft). 70 Pf. Tübingen, J. C. B. Mohr.
- v. Gerlach, Helmuth.** — Das Parlament (Die Gesellschaft, Bd. XVII). M. 1.50, geb. M. 2.—. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.
- Glocke, Die.** Monatshefte für Literatur und Wissenschaft. Heft XI. Jahrespreis 3 Dollar. Für das Ausland 4 Dollar. Einzelheft 25 C. Evanston-Chicago. U. S. A. Verlag der Glocke.
- Gurlitt, Ludwig.** — Die Schule (Die Gesellschaft Bd. XVI). M. 1.50, geb. M. 2.—. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.
- Hoffmann, Adalbert.** — Johann, Christian Günthers Schulzeit und Liebesfrühling. Ein Beitrag zum Lebensbild des Dichters. M. 2.—. Jauer, Oskar Hellmann.

- Hoffmann, Karl.** — Zur Literatur und Ideen-Geschichte. Zwölf Studien. 165 S. Charlottenburg, Günther'sche Buchhandlung.
- Hochland.** — Monatschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth, V. Jahrgang, 5. Heft. Vierteljährlich M. 4.—. Einzelheft M. 1.50. München und Kempten, Jos. Kösel.
- Huch, Ricarda.** — Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Brosch. M. 4.—. Leipzig, H. Haessel.
- Jahresbericht und Mitteilungen der Handelskammer zu Cöln.** 1906—07. Heft 5. Cöln, M. du Mont Schauberg.
- James, William.** — Pragmatismus. Deutsch von Wilhelm Jerusalem. M 5.—, geb. M. 6.—. Leipzig, Dr. Werner Klinghardt.
- Jaurès, Jean.** — Histoire Socialiste (1880—1900) Tome XI, La Guerre Franco-Allemande (1870—1871) par Jean Jaurès. La Commune (1871) par Louis Dubreuilh. Paris, Publications Jules Rouff et Cie
- Katalog der Bibliothek des Vereins für die Geschichte Berlins.** Bearbeitet von Hugo Guiard. 285 S. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Kelter, Edmund.** — Ein Jenaer Student um 1630. Mit 27 Abbildungen M. 2.50, geb. M. 3.50. Jena, Eugen Diederichs.
- Landauer, Gustav.** — Die Revolution. (Die Gesellschaft Bd. XIII. M. 1.50, geb. M. 2.—. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.
- Lasson, Georg.** — Hegel. (Aus der Gedankenwelt grosser Geister Bd. 4.) Br. M. 2.50, geb. M. 3.—. Stuttgart, Robert Lutz.
- Laube, Heinrich.** — Gesammelte Werke in fünfzig Bänden. I. bis III. Band. Leipzig, Max Hesse.
- Mädchenbildung. Die höhere.** — Vorträge gehalten auf dem Kongress zu Kassel am 11. und 12. Okt. 1907. M. 1.80 Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.
- Meyer, Friedrich.** — Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek M. 25.—. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung.
- Mielke, R.** — Das deutsche Dorf. (Aus Natur- und Geisteswelt, Band 192.) Leipzig B. G. Teubner.
- Mitteilungen der Handelskammer Graudenz.** Herausgegeben von der Handelskammer als ihr amtliches Organ. III. Jahrgang No. 2. Graudenz, Januar 1907.
- Münz, Dr. Wilhelm.** — Einsames Land. Erzählungen und Stimmungsbilder. M. 2.50 M. Frankfurt a. M., J. Kauffmann.
- Müller, S.** — Technische Hochschulen in Nordamerika. (Aus Natur und Geisteswelt 190 Bd.) M. 1.—, M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herrn Dr. Paul Rohrbach, Berlin-Friedenau, Isoldestr. 1.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preussischen Jahrbüchern“ ohne besondere Erlaubnis ist untersagt. Dagegen ist der Presse freigestellt, Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten, Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW. 7.

Sobien erschien:

Historische
und
Politische Aufsätze
von
Hans Delbrück.

2. Auflage broschiert M. 6.—, eleg. gebunden M. 7.—

Die Aufsätze zerfallen in mehrere Gruppen; die erste ist dem Katholizismus u. Ultramontanismus gewidmet, besonders wird die historische Bedeutung des Ereignisses von **Canossa** behandelt. Die zweite Gruppe untersucht Fragen der englischen und preussischen Verfassungsgeschichte im Vergleich miteinander; der Ursprung und die Bedeutung des preussischen **Landratsamts** tritt dabei besonders in den Vordergrund. Die dritte Gruppe ist kriegsgeschichtlicher Natur und behandelt besonders den fundamentalen Gegensatz in der **Strategie Friedrichs des Grossen und Napoleons**, der von manchen Militärschriftstellern noch immer bestritten wird.

„HANNOVERLAND“

Monatsschrift für Geschichte und Kultur unserer niedersächsischen Heimat.

Preis vierteljährlich 1,25 Mk.

Die **Deutsche Tageszeitung** schreibt:

„Wenn wir zum Jahresschlusse dieser, ihren ersten Jahrgang abschliessenden Heimatsschrift gedenken, so erfüllen wir nicht sowohl eine publizistische Notwendigkeit, als eine angenehme Pflicht. Den meisten unserer niedersächsischen Leser ist diese vorzüglich geleitete und von einem respektablen Stabe von Mitarbeitern bediente Heimatsschrift wohl bekannt, und in vielen Häusern hat sie Eingang und einen verdienten Ehrenplatz im Bücherzimmer gefunden. Zweck dieser Zeilen soll daher nur sein, auch unsere ausserhalb des eigentlichen Arbeitsgebietes der Zeitschrift wohnenden, mit deutscher Volkshunst sich beschäftigenden Leser auf das „Hannoverland“ aufmerksam zu machen. Sie werden darin viel Anregung für ihre eigenen Studiengebiete finden und zu dem unverfälschten Menschenschlage, dessen Art in der vorliegenden Zeitschrift seinen Ausdruck und eine liebevolle Würdigung findet, rasch in ein freundschaftliches Verhältnis treten.“

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

und von

ERNST GEIBEL, Verlag, HANNOVER.

~~DUE JAN 19 195~~

~~DUE JUL 22 43~~

~~DUE MAY 1 8 49~~

FEB 19 1950

CANCELLED
18
780

Widener Library



3 2044 098 612 898